Digitized by Google

FONDO PROVINCIA
NAZIONALE
BIBLIOTECA
B. Prov.
IV
1036
NAPOLI
BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio XXIV
Palchetto C
Num.° d' ordine 5

B. Prov.
IV
1050

C14496

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk
besorgt von
Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Neunter Band.

Oberhausen und Leipzig.
Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.
1872.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III NAPOLI

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Digitized by Google

Geschichte der neueren Zeit.

I. Die Hauptstaaten Europa's beim Eintritte des sechszehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

I. Italien bis auf die Zeit des Einfalles der Franzosen unter Karl VIII.

1. Venedig um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Wenn der höchste Glanz und Wohlstand eines Staates zu einem Schlusse auf die Vortrefflichkeit seiner Verfassung und Regierung berechtigen, so hat Machiavelli unstreitig Recht, die Verfassung und Regierung von Venedig als musterhaft und unübertrefflich zu preisen. Hieraus würde sich aber zugleich, was auch durch gewisse Perioden der englischen Geschichte bestätigt zu werden scheint, die Folgerung ergeben, daß eine industrielle Nation und eine kluge, den Handel ausschließlich begünstigende aristokratische Regierung der Grundsätze der Sittlichkeit, sowie der Idealität der Ansichten ganz entbehren könne. Wenn äußere Größe, Reichthum, Glanz und stolzes Nationalbewußtsein der Beherrschten den Herrschern und den Formen der Herrschaft zugeschrieben werden müssen, so verdienen allerdings die oligarchische Tyrannei von Venedig und die englische plutokratisch-aristokratische Regierung des achtzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein das große Lob, welches ihnen so reichlich gespendet wird. Anders ist es jedoch, wenn man Grundsätze der Moral, menschliches Gefühl und strenge Gerechtigkeit von Regierungen fordert. Machiavelli erhebt die politische Klugheit der venetianischen Regierung über Alles, er stellt sie als Muster auf, weil er, wie seine Ansicht vom Treiben eines Cäsar Borgia am besten beweist, durchaus keine Rücksicht auf Moral nimmt. Diese Art von politischer Klugheit wird man in Bezug auf Venedig aus allem dem erkennen, was wir früher über die Entstehung der venetianischen Macht und über ihre Erwerbung der Herrschaft in Dalmatien, im Peloponnes und auf dem festen Lande von Italien berichtet haben; sie zeigt sich besonders auch in der Geschichte des gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts regierenden Dogen Franz Foscari und seines Sohnes Jakob, und da unsere Zeit ganz auf Machiavelli's Grundsätze zurückzukommen scheint, so wollen wir, ohne Nutzanwendung, ohne Lob oder Tadel, an Foscari's Beispiele nachweisen, wie in Venedig verfahren wurde.

Franz Foscari ward im 51. Jahre seines Lebens durch die 41 Wahlherren, unter denen er selbst der jüngste war, zum Dogen erwählt, und bekleidete diese Würde 34 Jahre lang (1423—1457). Während der Zeit seiner Regierung erreichte Venedig den Gipfel der Größe, der Macht und des Reichthums; er selbst aber erlitt von der herrschenden Oligarchie alles, was für einen Fürsten demüthigend und für einen Vater herb sein kann. Auch sein Sohn wurde ein Opfer dieser Oligarchie und weder der große Rath, noch die Verdienste, die der Vater sich während seines langen Lebens erworben hatte, konnten den unglücklichen Jakob Foscari retten. Zur Zeit des Dogen Foscari ward die Seemacht der Venetianer in steten Kriegen mit den Türken nicht allein an den ägyptischen und syrischen Küsten, sowie im griechischen Inselmeer bis nach Constantinopel hin und an den Gestaden des schwarzen Meeres furchtbar, sondern Venedig faßte auch festen Fuß im Peloponnes, gebot in Dalmatien und Illyrien und breitete seine Herrschaft in der Lombardei bis über Brescia, Bergamo und Crema aus. Auch Mailand wäre von den Venetianern unterworfen worden, wenn nicht Franz Sforza noch schlauer gewesen wäre, als der alte Doge Franz Foscari, und sich im entscheidenden Augenblicke durch Vertrag zum Herzoge von Mailand gemacht hätte (Bd. VII. 520). Franz Foscari war kriegerisch, reich, freigebig und glänzend und der niedere Adel hing an ihm; die eigentliche Staatsgewalt blieb aber in den Händen von zehn Senatoren, welche aus den alten erfahrenen Staatsmännern ergänzt, ein unsterbliches Collegium der venetianischen Regierung bildeten (Bd. VI 540). Diese jedem Venetianer furchtbaren zehn Männer beobachteten den Dogen ängstlich und brachten ihn schon 1433 dahin, daß er seine Stelle niederlegen wollte. Dies wäre unter den damaligen Umständen politisch nachtheilig und gefährlich gewesen, Foscari wurde daher genöthigt, seinen Vorsatz aufzugeben. Zehn Jahre später (1443) wollte er aufs neue seiner Würde entsagen und diesmal scheint es ihm aufrichtig ernst damit gewesen zu sein; allein auch jetzt gab man es nicht zu, ja, er mußte damals sogar versprechen, daß er die Stelle bis zu seinem Tode behalten wollte.

Im folgenden Jahre vermählte sich der einzige seiner vier Söhne, welcher am Leben geblieben war, Jakob Foscari, mit einer Contarini. Die Hochzeit desselben ward von Fremden gleich einer königlichen, von den Einheimischen als ein Nationalfest gefeiert; sie war aber für Vater und Sohn auch das Ende ihres Glückes. Jakob Foscari wurde bald nachher beschuldigt, von fremden Staaten und Fürsten, besonders vom letzten Herzoge von Mailand, Geschenke genommen zu haben*); man

*) Doni e presenti mediante alcuni suoi famigli di danari, giojelli e altri simili cose.

warf ihn daher nach der schrecklichen Sitte der Oligarchie auf Befehl der Zehn in den Kerker. Die drei Staats-Inquisitoren führten das peinliche Verhör über Jakob; das ganze Verfahren wurde aber so geheim gehalten, daß es ein Todesverbrechen war, von dem Angeklagten auch nur zu reden. Die Anzeige, auf welche hin man den Sohn des Dogen in gerichtliche Untersuchung gezogen hatte, war von einem Florentinischen Verbannten, Michael Bevilacqua, gekommen. Ein Geständniß erpreßte man von dem Angeklagten durch harte Tortur (datagli la corda). Jakob Foscari wurde hierauf von den Richtern, welche seine Feinde waren, in geheimer Sitzung verurtheilt und der alte Vater war genöthigt, am 20. Febr. 1445 im großen Rath seinem durch die Seiltortur verkrüppelten Sohne das harte Urtheil der Zehn bekannt machen zu lassen*).

Der Unglückliche wurde nach Napoli di Romania (Nauplia im Peloponnes) verbannt, wo er unter polizeilicher Aufsicht bleiben oder mit andern Worten sich jeden Tag vor dem venetianischen Statthalter (rettore) stellen sollte. Das Schiff, auf welchem er nach Napoli gebracht werden sollte, lief jedoch in Triest ein, und der Verbannte erlangte dort wegen seines gebrechlichen Zustandes die Erlaubniß, sein Exil im Trevisanischen nehmen zu dürfen. Auch hier verfolgte ihn bald die Eifersucht der Zehn. Im Jahre 1450 ward nämlich der Präsident dieser Behörde, Almoro Donato, einer der drei Staatsinquisitoren, meuchelmörderisch getödtet, die beiden Collegen desselben warfen Verdacht auf Jakob Foscari, dessen Diener zur Zeit der Ermordung in Venedig gesehen worden war, ein falscher Ankläger war bald gefunden und Jakob Foscari wurde zur Untersuchung nach Venedig gebracht. Der alte Doge mußte hierauf noch einmal mitansehen, wie sein Sohn, welcher nebst seinem Diener ungeachtet einer langen und schrecklichen Folter sich nicht schuldig bekannte, aufs neue verurtheilt ward. Man schickte den Unglücklichen diesmal nach Kanea, auf der Insel Kandia, wo die Venetianer ebenfalls Besitzungen hatten; er wurde aber bald wieder nach Venedig zurückgebracht, weil er in Folge der grausamen Tortur Beweise von Irresein gab und man ihn dadurch zu heilen hoffte, daß man ihn auf kurze Zeit wieder mit seiner Familie vereinigte. Der alte Doge und seine Gemahlin mußten also 1451 den geistesschwachen verkrüppelten Sohn sehen und trösten; sie durften ihn aber nicht in Venedig behalten, sondern Jakob ward trotz aller Bitten nach Kanea zurückgeschickt. Selbst nachdem Nikolaus Erizzo sich als den Mörder des getödteten Staats-Inquisitors angegeben hatte, ward der unglückliche Jakob nicht freigelassen. Ja, das Schicksal oder vielmehr die unerhörte Grausam-

*) Chiamato il consiglio de' dieci colla giunta, nell' quale fu messer lo doge, fu sentenziato il detto Jacopo Foscari.

keit rachsüchtiger, egoistischer **Oligarchen**, welche nichts desto weniger von aller Welt und auch von Machiavelli bewundert werden, verhängte sogar noch eine dritte Folterung über ihn und sein Vater mußte, nachdem er bei dieser Gelegenheit aufs neue der Dogen-Würde hatte entsagen wollen, 1456 noch einmal an der Verfolgung seines Sohnes Theil nehmen. Jakob Foscari hatte nämlich in seiner Geistesverwirrung aus dem Exil einen Brief an den Herzog Franz Sforza von Mailand geschrieben und diesen ersucht, sich in Venedig für ihn zu verwenden, obgleich nach den Gesetzen seiner Vaterstadt ein solcher Schritt ein Todesverbrechen war; der Ueberbringer des Briefes aber hatte, weil er sich nicht verdächtig machen wollte, denselben an das Collegium der Zehn übergeben und dieses ließ hierauf den Verbannten zur Untersuchung nach Venedig bringen. Hier sagte der unglückliche Mann, der durch die Tortur geistesschwach geworden war, er habe den Brief nur deshalb geschrieben, weil er um jeden Preis noch einmal seine Vaterstadt habe sehen wollen. Die Zehn, die sich zum Verhör zwanzig andere Senatoren zugesellt hatten, ließen diesmal den halbverrückten Mann noch grausamer foltern, als die beiden ersten Male*). Erst als sein durch die Folter ganz zerrissener Leib verbunden wurde, durften ihn endlich seine alte Mutter und sein Vater, der auf einem Stabe gelehnt zu ihm kam, im Kerker (gli torricelli) besuchen, aus welchem er nachher auf die Insel Kandia zurückgebracht wurde. Der unglückliche Mann bat bei dieser letzten Zusammenkunft mit seinen Eltern den Vater, wenigstens das Eine zu bewirken, daß er die ihm noch übrige kurze Lebenszeit in seinem Hause zubringen dürfe; der Vater wies aber die Bitte des Sohnes mit den Worten zurück: „Geh und gehorche ohne Murren dem Gebote deines Vaterlandes!"**). Diese Antwort wird als ein Beweis des altrömischen Patriotismus der venetianischen Nobili gepriesen; wir sind jedoch eben so wenig Bewunderer der römischen als der venetianischen Patricier und enthalten uns deshalb jeder Bemerkung über den Heroismus Beider. Uebrigens fügt dieselbe Chronik, welche uns jene Antwort überliefert hat, hinzu, daß der alte Mann gleich nach der unnatürlichen Anstrengung ohnmächtig hingefallen sei. Der unglückliche Jakob wurde, bald nachdem man ihn in sein früheres Exil zurückgebracht hatte, durch den Tod von seinen Leiden erlöst.

*) Ebbe per sapere la verità da que che lo collegiarono **trenta** squassi di corda.

) **Die Bitte des Sohnes und die Antwort des Vaters finden wir in der Chronik der venetianischen Dogen aufbewahrt; auch berichtet sie Sanuto in seiner Vita di Foscari. Es heißt hier: E Jacopo disse: Messer padre, vi prego, che procuriate per me, acoiocche io torni a casa mia. Il doge disse: Jacopo, va e ubbedisci a quello che vuole la terra, e non cercar più oltre. Sanuto erzählt weiter: Ma si disse, che il Doge tornato a palazzo tramorti.

Wir haben aus hundert ähnlichen Beispielen der Art und Weise, wie die kluge Regierung des größten und reichsten Staates im Mittelalter zu verfahren pflegte, diesen einen Fall ausgewählt, um deutlich zu machen, durch welche Mittel große politische Zwecke mitunter erreicht werden. Wir fügen noch die Erwähnung der Kabalen bei, welche dem alten Foscari, nachdem sie ihn sein langes Leben hindurch verfolgt hatten, auch noch sein Ende verbitterten. Wir wagen jedoch dabei nicht zu unterscheiden, wer schlechter, rachsüchtiger, tückischer und habsüchtiger war, Franz Foscari und sein Sohn Jakob oder ihre politischen Gegner; nicht einmal die Wahrheit des Einzelnen wollen wir genau prüfen, sondern blos andenten, wie die gepriesene Staatsweisheit beschaffen war, von deren Urhebern man solche Geschichten erzählen und glauben konnte.

Seit dem Vertrag, der im Jahr 1454 zu Lodi zwischen dem Herzog von Mailand und der Republik Venedig abgeschlossen worden war (Bd. VII. 522), herrschte in Italien verhältnißmäßig Ruhe; Florenz wußte das Gleichgewicht unter den übrigen vier Hauptmächten, Mailand, Venedig, dem Kirchenstaat und dem König Alfons von Neapel, zu erhalten. In demselben Jahre brachte Venedig einen andern Vertrag mit dem Sultan Mahomed zu Stande, der ihren Handel im türkischen Reiche gegen gewisse Zahlungen sicherte; die Republik setzte wieder einen Vertreter (Bailo) in Constantinopel ein. So hatten die Feinde des alten Dogen volle Muße, sich gegen denselben zu wenden. Er hatte seit der Zeit seiner Wahl stets mit der Familie Loredano zu kämpfen gehabt und der häufige Verdruß, welchen der Anhang derselben ihm machte, war es besonders gewesen, was ihn dreimal zu dem Entschlusse getrieben hatte, seine Stellung aufzugeben. Einer aus diesem Hause, der Admiral Peter Loredano, hatte die ihm für seinen Sohn angebotene Hand der Tochter des Dogen ausgeschlagen, und der Bruder desselben, Marcus Loredano, hatte als Avogador der Republik den Schwiegersohn des alten Foscari, Andreas Donato, wegen Erpressung auf Tod und Leben angeklagt. Der Doge soll daher gesagt haben, daß er erst dann Fürst von Venedig heißen könne, wenn Peter Loredano nicht mehr am Leben wäre. Als nun der Letztere und sein Bruder Marcus, gerade nachdem dieser den Proceß gegen Donato angefangen hatte, plötzlich starben, so verbreitete sich, nach der leider auf tausend Erfahrungen gegründeten Sitte jener Zeit, das Gerücht, daß Franz Foscari, der Feind beider Männer, dieselben habe vergiften lassen. Obgleich diese Beschuldigung auf keine Weise begründet war, so stellte sich doch des Marcus Sohn, Jakob Loredano, als wenn er glaube, daß Franz Foscari am Tode seines Vaters und seines Oheims schuld sei. Er arbeitete Jahre lang bei jeder Gelegenheit dem Dogen entgegen und hatte namentlich auch die Verfolgung des Jakob Foscari mit teuf-

lischer Schadenfreude betrieben. Nunmehr benutzte er in Verbindung mit dem Anhange seiner Familie den Umstand, daß der Doge seit der letzten traurigen Zusammenkunft mit seinem Sohne nicht mehr in den Sitzungen der Zehn und im Ausschusse der Regierung (ne in consiglio de' dieci e meno in pregadi) erschien, um den 86jährigen Mann auch noch am Ende seines Lebens zu kränken. Jakob Loredano, Girolamo Donato und Girolamo Barbarigo, welche an der Spitze des Raths der Zehn standen, setzten durch, daß 25 der angesehensten Männer erwählt wurden, um mit dem Collegium der Zehn zu berathschlagen, wie bei der Unfähigkeit des Dogen die Geschäfte geleitet werden sollten. Diese Commission stellte den Antrag, den Dogen zur Niederlegung seiner Stelle zu zwingen. Sie fand hierbei so großen Widerspruch, daß über ihren Antrag nicht weniger als acht Tage lang Debatten geführt wurden, welche stets bis vier oder fünf Uhr des Morgens dauerten, und daß der Rath der Zehn endlich aus Furcht vor dem Adel und dem Volke sich dazu verstehen mußte, den Procurator der Republik einzuberufen. Dadurch hätte leicht die Absicht der Feinde Foscari's vereitelt werden können, weil ein Bruder des Dogen, Marcus Foscari, die Stelle des Procurators bekleidete; die Zehn machten daher durch Gewaltsamkeit den Einberufenen unschädlich. Sie sperrten ihn ein und nöthigten ihn durch Drohungen, sich jeder Abstimmung zu enthalten*), nichtsdestoweniger aber den Beschluß mit zu unterschreiben. Dieser Beschluß lautete dahin, daß Franz Foscari, den man 14 Jahre früher zu dem eidlichen Versprechen, die Stelle eines Dogen bis an seinen Tod bekleiden zu wollen, gezwungen hatte, jetzt genöthigt werden sollte, dieselbe niederzulegen. Eine Deputation der gemischten Commission (gli dieci colla giunta) wurde (Oktober 1457) an den Dogen geschickt, um ihn aufzufordern, daß er einem Platze entsage, den er seit 15 Monaten nicht mehr eingenommen habe. Der alte Mann berief sich auf den früher von ihm geleisteten Eid und erklärte, daß er nicht freiwillig abtreten, wohl aber sich fügen werde, wenn man ihn absetze. Dies geschah dann unmittelbar nachher und es ward ihm durch ein Decret, welches Loredano ihm überreichte, geboten, den Dogen-Palast zu verlassen, die Insignien seiner Würde abzuliefern und ein Jahrgeld von 1500 Dukaten anzunehmen; für den Todesfall wurde ihm das feierliche Begräbniß, das einem Dogen gebührte, zugesichert. Franz Foscari verließ den Palast am 25. Oktober 1457, worauf schon am 30. ein neuer Doge, Pasquale Malipiero, sein Amt einnahm. Ganz Venedig gab seinen Unwillen zu erkennen, als der beim Volke beliebte alte Mann, der 34 Jahre im Dogenpalast gewohnt hatte, nunmehr in gewöhnlicher Bürgertracht auf einen Stab gestützt die Treppe hinabstieg, aber der

*) E il serrarono col dargli giuramento solenne. che nulla dicesse.

Schrecken, den die schreckliche Oligarchie zu verbreiten wußte, war so groß, daß vor ihm auch das Mitleid verstummen mußte. Der Rath der Zehn erließ nämlich eine Verordnung, nach welcher Jeder, der von der Absetzung des Dogen reden würde, vor das Gericht der Staats-Inquisitoren gezogen werden sollte. Der alte Foscari, einst so unternehmend und kraftvoll, unter dessen Regierung der Krieg gegen die Türken mit kurzen Pausen 30 Jahre lang geführt und 1454 der obenerwähnte erste Friede mit denselben geschlossen worden war, starb am 1. November, wenige Tage nach seiner Absetzung. Die Oligarchie ward nach seinem Tode furchtbarer, als sie je zuvor gewesen war.

Zwei Veränderungen, Beide zu Gunsten der oligarchischen Einrichtung des Staates, werden auf die Regierungszeit Foscari's zurückgeführt; die eine gehört unbestreitbar dieser Zeit an, die andere aber wird statt dessen von Einigen in das 16., von Anderen sogar in das 17. Jahrhundert verlegt. Was die erstere betrifft, so wurde nach Foscari's Absetzung, ehe man zur Wahl eines anderen Dogen schritt, die Verordnung gemacht, daß künftig keinem Dogen mehr erlaubt sein solle, irgend eine an ihn gerichtete Depesche anders als in Gegenwart der ihm beigeordneten Senatoren zu öffnen und zu lesen. Dies war nur eine der vielen Beschränkungen, denen allmählich das Staatsoberhaupt unterworfen wurde; der Doge mußte, nachdem er durch eine Reihe von überaus verwickelten Wahlhandlungen, in welchen Abstimmung und Spiel des Zufalls (durch Kugelung) zusammenwirkten, erhoben war, einen Schwur leisten, daß er nie nach Ausdehnung seiner Macht streben wollte; er durfte nicht ohne Erlaubniß Venedig verlassen, sich an keinem Handelsgeschäft betheiligen und außerhalb des Staatsgebietes keine Güter besitzen. Die zweite Veränderung in der Staatsverfassung betraf die vermehrte Gewalt der drei Staats-Inquisitoren, deren Entstehung in den Anfang des Jahrhunderts fällt, in dessen erster Hälfte ihrer schon oft gedacht wird. Die drei Staats-Inquisitoren bildeten damals noch keine besondere Behörde, sie gehörten dem jährlich erneuerten Rathe der Zehn an, dem sie nachher ebenso wie allen anderen Bürgern furchtbar wurden, und hatten im Auftrage desselben das Geschäft, den Leuten, welche Staatsgeheimnisse verriethen, nachzuspüren und die Ergebnisse ihrer Forschungen den Zehn vorzulegen; drei Jahre vor Foscari's Tode aber wurde, wie zuerst Daru in seiner Geschichte von Venedig urkundlich nachgewiesen hat, der Grund zu der furchtbaren Macht jener drei Männer gelegt. Am 16. Juni 1454 beschloß nämlich der Rath der Zehn, einem Ausschusse von drei Männern seine ganze Gewalt zu übertragen, befreite denselben von aller Förmlichkeit bei seinem Verfahren, verbot den Avogadoren, sich in irgend eine von ihm vorgenommene Sache zu mischen, und ertheilte den drei

Männern eine ganz unbegrenzte Gewalt. Am 19. Juni ernannte hierauf der Rath der Zehn die drei Staats-Inquisitoren und bestimmte durch eine von ihm erlassene Verordnung die Befugnisse derselben. Die drei Inquisitoren sollen nach dieser Verordnung für die Dauer ihrer Amtszeit unbeschränkte Gerichtsbarkeit über Alle ohne Unterschied üben, über Adelige und Geistliche wie über die Gemeinen, ja selbst über die Mitglieder des Rathes der Zehn. Sie können jedermann öffentlich oder insgeheim hinrichten lassen, sobald alle drei einstimmig dies beschließen. Jeder Einzelne von ihnen kann verhaften lassen, nur muß er nachher die Sache seinen beiden Collegen anzeigen. Wenn zwei dieser Inquisitoren über den dritten richten wollen, so ist für diesen Fall einer von den Zehn als Stellvertreter ausersehen, den sie sich beigesellen können. Die Kasse des Rathes der Zehn steht zur Verfügung der Drei, ohne daß sie Rechnung abzulegen brauchen. Sie können mit allen Statthaltern, Generalen, Admiralen und Abgesandten correspondiren und ihnen Befehle und Aufträge ertheilen. Ihre Geschäftsordnung endlich entwerfen sie selbst. Das Letztere thaten die drei Staats-Inquisitoren am 23. Juni. Die von ihnen damals gemachte Instruction bestand aus achtundvierzig Artikeln, wurde aber nachher bis auf 103 vermehrt. Sie war von einem der Inquisitoren eigenhändig geschrieben, blieb selbst den Secretären derselben unbekannt und wurde in einem Kästchen aufbewahrt, zu welchem einer der Inquisitoren allein den Schlüssel hatte.

Diese berüchtigte Staatsbehörde von Venedig, welche bis zur Vernichtung des venetianischen Staates durch Bonaparte unzählige Grausamkeiten und Morde begangen, unsäglichen Jammer, den man nicht einmal äußern durfte, veranlaßt und die schändlichsten Ungerechtigkeiten verübt hat, wurde zwar, wie anfangs auch der Sicherheits-Ausschuß der Franzosen um 1794, von Zeit zu Zeit mit anderen Personen besetzt, die Behörde blieb aber immer dieselbe. Die drei Staats-Inquisitoren übten seit Foscari's Zeit eine ganz unbeschränkte, an keinerlei Form gebundene Gewalt. Sie folterten und tödteten, so oft sie es für gut fanden, ganz in der Stille Menschen und ließen von Allem, was sie thaten, auch von dem vergossenen Blut keine Spur übrig. Wenn jemand vermißt wurde und man nur vermuthen konnte, daß er auf Befehl der Staats-Inquisitoren verhaftet worden sei, so wagten seine nächsten Anverwandten aus Furcht vor dem schrecklichen Gerichte nicht einmal zu fragen, wohin er gekommen sei. Bei diesen furchtbaren Maßregeln gegen Alle, von denen ein Angriff auf die Verfassung ausgehen konnte, gefiel sich die Regierung von Venedig in einer patriarchalischen Fürsorge für die Masse, die auf politische Thätigkeit keinen Anspruch machte; die Hospitäler, die Verpflegungsanstalten

galten für musterhaft und auch die Wohlhabenderen entschädigten sich durch Lustbarkeiten, ausgebildete Umgangsformen und künstlerische Pracht für den Druck, den das Staatswesen ausübte.

2. Italien um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Während in Venedig nicht allein die Herrschaft des Adels unerschütterlich fest stand, sondern auch die Regierung von Tag zu Tag mehr einigen wenigen Familien überlassen und die Gewalt dieser Wenigen durch die grausamsten Mittel befestigt wurde, dauerte in Genua der Kampf zwischen Plebejern und Patriciern fort und selbst die Letzteren waren wieder in zwei Parteien getheilt. Der Kampf der Parteien hatte die Republik Genua genöthigt, zuerst die Franzosen in die Stadt aufzunehmen und dann den Visconti's zu huldigen, und kaum war im Jahre 1435 das fremde Joch wieder abgeworfen worden, als die inneren Unruhen auf's neue begannen. Auch in Genua war, wie das in jedem Handelsstaate unvermeidlich ist, die Regierung fortdauernd gewissen mächtigen und reichen Familien überlassen; diese stützten sich aber, ihrem Ursprunge nach, auf verschiedene Theile der Bevölkerung: die patricischen Geschlechter der Grimaldi, Doria, Spinola und Fieschi waren durch die Ritterschaft, aus der sie stammten, mächtig, die Adorni und Fregosi dagegen wurden vom Bürgerstande unterstützt, dem sie ursprünglich angehörten. Es brach daher auch, nachdem die Mailänder aus Genua vertrieben waren, der Streit der patricischen Familien fortwährend wieder aus. Die Eroberung von Constantinopel brachte auch der Republik Genua große Verluste; das für sie so wichtige Pera kam nun in die Hände der Türken und die bedeutende Handelsstadt Kaffa (Theodosia) auf der Krim, sowie die Insel Corsica wurde der Sanct-Georgs-Bank überlassen, welche nunmehr als Besitzerin derselben zum genuesischen Staat ungefähr in dem Verhältniß stand, wie später die ostindische Compagnie zu dem englischen. Bald verbanden sich die Adorni und Fieschi gegen den Dogen Peter Fregoso und landeten sogar, vom König von Neapel, Sicilien und Aragonien, Alfons V., unterstützt, an der genuesischen Küste. Dieser Versuch mißlang zwar; doch warf der Doge gerade zur Zeit von Alfons Tode (1458) sich und den Staat in die Arme Frankreichs.

In Neapel stiftete nach Alfons V. Tode dessen natürlicher Sohn, Ferdinand I., eine Nebenlinie; Sicilien und Sardinien dagegen behauptete Johann II. von Aragonien, Alfons Bruder. Alfons hatte den Papst dahin gebracht, seinen natürlichen Sohn für einen rechtmäßig erzeugten Prinzen zu erklären und demselben die Nachfolge in Neapel zuzusichern; er hatte aber auch zugleich das alte Recht der Stände, sich einen König und Gesetze zu geben, wieder hergestellt, damit ein späterer

Papst nicht wieder nehmen könne, was ein früherer gewährt hatte. Diese Stände bildeten nach alter Sitte zwei Kammern: in der ersten saßen die Fürsten, Grafen, Barone und die mit großen Lehen begabten Prälaten, unter denen der Abt von Monte Casino und der Erzbischof von Reggio die vornehmsten waren; die zweite Kammer bestand aus den Schöffen der Städte und einem Deputirten der Stadt Neapel. Dem Rechte nach sollten die Stände gemeinschaftlich mit dem Könige die Verwaltung der Gerechtigkeit und der Finanzen ordnen; dieses Recht wurde aber selten befolgt und wenn man auch das Parlament des neapolitanischen Reiches seither niemals gesetzlich aufgehoben hatte, so war dasselbe doch oft in langen Zwischenräumen nicht versammelt worden und auf diese Weise in Vergessenheit gerathen. Alfons erneute es dadurch, daß er die Stände 1443 bei der wichtigsten Angelegenheit des Reiches wieder berief, um ein Gesetz über die Thronfolge zu erlassen. Das Parlament erkannte, daß ihm der König ein Recht einräume, welches bisher die Päpste in Anspruch genommen hatten, oder daß, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, Alfons die Souverainetät vom Volke herleiten wolle; es kam daher den Wünschen des Königs zuvor und erklärte seinen Sohn Ferdinand zum Nachfolger. Zwei Päpste, Eugen IV. und Nikolaus V., ließen sich bewegen, als Lehensherren des Königreichs Ferdinand's Thronfolge anzuerkennen, und bei Alfons Tode zweifelte niemand, daß auch des Papstes Nikolaus Nachfolger, der alte Calixtus III., dies thun werde, da er als Kardinal die Unterhandlungen seiner beiden Vorgänger mit Alfons geleitet hatte; allein Calixtus erklärte sich heftig gegen Ferdinand.

Calixtus (seit 1455) war aus der spanischen Familie Borgia und schadete der römischen Kirche ungemein durch die Begünstigung seiner Familie, deren Laster und Frevel die Welt mehr ärgerten, als das Benehmen einer anderen päpstlichen Familie dieses Jahrhunderts. Er verlieh die Kardinals-Würde seinem Neffen, welcher später als Papst Alexander VI. alle Laster, Frevel und schändlichen Lüste öffentlich trieb und begünstigte, die jemals von irgend einem Verbrecher geübt worden sind. Einem anderen Neffen verschaffte er nicht nur das Herzogthum Spoleto, sondern er wollte ihm auch zum Besitze des Königreiches Neapel verhelfen. Er nahm daher durch eine Bulle, die er bekannt machte, Neapel als erledigtes Lehen der Kirche in Anspruch und wandte sich an Franz Sforza von Mailand, um mit dessen Hülfe seinem Neffen dieses Königreich zu verschaffen; Franz Sforza hatte aber politische Gründe, Ferdinand auf dem Throne zu erhalten. Calixtus starb zwei Monate nach Alfons (August 1458); sein Nachfolger, der als Gelehrter, als Geschichtschreiber und als Diplomat unsterblich berühmte Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini), erkannte Ferdinand

als König an, ließ sich aber für die Bulle, durch welche dies geschah, eine jährliche Rente zusichern und Benevent, Pontecorvo und Terracina, welche den Päpsten lange vorenthalten worden waren, zurückgeben.

Der Charakter des jungen Königs von Neapel, welcher später durch Grausamkeit und Ausschweifungen allgemein verhaßt wurde, war dem Volke anfangs unbekannt; dieses jubelte daher, daß es in ihm einen König erhalten habe, der im Lande geboren und mit einer Neapolitanerin (einer Nichte des Fürsten Orsini von Tarent) vermählt sei. Die Barone dagegen und besonders die nächsten Anverwandten Ferdinand's kannten den neuen König besser. Sie suchten sich deshalb auch seiner Herrschaft zu entziehen, und wandten sich in dieser Absicht zuerst an den von seinem eigenen Vater verfolgten Neffen des Königs Alfons V., den unglücklichen Prinzen Karl von Viana, welcher bei Alfons Zuflucht gesucht hatte; Karl war aber selbst zu sehr im Gedränge, als daß er sich mit den Neapolitanern hätte einlassen können. Auch Karl's Vater, Johann II. von Aragonien, konnte die ihm angebotene Krone nicht annehmen. Die unzufriedenen Barone, an deren Spitze der Fürst von Tarent stand, wandten sich daher an einen Prätendenten, welchen der König Karl VII. von Frankreich begünstigte und in allen seinen vielen abenteuernden Unternehmungen unterstützte. Dies war Johann, Herzog von Calabrien, der Sohn Rainer's oder Renatus I. von Anjou, des von uns schon oft erwähnten Titularkönigs von Neapel. Er war zuerst, als die Florentiner ihn 1454 gegen Alfons gerufen und an die Spitze ihres Heeres gestellt hatten, mit einem Haufen von Miethlingen nach Toscana gegangen, weil er seines Vaters Königreich wieder erobern zu können hoffte; die Florentiner hatten sich aber damals ohne ihn geholfen und er war ihnen 1455 sehr zur Last gewesen. Karl VII. hatte ihn darauf im folgenden Jahre, als Peter Fregoso, vom König Alfons bedrängt, sich an ihn gewandt und ihm gehuldigt hatte, als französischen Statthalter oder Stellvertreter (Procurator) nach Genua geschickt, wo er sich Fregoso's und der Partei desselben annehmen sollte. Hier hatte jedoch Johann einen schweren Stand gehabt, da er nicht nur mit Peter Fregoso zerfiel, sondern auch der Herzog von Mailand, Franz Sforza, an welchen dieser sich um Hülfe wandte, siebenhundert Reiter schickte und zugleich Ferdinand's Flotte die Schiffe Johann's im Hafen belagerte. Am Ende war jedoch Johann glücklich gewesen. Peter Fregoso hatte nämlich an der Spitze der Unzufriedenen mit Gewalt in die Stadt eindringen wollen und war schon durch die Thore derselben hindurch gekommen, als die Gegenpartei eine außerordentliche Anstrengung machte und Johann von der Provence her mit Schiffen und Truppen verstärkt wurde. Fregoso ward völlig geschlagen und auch die 700

Reiter, welche Franz Sforza ihm gesendet hatte, erlitten bei dieser Gelegenheit eine Niederlage, weshalb denn auch der Geschichtschreiber Simonetta als Lobredner Franz Sforza's sich wohl hütet, der mailändischen Hülfsschaar und ihres Zuges Erwähnung zu thun. Bald nachher (1459) langte in Genua die Botschaft des unzufriedenen Adels von Neapel an, welcher einen Krieg gegen Ferdinand begonnen und Johann, als den ältesten Sohn Rainer's und somit als den Erben der Ansprüche des jüngeren Hauses Anjou, für seinen rechtmäßigen König erklärt hatte. Johann ging auf diese Botschaft um so schneller ein, da er bereits das ganze letzte Jahr aus keinem anderen Grunde in Genua geblieben war, als weil er von den neapolitanischen Baronen gerufen zu werden erwartete.

Johann von Lothringen brachte nur wenige Truppen mit nach Neapel; sein Unternehmen schien aber anfangs gelingen zu wollen, da nicht nur die angesehensten Barone des Reiches, unter ihnen der kriegserfahrene Anton Caldora, sich mit ihm vereinigten, sondern auch Herkules I. von Este, dessen Bruder Borso in Ferrara und Modena regierte, zu ihm übertrat, die Stadt Nocera ihm die Thore öffnete und der berühmte Condottierenführer Jakob Piccinino ihm zu Hülfe eilte. Der Letztere zog durch die Marken in die Abruzzen, wurde aber von Franz Sforza's Truppen verfolgt, weil dieser sehr gute Gründe hatte, die Entstehung einer französischen Herrschaft in Neapel zu scheuen. Der Herzog Karl von Orleans nämlich, welcher bereits im Besitze der Stadt Asti war, machte als Sohn der Valentine Visconti (Bd. VII, 513) dem Franz Sforza sein Recht an Mailand streitig, soweit dieses auf dessen Heirath mit Blanca, der natürlichen Tochter des letzten Herzogs aus dem Hause Visconti, beruhte; Sforza fürchtete ihn daher als einen Prätendenten und würde, wenn es dem Herzog Johann gelungen wäre, sich in Neapel festzusetzen, durch die Franzosen, welche damals auch Genua inne hatten, zugleich von Norden und von Süden her bedroht gewesen sein. Er schickte also, um jenes zu verhindern und um namentlich Piccinino's Truppen in den Marken aufzuhalten, im März 1460 einen seiner Brüder ab; dieser kam zwar zu spät, vereinigte sich aber mit seinem anderen Bruder, sowie mit dem Fürsten von Urbino, und eilte dem Piccinino in die Abruzzen nach. Während Piccinino hier nach dem Lande Neapel durchzudringen suchte, traf Ferdinand, welchen auch Papst Pius II. mit Truppen unter der Führung Simonetta's unterstützte, am Sarno auf das Heer Johann's von Calabrien und brachte sich durch seine Unbesonnenheit in eine bedenkliche Lage. Anstatt nämlich, dem verständigen Rath der italienischen Generale gemäß, in seiner Stellung am Sarno, wo die Franzosen sich nicht halten konnten, ruhig zu verharren, ließ er sich (Sommer 1460) in ein

Treffen ein und ward, wie man ihm vorausgesagt hatte, so vollständig geschlagen, daß sein Heer sich zerstreute. Er verdankte nachher, wenn wir den gleichzeitigen Chroniken glauben dürfen, die Erhaltung seiner Krone nur seiner Gemahlin Isabella, der Nichte des Fürsten von Tarent. Wir geben die in dieser Beziehung überlieferte Anekdote so wieder, wie wir sie finden; sie kann wenigstens als Zeitungsartikel gelten, wenn auch nicht als Geschichte. Als Ferdinand, heißt es, in Neapel, wohin er von dem Schlachtfelde sich geflüchtet hatte, ganz von Geld entblößt war, ging seine Gemahlin Isabella bei allen Vermögenden von Haus zu Haus umher, um wie für einen Armen Spenden zu sammeln und brachte auf diese Weise eine sehr bedeutende Summe zusammen. Nachher wandte sie sich, heißt es weiter, an ihren Oheim, den Fürsten von Tarent, welcher den Herzog Johann in das Land gerufen hatte und dessen Stütze war, und bewog ihn, daß er, als bereits viele Orte des Reiches von den Franzosen besetzt waren, durch seinen Rath und seine Zögerung den Herzog Johann antrieb, nicht geradezu auf Neapel zu marschiren, sondern sich mit der Eroberung von weniger bedeutenden Städten aufzuhalten. Das Letztere jedoch, nämlich daß Isabella den Fürsten von Tarent zum heimlichen Verrath bewogen habe, wagte auch die für das Volk geschriebene neapolitanische Chronik nicht als gewiß zu behaupten; sie sagt vielmehr nur, man erzähle, daß Isabella als Franziskaner-Mönch verkleidet sich in ihres Oheims Lager begeben und diesen zum Zögern bewogen habe. (Sono alcuni che dicono, che la regina Isabella di volontà del marito andava al principe di Tarento suo zio in habito di frate Zoccolante e se li buttasse a li piedi etc.)

Als sich nachher der Krieg in die Länge zog und 1461 Karl VII. von Frankreich, der Schützer des alten Rainer und seines Sohnes, starb, änderte sich in den Jahren 1461 bis 1464 der ganze Stand der Dinge in Italien. Zuerst verloren die Franzosen noch vor dem Tode ihres Königs Karl die kurz vorher durch Peter Fregoso gewonnene Herrschaft über Genua, weil sie die Bürger der Stadt mit schweren Auflagen gedrückt und diese besonders auf das Volk gewälzt, viele Glieder der Aristokratie aber von ihnen befreit hatten. Der Haß gegen die Fremden vereinigte die Fregosi, Adorni und Spinola; zugleich ließ Franz Sforza das Volk aufregen, Geld spenden und Hülfe versprechen, und es gelang dann am 10. März 1461 den von der Stadt ausgeschlossenen Adorni, mit Hülfe des Volkes und der von ihnen und den Fregosi nach Genua gebrachten Landleute, die Stadt zu besetzen und die Franzosen mit ihren Freunden in der Burg (castelletto) einzuschließen. Hierauf wurde zwar noch bis in den Sommer um Genua gekämpft, der alte Renatus erschien persönlich, König Karl VII. schickte

den in der Burg belagerten Landsleuten Hülfe; allein da andererseits Franz Sforza die Genuesen, welche unterdessen Prosper Adorno zu ihrem Dogen erwählt hatten, mit bedeutenden Geldsummen und mit mehreren tausend Mann Soldaten unterstützte, so erlitten die Franzosen in und außer der Stadt so bedeutende Verluste und waren so sehr von Geldmitteln entblößt, daß ihr Heer sich endlich gänzlich auflöste und daß Renatus die Burg einem seiner genuesischen Freunde, dem Ludwig Fregoso, überließ. Der Letztere war einige Zeit vorher Doge gewesen; später hatte man den Spinetta Fregoso gewählt. Auch dieser herrschte jedoch, obgleich er Doge hieß, nicht, sondern er und die Stadt gehorchten seinem Vetter, dem bösen Erzbischof Paul Fregoso.

Während des Kampfes um Genua und Neapel starb im Juli 1461 Karl VII. von Frankreich. Sein Sohn Ludwig XI. hatte in allen Dingen eine Politik, welche mit dem, was sein Vater gethan hatte, in Widerspruch stand. In Italien nahm Ludwig sich scheinbar der Franzosen an; insgeheim aber befolgte er, wie in allen Dingen, ein ganz anderes System, als dasjenige war, zu welchem er öffentlich sich bekannte. Von seinen eigenen Verwandten und von den Großen des Reiches befriegt, entsagte Ludwig im Stillen der Aussicht auf Eroberung und Herrschaft in Italien und schloß mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand eine Verbindung, in Folge deren dieser ihm nicht allein Subsidien gab, sondern auch seinen ältesten Sohn, Galeazzo Maria, mit einer auserlesenen Mannschaft nach Frankreich schickte, um dem Könige in seinem Kriege mit den unzufriedenen Großen oder mit dem Bunde für das öffentliche Wohl Hülfe zu leisten. Den grausamen und verhaßten König Ferdinand von Neapel hatten Franz Sforza und Papst Pius II. gegen die Franzosen unterstützt, indem sie ihm nicht nur fortwährend Geldsummen gezahlt, sondern auch ihre Feldherren mit den Leuten, welche aus dem Kriegführen ein Handwerk machten, zu Hülfe geschickt hatten. Durch den Papst war namentlich auch der unter dem Namen Skanderbeg berühmt gewordene Georg Castriota bewogen worden, dem König Ferdinand seinen Beistand gegen die Franzosen zu gewähren. Pius II. hatte nämlich diesem Helden versprochen, einen glänzenden Kreuzzug zu Stande zu bringen, an dessen Spitze derselbe gegen die Türken ziehen sollte; er hatte deshalb eine Kirchenversammlung in Mantua gehalten und die Christenheit durch eine Türkensteuer gebrandschatzt, aber nicht nur das auf solche Weise erhaltene Geld zur Unterstützung des furchtbaren Tyrannen Ferdinand gegen den milden Herzog Johann von Lothringen angewandt, sondern auch den Helden Skanderbeg vermocht, sich zu diesem Zwecke gebrauchen zu lassen, und der Letztere hatte an der

Spitze von 800 Mann den Anhängern des Hauses Anjou die Insel Ischia entreißen helfen. Am 18. August 1462 war endlich König Ferdinand, mit welchem sich Alexander Sforza vereinigt, so glücklich, den mit seinen Feinden verbundenen Herzog Johann und dessen Franzosen sammt Piccinino in einem Treffen bei Orsaria zu schlagen und seit dieser Niederlage war für Johann keine Aussicht mehr, sich in Italien zu behaupten; denn gleich darauf (im September) gelang es dem Papste und dem Herzoge von Mailand, auch den Fürsten von Tarent von ihm abzuziehen. Dies war um so vortheilhafter für Ferdinand, als er bald nachher (1463) von jenem Oheim seiner Gemahlin unermeßliche Reichthümer erbte, während sein Nebenbuhler Johann blutarm war. Nach dem Tode des Fürsten von Tarent war es dem von Allen verlassenen Prätendenten nicht länger möglich, sich auch nur in einem Winkel des Reiches zu behaupten, obgleich sein Vater Renatus mit einer in Marseille gesammelten Flotte nach Neapel gekommen war. Vater und Sohn mußten schon im Jahre 1464 die ganze Unternehmung aufgeben, weil Ludwig XI. sie völlig ihrem Schicksal überließ und sie selbst weder Geld noch Truppen hatten; sie schlossen sich deshalb auch nachher in Frankreich eine Zeit lang an die zahlreichen Feinde Ludwig's an.

In Genua hatten unterdessen die bürgerlichen Unruhen fortgedauert; das Gebiet der Stadt wurde aber endlich von den Franzosen ganz geräumt und Ludwig XI. ließ 1464 seine Leute auch noch aus Savona, dem letzten Platze, der von ihnen besetzt war, abziehen. Der milde Ludwig Fregoso wollte sich im Jahre 1462 nicht länger zu den Gewaltthätigkeiten seines Vetters, des Erzbischofs Paul Fregoso, gebrauchen lassen; dieser bot daher alle die nach Genua gezogenen Abenteurer und Freischärler, von denen es während jener Zeit der Revolutionen in Italien überall wimmelte, gegen Ludwig auf. Er drang am 14. Mai in den Palast desselben ein, vertrieb seinen Vetter und vereinigte dann die weltliche Macht des Dogen mit der geistlichen Würde. Dies war jedoch mehr, als das genuesische Volk trotz seines Aberglaubens zu ertragen vermochte. In kurzer Zeit strömten aus der Stadt und vom Lande her Tausende von Menschen bei dem Regierungspalast zusammen, drohten dem Erzbischof und den von ihm gedungenen Bösewichtern den Tod und nöthigten den geistlichen Herrscher, seinem schwachen Vetter den entrissenen Platz wieder einzuräumen (Juni 1462). Der Erzbischof behielt jedoch seine räuberischen Söldlinge, deren Zahl er eher vermehrt als vermindert hatte, im Dienste und wartete eine günstige Gelegenheit ab, um seine militärisch-priesterliche Herrschaft in der Stadt auf's neue zu errichten. Noch vor Ende des Jahres gelang es ihm, seinen Vetter wieder zu verjagen, obgleich

2*

Digitized by Google

dieser die Burg (castelletto) mit seinen Leuten besetzt hatte. Der Erzbischof nahm nämlich den Dogen, als derselbe sich von der Burg herab in die Stadt begeben hatte, gefangen, rückte dann vor die Burg, ließ einen Galgen errichten und drohte den Dogen aufknüpfen zu lassen, wenn man ihm die Burg nicht übergebe. Dies geschah, und nun wurde der Erzbischof wieder als Doge anerkannt.

Wohin es damals mit dem Kirchen-Regimente und mit dem Mißbrauche der geistlichen Gewalt in weltlichen Dingen gekommen war, zeigte sich bei dieser Gelegenheit auf eine betrübende Weise und das Traurigste dabei ist, daß nicht ein lasterhafter und ungebildeter Mann, nicht ein schamloser und himmelstürmender Spanier wie die Borgia's, Calixtus III. und Alexander VI., sondern der gelehrteste und gebildetste Mann der Christenheit, dessen Schriften nur edle Gesinnungen verrathen, Aeneas Sylvius Piccolomini oder Pius II., Papst war. Der Erzbischof wandte sich nämlich, nachdem er durch Vertreibung seines Vetters zum dritten Male eingesetzt worden war, an Papst Pius II., und dieser schämte sich nicht, in einem Briefe, der ein wahres Muster von heuchlerischer, salbungsvoller Sophistik ist, den Frevler als rechtmäßigen Dogen anzuerkennen (Januar 1463). Der Papst spricht in seinem Briefe allerlei Lehren und Warnungen aus, deutet an, daß der Erzbischof ein Tyrann sei und gibt ihm Winke über den allgemeinen Unwillen, der ihm verderblich werden müsse; nichtsdestoweniger aber ertheilt er ihm seinen vollen Segen und erkennt ihn unter der Bedingung, daß der Erzbischof den vom Papst auch damals noch betriebenen Kreuzzug fördere, als rechtmäßigen Herrscher von Genua an. Der Erzbischof gab nicht allein den Ermahnungen des Papstes, mit denen es, wie er wohl wußte, nicht viel auf sich hatte, kein Gehör, sondern übte auch täglich Raub, Gewalt und Mord und gestattete seinen Banditen unerhörte Frevelthaten, bei denen weder die Geistlichen noch die ersten Familien der Stadt verschont wurden. Dies gab dann dem Herzog Franz Sforza von Mailand Gelegenheit, sich mit Hülfe von Genuesen, die zu ihm ausgewandert waren, der Herrschaft über die Republik auf's neue zu bemächtigen. Er brachte nämlich eine Verbindung der Adorni und Fieschi gegen den wilden geistlichen Tyrannen zu Stande, wußte zu bewirken, daß auch Spinetta Fregoso sich mit denselben vereinigte, und gewann besonders auch den Ibieto Fieschi, den Paul Doria und den Hieronymus Spinola. Diese Alle geboten ihren zahlreichen Vasallen im Genuesischen, die Waffen zu ergreifen und rückten an ihrer Spitze vor die Stadt. Da nun in derselben Alles gegen den Tyrannen erbittert war und Franz Sforza ein Heer zur Unterstützung der Unzufriedenen marschiren ließ, so wagte der Erzbischof nicht, in Genua zu bleiben. Er überließ die Burg der

Wittwe eines seiner Brüder, sowie den Oberbefehl in der Burg und in der Stadt seinem Bruder Pandolf, schiffte sich mit einer Schaar seiner Banditen ein und trieb einige Jahre hindurch Seeräuberei. Unmittelbar nach seiner Entfernung gerieth Genua in die Gewalt des Herzogs von Mailand; denn Ibieto Fieschi, welcher in der Stadt commandirte, ließ am 13. April 1464 das mailändische Heer unter Jakob von Vimercato ein, Paul's Schwägerin aber glaubte deshalb klug zu handeln, wenn sie auch die Burg verkaufe, und öffnete die Thore derselben ohne Wissen Pandolf's den Mailändern für Geld, worauf die Genuesen alsbald dem Herzog Franz Sforza durch eine Gesandtschaft den Schutz und die Oberherrschaft unter denselben Bedingungen übertragen ließen, unter welchen die Stadt vorher an König Karl übergeben worden war. Wenn es übrigens für die Sitten jener Zeit und für die Geschichte der Entartung des Christenthums schon merkwürdig ist, daß ein Erzbischof zuerst als Räuberhauptmann und als Doge Jahre lang ungescheut die Tyrannei und Grausamkeit eines Phalaris üben konnte, so ist es doch noch merkwürdiger, daß derselbe Mann später nicht allein wagen durfte, wieder nach Genua zurückzukehren, sondern daß er dort auch noch größeres Ansehen erlangte, als er je zuvor gehabt hatte. Er ward nämlich wieder Erzbischof und erhielt auch die Würde eines Dogen wieder; ja, 1480 ward er sogar noch dazu Kardinal.

3. Italien in der Zeit von 1464 bis 1476.

Das Jahr 1464 ist eines der merkwürdigsten in der Geschichte von Italien, weil endlich einmal überall Ruhe und Frieden herrschte und alle Staaten von Eingeborenen regiert wurden. Nur in Sicilien hatten die Aragonier noch Einfluß; die Franzosen dagegen waren, wenn man den Besitz von Asti ausnimmt, aus Italien entfernt und Ferdinand I. tyrannisirte die Neapolitaner, ohne Franzosen oder Aragonier fürchten zu dürfen. In Florenz herrschte der alte Kosmus von Medicis milde und demokratisch, nicht als Fürst, sondern als unermeßlich reicher, gebildeter und freigebiger Bürger und war im besten Einverständnisse mit den Venetianern, sowie mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand. Der Letztere herrschte monarchisch-militärisch, aber gerecht und weise in der Lombardei, deren Besitz er mit den Venetianern theilte, und zugleich in der Stadt Genua. Alle Päpste dieser Periode waren bemüht, während ihrer kurz dauernden Regierung ihre Verwandten (Nepoten) nicht blos zu bereichern, sondern auch mit Fürstenthümern und Herrschaften zu versehen, was dann die Veranlassung gab, daß jeder neue Papst oder doch dessen Verwandte die Angehörigen seines Vorgängers wieder zu verdrängen und zu bekriegen suchte. Wir wollen

daher auch die kleineren Fürstenthümer Italien's nicht aufzählen, weil ihre Existenz oft vorübergehend war; es mag die Bemerkung genügen, daß unter den vielen kleinen Herren in der Romagna außer dem Hause Este die Malatesti in Rimini die bedeutendsten waren, und daß Modena und Reggio von Borso d'Este regiert wurden, welchem Kaiser Friedrich III. den herzoglichen Titel und die Rechte des Reiches über diese Herrschaften verkaufte, und welchem später (1471) Papst Paul II. schmählichen und scheußlichen Andenkens Ferrara überließ, das nachher dem Hause Este eigen geblieben ist.

Der Tod zweier Männer von ganz verschiedenen Eigenschaften, aber von gleicher politischen Klugheit, deren innige Verbindung die vier Hauptstaaten Mailand, Venedig, Florenz und Neapel fest zusammengehalten hatte, rief neue bürgerliche Kriege in Italien hervor, welche später den Franzosen Anlaß zu dem Versuche gaben, sich in Italien festzusetzen. Diese Männer waren Franz Sforza und Kosmus von Medicis. Der Erstere starb am 8. März 1466, nachdem er im Jahre vorher, durch die Vermählung seiner wegen ihrer Bildung und Gelehrsamkeit berühmten Tochter Hippolyta (sie hatte bei Konstantin Laskaris griechisch gelernt) mit dem Kronprinzen Alfons von Neapel, den König Ferdinand enger an sein Interesse geknüpft hatte. Franz Sforza hinterließ fünf Söhne, von welchen nur zwei, Galeazzo Maria und der gewöhnlich mit dem Beinamen il Moro bezeichnete Ludwig*), historische Bedeutung haben. Beide waren übrigens ihrem Vater sehr unähnlich. Kosmus von Medicis, welcher die unruhigen Florentiner seit 1434 friedlich regiert und bei seinem fürstlichen Walten doch nie die Stellung eines kunstliebenden Bürgers und großartigen Geschäftsmannes aufgegeben hatte, war, 75 Jahre alt, schon vor Franz Sforza gestorben (im August 1464); in der Mitte der Lorenzo-Kirche befindet sich sein Grabmal mit der auf Staatsbeschluß gesetzten Inschrift: „Vater des Vaterlandes“. Er hatte einen Sohn, Peter, hinterlassen, welcher seinem Vater ebenso wenig glich, als Franz Sforza's Söhne dem ihrigen. Peter von Medicis sah sich bald genöthigt, die Zahl der seit 1434 verbannten Florentiner, die sich in den italienischen Städten aufhielten, durch neue Verbannungen zu vermehren und schon dies veranlaßte wieder Versuche, den Anhang der Medicis von den Staatsgeschäften zu entfernen.

Schon Kosmus hatte während der letzten acht Jahre seines Lebens eine sehr scharfe Polizei und Justiz für nöthig gehalten und deswegen

*) Nach Guicciardini erhielt er den Beinamen als Knabe vom Volk in Mailand, wegen seiner dunklen Hautfarbe und weil er für sehr schlau galt; nach Anderen von einem Muttermal in Maulbeerform (moro heißt der Maulbeerbaum und der Mohr).

einen furchtbar strengen Mann, Luca Pitti, zum obersten Schultheiß (gonfaloniere di giustizia) wählen lassen, damit alles Gute von Kosmus, alles Harte dagegen von Pitti hergeleitet werde. Er selbst, welcher alt und schwach geworden war*), und gleich ihm das Florentinische Volk betrachteten das von Pitti acht Jahre lang geführte Regiment anders als Machiavelli, der dasselbe hart und unerträglich (insopportabile e violento) nennt. Der Rath (la Signoria) und Kosmus selbst beschenkten Pitti mit großen Summen und das Ansehen desselben stieg so sehr, daß Pitti mehr gefürchtet, als Kosmus geliebt ward**). Was uns Machiavelli von der Art erzählt, wie Pitti die Mittel zusammenbrachte, um mit mehr als königlicher Pracht den Palast Pitti zu erbauen, welcher noch gegenwärtig eine Hauptzierde der Stadt Florenz ist und wegen der in ihm aufgestellten Kunstwerke von jedem Fremden besucht wird, gibt uns keinen vortheilhaften Begriff von dem Manne, dem der milde, freundliche, der Freiheit günstige und bis zur Verschwendung freigebige Kosmus die Regierung seiner Vaterstadt überließ. Daß er sich von einzelnen Bürgern und Privatleuten Bau-Materialien als Geschenk liefern ließ und daß Gemeinden wie ganze Staaten Beiträge zu seinem Bau gaben, könnte man leicht entschuldigen; allein er gebrauchte, um als Beschützer der Künste zu glänzen, auch andere Mittel, welche nur ein Künstler, Dichter und Aesthetiker billigen wird. So konnten sich z. B. alle Verwiesenen, Mörder, Diebe und andere Verbrecher der Strafe entziehen und in der Stadt ihren Wohnsitz nehmen, wenn sie an Pitti's Bau arbeiteten oder zur Förderung desselben brauchbar waren.

Als Kosmus starb, erbte sein Sohn Peter das Vermögen, sowie den Anhang des Vaters und folglich auch das Ansehen desselben im Staate, weil fast alle bedeutenden Handlungshäuser und auch sonst viele Bürger Summen von Kosmus geliehen hatten oder in Verlegenheiten von ihm unterstützt worden waren; Peter besaß aber weder die Erfahrung noch die Klugheit seines Vaters. Dieser hatte ihm deshalb anempfohlen, sowohl in seinen Vermögensangelegenheiten, als auch in den öffentlichen Geschäften nichts ohne den Rath des Diotisalvi Neroni vorzunehmen, welcher dem Kosmus sehr befreundet gewesen war und für den klügsten Mann in Florenz galt. Diotisalvi benahm sich jedoch treulos gegen Peter. Er bewog ihn, die Darlehen, welche sein Vater nach allen Seiten hin ausgeliehen hatte, unvermuthet einzutreiben, wodurch er Verstimmung erregte. Sodann verband sich Neroni mit Pitti, welcher nach des Kosmus Tode der erste Mann in Florenz zu werden gehofft hatte und es nicht ertragen konnte, daß ein

*) Già vecchio e stracco e per mala disposizione del corpo fatto debile.
**) Che non Cosimo mà messer Luca la città governava.

junger Mann wie Peter den Rang vor ihm haben sollte. Beide Männer und ihre Freunde, Agnolo Acciajuoli und Niccolo Soderini, suchten zuerst das enge Bündniß zwischen Mailand und Florenz aufzuheben, vermöge dessen die Sforza in Mailand und die Medicis in Florenz gegen Angriffe von außen sicher waren. Dazu benutzten sie den Augenblick, als Franz Sforza's Sohn, Galeazzo Maria, der sich beim Tode seines Vaters (1466) noch in Frankreich befand, unter vielen Gefahren nach Mailand zurückgekehrt war und die Regierung übernommen hatte. Sie behaupteten, jener Bund sei nur mit Franz Sforza persönlich geschlossen gewesen; die Florentiner waren aber anderer Meinung und die Aufrechthaltung des mailändischen Bündnisses trug nicht wenig dazu bei, daß der Plan, welchen die vornehmsten und ältesten Staatsmänner von Florenz gegen den Erben des weisen Kosmus geschmiedet hatten, gänzlich scheiterte. Man bezeichnete Diejenigen, welche das Haus Medicis herabzudrücken suchten, als die Bergpartei (il poggio), weil Pitti im höher gelegenen Stadttheil wohnte; im Gegensatze dazu hießen die Anhänger Peter's die Partei der Ebene (il piano). Die Verschworenen ließen die Unterschriften aller ihrer Freunde sammeln und verabredeten, den Einfluß der Mediceischen Partei mit Gewalt zu vernichten, sobald die neuen Obrigkeiten des folgenden Jahres erwählt wären; sie verfehlten jedoch nicht nur ihren Zweck, sondern bewirkten auch, daß die bisherige rein kaufmännische und bürgerliche Gewalt der Medicis, bei welcher die äußere Form der Republik und deren Gesetze fortbestanden, in eine fürstliche verwandelt wurde. Es gelang zwar den Verschworenen, den Niccoli Soderini, welcher heftig genug war, um einen Aufstand hervorzurufen, zum Oberschultheißen (gonfaloniere di giustizia) wählen zu lassen; allein der Bruder desselben, Thomas Soderini, war von langsamer Natur und hielt die Sache zurück, bis eine neue Regierung gewählt war. Auch diesmal fiel die Wahl günstig für die gegen Peter Verbundenen aus; denn Bernardo Lotti, welcher dem Peter von Medicis nicht befreundet war, ward Oberschultheiß. Man machte also jetzt den Versuch einer Volkserhebung; Peter kam aber seinen Feinden zuvor. Er entfernte sich wegen deutlicher Anzeichen einer von Bologna oder Ferrara her drohenden Gefahr aus der Stadt, sammelte seine ritterlichen Freunde und Miethlinge und kehrte dann nach Florenz zurück, wo sich der Anhang seines Hauses zu ihm gesellte. Auch die Verschworenen wollten Gewalt brauchen; aber Thomas Soderini war dem Hause Medicis im Stillen gewogen, die Herren vom Rathe (la Signoria) blieben neutral und hielten sich im Regierungsgebäude wie in einer Festung eingeschlossen und Peter erlangte ohne Blutvergießen ein fürstliches Ansehen in Florenz, welches sein Vater Kosmus nicht gewollt hatte, weil dieser, nach

Machiavelli, jeden Schein einer aristokratischen Auszeichnung verschmähte*).

Nach dem vereitelten Versuche seiner Gegner wartete Peter, bis nach Bernardo Lotti's Austritt der ihm ganz ergebene Roberto Lioni Oberschultheiß (Gonfaloniere) geworden war. Dann änderte dieser, nachdem er eine große Volksversammlung gehalten hatte (chiamato il popolo in piazza), die ganze Regierung (fece nuova balia). Die Verschworenen geriethen, als die Aemter mit ihren heftigsten Gegnern besetzt wurden, in Schrecken und verließen die Stadt (1466): Agnolo Acciajuoli begab sich nach Neapel, Diotisalvi Neroni und Niccolo Soderini gingen nach Venedig; Luca Pitti blieb zwar in Florenz, fand aber bald, daß er alles Ansehen verloren habe. Sogar der Erzbischof von Florenz, Johann Neroni, zog sich nach Rom zurück, weil seine ganze Familie zersprengt und alle die, welche die Stadt verlassen hatten, für Feinde des Vaterlandes erklärt wurden. Eine große Anzahl anderer Bürger wurde an verschiedene Orte verbannt und zuletzt ein Fest gefeiert, um Gott zu danken, daß die Demokratie gerettet und die Einigkeit wieder hergestellt sei. Die Gewaltthätigkeiten, welche bei dieser Gelegenheit geübt wurden**), bezeichnen den Augenblick, wo Peter den Florentinischen Staat, an dessen Spitze sein Vater als der reichste, freigebigste und wohlwollendste der Bürger gestanden hatte, dictatorisch zu regieren begann.

Die damals in die Verbannung geschickten Florentiner vereinigten sich im Auslande mit den 1434 nach Kosmus Rückkehr in seine Vaterstadt vertriebenen Bürgern, zu denen besonders die Strozzi und andere aristokratische Familien gehörten, welche überall, wohin sie kamen, besonders aber in dem vom Adel beherrschten Venedig, durch ihren Reichthum und durch die Gründung großer Handelshäuser Einfluß erlangten. Diese Feinde der Mediceer, am meisten jedoch der geflüchtete Erzbischof, suchten zuerst Peter dadurch zu verderben, daß sie den Credit des Hauses Medicis in Rom wankend machten. Wirklich schien es auch eine Zeit lang, als wenn das größte Handlungshaus in Europa schwankte; allein weil dies selbst in Paris und in Avignon gefühlt ward, so flossen demselben bald viele Hülfsquellen zu, und es behauptete sich***). Nachher erlangten die in Venedig lebenden Flüchtlinge durch Palla Strozzi's Sohn, Franz Strozzi, der in Ferrara ein

*) Tanto fu temporato dalla prudenza sua, che la civil modesta mai non trapassò.

**) Furono alcuni cittadini presi e tormentati e di poi parte di loro morti e posti in esilio.

***) Si sforzarono di torre il credito alla ragione de Medicei, che in Roma si travagliava. A che Piero con difficultà provvide.

sehr großes Haus errichtet hatte und in Venedig viel vermochte, den Beistand der Venetianer. Diese unterstützten, obgleich sie sich öffentlich durchaus nicht zu Gunsten der Verbannten erklärten, dieselben insgeheim und erlaubten ihnen, sich in Venedig zu sammeln und ihre Truppen auf venetianischem Gebiete aufzustellen. Namentlich entließen sie, damit die Verbannten einen General erhielten, den Condottieren-Hauptmann Bartholomäus Colconi, einen Mann von großem Ruf, wiewohl von geringem Talent, den sie bis dahin in Diensten gehabt hatten. Beide Theile, die in Florenz herrschende Partei und die Vertriebenen, hatten bald ein Heer gesammelt, weil Beide über große Summen geboten und also die kleinen Herren, welche, um sich behaupten oder um Andere berauben zu können, Truppen hielten, in ihre Dienste nahmen. Die Mediceische Partei, welche gegen 15,000 Mann gemiethet und den Fürsten von Urbino, **Friedrich von Montefeltro**, zu ihrem Feldhauptmann gemacht hatte, erneuerte den Bund mit Galeazzo Maria von Mailand und mit Ferdinand von Neapel, und von diesen schickte der Letztere Hülfstruppen unter seinem Sohne, der Erstere aber traf selbst bei dem Florentinischen Heere ein. Die Mediceer beschlossen hierauf, die Sache zu einer schnellen Entscheidung zu bringen. Da aber Galeazzo Maria sich bei zwei Gelegenheiten unfähig und feig zeigte, so suchten sie ihn durch eine List vom Heere entfernt zu halten, damit er durch seine Gegenwart ihren Feldhauptmann nicht hindere, ein Treffen zu wagen. Zu diesem Zwecke ließen sie den Herzog von Mailand einladen, ihre Stadt zu besuchen, und befahlen ihrem General, die Feinde anzugreifen, während sie jenen durch Ehrenbezeugungen und Feste in Florenz zurückhielten. Das von ihnen gewünschte Treffen wurde am 25. Juli 1467 bei Molinella geliefert. In demselben blieb der Sieg zweifelhaft, obgleich auf beiden Seiten viele Menschen getödtet wurden*). Galeazzo Maria war sehr beleidigt, daß man seine Abwesenheit benutzt habe, um eine Entscheidung zu suchen; er kehrte daher mit seinen Reitern sogleich nach Mailand zurück. Dagegen traf gerade damals des Königs Ferdinand Sohn, **Alfons**, Herzog von Calabrien, bei dem Mediceischen Heere ein. Die Venetianer hatten in der Hoffnung, daß ihr Colconi über die Verbündeten des Herzogs von Mailand siegen werde, den Plan entworfen, in das Mailändische einzufallen, und deshalb auch dem Herzog Amadeus IX. von Savoyen eine sehr bedeutende Summe gezahlt, damit sein Bruder, Philipp von Bresse, die Mailänder von Westen her beschäftige, während sie selbst auf der östlichen Seite Eroberungen machten. Aus diesem Grunde

*) Nach Machiavelli kein einziger, nur einige Pferde. Man ist versucht, dies mit Leo als eine Aeußerung seiner sarkastischen Erbitterung über die schonsame Kriegführung der Condottieri zu betrachten.

wollte sich Galeazzo Maria mit seinem Heere gegen Amadeus wenden; der König von Frankreich brachte aber einen Frieden zwischen Savoyen und Mailand zu Stande. Dagegen blieb Venedig sowohl mit Mailand als mit Florenz entzweit. Doch kam es zwischen diesen Staaten nicht zum Kriege, weil der Plan gegen Peter von Medicis gescheitert war, und im Februar des folgenden Jahres (1468) wurde ein Friede geschlossen, welchen zuerst der Herzog von Ferrara und dann Papst Paul II., ein geborener Venetianer, vermittelte.

Von diesem Augenblicke an wurden Peter von Medicis und seine Söhne als Tyrannen und Verfolger der edlen Familien, durch welche Florenz groß und berühmt geworden war, verhaßt, statt daß Kosmus als Begünstiger der niederen Volksklassen, die er beschäftigte und ernährte, allgemein beliebt gewesen war. Die Republik Florenz nämlich, an deren Spitze Peter und seine Söhne standen, übte furchtbare Rache an den Verwandten der Männer, welche den Krieg veranlaßt hatten, statt ihnen, wie der Papst wünschte, wenigstens den Genuß ihrer Güter wieder zu gestatten. Ueber diese Verfolgung gibt Machiavelli sehr gute Auskunft, während er über den vorhergehenden Krieg sehr unvollständig und oft unrichtig berichtet. Man verbannte sogar eine Anzahl anderer aristokratischen Familien, besonders die vorher nicht vertriebenen Glieder der Häuser Capponi, Strozzi, Pitti, Alessandri und Soderini, und der Oberschultheiß Bardo Altoviti verfolgte nicht nur die bekannten Feinde der Medicis, sondern auch diejenigen, welche blos verdächtig waren, feindliche Gesinnungen gegen sie zu hegen. Machiavelli nennt diese Art von Regierung, welche in Florenz zu einer Zeit geführt wurde, als (1469) die Hochzeitsfeier von Peter's Sohn Lorenzo mit Clarice Orsini von allen feilen Dichtern gepriesen, durch alle Künste verherrlicht und in ganz Italien bewundert ward, eine Plage, die Gott über seine Vaterstadt geschickt habe*). Die Art von öffentlicher Theilnahme, welche dieses Familienereigniß fand, beweist allerdings, daß das Haus der Medicis fast schon die Geltung eines monarchischen Hofstaates hatte. Gleichwohl fühlte, nach der Versicherung Machiavelli's und der lateinischen Geschichtschreiber von Florenz, Peter von Medicis zuletzt selbst, daß die Fanatiker des Systems seiner Partei leicht den Sturz seiner Söhne herbeiführen könnten; er rief deshalb insgeheim den Agnolo Acciajuoli zu sich, um mit ihm sowohl wegen der Rückgabe der den Verbannten entzogenen Güter, als auch wegen der Ergreifung milderer Maaßregeln zu berathschlagen. Der Tod raffte ihn aber, nachdem er schon längere Zeit gichtkrank und an den Gliedern gelähmt war, im Alter von 53 Jahren (December

*) In modo si governavano, che pareva che Iddio e la fortuna avesse data loro quella città in preda.

1469) hinweg, ehe ein Entschluß gefaßt war. Uebrigens wurden Grausamkeit und Treulosigkeit von allen italienischen Regenten dieser Zeit, besonders vom Papst Paul II., vom neapolitanischen König Ferdinand und vom Sohne des Letzteren, Alfons, als höchste Staatsweisheit geübt und gepriesen.

Peter hinterließ zwei Söhne, Julian und Lorenzo, von welchen der Letztere, bei des Vaters Tode 21 Jahre alt, sonderbarer Weise den Kanzlei-Beinamen Magnificus, der Prächtige oder Durchlauchtige, auch bei der Nachwelt behalten hat, weil er in der That Pracht und Glanz über Alles liebte. Dieser beiden Söhne Peter's nahm sich Thomas Soderini, welcher früher seinen Bruder Nicolo abgehalten hatte, die Verschwörung gegen Peter als Gonfaloniere zur rechten Zeit zu unterstützen, anfangs kräftig an; er berief sogar eine Versammlung der angesehensten Männer in Florenz, mahnte sie von Neuerungen ab und bewirkte, daß man den Brüdern, als den „Ersten im Staat" (principi dello stato) das Ansehen, welches ihr Vater gehabt hatte, einräumte.

Gegen Venedig und gegen jede von außen drohende Gefahr blieb Florenz mit Mailand und Neapel enge verbunden. Am 22. December 1470 wurde sogar, um die Ruhe Italien's zu erhalten und die italienische Nationalität zu schützen, zwischen den Florentinern, dem Papste, dem König Ferdinand, dem Herzog Galeazzo Maria, dem Herzog Borso von Modena und Ferrara ein heiliges oder patriotisches Bündniß geschlossen, welchem viele kleinere Herren und Staaten beitraten. Uebrigens war der Glanz der Höfe und der Reichthum der Medicis, deren Credit sogar dadurch litt, daß ihre Commis in der Fremde ebenso wie sie selbst fürstlich glänzten, allen schönen Künsten, der Wissenschaft und der geselligen Bildung so förderlich, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn die Schriftsteller eines Volkes, dessen Religion mehr Sache der Phantasie und des Gefühls, als des Verstandes war und ist, ohne Rücksicht auf die ganz gesunkene Moralität diese Zeit die schönste ihrer Geschichte nennen. Als ein Beispiel des Reichthums und Glanzes, welcher damals in Italien zu finden war, könnten wir die zuvor erwähnte Hochzeit des Lorenzo von Medicis anführen; wir wählen aber hierzu lieber zwei Ereignisse des Jahres 1471. Das erste ist der Aufzug, welchen Borso von Este in Rom hielt, als Paul II. ihm den Titel eines Herzogs von Ferrara verlieh. Ein Zug glänzender Ritterschaft, eine Leibwache, 100 Reitknechte und viele andere Diener jeder Art umgaben ihn, und nicht weniger als 180 Maulthiere, welche theils mit Sammt, theils mit buntfarbigen Stoffen bedeckt waren, trugen sein kostbares Geräthe, so daß selbst die Römer, die doch an prächtige Aufzüge gewöhnt waren, mit Staunen auf die von Borso entfaltete Pracht

blickten. Uebrigens starb Borso, welcher vom 13. März bis zum 18. Mai in Rom geblieben war, gleich nach seiner Rückkehr von dort (27. Mai), und so gewöhnlich war in jener Zeit die Giftmischerei, daß man bei seinem Tode ebenso, wie bei dem zwei Monate später erfolgten schnellen Ende Paul's II. und bei jedem plötzlichen Todesfalle allgemein an Vergiftung glaubte. Borso's Bruder, Herkules I., ward an seiner Stelle Herzog von Ferrara, Modena und Reggio. Zwar wollten der Herzog Galeazzo Maria und der Markgraf von Mantua die beiden letzteren Herrschaften einem Prätendenten aus einer Nebenlinie verschaffen; die Venetianer rückten aber in das Parmesanische ein und zwangen den Prätendenten nebst seinen Schützern, dem rechtmäßigen Erben zu weichen. Das zweite prachtvolle Schauspiel, dessen wir gedenken wollen, ist die im März 1471 von Lorenzo und dem ebenso prunksüchtigen als unerhört grausamen Galeazzo Maria, der unter dem Vorwand eines Gelübdes mit seiner Gemahlin nach Florenz gekommen war, vor den Augen der Bürger aufgeführte Festlichkeit. Alle Geschichtsbücher sind von der Pracht derselben voll und Corio hat in seiner mailändischen Geschichte die Einzelheiten ausführlich angegeben, so daß jeder, welcher Lust dazu hat, den Bericht desselben mit den bekannten, ebenfalls sehr ausführlichen Beschreibungen vergleichen kann, die in französischer und in deutscher Sprache von den Frivolitäten der 1814 und 1815 in Wien versammelten großen Welt erschienen sind. Wir unseres Theiles sind dem monarchisch-aristokratischen Leben, welches die moralische Kraft tödtet, zu sehr abgeneigt, um dabei zu verweilen, und begnügen uns mit einigen wenigen Andeutungen über die Sitten der Zeit. Die Festlichkeit wurde dadurch veranlaßt, daß der Herzog Galeazzo Maria, von seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofstaat begleitet, unter dem angegebenen Vorwand den Privatmann Lorenzo von Medicis in Florenz besuchte. Der gesammte hohe Adel der Lombardei umgab den Herzog, jeder Einzelne hatte bis zum geringen Landedelmann herab wieder seinen Hofstaat bei sich und alle diese Personen erschienen prächtig ausgerüstet und gekleidet. Der Herzog selbst brachte außer den Hofleuten eine prunkend ausgeschmückte Leibwache von 2000 Reitern mit nach Florenz, 200 aufgeputzte Maulthiere trugen sein reiches Gepäck und diesen folgten 500 Koppeln Hunde von verschiedenen Gattungen nebst vielen Habichten und Falken für die herrschaftlichen Jagdbelustigungen. Galeazzo Maria soll 200,000 Dukaten auf den Prunk dieser Reise gewendet haben. Die Kosten seines Empfanges und seiner Bewirthung in Florenz, sowie der Schaugepränge, welche ihm zu Ehren dort veranstaltet wurden, müssen noch größer gewesen sein, da es heißt, die Lombarden seien über dies Alles vor Staunen ganz außer sich gewesen. Machiavelli bemerkt

ausdrücklich, die Vorliebe der Florentiner für höfische Ueberfeinerung (cortigiane delicatezze) und für eine jedem geregelten Bürgersinn verderbliche Lebensweise sei durch den Besuch Galeazzo Maria's noch beträchtlich erhöht worden. Die Mailänder waren freilich mit der Verschwendung und mit der furchtbaren Polizei ihres Herzogs, welcher gern König der Lombardei geworden wäre, durchaus nicht zufrieden, und die Genuesen, deren Stadt Galeazzo Maria damals ebenfalls besuchte, bewiesen sich so feindlich, daß er die Burg und die Forts neu befestigen ließ, um die Einwohner militärisch im Zaum zu halten.

Auch Papst Sixtus IV., der Nachfolger Paul's II.*), machte sich in Italien, sowie bei der Christenheit überhaupt verhaßt, weil er alle seine Anverwandten auf unerhörte Weise begünstigte und den Plan eines Kreuzzuges gegen die Türken für seine Finanzen benutzte. Er erhob Türken-Steuern, ließ die reichlich eingehenden Gelder verwalten, schickte auch zuweilen seine und der Venetianer Flotte aus und machte großen Lärm in Betreff eines Kriegszuges; ausgerichtet ward aber nichts, sondern die Türken streiften vielmehr Triest bedrohend im Friaul und die Gelder flossen in die Kasse der päpstlichen Nepoten. So großes Aergerniß indessen auch in einer Zeit, wo in allen italienischen Städten und Staaten nur Eingeborene die Regierung führten, durch die Höfe und die ganze Aristokratie Italien's gegeben wurde, so war doch gerade damals die Blüthe Italien's unglaublich groß und dieses Land bildete den Mittelpunkt alles Handels, aller Künste und aller Wissenschaften von ganz Europa. Wir übergehen die kleinen Fehden, welche in dieser Zeit einer engen Verbindung der größeren Staaten zur Aufrechthaltung des Friedens im Innern von Italien geführt wurden, weil sie zu unbedeutend waren, als daß sie in einer allgemeinen Geschichte Erwähnung verdienten. Auch der Verlust, den Genua erlitt, als ihm Kaffa in der Krim von den Türken entrissen wurde, und der Gewinn, welchen Venedig durch die Besitznahme der Insel Cypern machte, hatten auf die allgemeinen Angelegenheiten wenig Einfluß. Die Revolutionen in Genua, in Mailand und in Florenz waren allein entscheidend für das Schicksal Italien's. —

In Mailand machte man 1476, wie bald nachher in Florenz, den gewaltsamen Versuch, die aristokratische Republik wieder herzustellen; denn die ersten Familien jener Stadt waren über die Grausamkeit und Wollust, welche der entartete Sohn Franz Sforza's übte, mit weit größerem Recht erbittert, als die für die Verfassung der antiken Staaten begeisterten Söhne des hohen Adels in Florenz

*) Pius II. (Aeneas Sylvius) war 1464 zu Ancona gestorben, wo er die Abfahrt einer Flotte gegen die Türken zu betreiben gedachte; sein Nachfolger Paul II. (Pietro Barbo aus Venedig) regierte von 1464 bis 1471.

über die beiden Enkel des edlen Kosmus. Doch war die am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1476 vollzogene Ermordung Galeazzo Maria's weniger die Frucht einer republikanischen Verschwörung, als eine Wirkung der Privatrache und eine Folge der mit Gewaltthaten verbundenen schändlichen Gelüste des Herzogs. Auch blieb die Regierung in den Händen seines Sohnes und auf militärische Gewalt gestützt. Dagegen änderte sich seit jenem Morde das Verhältniß der Staaten unter einander gänzlich. Galeazzo Maria trieb, gleich den Tyrannen des griechischen und römischen Alterthums, das Foltern, Quälen und Morden der Menschen, welche er lebendig begraben, im Kerker verhungern oder auf andere teuflisch ausgedachte Weise zu Tode peinigen ließ, als eine Belustigung. Er fand außerdem ein Vergnügen daran, nichts blos Jungfrauen und Weiber der angesehensten Familien zu entehren und nachher seinen Leuten preiszugeben, sondern er rühmte sich auch seiner Frevel und machte die Familien und Ehemänner kund, die er um ihr häusliches Glück gebracht hatte. Unter den von ihm Gekränkten befanden sich zwei Männer, welche durch ihre Geburt der regierenden Familie gleich waren oder vielmehr sich wegen ihres uralten Adels vor den Nachkommen des Bauers Attendolo Sforza (Bd. VII. 428) einen Vorzug des Ranges zuschrieben. Es waren Karl Visconti und Girolamo Olgiati. Diese besuchten zugleich mit einem andern Patrizier, Johann Andreas Lampugnani, dem sie durch enge Freundschaft verbunden waren, die Vorlesungen eines berühmten, von den Alten begeisterten und durch Beredsamkeit ausgezeichneten Grammatikers, Niccolo Montano, aus dem Gebiet von Bologna, der wie alle die Männer, welche damals in den italienischen Städten die Wissenschaft der Alten wieder ins Leben riefen, in seinen Vorlesungen gegen Tyrannei und Tyrannen heftig eiferte. Montano hatte, weil sein Talent und seine Beredsamkeit ausgezeichnet waren, auch dem Herzoge in seiner frühen Jugend Unterricht gegeben, nichtsdestoweniger scheint Galeazzo Maria ihm das Predigen des Republikanismus sehr übel genommen zu haben; denn er ließ seinen Lehrer auf einem öffentlichen Platze auspeitschen. Von diesem Augenblicke an predigte Montano aus Rachsucht und aus klassischem Tyrannenhaß den jungen Edelleuten den Patriotismus eines Brutus und Cassius, und obwohl er selbst verbannt wurde, wirkten doch seine Lehren nach, um so mehr als der Herzog jeden der drei Jünglinge persönlich verletzte und namentlich gegen eine Schwester Olgiati's Gewalt übte. Sie verschworen sich im Garten hinter der alten Kirche des heiligen Ambrosius zur Ermordung Galeazzo Maria's und riefen diesen Heiligen als den Schutzpatron von Mailand um Beistand an. Hierauf wählten sie, da ihnen bei Festlichkeiten die ersten Plätze neben dem

Herzoge gebührten, eine Gelegenheit, bei welcher das versammelte Volk sogleich die Freiheit ausrufen könne. Der Tyrann sollte am 26. December im Dom getödtet werden, und zwar in dem Augenblicke, wo bei einer sonderbaren Festlichkeit*) von der Geistlichkeit die Worte: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt!" (sic transit gloria mundi) gesungen wurden. Alle Vornehmen, der Adel und die Hofbeamten, die Garde und die Bogenschützen, die Gesandten von Mantua und Modena und das ganze Volk waren im Dom vereinigt; da grüßte Lampugnani den Herzog, wie wenn er ihn um etwas bitten wollte, mit der Linken, faßte aber zu gleicher Zeit mit der Rechten den Dolch und durchbohrte mit diesem zuerst die Hüfte, dann die Kehle und endlich auch die Brust des Tyrannen, während Karl Visconti und Girolamo Olgiati unter dem Scheine, als wenn sie dem Herzoge Hülfe leisten wollten, herbeieilten und demselben ebenfalls mehrere Dolchstiche versetzten. Alle drei wurden das Opfer ihrer That, da sich Niemand für die Republik erklären wollte. Lampugnani, der sich auf der Flucht in die Schleppen der Damen verwickelte, fiel nieder und ward sogleich in der Kirche selbst niedergehauen; Karl Visconti entkam, wurde aber zwei Tage nachher entdeckt und bei seiner Gefangennehmung von den Garden zusammengehauen. Olgiati wurde von seiner Mutter bei einem Priester untergebracht, wagte sich aber aus seinem Versteck hervor, wurde nun vor Gericht gestellt, unmenschlich gefoltert und dann grausam hingerichtet; er war nur 22 Jahre alt. Die von Olgiati mitten unter den schrecklichen Folter-Qualen dictirten Geständnisse über seine heroische That und die von ihm dabei ausgesprochenen, aus der Quelle der Alten geschöpften Ansichten über Staat und Menschen sind uns aufbewahrt worden und Sismondi hat längere Stellen daraus in seine Geschichte der italienischen Freistaaten aufgenommen.

Der achtjährige Sohn des ermordeten Herzogs, Johann Galeazzo, wurde ohne Widerspruch als Nachfolger seines Vaters anerkannt. An eine Revolution war nicht zu denken; wohl aber strebten die fünf Brüder des ermordeten Herzogs, der Wittwe des Letzteren, Bona von Savoyen, einer Schwägerin Ludwigs XI., die vormundschaftliche Regierung zu entziehen, bei welcher diese die Staatsgeschäfte von Anfang an dem als Gelehrten, Diplomaten und Minister gleich berühmten Cecco Simonetta überließ, der schon dem Herzog Franz Sforza zur Seite gestanden und sich in der Gunst des Galeazzo Maria zu behaupten gewußt hatte, obgleich er die Grausamkeiten und Ausschweifungen des Letzteren niemals gebilligt. Von den fünf Schwägern der Regentin,

*) Festum bombycis igniti a coelo templi descendentis; d. i. das Herabsteigen eines brennenden Ballons aus Wollen- oder Seidenfasern von der Kirchendecke.

unter welchen Ludwig Moro der furchtbarste war, befanden sich drei bei Galeazzo Maria's Tode nicht in Mailand, weil sie von ihrem Bruder verbannt gewesen waren; diese kehrten aber alsbald zurück. Sie erhielten in Mailand einen Jahrgehalt, auch Güter und Ehrenrechte, doch keinen directen Antheil an der Regierung. Zwei von ihnen, Ludwig Moro und Octavian, erwarben sich, als die verbannten genuesischen Patricier im April 1477 ihre Vaterstadt von Mailand loszureißen suchten, das Verdienst, diesen Plan zu vereiteln. Die Regentin gab nämlich, als Genua abfiel, den in Mailand gefangen gehaltenen Prosper Adorno frei, damit er nach Hause zurückkehre, und die beiden genannten Sforza begleiteten ihn, ließen ihn Besitz von seiner früheren Stelle nehmen und gewährten den Genuesen billige Bedingungen ihrer Abhängigkeit von Mailand.

Nach der Rückkehr Ludwig's und Octavian's machten diese mit ihren Brüdern im Mai einen Anschlag gegen die Regentin, an welchem **Donato del Conte**, **Robert von Sanseverino** und eine große Zahl der ehemals von den Visconti begünstigten Barone Theil nahmen. Man wollte Bona und Simonetta mit Gewalt von der Regierung verdrängen. Die Sache wurde aber dem schlauen Minister verrathen und dieser ließ am 25. Mai den Donato auf die Burg zur Herzogin rufen, dort festnehmen und als Gefangenen nach Monza bringen. Hierauf griffen zwar die Brüder Sforza und etwas später auch Robert von Sanseverino zu den Waffen und forderten Donato's Befreiung; Simonetta hatte aber seine Maaßregeln zu gut genommen, so daß es nicht einmal zu einem Gefecht in der Stadt kam. Die Verschworenen zerstreuten sich daher; Robert von Sanseverino entrann nach Asti, Octavian Sforza, welcher ebenfalls die Flucht ergriff, wurde verfolgt und ertrank, als er über die Adda setzen wollte; von den übrigen Brüdern mußte der Eine, Sforza Maria, in das ihm gehörige Herzogthum Bari zurückkehren, Ludwig Moro aber nach Pisa und Ascanio nach Perugia auswandern (Juni 1477).

4. Italien vom Jahre 1477 an bis zum Zuge Karl's VIII. nach Italien.

Zur Zeit der Ermordung des Herzogs Galeazzo Maria von Mailand war, wie uns Machiavelli berichtet, ganz Italien in zwei Parteien getheilt. Die Einen hatten sich an Papst Sixtus IV. und an den König von Neapel, welche innig verbündet waren, angeschlossen, die Anderen an die Staaten Florenz und Mailand, welche seit dem letzten Kriege ihr Bündniß mit Venedig erneuert hatten. In **Florenz** bestand dem Scheine nach noch immer eine Republik; diese wurde aber seit der Vertreibung der Gegner des Hauses Medicis von den beiden

Söhnen Peters, Julian und Lorenzo dem Prächtigen, beherrscht. Julian und Lorenz waren es, welche bewirkt hatten, daß die aus acht Personen bestehende Balia oder außerordentliche Regierung nicht mehr, wie sonst, nur auf bestimmte Zeit, sondern bleibend eingesetzt wurde und daß die Erwählung derselben ein bloßer Schein war, weil eigentlich die beiden Medicis durch Vermittelung von fünf Wahlherren die Mitglieder ernannten. Diese Balia vereinigte alle Rechte des Volkes in sich, erließ Gesetze, sprach Recht, ernannte die Prioren und den Oberschultheiß (gonfaloniere), welcher die Rechte und Ehren eines Präsidenten derselben hatte, und schrieb auch die Auflagen aus, deren Ertrag dem Großhandel der Medicis eine sichere Stütze ihres Credits gab. Oft genug diente die Politik des Staates und sogar dessen Einkommen dazu, die Filialgeschäfte des Hauses zu stützen. Da z. B. die Medicis fast sämmtliche Alaunwerke von Italien inne hatten, wurde die Stadt Volterra, die in den Besitz eines solchen kam, mit Krieg überzogen und geplündert. Freilich strömten Gewinn und Vortheil ihrer Unternehmungen auch der Bürgerschaft zu; indessen blieben doch feindselige Kundgebungen nicht aus. Gegen die beiden Mediceer entstand im Jahre 1478 eine Verschwörung, welche von der Familie Pazzi ausging und geleitet wurde. Uebrigens war Julian weit republikanischer gesinnt, als sein berühmter Bruder, welcher königlichen Aufwand machte und, wie wir vorher bemerkt haben, mit dem grausamen und wollüstigen Galeazzo Maria in Ueppigkeit und Verschwendung wetteiferte. Auch war die Verschwörung der Familie Pazzi, deren Opfer Julian ward, eigentlich gegen Lorenzo gerichtet.

Die Familie der Pazzi zu Florenz war nach der Mediceischen die reichste und angesehenste. Auch hatte Kosmus die seinige durch Vermählung seiner Enkelin Blanca mit einem der Pazzi zu verbinden gesucht und Julian wollte ihnen, um sie an sich zu knüpfen, neue Ehren und Reichthümer verschaffen; Lorenzo aber suchte sie entfernt zu halten und sein Bruder hatte ihm deshalb schon längst von dieser Seite her Unheil geweissagt.

Ein Glied der zahlreichen und wohlhabenden Familie Pazzi hatte ein großes Handlungshaus in Rom errichtet, wo damals Papst Sixtus IV. herrschte, der mit den Medicis ebenso unzufrieden war, als die Pazzi, weil sie seinen Verwandten entgegen waren, die er in unerhörter Weise auf Kosten der Kirche, der Staaten Italiens und der Privatleute groß und reich machen wollte. Unter diesen Nepoten des Papstes Sixtus sind Peter, Johann und Julian von Rovere die berüchtigtsten; denn das vom Papste begünstigte Treiben derselben hat dem weltlichen und geistlichen Ansehen des römischen Stuhles in der damaligen Zeit, wo dieser von allen Seiten angegriffen wurde,

unendlich geschadet. Peter von Rovere wurde unter dem Namen Kardinal von St. Sixto von seinem Oheim so sehr mit kirchlichen Pfründen und Würden überhäuft, daß man, als er 1474 an den Folgen seiner Ausschweifungen im blühenden Alter starb, die Behauptung aussprach, seine Neider im höheren Klerus hätten ihn vergiften lassen. Der Aufwand, welchen dieser Kardinal von St. Sixto im Jahre 1473 machte, als Siegmund von Este, der Bruder des Herzogs Herkules I. von Ferrara, auf seiner Rückkehr von Neapel durch Rom reiste, kann am besten zeigen, wie weit damals die Ueppigkeit und Verschwendung der Kirchenfürsten, ihrer Verwandten und ihrer Günstlinge getrieben ward. Der Kardinal ließ den ganzen großen Apostel-Platz mit kostbaren Stoffen belegen, auf demselben in der Eile einen hölzernen Palast mit drei großen, durch vergoldete Säulen getragenen Sälen erbauen und in diesen allerlei Arten von Spielen aufführen. Wir wagen nicht, aus dem ausführlichen Berichte, welchen Muratori in den Alterthümern des Hauses Este über diese prunkenden Bauten und Feste gegeben hat, einen Auszug zu machen; sonst würden wir hier von den zierenden Kunstarbeiten an dem ephemeren Bau, von den angebrachten Springbrunnen und von der Menge goldener und silberner Gefäße, welche auf den Schenktischen ausgestellt waren, erzählen müssen. Mag es auch übertrieben sein, wenn man von Peter Rovere berichtet, er habe auf ein einziges Gastmahl 20,000 Dukaten gewendet, so beweist doch diese Angabe, was man ihm zutraute. Er kaufte außerdem kurz vor seinem Tode die Stadt Imola von Thaddäus Manfredi, den die Bürger verjagt hatten, für 40,000 Dukaten, und schenkte sie seinem Bruder Hieronymus (Girolamo) von Rovere, welchen Andere einen Sohn des Papstes Sixtus nennen*). Ein anderer Neffe des Letzteren, Leonhard von Rovere, ward Statthalter von Rom, und als er starb, erhielt Hieronymus diese Stelle. Auch das Herzogthum Urbino brachte der Papst an seine Familie. Er stattete nämlich seinen Neffen Johann von Rovere zuerst mit bedeutenden Gütern aus, indem er ihm zur großen Unzufriedenheit des Kardinal-Collegiums die Statthalterschaft Sinigaglia gab und ihm ferner, aus dem Besitze der Kirche, Mondavio mit dem umliegenden Gebiete schenkte; nachdem er ihn hierdurch würdig gemacht hatte, in eine fürstliche Familie zu heirathen, verschaffte er ihm die Tochter Friedrich's von Urbino zur Gemahlin, durch welche Heirath dann jenes Herzogthum an die Familie Rovere kam. Zwei andere Neffen machte Sixtus IV. fast zu

*) Das Verhältniß ist nicht ganz klar; die genannte Summe war die Mitgift, welche Galeazzo Maria seiner natürlichen Tochter Katharina bestimmt hatte. Pietro Rovere war dazu behülflich, daß um diese Summe Imola für seinen Bruder Girolamo angekauft wurde, der sich nun mit Katharina vermählte.

gleicher Zeit zu Kardinälen; von diesen ist der Eine, Julian von Rovere, schon als Kardinal, noch mehr aber später als Papst Julius II. durch sehr unevangelische Thaten berühmt geworden.

Der Papst selbst, besonders aber sein Neffe Hieronymus von Rovere nahmen auch an der von der guelfischen Adels-Partei in Florenz gebildeten Verschwörung der Pazzi gegen die Brüder Medicis einen sehr großen Antheil. Der von Florenz nach Rom übergesiedelte Franz Pazzi, Bankier und Schatzmeister des Papstes, und Hieronymus von Rovere entwarfen den Plan gegen die Medicis in der sicheren Voraussetzung, daß sowohl der Papst als der König von Neapel ihr Unternehmen unterstützen würden, um dadurch Florenz vom Bunde mit Venedig und Mailand zu trennen. Auch wurde wirklich der Papst in die Verschwörung gezogen und ebenso erhielt der neapolitanische König Kunde von dem, was vorgehen sollte. Die genannten beiden Leiter der Verschwörung setzten sich auch mit dem Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, welcher kurz vorher von den Medicis beleidigt worden war, in Verbindung. Der Plan war: bei irgend einer Gelegenheit sowohl Lorenzo als seinen Bruder Julian niederzustoßen, durch die mit den Salviati und Pazzi verbundenen Familien die bestehende Regierung zu stürzen und mit Hülfe der Miethlinge des päpstlichen Condottieren-Hauptmanns Johann Franz von Tolentino, welcher an der Spitze von 2000 Mann nahe bei Florenz stand, die Verfassung der Republik zu ändern. Zu diesem Zwecke sollte des Hieronymus Neffe, der Knabe Rafael von Rovere, welchen der Papst seiner geistlichen Studien wegen auf die Universität Pisa geschickt hatte, jetzt aber auf Ersuchen der Verschworenen zum Kardinal und Legaten ernannte, nach Florenz reisen, damit in seinem Hause und unter seinem Schutze die Versammlungen der Verbündeten gehalten werden könnten und damit seine Anwesenheit in Florenz Gelegenheit gebe, die beiden Medicis bei einem Gastmahle oder einem anderen Feste zu gleicher Zeit zu tödten. Der Versuch der Ausführung wurde zuerst auf einer Villa der Pazzi in Fiesole gemacht, wohin diese den Kardinal einluden; Julian erschien aber nicht. Ebenso ließ er sich bei einem anderen, in Florenz selbst veranstalteten Festmahle entschuldigen. Man glaubte deshalb, daß der Anschlag nicht ganz verborgen geblieben sei, und beeilte sich, die Sache auf eine andere Weise zur Ausführung zu bringen. Der Erzbischof von Pisa, welcher nach Florenz gekommen war, und der Kardinal Rafael von Rovere, der den Befehl hatte, sich als päpstlicher Legat ganz nach den Rathschlägen desselben zu benehmen, sollten am 26. April 1478 ein feierliches Hochamt halten, bei welchem die beiden Brüder Medicis unmöglich fehlen durften, und bei dieser Gelegenheit sollten Beide in der Kirche ermordet werden. Die Vollziehung der

That ordneten die Verschworenen so an, daß Johann Baptista von Montesecco, ein päpstlicher Feldhauptmann und Söldner-Führer, der sich damals in Florenz aufhielt, den Lorenzo, Franz Pazzi und Bernhard Bandini aber den Julian niederstoßen sollten. Dieser Plan mußte jedoch zum Theil wieder aufgegeben werden, weil der Soldat Johann Baptista nicht nur schon vorher das ganze Unternehmen, welches er durch Reisen und Unterhandeln hatte betreiben helfen müssen, zu tollkühn gefunden hatte, sondern auch mehr Scheu vor dem Heiligen hegte, als der Kardinal und der Erzbischof, und sich deshalb weigerte, dem Befehle des Papstes gemäß an Gottes Altar einen Meuchelmord zu begehen. Man sah sich deshalb nach einem andern Gehülfen der That um und fand diesen sowohl in dem päpstlichen Kanzleischreiber Antonio Maffei aus Volterra, als in dem Priester Steffano Bagnoni, welcher den Pazzi große Verbindlichkeiten schuldete, obgleich Machiavelli von beiden Männern sagt, sie seien zu der von ihnen übernommenen Rolle ganz unfähig gewesen*). Zum Signal der Mordthat war die Erhebung der Hostie beim Haupt-Act der Messe ausersehen. Uebrigens sollte der Erzbischof in Verbindung mit Jakob Poggio (einem Sohn des gelehrten Kardinals Poggio Bracciolini, s. Bd. VIII. 60, 61) und seinen Leuten zu derselben Zeit, in welcher Julian und Lorenzo ermordet würden, das Regierungsgebäude (il palagio pubblico) besetzen und die Mitglieder der Regierung zwingen, sich, sobald der Tod der beiden Medicis gemeldet würde, zu Gunsten der Revolution zu erklären.

Die Kirche war mit Menschen angefüllt und der Gottesdienst hatte schon begonnen, als Julian, dessen Bruder bereits in der Kirche anwesend war, noch fehlte. Franz Pazzi und Bernhard Bandini, welche die Ermordung desselben übernommen hatten, begaben sich daher in seine Wohnung, um ihr Opfer abzuholen; sie umarmten ihn, um sich durch Betastung zu überzeugen, daß er nicht etwa unter dem Gewand einen Panzer trage. Als Julian in der Kirche erschienen war, wartete man den verabredeten Augenblick ab, wo die Meßglocke tönte, der Priester die Hostie emporhob; die Versammelten knieten nieder, auch Juliano, während Bandini ihn durch einen kräftigen, tief in die Brust eindringenden Dolchstich todt niederstreckte, worauf dann Franz Pazzi sich auf die Leiche stürzte und seinen Dolch mit solcher Heftigkeit in dieselbe stieß, daß er dabei sich selbst verwundete. Dagegen wurde Lorenzo von Antonio, dem Steffano zur Seite stand, nur leicht am Halse verwundet und rettete sich in die Sakristei, deren Thüren geschlossen wurden, bis seine Freunde und das erbitterte Volk zur Hülfe

*) Duoi che per pratica e per natura erano a tanta impresa inettiissimi.

herbeikamen. Wir enthalten uns jeder Bemerkung über den Zustand und die Art der Bildung einer wissenschaftlich und materiell so weit vorgeschrittenen Nation, deren Adel an heiliger Stätte, vor den Augen der zahlreichsten Versammlung, im Augenblicke der Darbringung des Leibes Christi ein so gräßliches Schauspiel geben konnte! Schrecklicher ist es freilich noch, daß das sichtbare Haupt der christlichen Kirche den Mord vorbereiten, daß einige ihm sehr nahe stehende Geistliche denselben billigen und unterstützen und daß ein Geistlicher am Altare den Dolch zücken konnte. Uebrigens bewirkte die tolle Unternehmung der Pazzi gerade das Gegentheil von dem, was der Papst und die Verschworenen hatten erreichen wollen. Der Erzbischof und seine Freunde waren der getroffenen Verabredung gemäß nach dem Regierungspalast geeilt; hier leisteten ihnen aber der Oberschultheiß Cäsar Petrucci selbst, die Prioren und die Diener so lange Widerstand, bis Soldaten und das Volk, welches die Waffen ergriffen hatte und den Palast der Medicis bewachte, zu Hülfe kamen. Ein Oheim des verwundeten Franz Pazzi übernahm es, statt seines Neffen das Volk zur Freiheit aufzurufen; er mußte jedoch die Flucht ergreifen, wurde von Bauern ausgeliefert und wie der Neffe erhängt. Der Erzbischof wurde hierauf gefangen genommen und, wie nachher auch Jakob Salviati und Jakob Poggio, an den Fenstern des Regierungsgebäudes aufgeknüpft; die beiden Geistlichen waren schon vorher auf der Flucht ergriffen und getödtet worden. Nunmehr übte das Volk vier Tage lang auch noch an anderen Männern summarische Justiz. Es tödtete 70 angesehene Personen. Nachher sollen außerdem noch 200 Andere das Leben verloren haben. Der Knabe, welcher als Kardinal und Legat eine Rolle bei dem schändlichen Unternehmen gespielt hatte, blieb verschont. Er hatte sich nach Julian's Ermordung auf den Altar gerettet, wo er von den Priestern umgeben und durch sie vor dem Tode, wiewohl nicht gegen Mißhandlung geschützt wurde. Man hatte ihn dann gefangen gesetzt, entließ ihn jedoch bald wieder, weil die Florentiner den Papst, der sie und besonders Lorenzo von Medicis wegen der tumultuarischen Hinrichtung der vielen in die Verschwörung verwickelten Priester ohnehin schon mit dem Banne belegte, nicht noch mehr erbittern wollten.

Alle Fürsten Europa's, außer dem Könige von Neapel und auch die Republik Venedig erklärten sich für Lorenzo gegen den Papst; selbst der türkische Sultan Mohammed II. half dem Mediceer die Mörder seines Bruders bestrafen, indem er den Bernhard Bandini, der sich nach Constantinopel geflüchtet hatte, an die Florentiner ausliefern ließ, die denselben dann 1479 hinrichteten. Allein der Papst und König Ferdinand von Neapel trotzten mit unbeschreiblicher Kühnheit der laut ausgesprochenen öffentlichen Meinung, sowie den dringenden Vorstel-

lungen des Kaisers Friedrich III., der Könige Mathias von Ungarn und Ludwig von Frankreich, der mailändischen Regierung und der Republik Venedig. Alle diese Staaten forderten, daß der Papst das Geld, welches er für den Kreuzzug hatte erheben lassen, auch wirklich zum Kriege gegen die Ungläubigen anwenden solle; Sixtus warb aber mit demselben Söldlinge und Hauptleute, um das von ihm erst mit dem Banne bedrohte und Ende Juni 1478 wirklich mit der Excommunication belegte Florenz zu bekriegen. Die Florentiner waren übrigens sehr im Gedränge, weil sie damals keine Truppen in Sold hatten und auch keinen der kleinen Herren, welche vom Vermiethen ihrer Soldaten lebten, augenblicklich anwerben konnten. Als sie nachher den Herzog Herkules von Ferrara und die Herren von Rimini, Pesaro und Faenza in ihre Dienste nahmen, belegte Sixtus IV. auch diese mit dem Banne, obwohl der Herzog, ein Schwiegersohn des Königs von Neapel, den Krieg lässig genug betrieb. Wenn auch die Florentiner gegen den Papst kämpften, waren sie doch von Aberglauben keineswegs frei; Herkules von Ferrara erhielt den Feldherrnstab erst in dem Augenblick, welchen die Astrologen für diese Feierlichkeit festgesetzt hatten, nämlich am 27. September fünf Stunden nach Sonnenaufgang. Das Betragen des Papstes bewirkte übrigens, daß in Italien niemand mehr auf seinen Bann achtete. Bei der Bekriegung der Florentiner gebrauchte Sixtus 1479 den schon erwähnten Robert von Sanseverino, der sich überall, wo Krieg geführt wurde und Raub zu hoffen war, gebrauchen ließ und im vorhergehenden Jahre auf Betreiben des Papstes, welcher selbst Genuese war, oder vielmehr auf Veranlassung des Statthalters von Rom, Hieronymus von Rovere, nach Genua begeben hatte, um diese Stadt von Mailand abzureißen und zu dem Bunde des Papstes und des neapolitanischen Königs herüberzuziehen.

In Genua war, als diese Stadt sich von Mailand zu trennen drohte, Prosper Adorno von Mailand aus als Statthalter eingesetzt worden, damit er durch seinen und seiner Familie Einfluß auf das Volk, dem die Adorni angehörten, dem Adel, bei welchem die Fregosi und die Spinola mehr Anhang hatten, das Gleichgewicht halte. Die neue mailändische Regierung hatte damals Genua's Abhängigkeit an sehr billige Bedingungen geknüpft, obgleich die Burg und die Forts der Stadt von mailändischen Truppen besetzt blieben. Als nach der Verschwörung in Florenz die Herzogin Bona, Galeazzo Maria's Wittwe und Regentin von Mailand, den Florentinern Beistand leistete, ließ Sixtus IV. den Prosper Adorno bewegen, gegen die Mailänder feindlich aufzutreten; zugleich versprach Ferdinand von Neapel demselben seinen Beistand zur Wiederherstellung der Freiheit von Genua. Die

mailändische Regierung schickte deshalb (1478) den Bischof von Como nach Genua, um an Prosper Adorno's Stelle die Statthalterschaft zu übernehmen; dieser Geistliche fing aber seine Sache so ungeschickt an, daß Prosper Adorno das Volk bewaffnen und die Mailänder in der Burg und in den Forts einschließen konnte. Da nun zu gleicher Zeit auch König Ferdinand zwei Galeeren mit einer Anzahl Soldaten sandte, so blieb dem Bischof von Como nichts Anderes übrig, als sich mit Gewalt der Waffen in den Besitz der Statthalterschaft zu setzen. Die mailändische Regierung schickte, um dies zu Stande zu bringen, ein Heer ab, an dessen Spitze Sforza Secondo und Peter Franz Visconti standen. Beide Führer zeigten sich jedoch in gleichem Grade ungeschickt, und begingen die Unvorsichtigkeit, ihren Weg nach Genua durch die Bocchetta zu nehmen. In diesem Passe griff Robert von Sanseverino, welcher auf Veranlassung des Hieronymus von Rovere den Genuesen zu Hilfe gezogen war und die ganze streitbare Bevölkerung der genuesischen Thäler um sich gesammelt hatte, das mailändische Heer plötzlich an und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei (7. August 1478). Der Verlust an Menschen, welchen die Mailänder in diesem Treffen erlitten, war so groß und ihre Truppen in den befestigten Orten befanden sich in einer so bedenklichen Lage, daß die Herzogin-Regentin von Mailand für rathsam hielt, die Stadt Genua ganz aufzugeben. Doch überließ sie dieselbe nicht dem Prosper Adorno und seiner Partei, sondern sie schickte damals aus Mailand ebenso den Baptista Fregoso, wie früher den Prosper Adorno, nach Genua. Baptista Fregoso war nebst seinem alten Anhange anfangs eben so glücklich, als vorher Prosper Adorno. Ibieto Fieschi und des Königs Ferdinand General erklärten sich für ihn, er war bald im Stande, den Prosper Adorno und den Robert von Sanseverino mit seinen Truppen aus der Stadt zu treiben, und ließ sich dann zum Dogen wählen.

Mailand war um so mehr genöthigt, Genua wieder ganz aufzugeben, als der Papst auch die Ur-Cantone der Schweiz und die Brüder des verstorbenen Herzogs gegen dessen Wittwe und ihren Minister Simonetta aufgeregt hatte. Zu den Schweizern, den Freunden Ludwigs XI., welche erst ein Jahr vorher ihre freundschaftlichen Verträge mit Mailand erneuert hatten, sandte Sixtus IV. einige schlaue italienische Bischöfe mit Ablaßbriefen. Diese wußten zuerst durch die Art und Feierlichkeit der Verkündigung und durch Hunderte von Geistlichen, deren sie sich dabei bedienten, ihren Ablaßbriefen unter dem unwissenden und abergläubigen Landvolk großen Absatz und große Bedeutung zu verschaffen. Die Schweizer lebten vom Kriegführen im Dienste jedes großen oder kleinen Herrn, der sie bezahlen konnte. Sie bezeugten daher dem Papste den lautesten Dank, als er ihnen versichern ließ, daß

seine Briefe ihnen alle Reue und alle Strafe ihrer Sünden zu erlassen vermöchten, und sie glaubten dies gern, weil ein solcher Glaube zugleich leicht und vortheilhaft war. Zudem sagte ihnen der päpstliche Legat reiche Besoldung aus den zu Mailand und Pavia bewahrten Schätzen zu. Aus Dankbarkeit und aus Gewohnheit, sich zu päpstlichen Executionen gebrauchen zu lassen, wenn diese ihnen, wie kurz vorher beim Streite des Herzogs von Tyrol mit Papst Pius II., Nutzen brachten, schenkten sie dann auch gern dem sünden-vergebenden Legaten Gehör, als dieser sie aufforderte, die Gelegenheit zu benutzen, um dem Papste zu Gefallen den unmündigen Herzog von Mailand eines Theiles seiner Besitzungen zu berauben. Im Levantiner oder Livener Thal nämlich, welches, weil es jenseits des Gotthardts liegt und italienisch redende Bewohner hat, zu Mailand gehörte, war ein Kastanienwald, den die Urner dem Herzoge von Mailand streitig machten; diese ließen sich daher von dem Legaten bereden, die Verlegenheit, in welche die mailändische Regierung 1478 gerathen war, zu benutzen, um den Wald an sich zu reißen, und durch sie wurden dann auch die anderen Eidgenossen in den Krieg mit Mailand gezogen. Durch Bern, Zürich, Freiburg und andere Cantone bedeutend verstärkt, fielen die Urner im December 1478 in das Levantiner Thal ein, und drangen raubend und brennend bis nach Bellinzona vor*). In dieser Stadt lagen jedoch mailändische Truppen, und die Bürger der schweizer Handelsplätze wünschten nicht, daß ein für sie sehr wichtiger Ort von ihren Landsleuten, den Bergbauern, mit Sturm eingenommen werde. Die Schweizer zogen daher wieder von Bellinzona ab und richteten ihren Marsch über den Mont Cenere gegen Lugano hin, um in Italien selbst einzubrechen. Sie kehrten aber, da die Jahreszeit ihnen sehr ungünstig war, bald wieder über die Berge zurück und ließen nur eine kleine Besatzung in Giornico und etwa 600 Urner im Thale zurück. Gegen diese rückte dann das mailändische Heer, welches mit Hülfe des Markgrafen von Mantua auf 15,000 Mann gebracht worden war, vom unteren Thale aus heran. Nun besetzten die Urner zuerst die steilen Höhen und dämmten den Tessin ab, so daß das Wasser desselben alle Wiesen überschwemmte und die heraufziehenden Mailänder auf dem Eise keinen festen Tritt hatten, während die Schweizer auf den Höhen sich gehörig rüsteten und namentlich mit Fußstacheln versahen, um auf dem Eise fechten zu können. Nachdem sie nun durch ihre Schützen und durch herabgerollte Felsenstücke die Feinde in Unordnung gebracht

*) In dem Erlaß, den Mailand auf den Fehdebrief der Urner an die schweizer Städte richtete, heißt es: „Wir hätten, Großmächtige, von Euch mehr Vernunft erwartet als von dem Alpenvolke, dessen Grobheit uns bekannt ist, aber wir sehen, es ist bei Euch kein Unterschied zwischen Stadt und Land."

hatten, drangen sie von oben her auf dieselben ein; die Mailänder konnten nicht vorwärts und nicht rückwärts, weil ihre nicht geschärften Pferde hinstürzten und ihnen den Weg versperrten, und ein Maulthier, das sich zufällig losgemacht hatte, verbreitete plötzlich einen lächerlichen Schrecken, was übrigens nach Machiavelli in jener Zeit bei den Condottieren oft der Fall war*). Die Italiener, die eine Stunde weit fliehen mußten, um nur fest auftreten zu können, sollen, obgleich sie den Schweizern an Zahl um das Achtfache überlegen waren, nach den schweizerischen Berichten 1500, nach den italienischen Nachrichten 800 Todte gehabt haben; ihre Feinde machten auf der Flucht und im Lande so viele Gefangene, daß sie, nachdem zuerst ein Theil derselben dem Könige von Neapel für seine Galeeren verkauft worden war, die größere Mehrzahl von ihnen der Kleider und sogar des Hemdes beraubten und dann nackt heimschickten. Die Urner hätten gern den Krieg fortgesetzt; die anderen Eidgenossen aber nahmen die Vermittlung des Königs Ludwig von Frankreich an und schlossen unter leidlichen Bedingungen einen Frieden, der ihnen für ihre Butter, ihren Käse, ihre Pferde, ihre Felle und ihr Leder Erleichterung der Einfuhr verschaffte; die Urner behielten das Livenenthal als Lehen des Domstiftes von Mailand. Dieser Friede hinderte jedoch die Schweizer, die ihren Broderwerb damals schon im fremden Solde fanden und sich längst dem Dienste Ludwig's auf immer verkauft hatten, keineswegs, auch mit dem Papste einen Vertrag über die Stellung von Truppen zu schließen. Der Papst sollte von ihnen, so oft er sie mahne, Truppen erhalten, und dagegen ihnen, so oft er sie mahne und so viele Jahre er die Truppen in seinen Diensten habe, nicht nur 1000 Dukaten zahlen, sondern auch jedes Mal noch einen bedeutenden Vorschuß für die Ausrüstung des zu stellenden Heeres machen und jedem Fußknecht monatlich fünf, jedem Reiter zehn Gulden Löhnung geben. Zu bemerken ist hierbei, daß, wie Johannes von Müller nachweist, der Papst die Subsidien wenigstens zum Theile von dem Gelde zahlte, welches man den Bergbauern für seinen letzten Ablaß abgeschwatzt hatte.

Zu derselben Zeit, als Papst Sixtus IV. Genua von dem Herzogthum Mailand trennte und die Schweizer gegen das Letztere in seinen Sold nahm, ließ er, um Lorenzo von Medicis und dessen Partei zu verderben, nicht nur die Bekriegung der Florentiner fortsetzen, sondern er regte auch die Brüder des ermordeten Herzogs von Mailand gegen die Regentin Bona und ihren Minister Simonetta auf. Florenz wurde von den päpstlichen Hauptleuten und ihren bedungenen Schaaren bald

*) Di tanta poltroneria e disordine erano allora quelli eserciti ripieni, che nel voltare un cavallo la testa o la groppa dava la perdità o la vittoria d'una impresa.

heftig bedrängt; denn Lorenzo war weder selbst Feldherr, noch hatte er, wie die Venetianer, beständig eine Anzahl von Miethlingen und Bandenführern auf Wartegeld in seinen Diensten, und außerdem fiel auch Alfons von Calabrien, der Sohn des Königs Ferdinand von Neapel, mit einem Heere in Toscana ein. Die Florentiner nahmen freilich, wie wir bereits bemerkt haben, den Herzog Herkules von Ferrara, sowie den Robert Malatesta von Rimini, den Costanzo Sforza von Pesaro und den Manfredi von Faenza, welche kurz vorher dem Papst gedient hatten, in ihren Sold, und die Venetianer überließen ihnen ihre Condottieren-Führer Karl von Montone und Deiphobus von Anguillara; alle diese Leute schonten aber die Miethlinge, welche ihr Eigenthum waren, und zogen hin und her, ohne etwas Bedeutendes auszuführen. Im Jahre 1478 und im Anfange des folgenden hielten die Florentinischen Anführer, besonders Herzog Herkules, den päpstlichen General, Robert von Sanseverino, vom Vordringen ab; im Juli 1479 jedoch wurde Herkules von Alfons von Calabrien geschlagen und Robert von Sanseverino schloß zugleich mit den drei vertriebenen Vatersbrüdern des jungen Herzogs von Mailand eine Verbindung, welche die Mailänder nöthigte, ihre Truppen aus Toscana zurückzuziehen. Uebrigens starb damals einer von jenen drei Brüdern Sforza, der Herzog von Bari, nachdem zwischen ihnen und dem päpstlichen Feldhauptmanne ein Zug gegen Mailand verabredet worden war, eines plötzlichen Todes, und man beschuldigte nach der damals herrschenden Gewohnheit, bei dem unerwarteten Ende eines jeden Fürsten oder angesehenen Mannes an Vergiftung zu denken, seine beiden Brüder, daß sie ihn aus dem Wege geräumt hätten. Freilich rechtfertigte nicht nur der Charakter der italienischen Fürsten überhaupt einen solchen Verdacht, sondern auch der eine Bruder des Verstorbenen, Ludwig Moro, beging später so viele Gräuelthaten, daß jene Beschuldigung leicht Glauben finden konnte.

Ludwig Moro, welcher Bari von seinem Bruder erbte, vereinigte seine Miethlinge mit den Schaaren Robert's von Sanseverino und erschien am 10. August unerwartet vor der mailändischen Stadt Tortona. Hier wurde er, da er schon vorher Einverständnisse angeknüpft hatte, dreizehn Tage später eingelassen. Er wandte sich dann, indem er Robert von Sanseverino in Tortona zurückließ, gegen Mailand. Hier öffnete ihm der Befehlshaber der Burg, den er ebenfalls schon früher gewonnen hatte, die Thore derselben, und nun regte Ludwig Moro die Gegner der Regierung auf. Man rieth daher der Regentin, ihn auch in die Stadt aufzunehmen und mit sich und ihrem Sohne auszusöhnen. Dies geschah am 8. September 1479, und das Volk jubelte, als die ganze Familie Sforza wieder in der Stadt beisammen

war. Auch in alle andern festen Plätze des Landes wurden Ludwig's Truppen eingelassen, da er die Schlauheit gehabt hatte, Tortona nicht in seinem, sondern in seines Neffen Namen zu besetzen. Nicht weniger als 42 feste Orte sollen ihm an einem einzigen Tage die Schlüssel ihrer Thore überschickt haben. Daß die Herzogin-Regentin ihn in die Stadt Mailand aufnahm und an ihrem Hofe fürstlich empfing, wurde besonders dem Einflusse Anton Tassoni's, eines in Ferrara geborenen Hofdieners zugeschrieben, welcher sich der Gunst der Herzogin ganz bemächtigt hatte und den alten Simonetta mit seinem Kabinet zu stürzen wünschte. Auch wurde wirklich schon drei Tage nach Ludwig's Einzug in Mailand Simonetta nebst seinem Sohne, seinem Bruder und allen seinen Freunden verhaftet und in die Burg von Pavia gebracht.

Mit diesem Schritte begann das unglückliche Schicksal, welches den Neffen Ludwig's, Johann Galeazzo, bis an sein Ende verfolgte. Zuerst wurde der um die Familie Sforza und um Mailand unsterblich verdiente Simonetta, nachdem man ihn auf unerhört grausame Weise gefoltert hatte, in Pavia enthauptet (October 1480), dann aber die Regierung in Mailand geändert. Tassoni nämlich ward nebst seiner Familie verhaftet und aus der Stadt gebracht, der erst acht Jahre alte Herzog Johann Galeazzo für volljährig erklärt (7. November), die Mutter desselben der Vormundschaft enthoben und die Regierung auf Ludwig übertragen. Die Herzogin, der ein Jahrgehalt von 25,000 Dukaten zugesagt wurde, verließ darauf die Stadt und nahm ihren Wohnsitz zu Abbiate Grosso. Sobald Ludwig Herr von Mailand geworden war, schloß er sich an Lorenzo von Medicis und an Ferdinand von Neapel an, die sich gegen Venedig und gegen die Eroberungsplane des Papstes Sixtus IV. und seiner Neffen mit einander verbunden hatten. Ferdinand übergab ihm auf's Neue das Herzogthum Bari, welches Ludwig von seinem älteren Bruder geerbt hatte.

Mittelpunkt der politischen Verhandlungen Italien's war Florenz, dem Scheine nach eine demokratische Republik, in Wahrheit aber von Lorenzo dem Prächtigen und seinen Creaturen fürstlich beherrscht. Dieser Staat ward im Jahre 1479, als Ludwig Moro's Unternehmen ihn des mailändischen Beistandes beraubte, von den päpstlichen und neapolitanischen Herren so bedrängt und von Venedig so schlecht und treulos unterstützt, daß die Volksmänner, welche an der Spitze der Regierung standen, schon zu verzweifeln begannen; ein kühnes Wagestück Lorenzo's aber rettete den Staat. Auf die Forderungen des Papstes war nicht einzugehen; derselbe verlangte, man solle zu Florenz eine Kapelle mit Seelenmessen für die getödteten Anhänger der Pazzi stiften, für die Hinrichtung der Geistlichen um Verzeihung flehen und einige durch regelmäßigen Kauf erworbene Ortschaften dem heiligen

Stuhl zurückstellen. Da benutzte Lorenzo (Ende 1479) einen Waffenstillstand, welcher zwischen Florenz, dem Papste und dem König Ferdinand von Neapel unter dem Vorbehalte einer zehntägigen Aufkündigungsfrist geschlossen worden war, um selbst nach Neapel zu gehen und mit Ferdinand zu unterhandeln. Jedermann erstaunte über den unerwarteten und unvorsichtigen Schritt des Hauptes der Florentinischen Republik; aber Lorenzo verließ sich dabei weniger auf die Geleitsbriefe des grausamen neapolitanischen Tyrannen, als auf die großen Summen, die er für den König und seine Hofleute zu verwenden beabsichtigte. Nachdem er sich von der damals aus zehn Kriegscommissären bestehenden Balie zum Bevollmächtigten der Republik in Neapel mit ganz unbeschränkter Vollmacht hatte ernennen lassen, überließ er die Verwaltung der Stadt Florenz dieser unter seinem Einflusse gewählten Behörde, vertraute seine Stelle im Staate einstweilen dem Thomas Soderini an und fuhr dann von Livorno aus nach Neapel. Er ward hier gleich einem Könige empfangen, und setzte, wie uns Machiavelli berichtet*), den König Ferdinand durch sein Rednertalent und seine tiefen Einsichten in die verwickelte Politik Italiens und in das Verhältniß der päpstlichen Kirche zum Staate so sehr in Erstaunen, daß er ihn ganz für sich gewann. Machiavelli fügt freilich hinzu, Ferdinand sei nichts desto weniger auch bei dieser Gelegenheit sich gleich geblieben, indem er auf einen von der aristokratischen Partei in Florenz erhaltenen Wink, daß man Lorenzo's Abwesenheit zu einer Revolution benutzen wolle, mit dem Abschlusse eines Bündnisses gewartet habe, bis er gesehen, daß Alles in Florenz ruhig bleibe. Im März 1480 kam dann ein Friede zwischen Neapel und Florenz zu Stande, welchem nachher auch Ludwig Moro beitrat, so daß im Jahre 1481 auf der einen Seite Neapel, Mailand und Florenz, auf der anderen Venedig und der Papst standen.

Sixtus IV. hoffte damals Ferrara für seinen Hieronymus von Rovere erobern zu können. Man muß in der That staunen, daß Päpste wie Sixtus IV. nach den furchtbaren Stürmen, welche das Ansehen Rom's zur Zeit der beiden Concilien von Constanz und Basel sogar von Seiten der höheren Geistlichkeit erlitten hatte, nach dem gänzlichen Abfalle der Böhmen, nach der Erlassung des Statuts Praemunire in England und nach der Aufstellung der pragmatischen Sanction in Frankreich (Bd. VII, 392) so thöricht auf das Bestehende vertrauten, und nicht blos dem Volke, sondern auch den Fürsten trotzten. Im Jahre 1480 bediente sich Sixtus eines Theiles der von der Christenheit zur Bekriegung der Türken erhobenen Gelder, damit sein Neffe

*) Quel rè si maravigliò più, poi che l'ebbe udito, della grandezza del animo suo e della destrezza dell' ingegno e gravità del giudizio.

Hieronymus die Stadt Forli in der Romagna mit ihrem Gebiete zum Nachtheil der Erben aus dem Haus Ordelaffi erkaufen konnte, anderes Theils hielt er die Venetianer dadurch, daß er sie zu Hause beschäftigte, von der Unterstützung der Rhodiser Ritter ab, welche um diese Zeit im Kampfe mit Sultan Mohammed II. unsterblichen Ruhm erwarben. Ja, es geschah damals sogar, daß die Türken nach dem Lande des einzigen Fürsten der Christenheit übersetzten, welcher den heldenmüthigen Vertheidigern von Rhodus Hülfe geschickt hatte, während der Papst Heere unterhielt, um christliche Fürsten zu berauben. Der furchtbare Eroberer von Constantinopel hatte, als sein Ende herannahte, den Lauf seiner Siege über Christen und Christenthum damit krönen wollen, daß er die Insel Rhodus den Rittern entrisse, welche auf dieselbe Weise den Islam wie Mohammed das Christenthum bekriegten und ihm in seiner eigenen Hauptstadt oder doch im Archipelagus und an den Küsten desselben niemals Ruhe ließen. Mohammed hatte daher eine kolossale Macht zu Wasser und zu Lande gegen die Insel Rhodus vereinigt. Im Frühjahr 1480 begann die Belagerung; aus gewaltigen Kanonen flogen Steinkugeln gegen den Nikolausthurm und zertrümmerten ihn; viele Ritter wurden unter den zerstörten Mauern und Wällen begraben; Mohammed sah sich aber zuletzt dennoch genöthigt, die ganze Unternehmung wieder aufzugeben. Die aus dem Kern des streitbaren Adels von ganz Europa, besonders aber von Frankreich, bestehenden Rhodiser Ritter und ihr Ordensmeister Pierre d'Aubusson ernteten damals unsterblichen Ruhm und Ferdinand von Neapel theilte denselben, weil die kleine Flotte, welche er den heldenmüthigen Kämpfern zu Hülfe schickte, nicht wenig dazu beitrug, daß der Sultan zur Aufhebung der Belagerung von Rhodus gezwungen ward. Die Türken rächten sich dafür durch einen Angriff auf das Land des neapolitanischen Königs und die Venetianer hatten sich so sehr mit Schande bedeckt, daß man sie beschuldigte, diesen Zug veranlaßt zu haben.

Im Juli 1480 erschien die türkische Flotte an der Küste von Apulien und setzte ein von Achmed Pascha befehligtes Heer ans Land, welches sogleich die blühende, gut befestigte Stadt Otranto angriff. Die Neapolitaner lagen damals gerade unter ihrem Kronprinzen Alfons in Toscana gegen eine Kriegsmacht zu Felde, welche die Venetianer, der Papst und die vielen in den Bund derselben aufgenommenen kleinen Herren aufgestellt und der Führung des päpstlichen Nepoten Hieronymus von Rovere und des Gonfaloniere oder Oberfeldherrn Friedrich von Urbino untergeben hatten. Schon zu Anfang des August wurde daher die Stadt Otranto erstürmt. Die Türken mißhandelten die Bewohner derselben durch furchtbare Grausamkeiten, welche sowohl den rohen und wilden Charakter dieses Volkes, als auch den Grimm des

Sultan Mohammed II. bezeichneten, der den Achmed Pascha ausdrücklich nach Italien geschickt hatte, um wegen der auf Rhodus erlittenen Schmach Rache zu nehmen. Die Türken begingen in Otranto jede Art von roher Gewaltthätigkeit und Brutalität; der Commandant, Franz Largo, wurde in zwei Theile zersägt, die Priester am Altar mißhandelt; nichts desto weniger aber bezweifeln wir, daß, wie gemeldet wird, über 10,000 Christen zusammengehauen und unbeerdigt an das Ufer der See hingeworfen worden sind. Achmed Pascha ließ, als er gleich nachher von Mohammed zurückgerufen wurde, 7000 Mann zu Fuß und 500 Reiter in Otranto zurück, welches noch stärker als vorher befestigt ward. Die Absicht der Türken war offenbar, sich in Apulien festzusetzen. Sie hatten einen Zug gegen Brindisi im Sinne, als Alfons zur Vertheidigung seines Landes aus Toscana herbeieilte. Dieser hatte vor seinem Abzuge aus Toscana in der Republik Siena, die ihn früher gegen Florenz zu Hülfe gerufen hatte, eine ihm ergebene Regierung eingesetzt und gedachte sich eben der Oberherrschaft zu bemächtigen, als die Türkennoth ihn abrief.

Jetzt erst ertheilte der Papst den Florentinern die Verzeihung und Aussöhnung mit der Kirche, um welche sie ihn lange vergebens ersucht hatten. Sie mußten sich aber dabei demüthigende Bedingungen wegen des Frevels gefallen lassen, den sie gegen die in der Verschwörung der Pazzi auf frischer That ertappten Priester begangen hatten; auch sollten sie 15 Galeeren zum Türkenkriege stellen. Wider die Osmanen in Apulien wurde nun ein Bund geschlossen, dessen Mitglieder der Papst, der Herzog von Mailand, der König Matthias Corvinus von Ungarn, der Herzog von Ferrara, die Markgrafen von Mantua und Montferrat und die Städte Florenz, Genua, Siena, Lucca und Bologna waren. Auch Portugal und Aragonien erklärten sich bereit, Truppen zu schicken. Der einzige Staat dagegen, welcher augenblicklich hätte helfen können, die Republik Venedig, wollte nichts von der Sache wissen. Wirklicher Beistand wurde den Neapolitanern nur von den Ungarn, den Genuesen und dem Papste geleistet: Matthias Corvinus von Ungarn schickte 1700 Mann zu Fuß und 300 Reiter, die Genuesen und der Papst gaben 22 Galeeren. Diese Schiffe wurden von dem uns bereits als Erzbischof, als Doge von Genua und als Seeräuber bekannten Paul Fregoso befehligt, welchen der Papst im Mai 1480 zum Kardinal gemacht hatte. Sie vereinigten sich vor Otranto mit der aus 80 Galeeren bestehenden und vom Admiral Caraccioli commandirten neapolitanischen Flotte. Ungeachtet aller dieser Ausrüstungen und ungeachtet des großen Lärms, mit welchem der erwähnte Bund geschlossen worden war, würde man die Türken nicht wieder aus Apulien vertrieben haben, wenn nicht der Tod Mohammed's II. (Mai 1481)

und Unruhen im osmanischen Reiche die Absendung von Verstärkungen aus demselben gehindert hätten. Alfons lag nicht blos bis zum Tode Mohammed's vergebens vor der Stadt Otranto, sondern die Türken behaupteten auch den Besitz derselben noch bis zum Oktober und zogen selbst dann nur aus dem Grunde ab, weil jener Unruhen wegen die ihnen versprochenen Verstärkungen nicht ankamen.

Der Papst und die Republik Venedig hatten unterdessen Anstalten getroffen, den Herzog von Ferrara, Herkules von Este, seines Gebietes zu berauben und dasselbe zwischen Venedig und dem Neffen des Papstes zu vertheilen. Hieronymus von Rovere begab sich deshalb 1481 selbst nach Venedig und die Venetianer erklärten im folgenden Jahr unter ganz nichtigen Vorwänden dem Herzog Herkules den Krieg. Sie gaben dadurch, ohne es zu wissen oder zu wollen, die erste Veranlassung, daß nachher auf's Neue französische, deutsche und spanische Heere in Italien erschienen.

Der Angriff auf den Herzog von Ferrara bewog sowohl den Regenten von Mailand, Ludwig Moro, der seinen Neffen in einer Art leichter Gefangenschaft hielt, als auch die Florentiner und den König Ferdinand, schon im Mai 1482 ihre Gesandten aus Rom abzurufen und zu erklären, daß sie dem mit ihnen enge verbundenen Hause Este Hülfe leisten würden. Es entstand also ein allgemeiner Krieg, um dessentwillen die ganze Christenheit den Papst und das Haus Rovere verwünschte, dessen Einzelheiten aber nicht in das vorliegende Werk gehören. In diesem Kriege stritten die Bentivoglio von Bologna, sowie die Colonna und Savelli im Kirchenstaate gegen den Papst, die Fieschi von Genua aber und die Orsini im Kirchenstaat für ihn; das venetianische Heer commandirte Robert von Sanseverino, der mit Ludwig Moro, nachdem er demselben zur Herrschaft von Mailand verholfen hatte, völlig zerfallen war. Der Papst bemerkte bald, daß die Venetianer, welche nicht unbedeutende Vortheile im Felde erlangten und dem Herzoge von Ferrara viele Orte entrissen, ebenso ihn und seine Verwandte zu betrügen im Begriffe seien, wie sie bis dahin Alle betrogen hatten, mit denen sie in Berührung gekommen waren; er wechselte daher ganz unerwartet die Partei. Er schloß nämlich am Ende des Jahres 1482 auf Antrieb seiner Kardinäle und des Hieronymus von Revore, den die Feinde durch große Versprechungen gewonnen hatten, einen Frieden mit Neapel und trat dann dem Bündnisse bei, welches zur Erhaltung des Herzogs Herkules von Ferrara gemacht worden war. Es stand also zu Anfang des Jahres 1483 fast ganz Italien gegen Venedig im Felde, dessen Macht und Reichthum gerade um diese Zeit den höchsten Gipfel erreicht hatte, dessen Besitzungen auf dieselbe Weise, wie in unserem Jahrhunderte die brittischen, mit

jedem Jahre zunahmen, dessen Politik und furchtbare Polizei selbst ein Ludwig XI. bewunderte und bei sich einzuführen suchte, da Religion, Menschlichkeit und Scheu vor dem ewigen Sittengesetze die venetianische Oligarchie nie abhielten, das zu thun, was für den Augenblick nützlich war. Einige Niederlagen schreckten die Venetianer nicht; ihr Reichthum setzte sie in den Stand, Schaaren der Leute, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, zu miethen, wie sie denn damals nicht nur den jüngeren Renatus von Lothringen anzuwerben suchten, sondern auch von den 500 Türken, welche Alfons von Calabrien nach der Wiedereinnahme Otranto's in Dienst genommen und dem Papste zu Hülfe geführt hatte, 150 zu sich herüberlockten; gerade diese Miethsoldaten galten für besonders zuverlässig. Auch vor der geistlichen Gewalt des Papstes fürchteten sich die Venetianer durchaus nicht; im Gegentheil, sie lachten ebenso der Bannsprüche desselben, wie seiner geistlichen Ermahnung; während die Florentiner sich noch kurz vorher schimpflichen Bußen und kirchlichen Strafen unterworfen hatten, um des Bannes entledigt zu werden. Der Papst bestürmte nämlich, als die Venetianer den Herzog von Ferrara in seiner Hauptstadt bedrängten, zuerst ihren Senat mit Vorstellungen, und belegte nachher (im Mai 1483) ihre Stadt in der Peterskirche feierlich mit dem Banne und das Gebiet derselben mit dem Interdict, obgleich sogar der Patriarch von Aquileja ihm öffentlich vorwarf, daß er im Kardinals-Collegium die Venetianer wegen einer Sache verfluche, die er selbst vorher befohlen und eifrig betrieben habe. Die Venetianer setzten ohne Rücksicht auf Bann und Interdict ihren Krieg fort; sie appellirten von dem Papste und dem Kardinals-Collegium an eine künftige Kirchenversammlung, bestraften einige Mönche, welche keinen Gottesdienst hielten, mit der Verbannung, ja, erlaubten ihren Geistlichen nicht einmal, die päpstlichen Briefe zu eröffnen und ließen durch ihren Patriarchen ein Concilium berufen, welches den Papst selbst vorlud.

Im Jahre 1483 wurde zwar Ferrara gerettet, weil sowohl die mailändischen als die neapolitanischen Truppen die venetianischen Besitzungen in der nördlichen Lombardei von Bergamo und Brescia an bis nach Verona verheerten; dagegen geriethen aber auf der anderen Seite der Herzog von Calabrien und der Regent von Mailand schon in diesem Jahre in Zwietracht mit einander und zerfielen im folgenden völlig. Der Hauptgrund des Zwistes zwischen Alfons von Calabrien und Ludwig Moro war folgender. Alfons hatte seine Tochter Isabella dem jungen Herzog Johann Galeazzo zur Gemahlin versprochen, während seines Einfalles in die Lombardei aber erkannt, daß derselbe nie zur Regierung gelangen werde, weil sein Oheim, Ludwig Moro, sich aller Gewalt in Mailand bemächtigt hatte. Darüber war

es zwischen ihm und Ludwig zu einem heftigen Zank gekommen. Die Venetianer hatten hiervon kaum Kunde erhalten, als sie dem Regenten von Mailand versprachen, ihm zum Besitze dieses Herzogthums zu verhelfen, und dadurch seine Thätigkeit für den Bund lähmten. Auch der Papst und Hieronymus von Rovere wurden damals durch Händel und Unruhen im Kirchenstaate abgehalten, etwas zu unternehmen, während zugleich die Florentiner ihr Geld zu schonen suchten. Die Venetianer trotzten daher leicht dem ganzen gegen sie verbündeten Italien. Papst Sixtus IV. bemühte sich vergebens, sie durch geistliche oder weltliche Waffen zu demüthigen; er konnte nicht einmal Ludwig Moro und die vielen kleinen Herren Ober-Italiens bei seinem Bunde erhalten. Ludwig Moro verständigte sich mit den Venetianern über die Bedingungen eines Friedens und berief dann seine Verbündeten nach Bagnolo. Hier nahmen Alle an Einem Tage jene Bedingungen an, und es ward am 7. August 1484 ohne den Papst und den König von Neapel ein Friede geschlossen, welcher wenigstens in Ober-Italien von Lucca an bis zu den Seen im Norden und bis nach Ferrara im Osten die Ruhe wieder herstellte. Die Venetianer allein gewannen dabei, alle kleinen Herren dagegen verloren, und der Herzog von Ferrara büßte Rovigo mit dem anschließenden Gebiet ein und mußte sich verpflichten, in seinem Lande die Bereitung von Salz einzustellen, durch welche Ferrara der Republik starke Concurrenz gemacht hatte. Im Kirchenstaat, im Neapolitanischen und in Toscana dauerten freilich die Unruhen fort; doch ward wenigstens kein eigentlicher Krieg geführt.

Papst Sixtus IV., welcher seinem Neffen, dem Kardinal Julian, bedeutende feste Plätze eingeräumt und den Bruder desselben, Johann, zum Fürsten von Sinigaglia und zum Präfect von Rom gemacht hatte, starb schon in der Nacht auf den 13. August, wie es hieß, aus Schrecken über den Abschluß des Friedens von Bagnolo; der zuerst genannte von seinen Neffen aber behauptete auch unter dem folgenden Papste, Innocenz VIII. (Johann Baptist Cibo aus Genua), die ganze kriegerische Macht, die ihm Sixtus eingeräumt hatte. Der neue Papst war nicht so kriegliebend wie seine Vorgänger; er war außerdem schwach und ohne alle Energie oder Grundsatz und hatte, um Papst zu werden, mit den Kardinälen Capitulationen schließen müssen, welche ihm die Hände banden. Er hatte 7 oder 8 Kinder, Söhne und Töchter*), die er förmlich als die seinigen anerkannte, wiewohl er nicht in der Weise seines Vorgängers Nepotismus übte. Seine Gewissenhaftigkeit war

*) Wie zu seiner Entschuldigung angeführt wird, waren sie ihm vor Empfang der Weihen geboren; doch blieb er von Spott nicht verschont. „Hunc potuit merito dicere Roma papam.“ Einer seiner Söhne vermählte sich mit Magdalena von Medicis, einer Tochter Lorenzo's.

nicht groß, da er gleich beim Antritte seines Amtes öffentlich zu erkennen gab, daß er eingegangene Verbindlichkeiten nicht für bindend halte, wenn sie ihm Zwang auferlegten.

Innocenz ward in die Streitigkeiten der neapolitanischen Großen mit ihrem Könige verwickelt, während Lorenzo von Medicis an den Kabalen in der Romagna, in Bologna und in Rom selbst großen Antheil nahm. Wir wollen jedoch, anstatt dem Einzelnen zu folgen, nur einiger Vorfälle der ersten Regierungsjahre dieses Papstes erwähnen, um den schauderhaften Zustand der Sittlichkeit in den Staaten zu bezeichnen, welche vor den übrigen als rechtgläubige, kirchliche und fromme glänzten. Das erste dieser schrecklichen Ereignisse ist die Ermordung des Hieronymus von Rovere, eines Neffen des Papstes Sixtus IV., welcher nicht nur unter seinem Oheim Herr von Imola geworden war, sondern dem derselbe auch mit Verdrängung der Ordelaffi die Herrschaft von Forli verschafft hatte. Hieronymus war mit Katharina Sforza, einer Schwester des jungen Herzogs von Mailand, vermählt, welche beim Tode des Papstes Sixtus im Besitze der Engelsburg gewesen war und dieselbe nicht eher an die Kardinäle übergeben hatte, als bis ihr von diesen eine bedeutende Geldsumme gezahlt worden war. Beide hatten sich damals nach Forli und Imola zurückgezogen. Hier blieben sie im ungestörten Besitze ihrer Herrschaften, bis im Jahre 1488 ihre Feinde den einst zu ihren Gunsten beraubten Fürsten von Forli, seinen Verwandten, wieder einzusetzen beschlossen. Drei Mörder stießen am 14. April zu Forli den Hieronymus in seinem eigenen Hause nieder, warfen seinen Leichnam auf die Straße, wo der Pöbel ihn verstümmelte, bemächtigten sich sodann seiner Söhne und riefen das Volk der Stadt zur Freiheit auf; die Wittwe des Getödteten begab sich auf die Burg. Diese That billigte nicht nur Lorenzo von Medicis, der sogar im Verdachte stand, sie angestiftet zu haben, sondern auch Papst Innocenz, welcher in der Hoffnung, Imola und Forli wieder an sich zu bringen, den Mördern Truppen zu Hülfe schickte. Die Standhaftigkeit der Katharina Sforza vereitelte das Unternehmen. Vergebens bedrohte man sie, ihre Kinder vor ihren Augen aufknüpfen zu wollen; sie ließ sich dadurch nicht einschüchtern, und bat Ludwig Moro von Mailand um Hülfe; dieser schickte ihr Truppen, sie wurde befreit und ihr Sohn erhielt des Vaters Fürstenthum. Lorenz suchte seinen Antheil an der Sache zu verbergen, ja, einer seiner Verwandten, ein Johann von Medicis, vermählte sich mit Katharina Sforza; der Papst fügte sich aus Feigheit den Umständen.

Fast zu gleicher Zeit ward in Faenza ein noch weit schmählicherer Mord begangen. Der dort herrschende Manfredi war mit Franziska, der Tochter Johann Bentivoglio's, vermählt, dessen Familie zu Bologna

dasselbe Ansehen und dieselbe Macht besaß, wie die Medicis in Florenz, und welcher die der Katharina Sforza zu Hülfe gesandten mailändischen Truppen commandirte. Franziska glaubte sich von ihrem Gemahle beleidigt und beschloß, ihn tödten zu lassen. Sie versteckte in ihrem Schlafzimmer einen Meuchelmörder, welcher ihren Gemahl, sobald er eintrete, fassen und festhalten sollte, bis drei andere, die unter dem Bette verborgen waren, hervorkämen, um ihn zu ermorden. Manfredi war dem Banditen überlegen und nun sprang Franziska selbst aus dem Bette und stieß ihrem Gemahle einen Degen in den Leib. Nach dem Morde eilte der Vater der Franziska, um aus demselben Vortheil zu ziehen, mit den mailändischen Truppen von Forli herbei; die Bewohner von Faenza ergriffen aber die Waffen, schlugen die Mailänder und nahmen Bentivoglio selbst gefangen. Da sie jedoch einsahen, daß sie sich auf die Dauer nicht würden behaupten können, so wandten sie sich an Lorenzo von Medicis. Dieser gewährte ihnen den Schutz der Florentiner, gab dem Bentivoglio und seiner Tochter die Freiheit wieder und breitete so den Einfluß von Florenz auch im Kirchenstaate aus; die Herrschaft über Faenza wurde jedoch dem jungen Astorre de' Manfredi, dem Sohn des Ermordeten, gesichert.

Diese beiden aus vielen ähnlichen Geschichten gewählten Begebenheiten können genügen, um den Zustand, die Sitten, die Politik und den Wechsel von Regierungen und Regenten in Mittelitalien an Beispielen deutlich zu machen; wir wollen jetzt, ehe wir zu der Erscheinung der Franzosen in Italien übergehen, noch einen Blick auf Neapel werfen. In diesem Reiche hatten die drei letzten Päpste den Tribut, welchen der Papst als Oberlehensherr in Anspruch nahm, nicht gefordert, sondern sich mit der Ablieferung eines Zelters als Zeichen der Abhängigkeit begnügt. Sie hatten sich hierbei theils durch politische Gründe leiten lassen, theils aber auch durch die Rücksicht, daß der König von Neapel sehr große Summen auf den Türken-Krieg verwenden und nebst den Rhodiser Rittern die Küsten Italiens gegen die Uebermacht der Ungläubigen schützen mußte. Innocenz VIII. dagegen suchte absichtlich Streit mit Neapel, weil er die große Unzufriedenheit der Barone mit dem Könige und namentlich mit dessen Sohne und Nachfolger, Alfons von Calabrien, kannte, und aus den Unruhen in Neapel für seinen Sohn, F r a n z e s c h i n o C i b o, Vortheil ziehen zu können hoffte. Wirklich erfolgte auch in demselben Jahre 1485, in welchem der Papst die Annahme des ihm beim Antritt seiner Regierung vom Könige überschickten Zelters verweigerte, ein Aufstand der neapolitanischen Barone gegen die Tyrannei des Königs und seines Sohnes Alfons, des Herzogs von Calabrien. Dieser betrieb nämlich den Handel mit den wichtigsten Landesprodukten, Getreide, Wein und Oel, auf eine den Wohl-

stand vernichtende Weise; beim Einkauf bestimmte er die Preise selbst und was im Ausland nicht hoch genug bezahlt wurde, mußten die inländischen Abgeber wieder zurücknehmen. Zudem wollte er nicht allein von den Baronen Steuern erpressen, welche sie bisher nicht bezahlt hatten, sondern ließ auch den Grafen Peter von Montorio und den Herzog von Ascoli, als sie die Zahlung nicht leisteten, mit ihren Familien in den Kerker werfen. Der Graf von Montorio war das Haupt einer Familie, welche in der fast republikanisch eingerichteten Abruzzenstadt Aquila den ersten Rang einnahm; seine Gefangennehmung sollte der erste Schritt sein, die Stadt ihrer Freiheit zu berauben. Die Bürger kündigten daher dem König von Neapel jede Verbindung auf und schlossen sich dem Papst an. Zugleich brach ein allgemeiner Aufstand der Barone aus, die sich vorher mit dem Papste verständigt hatten und ihn als Oberlehnsherrn und Richter ihres Königs um Recht und Gericht anriefen. An der Spitze der Empörung standen zwei Männer, von welchen der eine durch seine großen Handelsgeschäfte im Morgen- und Abendlande den Ruhm und Credit der Medicis und unermeßliche Reichthümer erlangt hatte, so daß die angesehensten Familien und der König selbst dem Hause desselben große Summen anvertrauten, der andere aber durch Gelehrsamkeit und Geschäftskenntniß, sowie durch die Gunst des Königs, zu einem übermäßig großen Vermögen gekommen war. Der erste dieser beiden Männer war der vom König zum Grafen von Sarno erhobene Franz Coppola, der andere Antonello Petrucci, welcher Secretario war oder mit andern Worten an der Spitze des Kabinets stand und vom Könige sehr begünstigt wurde, weil er einer der besten Schüler des unter den Wiederherstellern der alten Wissenschaft und Sprache berühmten Laurentius Valla (Bd. VIII, S. 60) war. Beide wurden in demselben Grade, in welchem der König sie bevorzugte, von dem habsüchtigen, grausamen und tyrannischen Herzog Alfons von Calabrien gehaßt und zettelten daher gegen diesen eine Verschwörung an. Sie veranstalteten, daß bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier des Trojano Caraccioli, eines Sohnes des Herzogs von Melfi, alle Barone sich versammelten und dann den Papst ersuchten, einen Sprößling des Hauses Anjou nach Neapel zu rufen. Von dem Hause Anjou war jedoch nur noch ein einziger Mann übrig, welcher für die Zwecke des Papstes brauchbar schien, Renatus oder Rainer II. von Lothringen; dieser erschien aber nicht, als er vom Papste eingeladen wurde, seine Rechte an Neapel geltend zu machen. Dagegen rückte der König von Neapel oder vielmehr sein Sohn in den Kirchenstaat ein und bedrängte den Papst dort und in Rom selbst drei Monate lang; denn Mailand und Florenz leisteten gegen Alfons nur eine solche Hülfe, daß man wohl sah, wie wenig es ihnen Ernst sei. Da nun

überdies die schlecht bezahlten Truppen der Barone dem päpstlichen Lande sehr lästig waren, so ergriff Innocenz mit Freuden eine sich darbietende Gelegenheit, mit Ehren aus der Sache zu kommen. Ferdinand der Katholische und seine Gemahlin erboten sich zur Vermittelung des Streites, und Innocenz nahm diese an. So wurde denn am 12. August 1486 ein Friede geschlossen, den sich der König von Neapel und sein Sohn gefallen ließen, weil sie ihn zu halten nicht Willens waren und doch recht gut wußten, daß der Papst sich nach dem Abschlusse nicht weiter um die Barone bekümmern werde. König Ferdinand verpflichtete sich in dem Friedensvertrage, dem Papste die jährlichen Zahlungen zu leisten, die seine Vorgänger geleistet hatten, ja, die Rückstände nachzuliefern, auch die Barone nicht weiter in ihren Rechten, sowie die Stadt Aquila, welche der Empörung beigetreten war, nicht in ihren Freiheiten zu kränken, noch weniger aber an den Ersteren Strafe oder Rache zu üben.

Diese Versprechungen wurden zwar durch die spanischen Könige (so wurden Ferdinand und Isabella zusammen bezeichnet), durch den Herzog von Mailand und durch Lorenzo von Medicis verbürgt; die neapolitanischen Tyrannen wußten aber, daß die Ersteren von Neapel entfernt seien, und daß dem Letzteren die Sache der Barone wenig am Herzen liege. Sie nahmen also an ihren Großen, die sich auf das eidliche Versprechen ihres Königs verließen, bald eine furchtbare Rache und betrogen auf dieselbe Weise, nur etwas später, auch den Papst. Fast alle neapolitanischen Barone, welche an der Empörung Antheil gehabt hatten, wurden das Opfer ihrer Zuversicht; nur der Fürst von Salerno und die Söhne des Fürsten von Bisignano trauten dem Frieden nicht, sondern flohen zum Papst und, als sie diesen nicht zu einem Kriege bewegen konnten, nach Frankreich, wo Ludwig's XI. Nachfolger, Karl VIII., die Grille gefaßt hatte, die Rechte auf Neapel, welche sein Vater durch Karl von Maine erlangt hatte, geltend zu machen. Ferdinand und sein Sohn Alfons luden die Theilnehmer des letzten Krieges nach Neapel ein, wo der König die Hochzeit des jungen Grafen von Sarno mit der Tochter des Herzogs von Amalfi, eines Neffen Ferdinand's, glänzend feiern lassen wollte. Sie erschienen alle und die Hochzeit ward im Castel nuovo auf sehr feierliche Weise gehalten; plötzlich ließ aber Ferdinand den Bräutigam und dessen Vater sammt allen ihren Verwandten und Freunden verhaften und ihre Paläste in Neapel und in Sarno plündern. Dann ward, weil sich überall der größte Unwille kund gab, zum Scheine ein Gericht bestellt und ein förmlicher Proceß angefangen; die Art aber, wie das Gericht zusammengesetzt war, machte es leicht, die vier angesehensten Herren des Reiches als Hochverräther verurtheilen zu lassen. Sie wurden nachher Einer nach dem Andern

hingerichtet. Dies geschah nicht sogleich, weil man nicht wagte, rasch zu verfahren. Zwei von ihnen, der Graf von Sarno und der Minister (Secretario), erlitten schon im Mai 1489 den Tod. Nach der Hinrichtung dieser Beiden zögerten die Tyrannen aus Furcht vor einem allgemeinen Aufstande einige Zeit, ehe sie auch die übrigen Großen aus der Welt schafften. Am 11. October 1489 ließen sie den Fürsten von Altamura, den Fürsten von Bisignano, den Herzog von Melfi, den Herzog von Nardo, den Grafen von Mareone, den Grafen von Lauria, den Grafen von Melito, den Grafen von Noja und noch viele andere Herren in den Kerker werfen und nachher wurden diese insgesammt zu verschiedenen Zeiten und auf ganz verschiedene Weise umgebracht. Auch der Herzog von Sessa, welcher schon seit 25 Jahren im Gefängnisse war, wurde damals hingerichtet. Uebrigens suchte man die Meinung zu verbreiten, daß die verhafteten Barone noch am Leben seien und der König ließ zu diesem Zwecke sogar fortwährend Essen in die Gefängnisse bringen. Auch die Kinder und Frauen der Hingerichteten wurden unter dem Vorwande, daß sie Unruhen zu erregen suchten, eingekerkert und ihre Güter eingezogen. Was die Stadt Aquila betrifft, so nahm der Graf Peter von Montorio, zu dessen Gunsten sie sich erhoben hatte, nun schmählicher Weise selbst die Partei Ferdinand's und Alfonso's, verjagte die päpstliche Besatzung und unterwarf den durch seine Lage wichtigen Ort der Herrschaft Neapels.

Der König von Aragonien äußerte heftigen Unwillen über diese Treulosigkeiten und Greuelthaten und wies eine angetragene Heirathsverbindung mit der neapolitanischen Königsfamilie zurück. Der Papst konnte sich selbst nicht helfen, geschweige denn den Baronen; Lorenzo von Medicis aber suchte zugleich die Freundschaft des Papstes und die des Königs von Neapel. Den Papst gewann Lorenzo dadurch, daß er, wie bereits angegeben, einem Sohne desselben, Franzeschino Cibo, seine Tochter Magdalena vermählte; wogegen der Papst Lorenzo's Sohn, Johann von Medicis, welcher später unter dem Namen Leo X. Papst ward, schon in seinem 14. Lebensjahre zum Kardinal bestimmte; doch trat dieser erst 3 Jahre später in das Collegium ein. In demselben Jahre, in welchem Innocenz der Christenheit solches Aergerniß gab (1489), gerieth er mit Neapel wieder in Zwist, weil König Ferdinand und sein Sohn, nachdem sie sich der lästigen Großen entledigt hatten, endlich den Lehnzins, den sie früher versprochen hatten, geradezu verweigerten. Der Papst versuchte es diesmal mit den geistlichen Waffen, fand dieselben aber ganz ohne Kraft und Wirkung (telum inbelle sine ictu) gegen Leute, welche, wie die königliche Familie von Neapel, gewohnt waren, den Menschen, der Gottheit und dem Teufel Trotz zu

bieten. Er that den König Ferdinand zuerst (Juni 1489) in den Bann und erklärte ihn dann, als derselbe einige Monate hindurch dabei ganz ruhig blieb, des Reiches verlustig (11. September). Der König machte hierauf zwar einige Rüstungen; Lorenzo aber, welcher zugleich sein und des Papstes Freund war, bewirkte, daß es bei Worten, beim Fluchen auf der einen und beim Protestiren auf der anderen Seite blieb. Ferdinand ließ nämlich eine Appellation vom Papste an die künftige Kirchenversammlung bekannt machen. Doch fand auch er es am Ende nützlicher, sich Rom wieder zu nähern, um die Nachfolge seiner Familie im Königreich anerkannt zu sehen; und als sich Innocenz im Juni 1492, kurz vor seinem Tode, hierzu förmlich herbeiließ, war der Streit ausgeglichen.

Im Ganzen genoß Italien bis auf den im Jahre 1494 erfolgten Tod des Königs Ferdinand von Neapel einer Ruhe und eines Friedens, deren es sich seit Jahrhunderten nicht erfreut hatte; aber die Feindschaft zwischen Ludwig Moro von Mailand und dem Nachfolger Ferdinand's, Alfons von Calabrien, bahnte bald nachher den Franzosen den Weg nach Italien, mischte dadurch den deutschen Kaiser in die italienischen Händel und veranlaßte später die Spanier, aus Sicilien nach Neapel herüberzugehen. Alfons von Calabrien und Ludwig Moro waren schon während des letzten Krieges mit Venedig einander feind geworden, weil Ludwig die Regierung von Mailand ganz allein führte, ohne seinem Neffen, Johann Galeazzo, welcher mit Alfons Tochter, Isabella, verlobt war, einen Antheil daran oder auch nur volle persönliche Freiheit zu gönnen. Als daher im Februar 1489 die Heirath Johann Galeazzo's wirklich geschlossen ward, glaubte Ludwig sich gegen jeden Einfluß der neapolitanischen Prinzessin sicher stellen zu müssen. Er erlaubte zwar, daß die Hochzeit mit königlicher Pracht gefeiert wurde; sobald er aber merkte, daß Isabella die Abhängigkeit, in welcher ihr Gemahl gehalten wurde, nicht dulden wolle, versicherte er sich nicht blos der Truppen und Burgen, sondern auch der Person des Herzogs. Er besetzte unter dem Vorwande, daß einige Befehlshaber verrätherische Beziehungen zum deutschen Kaiser unterhielten, die Burgen von Mailand und Trezzo, ließ den jungen Herzog durch Miethlinge gleich einem Gefangenen bewachen, entfernte aus dem Heere alle alten Hauptleute, die Johann Galeazzo's Vater und Großvater in Dienst gehabt hatten, setzte Leute, welche ihm selbst unbedingt ergeben waren, an ihre Stelle und dergleichen mehr. Er wagte freilich nicht, seinen Neffen aus dem Wege zu räumen, und gönnte ihm auch Ehre, gestattete ihm aber dagegen keine Macht. Im Jahr 1490 gebar Isabella einen Sohn, welcher nach seinem berühmten Urgroßvater Francesco genannt wurde.

Das Verhältniß des jungen Herzogs und seiner Gemahlin zu Ludwig Moro ließ erwarten, daß Alfons, welcher 1494 seinem Vater in der Regierung von Neapel nachfolgte, nicht lange ruhig zusehen werde; Ludwig begünstigte daher die abenteuerliche Unternehmung des französischen Königs Karl VIII. gegen Neapel.

II. Frankreich, Spanien, Deutschland und Italien am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Frankreich, Deutschland und die Niederlande vom Tode Ludwig's XI. an bis zum Tode des letzten Herzogs der Bretagne.

Karl VIII. von Frankreich, Ludwig's XI. Sohn und Nachfolger, stand beim Tode seines Vaters (1483) schon im 14. Lebensjahre. Er wurde daher der alt-französischen Sitte gemäß (Bd. VII. S. 9) als volljährig betrachtet; da er aber sehr schwächlich, auch verwachsen war und folglich nicht nur noch jünger zu sein schien, sondern auch unfähiger war, als er seinem Alter nach hätte sein können, so konnte er nicht selbst regieren. Sein Vater, welcher nichts außer Acht ließ und, ohne jemand zu fragen, Alles anordnete, hatte durch ein Testament verfügt, daß die viel ältere Schwester Karl's, Anna, welche mit Peter von Bourbon, Erbherrn von Beaujeu, vermählt war und deshalb gewöhnlich die Dame von Beaujeu genannt wird, die Regierung so lange führen sollte, bis Karl dieselbe übernehmen könne. Sie selbst, nicht ihr Gemahl, sollte regieren, weil Ludwig XI. der Meinung war, daß die noch immer nicht an strengen Gehorsam gewöhnten Großen die Herrschaft einer Dame am leichtesten dulden würden. Allein gegen diese Anordnung lehnte sich der mit der zweiten Schwester des jungen Königs, Johanna, vermählte Herzog Ludwig von Orleans auf, weil er als erster Prinz von Geblüt das nächste Recht zur Regentschaft zu haben glaubte. Dieser Prinz, welcher nachher als König Ludwig XII. durch seine Liebe zum Volke und durch die Liebe desselben zu ihm ebenso berühmt geworden ist, als Ludwig XI. durch seine italienische treulose Staatsklugheit und seinen unbarmherzigen Egoismus, gewann einige der ersten Großen des Reiches, sowie den Herzog Franz II. von Bretagne und Maximilian von Burgund für seine Sache. Doch zeigte sich bald, daß ihn vorerst noch Liebeshändel und ritterliche Zerstreuungen mehr als Staatsgeschäfte anzuziehen vermochten; die Regentin dagegen

erwarb sich durch die ersten Maaßregeln, die sie traf, das Vertrauen des Volkes in ihre Verwaltung. Sie suchte das Volk und die Großen zu überzeugen, daß sie ihren Bruder nicht an die Fortsetzung des von seinem Vater befolgten Systems gewöhnen wollte. Sie opferte Ludwig's niederträchtigen Vertrauten, Olivier Teufel oder Dammhirsch und andere ähnliche Werkzeuge desselben dem Hasse des Volkes, ließ den genannten Bösewicht hinrichten, einem seiner Genossen die Ohren abschneiden und nöthigte später sogar Philipp von Comines, sich zurückzuziehen. Sie hob ferner die drückendsten Erpressungen ihres Vaters sogleich auf, schränkte deshalb die Ausgaben ein, und entließ namentlich die 6000 Schweizer Ludwig's ganz, die geworbenen Miethsoldaten desselben aber zum Theil. Die letztere Maaßregel gereichte übrigens dem Lande nicht zum Vortheil; denn die Entlassenen wurden zum Theil von den Landherren in Dienst genommen, die Privatkriege begannen also wieder und die Straßen wurden aufs Neue unsicher.

Große Besorgnisse erregte es, daß noch vor der Krönung des jungen Königs eine allgemeine Stände-Versammlung gehalten werden sollte, deren Berufung besonders von den Prinzen mit stürmischer Heftigkeit gefordert wurde, weil sie dieselben zu ihrem Vortheil zu benützen hofften. Diese am 14. Januar 1484 in Tours eröffnete und zwei Monate lang dauernde Versammlung ist für den Forscher des Zustandes der mittelalterlichen Reiche und Völker weit wichtiger, als sie durch ihre Wirkung für das französische Volk war, welche wir sehr gering anschlagen. Vor Allem wurde sie bedeutend durch das neue Wahlgesetz, das bei ihr zur Anwendung kam; es waren nämlich die geistlichen und adeligen Abgeordneten nicht schon als solche, sondern nur als gewählte Vertreter ihrer Standesgenossen anwesend; Vertreter des dritten Standes, darunter auch Bauern, erschienen aus denjenigen Landschaften, wo Provinzialstände eingerichtet waren. Es hat sich von Masselin, „député du baillage de Rouen", der eine Hauptrolle in der Versammlung spielte, ein in lateinischer Sprache geschriebener, sehr starker Band Reden, Schriften und Verhandlungen derselben erhalten, den die französische Regierung neuerdings vollständig abdrucken ließ, welchen aber schon früher in einem ausführlichen Auszuge A. Bernier französisch mitgetheilt hatte. Wir sehen aus diesem Werke, wie es damals in Frankreich mit Verwaltung, Regierung, Gesetzgebung, Finanzsystem, Gerichtsbarkeit und Hierarchie beschaffen war; doch fassen wir für unseren Zweck nur das Resultat der Versammlung ganz kurz zusammen. Der Dame von Beaujeu, würden wir sagen, war es anfangs vor der Versammlung ebenso angst, wie im Jahre 1848 den Fürsten und dem hohen Adel Deutschlands vor dem Parlament; als sie aber sah, wer die Leute waren, die am lautesten schrieen, und welcher Art die schreibenden oder

in ermüdend langen Reden glänzenden Hofleute und Juristen seien, da faßte sie Muth und bewirkte, daß die Versammlung gleich einem deutschen Reichstage zu Ende ging. Sie ließ, wie wir Aehnliches gesehen haben, vermittelst ihrer Leute und der Partei-Männer, welche durch Geld und Ehren zu gewinnen waren, die Redner und Enthusiasten, die Prinzen und die Vertheidiger der Volks-Interessen so tief in den Sumpf hineinführen, daß dieselben in ihm stecken blieben und froh waren, als man ihnen heraushalf. Dies geschah, nachdem die Finanzfragen leidlich erledigt waren, durch das Auflösungs-Decret vom 7. März, dem sich die Versammlung nach einigen Protesten fügte. Die Dame von Beaujeu hatte übrigens von ihrem Vater Regierungsklugheit genug erlernt, um die Mächtigeren unter den Getäuschten durch Vergabungen zu trösten: sie gab dem Herzoge von Orleans, der nunmehr thätiger hervortrat und an Einfluß gewann, den Grafen von Angouleme und Dunois je ein Regiment (compagnie) von hundert Lanzen und ein ansehnliches Jahrgeld.

Nachdem die allgemeine Stände-Versammlung beseitigt und die Prinzen befriedigt waren, schienen keine Unruhen mehr zu fürchten zu sein. Bald nachher veranlaßte zwar der früher erwähnte Minister und Liebling des Herzogs von Bretagne, Landois, einen Aufstand; dieser gab aber der Regentin Gelegenheit, ebenso die Bretagne mit dem französischen Reiche zu vereinigen, wie Ludwig XI. Burgund, die Grafschaft Charolais und Anderes demselben einverleibt hatte. Herzog Franz II. von Bretagne war der letzte männliche Sprößling des Hauses Montfort; er hatte zwei Töchter. Von diesen ward also einst die ältere, Anna, Erbin seines Herzogthums, welches kein eigentliches Mannslehen war und dessen Adel sich fürchtete, dem in den letzten Zeiten sehr beeinträchtigten französischen Adel einverleibt zu werden. Auch der Herzog wünschte, daß die Bretagne nach seinem Tode als eigener Staat fortbestehe, und war deshalb geneigt, seine beiden Töchter an Männer aus dem burgundischen Hause zu verheirathen, mit welchem er stets gegen Ludwig XI. und die Franzosen verbunden gewesen war; Anna sollte den Erzherzog Maximilian, ihre Schwester, Isabella, den Sohn desselben, Philipp, zum Gemahle erhalten. Allein Maximilian war in den Niederlanden ebenso ohnmächtig, als Franz II. in Bretagne, und während er mit diesem noch über die Art, wie er mit Truppen zu ihm gelangen und die Heirath vollziehen könne, unterhandelte, ward der Adel von Bretagne durch den Minister Landois zur Empörung getrieben. Franz II. hatte nämlich von seinen Vasallen so viel zu leiden, daß ihm ein so ganz verächtlicher und gewissenloser Mann, wie Landois war, unentbehrlich schien, um dieselben im Zügel zu halten. Dies that Landois mit denselben Mitteln der Willkür, Grausamkeit, Treulosig-

keit und Erpressung, wie Ludwig XI. es gegen die französischen Großen gethan hatte. Als er jedoch den edelsten Mann des Landes, den Kanzler Chauvin, zuerst grausam quälen und dann tödten ließ, ward der heftige Adel, den er auf jede Weise vom Herzog entfernt hielt, gegen ihn aufs Aeußerste erbittert und die ersten Herren des Herzogthums machten endlich einen gewaltsamen Versuch, den verhaßten Günstlig zu stürzen oder auch zu erschlagen. Ein Theil der Barone brach plötzlich in Nantes ein und besetzte die Burg der Stadt, um sich des Ministers zu bemächtigen; dieser entkam jedoch nicht nur ihren Händen, sondern hetzte auch durch die Erklärung, daß der Aufstand gegen den Herzog selbst gerichtet sei, die Bürger von Nantes und die Bauern der Umgegend auf, und die Barone sahen sich genöthigt, Burg und Stadt wieder zu verlassen. Sie sammelten sich darauf in der dem Marschall von Rieux gehörenden Stadt Ancenis; Landois aber, welcher endlich inne ward, daß er ohne fremde Hülfe sich nicht werde behaupten können, entwarf einen Plan, um den Beistand des Herzogs von Orleans zu erlangen.

Ludwig von Orleans war mit der wohlgesinnten und verständigen, aber ganz häßlichen zweiten Tochter Ludwig's XI., Johanna, vermählt. Diese war ihm, obgleich er sich lange heftig dagegegen gesträubt hatte, von Ludwig aufgezwungen worden, und er hatte seine Abneigung gegen sie nie verhehlt. Auf diesen Umstand gründete Landois seinen Plan. Er wollte sich den Beistand des Herzogs dadurch verschaffen, daß er ihn zur Scheidung von seiner Gemahlin und zur Vermählung mit der Erbin von Bretagne bewege. Er lud im Einverständniß mit Franz II. den Herzog von Orleans nach Bretagne ein; dieser folgte der Einladung und ging, als er die durch Eigenschaften des Geistes und des Körpers ausgezeichnete junge Prinzessin Anna sah, auf die Sache ein, und zwar, wie es allgemein hieß, nicht blos aus Politik, sondern auch aus Leidenschaft. Die Regentin gerieth, als sie die Nachricht von der Verbindung der Herzoge von Bretagne und von Orleans erhielt, in Schrecken und benutzte die bald darauf vorgenommene Krönung des Königs, um Ludwig von Orleans an den Hof zu rufen (1440). Ludwig folgte zwar dem Rufe, blieb aber nicht nur mit dem Herzoge von Bretagne in Verbindung, sondern wußte auch den jungen König so für sich einzunehmen, daß die Regentin sogar von dieser Seite her besorgt ward. So viel scheint gewiß zu sein; dagegen glauben wir dem Berichterstatter Brantome überall zu wenig, um ihm nachzuerzählen, daß die Dame von Beaujeu über den Herzog von Orleans ungewöhnlich erbittert gewesen sei, weil er, der Geliebte und Liebhaber aller möglichen Weiber, bei ihr allein den keuschen Joseph gespielt hatte.

Die Regentin setzte sich mit den Unzufriedenen des Herzogthums Bretagne in Verbindung, um Ludwig's von Orleans Absichten auf

dasselbe zu vereiteln, und dies benutzte dann Landois, um die Einwilligung des schwachen Herzogs Franz zu einer Reihe furchtbarer Maaßregeln gegen den Adel seines Landes zu erlangen. Obgleich man den empörten Großen bei ihrem Abzuge aus Nantes völlige Straflosigkeit zugesichert hatte, so wurden sie doch jetzt nicht nur öffentlich für Majestäts-Verbrecher erklärt, sondern gegen sie auch die Verordnung erlassen, daß ihre Häuser geschleift, ihre Wälder niedergehauen werden sollten und daß bei schwerer Strafe keiner ihrer Unterthanen irgend einen Verkehr mit ihnen haben und ihnen Lebensmittel, Waffen oder Pferde verkaufen dürfe. Die unerhörte Strenge, mit welcher dieser Beschluß ausgeführt wurde, trieb den Adel der Bretagne zu einem in seinen Folgen sehr wichtigen Schritte. Es wurden nämlich im Oktober 1484 die ersten Herren des Herzogthums, der Prinz von Oranien (Johann von Chalon), Peter von Villebranche und Johann le Bouteiller, Herr von Maupertius, an die Regentin geschickt, um den Schutz derselben anzurufen und dagegen im Namen des Adels eidlich zu versprechen, daß dieser nach dem Tode des Herzogs Franz in Ermangelung männlicher Erben den König von Frankreich als seinen einzigen und natürlichen Herrn anerkennen wolle. Dabei machte man jedoch acht Bedingungen, welche die französische Regierung annahm. Diese verdienen hier angeführt zu werden, weil auf ihnen das spätere Verhältniß der Provinz Bretagne zu Frankreich und das bleibende Gefühl der Selbstständigkeit des dortigen Adels beruhte; denn die Bretagne behielt nicht nur, selbst als sie 1532 ganz mit Frankreich vereinigt wurde, ebenso wie die vorher einverleibten Länder Dauphiné und Provence ihr Herkommen, ihre eigenen Gesetze und ihre besonderen Stände, sondern sie behauptete dieselben auch gleich den genannten beiden Provinzen bis auf die Revolution. Die acht Bedingungen waren folgende: „Die Gerechtigkeitspflege bleibt wie unter den Herzogen und wird nur von Eingebornen besorgt; jeder Stand behält seine besonderen Vorrechte; es dürfen ohne Zustimmung der Stände keine Auflagen gemacht werden; der Adel kann nur in den Fällen und an den Orten, welche der König durch Gesetze zu bestimmen hat, gezwungen werden, in den Krieg zu ziehen; alle Stellen im Heere und im Staatsdienste dürfen nur von Eingeborenen bekleidet werden; der Gemahlin des Herzogs Franz II. wird nach dem Tode desselben von den Ständen ein Wittwengehalt ausgesetzt; seine beiden Töchter sollen mit Beirath der Stände standesgemäß verheirathet werden; endlich soll das Herzogthum, wenn Karl VIII. mehrere Söhne erhält, an einen derselben übergehen und also nicht bei Frankreich bleiben." Auf diese Bedingungen hin gewährte die Regentin dem Adel der Bretagne ihren Schutz. Sie ließ im Namen des Königs dem Herzog Franz erklären, daß er sich jeder Gewaltthätigkeit gegen die

Barone zu enthalten und ihnen allen zugefügten Schaden zu ersetzen habe. Der Herzog und sein Minister geriethen dadurch in Verlegenheit und wandten sich deshalb aufs Neue an den Erzherzog Maximilian, welcher damals seine Kriege mit den unzufriedenen Ständen und Städten der Niederlande glücklich beendigt zu haben schien.

Maximilian hatte sich erst als die Unruhen in Lüttich, Utrecht und Holland gedämpft worden waren, gegen die Fläminger wenden können, denen er ebenso seinen Sohn Philipp und die in dessen Namen zu führende Regierung hatte überlassen müssen, wie er durch den Frieden von Arras genöthigt worden war, seine Tochter Margaretha als Braut Karl's VIII. zur Erziehung nach Frankreich zu schicken. In Gent, wo die vormundschaftliche Regierung von Flandern ihren Sitz hatte, herrschten die Aeltesten der 52 Zünfte als völlig demokratische Behörde. Diese Regierung conspirirte mit den Franzosen gegen den Vater des jungen Herzogs und nach Maximilians Rückkehr aus Holland kam es zwischen ihm und den Flämingern zu einem harten Kampfe. Maximilian nahm Roermonde und Dendermonde ein; die Genter aber rächten sich, als er den Rücken wandte, durch einen verheerenden Zug gegen die seeländische Stadt Vliessingen. Gleich darauf erschien jedoch Maximilian mit bedeutenden Verstärkungen in Flandern, verwüstete das Land, eroberte Sluys, zog in Folge von Unterhandlungen in Brügge ein und nöthigte sogar die Stadt Gent selbst zu einer Capitulation (1485). Nach dieser behielten zwar die Genter ihre Verfassung und ihre demokratisch-republikanische Regierung, sie mußten aber dafür nicht nur Maximilian, welchem hier sein Sohn zurückgegeben wurde, als vormundschaftlichen Regenten anerkennen und mit ebenso vielen Truppen, als dies in den andern niederländischen Städten geschehen war, in ihre Stadt einlassen, sondern ihm auch 700,000 Gulden Kriegskosten in Terminen bezahlen, alle Diejenigen, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an ihn verbannt oder ihrer Güter beraubt worden waren, zurückrufen und ihnen den erlittenen Schaden ersetzen. Eine Woche nachdem Maximilian mit 5000 Mann in Gent eingezogen war, schien es in der Stadt selbst aufs Neue zum Kampfe zu kommen. Einige deutsche Soldaten wurden nämlich wegen eines groben Verbrechens verhaftet und vor das republikanische Gericht gezogen, alsbald aber durch ihre Kameraden befreit; der Magistrat ließ deshalb Sturm läuten, es sammelten sich hierauf sogleich Tausende vor Maximilian's Wohnung und dieser war gewissermaßen gefangen. Er stellte daher sogleich seine Leute auf und schon drohte jeden Augenblick ein blutiger Kampf zu beginnen, schon hatten Maximilian's Soldaten den Befehl erhalten, die Häuser der Stadt anzuzünden, als es den Prinzen von Chimay und von Nassau gelang, die wüthende Menge zu beruhigen. Maximilian benutzte diesen Aufstand, um die ihm zu Hülfe

geschickten Truppen der anderen Städte in Gent einziehen zu lassen und strenge Justiz zu üben. Er ließ 33 Anstifter des Aufruhrs hängen, über 100 Andere verbannen, die Festungswerke von Gent schleifen und einen Theil der Mauern niederreißen, nahm der Stadt ihre Geschütze und erhöhte die von ihr zu bezahlende Summe. Ja, er zerriß sogar öffentlich die Freibriefe der Stadt, schaffte die demokratische Regierung der 52 ab und setzte eine aristokratische Behörde ein. Dies Alles geschah um so leichter, weil die Regentin von Frankreich in den Jahren 1484 und 1485 mit inneren Unruhen zu thun hatte und also den Flämingern nur insgeheim helfen konnte.

In Frankreich hatte nämlich der Herzog von Orleans einen von der Stände-Versammlung von Tours gefaßten Beschluß, nach welchem der König als volljährig betrachtet und die Verwaltung, bis er selbst sie übernehmen könne, von seiner Schwester geführt werden sollte, vor dem Parlament angefochten, und dann mit dem Herzoge von Bretagne, dem Grafen Dunois, dem Herzoge von Alençon und sogar mit dem alten Connetable des Reiches, dem Herzoge von Bourbon, eine Verbindung gegen die Regentin geschlossen. Diese beraubte hierauf, nachdem sie vergebens gesucht hatte, sich der Person des Herzogs von Orleans zu bemächtigen, sowohl ihn als seinen Freund Dunois der ihnen nach dem Reichstage von Tours gewährten Vortheile und belagerte ihn in der dem Herzoge von Alençon gehörenden Stadt Verneuil, in welche er sich geflüchtet hatte. Der Herzog mußte bald capituliren und die Verzeihung annehmen, die man ihm aus Rücksicht auf sein Verhältniß als voraussichtlicher künftiger Thronerbe unter der Bedingung gewährte, daß er fortan am Hofe oder mit anderen Worten unter Aufsicht lebe. Die ihm entrissenen Stellen und Jahrgelder erhielt er nicht zurück, obgleich er wieder in den Staatsrath aufgenommen wurde. Als er nachher den König auf dessen Reise in die Normandie begleitete, schloß er aufs Neue mit dem alten Connetable und allen Denen, welche Ludwig's XI. Gunst genossen hatten und nach dessen Tode zurückgedrängt worden waren, ein Bündniß, und suchte in der ihm gehörenden Stadt Blois alle Unzufriedenen zu vereinigen.

Die Hoffnung des Herzogs von Orleans und seiner Partei beruhte vorzüglich auf dem Herzog Franz von Bretagne und dem allgemein gehaßten Günstlinge desselben, Landois. Die Regentin, die in allen Dingen der Politik ihres Vaters treu blieb, suchte daher die Unruhen in der Bretagne zu unterhalten. Sie schickte, als Landois die noch immer in Ancenis versammelten Barone überfallen wollte, denselben unerwartet Hülfe. Schon standen beide Theile gerüstet einander gegenüber und waren im Begriffe, ein blutiges Treffen zu liefern, als es den königlichen Beauftragten gelang, die Befehlshaber des bretagnischen

Heeres, bei welchem Landois selbst sich befand, zu überzeugen, daß sie das Spielwerk eines Bösewichts seien. Die ganze Wuth der herzoglichen Truppen richtete sich hierauf gegen Landois. Dieser hatte kurz vorher nicht nur die Bürger und Bauern zu Gewaltthaten gegen den Adel zu reizen gesucht, sondern er wollte auch in des Herzogs Namen offene Briefe ausschicken, in welchen alle mit den unzufriedenen Baronen in irgend einer Berührung stehenden Edelleute, Offsiciere und Beamte für Hochverräther erklärt und einem Jeden preisgegeben würden, und der Kanzler, Franz Chretien, war bereits beauftragt, diese Patente mit dem großen Siegel zu versehen. Als jedoch der Kanzler durch Abgeordnete des Heeres von dem, was vorgefallen war, unterrichtet wurde, weigerte er sich nicht allein dies zu thun, sondern er ließ sich sogar bewegen, einen Verhaftsbefehl (prise de corps) gegen Landois auszufertigen. Landois floh hierauf in die Burg von Nantes zu dem Herzoge. Dieser konnte ihn nicht retten, da auch die Bürger von Nantes sich erhoben und alle Versuche, den Aufruhr zu stillen, scheiterten. Landois' Stellung hatte sich auch durch die im Laufe dieses Jahres (1485) eingetretene Schilderhebung des Herzogs von Richmond in England und die Bedrängniß Richards III. verschlimmert; denn er hatte sich auf die Unterstützung der Yorks verlassen, der neue Prätendent Heinrich VII. aber stand zur französischen Regierung in einem so guten Verhältniß, als der in seinem Volk lebende Nationalhaß es erlaubte. Der Herzog von Bretagne gab allerdings seinen verhaßten Minister nicht unmittelbar der Wuth des Pöbels preis, weil der Kanzler sich dazu gebrauchen ließ, der Volks-Justiz die Form eines gerichtlichen Verfahrens zu verleihen. Landois ward dem Kanzler übergeben und dieser machte ihm auf kurze Weise den Proceß. Obgleich nämlich Landois des Bösen so viel gethan hatte, daß man leicht Zeugen und Urkunden gegen ihn hätte beibringen können, so wurde doch statt dessen nach der Sitte jener Zeiten die Folter gegen ihn angewendet und durch diese alle Geständnisse, die man wünschte, erpreßt. Da dessen ungeachtet der Herzog sich nimmer dazu verstanden haben würde, ein Todesurtheil über ihn zu unterschreiben, so gab der Anführer der französischen Hülfstruppen, Lescun, als Repräsentant des Königs, den Rath, die Sache ohne Rücksicht auf den Herzog summarisch abzuthun. Dies geschah denn auch: man ließ, während einige der Herren den Herzog durch ihre Unterhaltung beschäftigten, einen hohen Galgen errichten und zum größten Verdruß des Herzogs den Minister und Liebling desselben aufknüpfen (17. Juli 1485).

Durch die erwähnten Ereignisse ward der ganze Plan der Partei des Herzogs von Orleans vereitelt. Dieser und seine Freunde hatten, im Vertrauen auf den Herzog von Bretagne und auf Maximilian, bereits alle ihre Vasallen und Miethlinge bewaffnet. Sie konnten aber

jetzt um so weniger etwas ausrichten, als die Regentin ihre Maaßregeln sehr gut getroffen hatte und das Ansehen des jungen Königs, den man gegen sie in's Feld ziehen ließ, einen allgemeinen Aufstand verhinderte. Die von ihnen angestifteten Unruhen, welche den Namen des tollen Krieges (guerre folle) erhielten, waren daher bald völlig erstickt und die drei Haupturheber derselben, der Herzog von Orleans, der Graf Dunois und der alte Connetable, waren froh, als sie sich auf erträgliche Weise aus der Sache ziehen konnten. Der Graf Dunois wurde nach Piemont in die dem Herzoge von Orleans gehörende Stadt Asti verwiesen; der Herzog selbst mußte sich gefallen lassen, daß alle seine festen Plätze von königlichen Truppen besetzt wurden; von dem Connetable endlich, welcher blos um des Letzteren willen die Waffen ergriffen hatte, verlangte man nichts weiter, als daß er dieselben niederlege, weil er sich bereits dem Ende seiner Tage näherte und der Gemahl der Regentin sein Erbe war. Was den Herzog von Bretagne betrifft, so war es nicht nöthig, ihm eine neue Verpflichtung aufzulegen, da ja Alles, was man wünschen konnte, schon mit seinen Ständen ausgemacht worden war. Man ließ ihn daher blos in einem Vertrage, der zu Bourges geschlossen wurde, das Versprechen geben, daß er ebenso, wie seine Vorfahren, Vasall von Frankreich sein wolle; die Frage, ob dieses Verhältniß ein enges (hommage lige) oder weites sei, ward auch diesmal unbeantwortet gelassen. Die Hauptsache war, daß der Herzog, indem er allen Verbindungen außerhalb seines Landes entsagte, sich ganz in die Hand seiner Stände und der französischen Regierung gab, und daß seine Stände schon früher die künftige Vereinigung des Herzogthums Bretagne mit Frankreich ausgesprochen und die Bedingungen derselben festgesetzt hatten.

Erst nach Beendigung des Streites mit den Herzogen von Bretagne und Orleans konnte die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf den treuen Verbündeten Beider, Maximilian, richten. Dieser hatte damals eine Kabale, welche die Franzosen mit Renatus II. von Lothringen und mit dem bekannten Eber der Ardennen, Wilhelm von der Mark, angesponnen hatten, auf eine keineswegs rühmliche und ehrliche Weise vereitelt. Die Regentin hatte nämlich den Herzog von Lothringen und Wilhelm von der Mark, welche bis dahin heftige Feinde gewesen waren, mit einander ausgesöhnt und Beide waren hierauf übereingekommen, zusammen in Brabant einzufallen. Deshalb hatte Maximilian sich mit Friedrich van Hoorn, einem Bruder des Bischofs von Lüttich, verbunden, um, wie wir bereits früher angedeutet haben, den furchtbaren Herrn von der Mark auf dieselbe Weise aus dem Wege zu räumen, wie Ludwig XI. und die italienischen Tyrannen ihrer Feinde sich zu entledigen pflegten. Friedrich van Hoorn, welcher mit Wilhelm nach langem

Streite in großer Freundschaft gelebt hatte und zuletzt in Maximilian's Dienste getreten war, lud Wilhelm zu einem Besuche ein und bewog ihn dann, mit ihm zum Bischof von Lüttich zu reisen; dieser aber machte nach Tische mit Beiden einen Spazierritt, auf welchem Friedrich seinen Freund zu einem Wettrennen veranlaßte und ihn so bis zu einem Orte brachte, an dem er eine Schaar seiner Miethlinge versteckt hatte. Diese bemächtigten sich Wilhelm's und brachten ihn nach Maastricht, wo Maximilian ihn vor eine schnell ernannte Commission stellen und dann hinrichten ließ. Durch Handlungen solcher Art waren freilich die demokratischen Fläminger nicht für die Regierung des ritterlichen und romantischen deutschen Feudalfürsten zu gewinnen. Uebrigens begab sich Maximilian, nachdem er auf die oben erwähnte Weise die Genter gezüchtigt hatte, 1486 nach Deutschland, um sich zum römischen König wählen und krönen zu lassen.

Deutschland war damals ganz sich selbst überlassen; Maximilian's Vater aber, Kaiser Friedrich III., war nicht blos, wie alle Könige jener Zeit, beständig mit den mächtigen Vasallen seiner Erbstaaten und zuweilen mit den Bürgerschaften seiner nach Unabhängigkeit strebenden Städte in Streit, sondern auch die ketzerischen Böhmen mit ihrem frei gewählten König Georg Podiebrad und seit dessen Tode (1471) der König von Ungarn, Matthias Corvinus, machten ihm zu schaffen. Dem Letzteren, der auch auf die Krone von Böhmen Anspruch machte, war nach vielen Kämpfen in einem Vertrag (1478) wenigstens Mähren, Schlesien und die Lausitz zu Theil geworden. Seit 1480 war er nicht mehr von Oestreich abzuhalten gewesen, und als die Bürger der von ihm belagerten Hauptstadt, welche Unglaubliches litten und sich mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit vertheidigten, dringend um Entsatz baten (1485), stellte sich der alte egoistische Kaiser sogar, als wenn er keine Lust habe, ihnen Hülfe zu leisten. Er soll ihnen nämlich die kalte Antwort gegeben haben: es sei ihm ganz lieb, daß jetzt die Wiener ebenso hungern müßten, wie er selbst einst gehungert habe, als sie ihn in ihrer Burg belagert hätten. Friedrich selbst mußte endlich (1485), nur von 1500 Reitern begleitet, das Land verlassen, um von den deutschen Fürsten Hülfe zu erbetteln, und er bediente sich dabei keines andern Trostes, als des Ausspruches oder vielmehr der elenden Ausflucht, daß es, wenn man eine verlorene Sache nicht wieder erlangen könne, am besten sei, sie ganz zu vergessen. Matthias Corvinus zog am 1. Juni in Wien ein, eroberte hierauf ganz Niederöstreich mit Ausnahme von Wienerisch-Neustadt, sowie einen Theil von Kärnthen, Krain und Steiermark, und ließ sich auf einem Landtage zu Wien als Herzog huldigen; Oberöstreich wurde durch den tapferen Gottfried von Stahremberg für den rechtmäßigen Herrn behauptet, der nicht einmal die Stadt Krems

unterstützen konnte, die ein Jahr lang von den Ungarn belagert wurde. Friedrich aber mußte in seiner Noth endlich die Erwählung seines Sohnes Maximilian zum römischen König zugeben, welche er bisher zu hindern gesucht hatte, weil er mit Recht fürchtete, daß man nach derselben ihn selbst als einen jeder kräftigen Handlung unfähigen Mann seinen unfruchtbaren gelehrten Studien gänzlich überlassen werde. Er begab sich als Flüchtling an den Rhein, belehnte dort mit vieler Feierlichkeit und der üblichen feudalen Etikette den Kurfürsten von Köln, Hermann von Hessen, den Herzog von Jülich und Berg, Wilhelm den Jüngeren, und den Herzog von Lennep, Mark und Cleve, und reiste dann mit Maximilian, den er damals in acht Jahren nicht gesehen hatte, nach Frankfurt. Er hatte bisher seinen Sohn stets für durchaus unpraktisch und allzu ideal gehalten und mit Recht die ritterliche Kühnheit desselben, sowie seinen unruhigen Unternehmungsgeist gefürchtet; jetzt schlug er selbst ihn den versammelten Fürsten zum römischen König vor. Die Wahl Maximilian's wurde im Februar 1486 zu Frankfurt durch sechs Kurfürsten vollzogen; die Stimme für Böhmen, wo damals der polnische Prinz Wladislav herrschte, wurde nicht abgegeben. Die Reichsversammlung zu Frankfurt ist auch dadurch bemerkenswerth, daß sich auf ihr der dritte Brandenburger Markgraf aus dem Hause Hohenzollern, der einst so kraftvolle Albrecht Achilles, in hohem Alter einfand; er trug noch, auf einem Stuhle sitzend, bei Maximilian's Wahlfeier das Scepter des Reiches und starb wenig Tage nachher. Die bedeutenden Reformen, welche der Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg (seit 1484) im Sinne trug, kamen in Frankfurt kaum zur Sprache; es blieb bei der Anordnung eines zehnjährigen Landfriedens. Der Aufruf zur Reichshülfe gegen König Matthias fand nur geringen Anklang. Im April ward der neue König zu Aachen gekrönt. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, auf welche Weise schon damals die französische Regierung sich bemühte, die deutschen Angelegenheiten zu verwirren und den Egoismus der deutschen Fürsten und ihrer Diener zu benutzen, um im Trüben zu fischen. Französische Gesandten arbeiteten nämlich der Wahl Maximilian's auf jede Weise entgegen und mehrere patriotische Fürsten übergaben dem Sohne des Kaisers sogar Briefe, welche im Namen des französischen Königs an sie geschrieben worden waren; nichts desto weniger beschwerte sich die Dame von Beaujeu, daß Maximilian seinen künftigen Schwiegersohn, den König von Frankreich, nicht zur Krönung eingeladen habe.

Das Einzige, was um jene Zeit Maximilian für seinen Vater und für Oestreich that oder auch thun konnte, war ein Aufruf an die Oestreicher, sich tapfer gegen die Ungarn zu wehren. Er versprach ihnen zwar auch seinen Beistand, konnte aber diese Zusage nicht halten, da er nicht nur an den

Franzosen, welche von Artois aus den Flämingern Hülfe geleistet hatten, Rache nehmen wollte, sondern auch in Flandern, wohin er gleich nach seiner Krönung zurückreiste, genug zu thun fand. Die Fläminger, besonders die Genter und Brügger, welche viele Tausende rüstiger Arbeiter in Dienst hatten, machten in Verbindung mit den Franzosen während der beiden folgenden Jahre ihm selbst nicht weniger zu schaffen, als die Ungarn seinem Vater, so daß er sogar genöthigt war, diesen und die Deutschen um Beistand zu ersuchen. Uebrigens entfaltete er auf der Reise durch die Niederlande nach Flandern wieder großen Prunk und hielt auf derselben viele pedantische Festlichkeiten, welche er, sein Sekretär und sein Bewunderer, der Verfasser des Theuerdank, nachher ebenso ausführlich als langweilig beschrieben haben. Auch nahm er ganze Schaaren von deutschen Söldnern mit, die er mit dem Gelde der Fläminger bezahlte. Diese Leute, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, wurden besser als die Künstler und Gelehrten bezahlt, waren aber eben deshalb auch mehrentheils lästiger für Diejenigen, in deren Sold sie standen, als für die Feinde.

Maximilian suchte nach seiner Rückkehr in die Niederlande der Regentin von Frankreich, welche ihm an Staatsklugheit und politischer Weisheit weit überlegen war und welche, weil sie in ihres Vaters Spuren trat und den hohen Adel zu demüthigen verstand, nicht wie er bei der Ritterschaft, sondern beim Volke sich große Gunst erworben hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er unterhielt ebenso mit dem hohen Adel in Frankreich, wie die Regentin mit den deutschen Fürsten, Verbindungen, schloß in der Erwartung, daß die Herzoge von Bretagne und Orleans einen neuen Krieg gegen die Regentin beginnen würden, ein förmliches Bündniß mit diesen Beiden und fiel trotz dem bestehenden Waffenstillstand in Artois ein. In jenem Bündnisse übernahmen Maximilian und der Herzog von Bretagne gegenseitig die Verpflichtung, daß Beide sich jedem Versuche der französischen Regierung, ihre Herrschaft auszubreiten, mit Gewalt widersetzen und den jungen König zwingen wollten, die Leute, welche ihm seither so schlecht gerathen hatten, aus seiner Nähe zu entfernen. Einen Monat vor dem Abschluß dieses Bündnisses hatte Franz II. von Bretagne sein Herzogthum auch noch auf andere Weise gegen die Absichten der Regentin zu schützen gesucht. Die Regentin hatte nämlich nach dem Frieden von Bourges recht wohl eingesehen, daß die künftige Vereinigung der Bretagne mit Frankreich, trotz des mit den Ständen derselben geschlossenen Vertrages, immer noch sehr ungewiß sei, weil der Herzog Franz dieser Vereinigung durchaus abgeneigt war; sie hatte daher die Anwartschaft ihres Bruders auf einem andern Wege zu sichern gesucht, indem sie die Ansprüche an das Herzogthum Bretagne, welche Ludwig XI., um einen scheinbaren

Rechtstitel zu erhalten, von Jean de Brosses und dessen Gemahlin erkauft hatte, durch die Letztere nochmals bestätigen ließ. Dadurch war der schwache und noch dazu kranke Franz II. heftig gereizt worden. Er hatte deshalb im Februar 1487 seine Stände versammelt und sich von ihnen auf eine geweihte Hostie, auf die Reliquien des heiligen Kreuzes und auf die Evangelien den Eid schwören lassen, daß sie nach seinem Tode nur seine beiden Töchter als einzige und ausschließliche Erbinnen der Bretagne anerkennen und sich einem jeden, der dieselben ihrer Rechte zu berauben suchen würde, mit aller Macht widersetzen wollten.

Dieser Schritt des Herzogs Franz und der von ihm mit Maximilian geschlossene Bund gaben sodann den Anlaß oder Vorwand, um Ludwig's XI. militärischen und finanziellen Druck oder mit anderen Worten die von der Regentin zum Schein abgeschaffte streng monarchische Gewaltregierung wieder in Frankreich einzuführen. Die Dame von Beaujeu legte nämlich zuerst dem Lande eine neue Heersteuer auf, indem sie verordnen ließ, daß je 52 Familien (feux) im Reiche einen Mann stellen, denselben zum Kriege ausrüsten und ihn, so lange er im Dienste sei, mit 60 Sous besolden müßten. Dann nahm sie auch die beim Tode ihres Vaters entlassenen 6000 Schweizer-Soldaten wieder in Dienst, und erfand, um ohne neue Auflagen dieselben bezahlen zu können, eine Art Erhöhung der gewöhnlichen Steuer (des crues), welche wir mit den jetzt gebräuchlichen Centimes additionnels vergleichen würden. Das Volk kam also durch das neue Regierungs-System, welches auf Ludwig's XI. Verwaltung folgte, zwar nicht aus dem Regen in die Traufe, wohl aber aus dem Regen in einen feuchten Nebel; denn anstatt der abgestellten Räubereien, Befehdungen und anderen feudalen Gewaltthätigkeiten, die dem Lande stets nur hier und da beschwerlich gewesen waren, wurde ein gleichmäßiger Druck, von welchem alle Privilegirten befreit waren, auf das gesammte Volk vertheilt, und außerdem erhielten die Herrscher die nöthigen Geldmittel, um fremde Söldner halten zu können, durch welche eine jede Sache, mochte sie auch noch so ungerecht sein, vertheidigt wurde. Uebrigens ist es für die Art und Weise, wie man in Frankreich nicht blos während des Mittelalters, sondern auch bis auf die Zeit der Revolution zu verfahren pflegte, charakteristisch, daß der Kanzler, welcher mit jener Steuererhöhung sehr unzufrieden war, die Regentin ersuchte: sie möchte doch wenigstens die großen, guten und angesehenen (notables) Personen von der Entrichtung derselben ausnehmen.

Was Maximilian's Krieg mit den Franzosen betrifft, so hatte der neue römische König 1486 ein beträchtliches Söldnerheer zusammengebracht und überdies vom englischen König Heinrich VII., wir wissen nicht recht, aus welchem Grunde, eine Anzahl Krieger erhalten. Er machte daher anfangs in Artois einige Fortschritte und richtete auf

französischem Boden Verheerungen an; nachher aber endigte der muthwillig angefangene Krieg zu seiner Schande. Maximilian bewies sich auch diesmal wieder als bloßen Rittersmann und tapferen Streiter, während dagegen der Anführer des französischen Heeres, Desquerdes, Herzog von Crevecoeur, sich als Feldherr zeigte. Der Letztere hielt sich so lange innerhalb der festen Plätze, bis Maximilian die zur Bezahlung seiner Söldner nöthigen Gelder verschwendet hatte; dann verlockte er einen Theil der Truppen seines Gegners (wie es heißt, ungefähr 3000 Mann) zum Uebertritt; die Uebrigen aber zerstreuten sich bis auf ein kleines Häuflein, mit welchem Maximilian nach Flandern zurückkehrte. Im folgenden Jahre (1487) erfochten die Franzosen sogar bei Bethune einen Sieg, wobei sie unter Andern auch den Herzog Karl von Geldern, einen Sohn des wegen seiner Ruchlosigkeit gegen den eigenen Vater berüchtigten Herzogs Adolf gefangen nahmen. Doch ward der Krieg damals von beiden Theilen nicht sehr eifrig geführt, weil einerseits Maximilian wieder mit den Gentern und Brüggern in Streit gerieth und andererseits die Regentin von Frankreich zuerst mit den Herzogen von Orleans und Bretagne und deren Verbündeten fertig sein wollte, ehe sie ein stärkeres Heer in Artois aufstellte.

Die republikanischen Niederländer, welche auf ihre Rechte eifersüchtig waren und an das göttliche Ansehen eines römischen Königs nicht glaubten, waren von Maximilian durch den Versuch einer ähnlichen Gewaltthat, wie die gegen den Eber der Ardennen geübte gewesen war, auf's Neue zur Empörung gereizt worden. Er hatte nämlich den von ihm aus Gent verbannten Adrian von Vilain, einen der ritterlichen Demagogen, die sich der Volksmänner sehr schlau zu ihren aristokratischen Zwecken zu bedienen verstanden, in Kortryk aufheben und nach Brabant abführen lassen; der Gefangene war aber unterwegs entschlüpft und nach Gent zurückgekehrt, wo es ihm sogleich gelang, einen Aufstand zu erregen. Den Vorwand zur Empörung nahm man daher, daß Maximilian nicht nur durch sein Verfahren gegen jenen Herrn einen Staatsbürger seinem natürlichen Richter entzogen, sondern auch durch seine deutschen Kriegsleute und durch die Art, wie er die ihm anvertrauten Gelder gebrauche, die Rechte der Bürger auf mancherlei Art verletzt habe. Ehe der Aufstand ausbrach, begab sich Maximilian unvorsichtiger Weise in die Gewalt der unzufriedenen Fläminger, welche von Desquerdes durch das Versprechen französischer Hülfe ermuthigt wurden. Maximilian ward nämlich, was wahrscheinlich mit der Empörung der Genter in Verbindung stand, von den Bürgern der Stadt Brügge gebeten, die Lichtmesse des Jahres 1488 bei ihnen zu feiern und nahm diese Einladung an, obgleich alle seine Freunde ihm abriethen. Kaum war er in Brügge angekommen, so

erregte sein Aufenthalt Unzufriedenheit; die Auswanderung der fremden Kaufleute nach Antwerpen nahm zu. Bald kam die Nachricht, daß Gent die Waffen ergriffen habe und in vollem Aufstande sei (5. Februar 1488). Maximilian wollte hierauf hennegauische Truppen an sich ziehen; allein die Brügger verschlossen ihre Thore, verschanzten sich auf dem Markte hinter 50 Kanonen, und forderten dann mit Lärmen und Toben die Auslieferung seiner verhaßten Räthe. Maximilian weigerte sich, diese preiszugeben, redete das erbitterte Volk vergebens mehrere Male auf dem Markte an und schwebte drei Tage lang in steter Lebensgefahr. Die Ruhe und Besonnenheit, welche er damals unter dem Toben des Pöbels einer von gemeinen Arbeitern und Knechten wimmelnden Stadt zeigte, machen ihm mehr Ehre, als alle die kühnen Wagstücke, die von ihm erzählt werden. Am vierten Tage wurde er förmlich gefangen genommen. Man verbreitete nämlich das zwiefache Gerücht, es zögen zu seiner Befreiung Reiter gegen die Stadt heran und in seinem Palast seien Waffen versteckt, deren sich seine Freunde gegen das Volk bedienen sollten. Der Pöbel ließ sich dadurch antreiben, plündernd in seinen Palast einzudringen. Maximilian kam in ein auf dem Markt gelegenes Haus, die Kranenburg genannt, und wurde in demselben gleich einem Gefangenen bewacht. Seine Anhänger wurden von dem rasenden Pöbel verfolgt; mehrere, die sich nicht wie einige Andere durch die Flucht retten konnten, wurden vor seinen Fenstern grausam gefoltert, 16 sogar hingerichtet und einer von diesen, der Scout (Schultheiß) von Brügge, Peter de Langhals, so lange gemartert, daß man nachher seine Hinrichtung als eine That der Barmherzigkeit ansah. Später brachte man den gefangenen römischen König in ein entlegeneres Gebäude, den Hof Philipps von Cleve. Hier gewährte man ihm auf sein Ersuchen, das er vorher auf dem Markte persönlich vortrug, Bedienung durch Personen aus seinem Gefolge. Ueberhaupt gleichen die Scenen, welche uns von dem damaligen Aufstande in Brügge und in Gent erzählt werden, demjenigen, was 1790 bis 1794 in Paris oder 1848 in verschiedenen Städten Deutschland's vorfiel, wie ein Ei dem anderen.

Vergebens suchten die von den Ständen der anderen Provinzen gesandten Abgeordneten durch Bitten und Drohungen die Freilassung Maximilian's zu erwirken. Er wurde erst am 16. Mai freigegeben, nachdem er mit den Flämingern einen für ihn selbst sehr lästigen, für das deutsche Reich schimpflichen Vertrag geschlossen, ihn mit den heiligsten Eiden öffentlich beschworen und noch dazu drei Glieder des höchsten Adels als Bürgen gestellt hatte. Dieser Vertrag kam unter Vermittelung einer zu Mecheln gehaltenen Versammlung von Abgeordneten der übrigen Provinzen, die sich mehr an Deutschland hielten,

zu Stande. Wir erwähnen nur einiger Bedingungen desselben, hauptsächlich, um auf den Unterschied aufmerksam zu machen, welcher zwischen der Regierung von Deutschland und Belgien einerseits und der Regentschaft der Dame von Beaujeu andererseits bestand. Maximilian willigte ein, Flandern stillschweigend von der Verbindung mit Deutschland zu lösen, welche für die anderen niederländischen Provinzen beibehalten wurde. Er versprach ferner den Empörern in Gent und Brügge, daß er in Betreff Frankreich's Alles auf den Frieden von Arras zurückführen, der Vormundschaft über seinen Sohn Philipp, welche er in den anderen Provinzen behielt, für Flandern entsagen und die demagogische Regierung in Brügge und Gent, die er früher abgeschafft hatte, wieder dulden wolle. Endlich mußte er noch geloben, alle seine deutschen Truppen binnen drei Tagen aus Flandern und binnen acht Tagen aus den Niederlanden überhaupt zu entfernen. Maximilian verstand sich also dazu, daß Flandern in Verbindung mit Frankreich blieb, und dies zu derselben Zeit, wo die Regentin von Frankreich ihr Land, welchem Ludwig XI. schon Burgund, die Freigrafschaft, die Picardie mit Boulogne, sowie Provence, Maine und den größten Theil von Artois hinzugefügt hatte, auch noch durch die Bretagne zu vergrößern suchte. Während also in Frankreich unter der Dame von Beaujeu der Umfang des Reiches erweitert und zugleich das System Ludwig's XI. durchgeführt oder mit anderen Worten der hohe Adel gedemüthigt, die allgemeine Nationalität gefördert und die Einheit der königlichen Regierung vollständig begründet wurde, mußte dagegen das zerstückelte deutsche Reich mit ansehen, daß sein Kaiser aus der Hauptstadt verjagt, der Thronfolger desselben aber sogar aus seinem Palaste getrieben, von wuchernden Krämern gefangen gehalten und, um nur wieder frei zu werden, zu einem schimpflichen Vertrage gezwungen wurde. Es schien zwar damals, als wenn die Deutschen endlich sich entschlossen hätten, die Ehre der Nation zu retten; allein es zeigte sich bald, daß das in unzählige, zum Theil winzig kleine Staaten zertheilte, in engherzigen egoistischen Bestrebungen erstarrte deutsche Volk nicht im Stande war, sich zu Maximilian's Romantismus zu erheben oder doch wenigstens dafür zu sorgen, daß das lächerliche Ritterthum eines römischen Königs nicht auch die Nation selbst lächerlich mache. Ehe wir dies durch Thatsachen erläutern, müssen wir berichten, welche Maaßregeln die Regentin von Frankreich ergriff, um das Herzogthum Bretagne ihrem Reiche einzuverleiben.

Maximilian hatte schon im Jahr 1487, weil er in den Niederlanden genug zu thun fand, den Herzog von Bretagne und die mit ihm verbündeten französischen Herren sich selbst überlassen müssen. Diese hatten aber unter der Leitung des nach Asti verwiesenen, aber bald

nachher von dort nach Poitou zurückgekehrten Grafen Dunois einen mächtigen Bund gegen die Regentin geschlossen. Es gehörten demselben der Herzog von Orleans und der Graf von Angouleme an, ferner das ganze Haus Foix, der regierende Herr (sire) d'Albret und sein Sohn Johann, welcher durch Heirath König von Navarra geworden war, der Prinz von Oranien, der Statthalter von Guyenne, Lescun, der alte Graf von Nevers, die Herren von Pons und d'Orval, ja sogar der über Ludwig von Orleans früher so heftig erbitterte Herzog von Lothringen und die beiden Staatsräthe Ludwig's XI., Philipp von Comines und Bussy. Die Verbündeten waren jedoch weder unter sich einig, noch unmittelbar gerüstet; es gelang deshalb der Regentin leicht, Guyenne, von woher die größte Gefahr drohte, schnell zu besetzen, Lescun zu bestrafen und Angouleme und d'Albret zur freiwilligen Unterwerfung zu bringen. Die übrigen Unzufriedenen flohen nach Bretagne. Hier kamen sie jedoch in eine bedenkliche Lage: die Häupter des bretagnischen Adels waren auf den Herzog von Orleans eifersüchtig und hielten Lescun und den Prinzen von Oranien der Verrätherei für verdächtig; sie knüpften daher Unterhandlungen mit der französischen Regierung an und es wurde zwischen dieser und mehr als 50 adeligen Herren ein förmlicher Bund geschlossen, um den Herzog von Bretagne zur Entfernung der französischen Großen zu zwingen. Hierauf rückte ein französisches Heer in die Bretagne ein, und als Herzog Franz diesem entgegenzog, wurde er nicht nur vom größten Theile seiner Truppen verlassen, sondern er wäre auch in Gefangenschaft gerathen, wenn nicht der Prinz von Oranien ihm zu Hülfe geeilt wäre und ihn nach Nantes gerettet hätte.

Während nachher diese Stadt von dem vereinigten Heere der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Barone der Bretagne belagert wurde, trat eine unerwartete Aenderung der Dinge ein. Die Regentin erbat sich nämlich von ihrem Bruder den Besitz der Stadt Nantes, obgleich sie vorher versprochen hatte, keine neuen Rechte in Bretagne geltend zu machen und kein Stück des herzoglichen Gebietes für Frankreich in Anspruch zu nehmen; die Barone erkannten also hieraus, daß die Regentin den mit ihnen geschlossenen Vertrag nicht halten wolle, und wechselten die Partei, während zu gleicher Zeit die Bewohner der Nieder-Bretagne sich für ihren Herzog rüsteten und 1500 auserlesene deutsche Streiter, welche Maximilian geschickt hatte, im Hafen von Nantes landeten. Jetzt zogen aber aus Frankreich immer mehr Truppen nach der Bretagne, diese eroberten viele feste Plätze und die Bretagne konnte weder von Maximilian, noch von dem englischen König Heinrich VII., welcher dringend um Hülfe ersucht worden war, Unterstützung erhalten. Maximilian wurde damals durch die Genter

und Brügger verhindert, der ihm zur Gemahlin bestimmten Prinzessin Anna von Bretagne beizustehen; Heinrich VII. aber, welcher dem Herzog Franz große Verbindlichkeiten schuldete, wollte ebenso wenig dem Herzoge von Orleans oder dem Fürsten d'Albret, der sich gleichfalls um die Hand der Anna bewarb, als dem Könige von Frankreich zum Besitze der Bretagne verhelfen. Dagegen führten einige englische Herren auf eigene Rechnung Hülfstruppen in die Bretagne und außerdem ward das Heer des Herzogs von Bretagne auch durch unzufriedene Franzosen verstärkt. Dies konnte freilich nicht viel helfen, da die vier vornehmsten Herren des bretagnischen Heeres, der Herzog von Orleans, der Prinz von Oranien, der Marschall von Rieux und der Herr von Albret, unter einander in Zwietracht lebten, die Franzosen aber nicht nur unter sich einig waren, sondern auch an la Tremouille einen geschickten Anführer hatten. Uebrigens waren die sämmtlichen verbündeten Herren, namentlich auch die Herzoge von Bretagne und Orleans, schon im Februar 1488 von dem französischen Parlament, welches durch Einberufung der Pairs zur Pairs-Kammer gemacht wurde, dreimal vorgeladen und, als sie nicht erschienen, im Mai für Majestäts-Verbrecher erklärt worden; doch scheint die Todesstrafe und Gütereinziehung nicht gegen die Herzoge ausgesprochen worden zu sein. Comines, damals in Paris als Gefangener lebend, wurde auf eines seiner Güter verwiesen.

Die Regentin, deren Gemahl durch den am 1. April erfolgten Tod des alten Connetable Herzog von Bourbon, Graf von Auvergne, Forez und Lille Jourdain und somit einer der mächtigsten Landherren in Frankreich geworden war, schickte ein neues Heer von 12,000 Mann unter la Tremouille in die Bretagne, um jenen Urtheilsspruch in Ausführung zu bringen. La Tremouille machte gleich anfangs bedeutende Fortschritte und als die Verbündeten sich zu einem Treffen entschlossen, hatte ein offener Zwist, welcher zwischen dem Prinzen von Oranien und dem Herzoge von Orleans einerseits und dem souverainen Herrn von Albret andererseits entstanden war, den Ausgang desselben schon im Voraus entschieden. D'Albret und Orleans hatten sich nämlich, nach den an wahren und erdichteten Intriguen reichen, stets nach dem Effect haschenden Geschichtsbüchern der Franzosen, darüber tödtlich entzweit, daß Anna von Bretagne die Liebe des Ersteren verschmäht und den Herzog von Orleans vorgezogen hatte. Als daher die Truppen der verbündeten Herren bereits dem Feinde gegenüber lagen, machte d'Albret, wie es heißt, einen Mordversuch gegen den Herzog von Orleans, indem er denselben mit einer Anzahl handfester Leute während des Dunkels der Nacht in seinem Zelte zu überfallen suchte; die Sache war aber verrathen worden und Orleans ging nebst dem Prinzen von

Oranien dem Herrn von Albret entgegen, der sich vergebens durch eine leere Ausflucht gegen den Vorwurf des Mordanschlages zu vertheidigen suchte. Am folgenden Morgen wurde d'Albret im Kriegsrathe ganz öffentlich des Mordversuches angeklagt und alle angesehenen Männer im Heere nahmen für den einen oder den anderen der streitenden Theile Partei; doch ward der Zwist dem äußeren Scheine nach beigelegt. Das unmittelbar darauf gelieferte Treffen bei St. Aubin du Cormier (27. Juli 1488) endigte mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten, bei welchen sich deutsche Söldner und englische, mit dem rothen Kreuz bezeichnete Bogenschützen befanden; sie verloren 12 oder 1300 Mann an Todten und 5 bis 6000 an Gefangenen, der Rest ihres Heeres aber wurde gänzlich zerstreut, weil niemand den Rückzug deckte. Unter den Gefangenen befanden sich auch der Herzog von Orleans und der Prinz von Oranien. Die Engländer in ihrem Heere wurden insgesammt ohne Schonung niedergehauen.

Nach dem Treffen bei St. Aubin fielen alle Städte der Bretagne in die Hände des Feindes. Nur Rennes behauptete sich und ertheilte den königlichen Herolden, welche die Bürger der Stadt durch Drohungen schrecken sollten, eine sehr trotzige Antwort*). Nachdem auch St. Malo gefallen war, mußte sich der Herzog Franz am 21. August 1488 entschließen, die sieben harten Bedingungen anzunehmen, die ihm im Namen des Königs zu Sablé bei Angers vorgeschrieben wurden. Eine der Hauptbedingungen war, daß keine der beiden Töchter des Herzogs ohne Erlaubniß des französischen Königs verheirathet werden dürfe. Der Vertrag war kaum unterzeichnet, als der Herzog Franz starb (9. September 1488); der Besitz des wichtigen Landes war nun einzig an die Person seiner älteren Tochter geknüpft, namentlich als die jüngere, Isabella, zwei Jahre nach ihrem Vater starb.

2. Frankreich, Deutschland und die Niederlande unmittelbar nach dem Tode des letzten Herzogs von Bretagne.

Franz II. von Bretagne hatte in seinem Testamente den Marschall von Rieux zum Vormund seiner beiden Töchter und somit auch zum Beschützer der Rechte seines Landes ernannt. Dieser drang, weil der Herzog von Orleans schon eine Gemahlin hatte, auf eine Vermählung der Erbin des Herzogthums mit d'Albret; allein die junge Herzogin

*) Die Schlußworte lauteten: Seigneurs hérauts, il y a dans cette bonne ville de Rennes quarante mille hommes, dont vingt mille combattront si bien, que vous y gagnerez tout autant que vous avez gagné devant la ville de Nantes. — — Nons ne craignons le roi ni toute sa puissance. Partant retournez au seigneur de la Tremouille, et faites lui rapport de cette joyeuse réponse; car de nous n'aurez autre chose pour le présent.

widersetzte sich seinem Verlangen, und fand an dem Kanzler des Landes, am Grafen Dunois und an mehreren anderen Herren eine Stütze. Rieux und d'Albret gaben jedoch ihren Plan nicht auf und trieben Anna so sehr in die Enge, daß dieselbe sich nach Rhedon flüchten mußte. Hier ward die unglückliche, aber unerschrockene Herzogin, deren Land von den Franzosen besetzt war und deren Vormund ihr einen gehaßten Mann zum Gemahle aufdringen wollte, durch die Bürger von Rennes eingeladen, ihren Wohnsitz bei ihnen zu nehmen. Sie folgte dieser Einladung und die Bewohner von Rennes setzten sie durch reichliche Beiträge, zu welchen Alle, Reiche wie Arme, freiwillig steuerten, in den Stand, anständig zu leben, bis Heinrich VII. von England ihr Hülfe sende.

Dieser König glaubte in der That, daß die Zeit gekommen sei, wo ihm die Politik gebiete, dem dringenden Wunsche seiner Unterthanen gemäß, sich der Herzogin von Bretagne anzunehmen. Der Entschluß dazu hielt ihm sehr schwer, weil er jede Ausgabe scheute und emsig Geld sammelte, um die Herrschaft über England, die er mit den Waffen erworben hatte, auch mit den Waffen behaupten zu können. Ehe er endlich beschloß, unter den lästigsten Bedingungen der Herzogin Hülfe zu leisten, ließ er sich durch die Unterhandlungen, welche der Marschall von Rieux mit ihm anknüpfte, und durch die Lügen, mit welchen derselbe ihn umstrickte, so sehr täuschen, daß er, um die Vermählung der Erbin von Bretagne mit Maximilian auch für die Folge zu hintertreiben, sich zuletzt sogar des Herrn von Albret annahm. Aus dem Vertrage, den er mit Anna schloß, erkennt man deutlich den ganzen Umfang seiner Liebe zum Gelde, sowie seinen unter allgemeine Ausdrücke versteckten Willen, für d'Albret zu handeln. Er läßt sich nämlich eines Theils dafür, daß er 6 bis 10,000 Mann nach der Bretagne schicke und von Februar bis November 1489 daselbst stehen lasse, nicht nur den Ersatz aller Kosten, sondern auch zwei feste Plätze als Unterpfand zusichern; anderes Theils aber heißt es im dritten Artikel, welcher die verfänglichste Bedingung enthält: „Die Herzogin und die vier ersten Herren von Bretagne, unter welchen der Marschall von Rieux sein muß, schwören den heiligsten Eid, daß in Betreff der Verheirathung der Herzogin keine Verpflichtung mit irgend jemand, wer es auch sei, eingegangen werden soll, ohne zuvor die Einwilligung des englischen Königs dazu eingeholt zu haben, sowie daß derselbe auch von allen anderen Verbindungen, welche die Herzogin mit fremden Mächten anzuknüpfen gesonnen sei, Kunde erhalten soll." Die englischen Truppen wurden in der Bretagne keineswegs günstig aufgenommen. Sie hatten übrigens vielleicht sogar den Befehl, sich wo möglich der Herzogin zu bemächtigen; diese erhielt jedoch zur gele-

genen Zeit Hülfe aus Spanien. Ferdinand der Katholische von Aragonien schickte ihr nicht nur eine Truppenschaar, welche in Verbindung mit den von Maximilian gesendeten Deutschen und mit den Anhängern des Grafen Dunois und des Herzogs von Orleans die Herzogin gegen des Marschalls Tücke sicherte, sondern er versprach auch, selbst mit einem Heere über die Pyrenäen zu ziehen und die Franzosen im Rücken zu bedrohen.

Für Heinrich VII. war die Unterstützung der Herzogin von Bretagne eine sehr gute Finanz-Speculation; denn seine Geistlichkeit gab ihm dazu ein Zehntel ihrer Einnahme und dies war reiner Gewinn, da der König sich ja die Zurückerstattung aller Kosten ausbedungen hatte und bis zu derselben ein ihm übergebenes Unterpfand behalten durfte. Sein Beispiel ward von der Regentin Frankreich's nachgeahmt und zwar auf eine etwas rücksichtslose Weise. Sie wagte nicht den Klerus zusammenzurufen, um, wie Recht und Gewohnheit es forderten, von ihm selbst den Zehnten zu verlangen, sondern sie ließ durch zwei Commissäre das Parlament unter Hinweisung auf die Lage der Dinge ersuchen, die Erhebung des geistlichen Zehntens anzuordnen. Das Parlament gab jedoch die Erklärung: es sei dem Könige zwar sehr dankbar dafür, daß er es mit dem Stande der Dinge bekannt gemacht habe, glaube ihm aber am treuesten zu dienen, wenn es ihm die reine Wahrheit sage; diese sei, daß es ihn bitte, in Betrachtung ziehen zu wollen, daß das Parlament zum Recht-Sprechen eingesetzt sei, und daß es ein in Frankreich neues und unerhörtes Verfahren sein würde, wenn man von der Geistlichkeit eine Steuer fordere, ohne sie deshalb vorher zusammengerufen zu haben. Alle Bemühungen, das Parlament auf andere Gedanken zu bringen, waren vergeblich. Man wandte sich daher an Papst Innocenz VIII., welcher sehr froh war, daß der König von Frankreich selbst ihn in weltlichen Angelegenheiten, die dem geistlichen Amte des Papstes ganz fremd waren, zum Gesetzgeber mache. Er befahl recht gern der Geistlichkeit die Einrichtung des Zehntens, machte dabei aber auch sogleich sich selbst für seine Gefälligkeit bezahlt, indem er ein Drittel der zu erhebenden Summe unter dem Vorwande des Türkenkrieges für sich in Anspruch nahm.

Mit dem englischen Könige, welcher endlich abließ, der Anna von Bretagne den Herrn von Albret aufzudringen, und mit den Unzufriedenen in Bretagne ward die Regentin von Frankreich dadurch fertig, daß sie den römischen König Maximilian durch die vorgespiegelte Verwirklichung seiner Vermählung mit Anna täuschte und sich so von seiner Seite her Friede schaffte, um alle ihre Kräfte gegen die Bretagne und gegen die Aragonier richten zu können. Diese Wendung ihrer Politik macht es nöthig, zur Geschichte Maximilian's zurückzukehren.

Maximilian hatte seine Freilassung aus der Gefangenschaft der Bürger von Brügge durch einen harten Vertrag erkaufen müssen (Mai 1488). Diesen wollte sein 73jähriger Vater, Friedrich III., durchaus nicht als gültig anerkennen. Friedrich hatte bereits ein Aufgebot erlassen, um die durch Gefangenschaft eines römischen Königs dem Reiche angethane Schande an den Flämingern und Franzosen zu rächen, und obgleich der in alchymistische und astrologische Studien und Träumereien versunkene Mann den wenigen praktischen Verstand, der ihm zu Theil geworden war, in seinen letzten Lebensjahren vollends verloren hatte, so stellte er sich doch, als wenn er selbst an der Spitze der Deutschen in den Krieg ziehen wollte. Es ging indessen auch diesmal in Deutschland wie immer. Auf einem Reichstage, welchen Friedrich wegen eines Zuges in die Niederlande hielt, wurden lange und breite Berathungen gepflogen, langweilige Reden gehalten und Materialien für künftige deutsche Historiker zusammengeschrieben; als aber der Kostenpunkt zur Sprache kam, wußten weder der Kaiser, noch die Städte, welche immer am zähesten waren, noch die Fürsten Rath zu schaffen. Von allen Gliedern des Reiches zeigte nur Herzog Albrecht von Sachsen bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten wahrhaft patriotische Gesinnungen, indem er auch in einem untauglichen, trägen, stets von Pfaffen und Mystikern irre geleiteten Manne, wie Friedrich war, seinen Oberherrn und Kaiser ehrte. Wir wollen auf die Geschichte des Regentenhauses Wettin in Sachsen etwas näher eingehen, was uns Gelegenheit gibt, auch der rühmlichen Eigenschaften deutscher Fürsten zu gedenken.

In Sachsen war 1422 die Wittenberger Linie des askanischen Hauses erloschen und Kaiser Sigismund hatte ein Jahr später den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meißen aus dem Hause Wettin mit dem Land und der Kurwürde belehnt (Bd. VII, S. 343). Sein Nachfolger (seit 1428) war Friedrich der Sanftmüthige, dieser besaß das Herzogthum Sachsen sammt der Kurwürde unbestritten allein; über die Herrschaft in den übrigen Ländern hatte er manchen Streit mit seinem Bruder Wilhelm III., namentlich als durch den Tod ihres kinderlosen Vetters Friedrich des Friedfertigen von Thüringen ihnen auch dieses Land zufiel (1440). Mehrere Verträge führten nicht zum Ziel; es kam zu einem fünfjährigen Krieg, in welchem der leidenschaftliche Herzog Wilhelm, durch die Brüder Vitzthum aufgestachelt, sogar die wilden böhmischen Banden, Zebracken genannt, in's Land rief. Endlich fand 1451 zu Naumburg eine dauernde Versöhnung statt. Mit diesem Friedensschlusse hängt der berüchtigte Prinzenraub zusammen, der die Verwilderung der Zeit in ein grelles Licht setzt. Ein Rittersmann in kurfürstlichem Dienste, Kunz von Kaufungen, hatte im Bruderkrieg einige Güter an sich gezogen, die ihm Friedrich nun-

mehr absprach. Kunz ersann darauf ein Unternehmen, das ihn in den Stand setzen sollte, dem Kurfürsten jede Bedingung vorzuschreiben; mit einigen Genossen erstieg er (7. Juli 1455) zur Nachtzeit das Schloß von Altenburg, raubte die beiden fürstlichen Knaben Ernst und Albrecht und führte den letzteren selbst in der Richtung nach Böhmen, während der ältere Prinz, Ernst, nach einer anderen Seite geschleppt wurde. In der Nähe der böhmischen Grenze beim Ausruhen im Walde entdeckte sich Prinz Albert einem Köhler, der mit herbeigerufenen Leuten die Frevler niederschlug und in Gewahrsam brachte. Als die Theilnehmer am Verbrechen dies erfuhren, lieferten sie auch den Prinzen Ernst aus*). Herzog Wilhelm starb kinderlos; die Landschaft Thüringen kam also nach Friedrich's des Sanftmüthigen Tode (1464) sammt dem übrigen Erbe an die beiden Söhne desselben, Ernst und Albrecht; sie wurden die Stifter der Ernestinischen und Albertinischen Linien. Sie hatten nämlich anfangs gemeinschaftlich regiert, 1485 aber ihr Land getheilt und der ältere von ihnen, Ernst, hatte zu seinem Antheil auch die Kurwürde erhalten. Albrecht suchte bei jeder Gelegenheit mit Aufopferung seines eigenen Vortheiles die Ehre des Reichsbanners zu behaupten. Er leistete 1475 in der Kölner Fehde dem Kaiser Friedrich treffliche Dienste. Als damals die sächsischen Grafen, nach Ablauf der ersten von Friedrich gesetzten Frist des Kriegsdienstes, heimkommen wollten, erließ Albrechts Oheim Wilhelm III. ein drohendes Schreiben, um sie zurückzuhalten; und am Ende des zweiten Termins schrieb Albrecht an diesen einen Brief, in welchem er die Ueberzeugung ausspricht, daß Kaiser und Reich nicht von einander zu trennen wären und daß die Ehre des Kaisers auch die der Nation sei. Es heißt in diesem Schreiben unter Andern: „Es gebeut die Ehre und das Herkommen in solchem thun von einem Römischen Keyser, von unserm Herrn, von unserm angebohrenen Fründe und Mage, in dem das sein Gnade als ein Vorsteher des heiligen Reichs, Kurfürsten und Fürsten, Herren, Grafen und allen des Reichs Unterthanen in des heiligen Reichs nöthigen Sachen, zu Ehre und Glimpf, zu Schutz und Handhabung hoch betreffe, nicht auszuweichen." Der Kaiser ertheilte daher damals auch, weil der Kurfürst von Sachsen nicht anwesend war, dem Herzog Albrecht das Erzmarschalls-Amt. Gleich nachher leistete Albrecht dem Kaiser seine Dienste gegen die Ungarn, obgleich man in Deutschland schon in jener Zeit allgemein erkannte, daß das Haus

*) Kunz von Kaufungen wurde schon am 14. Juli zu Freiburg enthauptet, vier seiner Knechte und Genossen in Zwickau geviertheilt; der Köhler erhielt, weil er den Ritter „mit dem Schürbaum weidlich gedrillt" habe, den Namen Triller und ein Freigut. Der Arzt und Dichter Triller (aus dem Kreise Gottscheds) rühmt sich ausdrücklich, von ihm abzustammen.

Digitized by Google

Habsburg die Deutschen auf schmähliche Weise für die Händel seine. Erbstaaten mißbrauche. Dies geschah 1480 bis 1482, als Matthias Corvinus in Oestreich eingefallen war; noch viel nachdrücklicher aber that Albrecht es im Jahre 1485, als die Ungarn einen großen Theil von Friedrich's Erbstaaten besetzt hatten. Albrecht übernahm damals die höchst undankbare Stelle eines kaiserlichen und Reichs-Feldhauptmannes, oder mit anderen Worten, er stellte sich an die Spitze eines Reichsheeres, welches nicht beisammen war, und führte kaiserliche Truppen an, zu deren Bezahlung der Kaiser kein Geld schaffen konnte; denn Friedrich's Finanzen waren in demselben Zustande, in welchem die des habsburgischen Hauses stets gewesen und bis auf unsere Tage geblieben sind. Unter diesen Umständen konnte freilich Albrechts Kampf mit den Ungarn keinen Erfolg haben; der Herzog hatte sich vielmehr sogar seiner eigenen Soldaten zu erwehren, weil diese mit stürmischer Gewalt auf Bezahlung drangen. Er mußte endlich aus seiner eigenen Schatzkammer für Kaiser und Reich die in jenen Zeiten bedeutende Summe von 30,000 Dukaten (Goldgulden) vorstrecken, und erregte dadurch die Unzufriedenheit seiner Sachsen, welche von dem Patriotismus ihres Herzogs nichts wissen wollten. Nichtsdestoweniger hielt er, obgleich zuletzt die unbezahlten kaiserlichen Truppen sich zerstreuten, bis in den November 1487 aus, wo er in Friedrich's Namen den Waffenstillstand von Markersdorf schloß, durch welchen der Ungarn-König einstweilen im Besitze seiner Eroberungen blieb.

Als hierauf der Kaiser nach Nürnberg kam, wollte Albrecht ihm und den Reichsständen Rechnung ablegen; Friedrich erlaubte es aber nicht, und zwar, wie uns Albrecht's Rentmeister Rathalter berichtet, aus dem schmutzigen Grunde, weil er nicht wußte, woher er die 52,600 Dukaten nehmen sollte, welche Albrecht zu fordern hatte. Dessenungeachtet war Albrecht im folgenden Jahre, als der Kaiser die Gefangennehmung seines Sohnes mit den Waffen rächen wollte, einer der Ersten, welche zum Kriege mit den Niederländern bereit waren. Er versammelte, weil seine Sachsen nicht wie er Ehre und Vaterland höher stellten, als das Geld und die Sonderinteressen, die Landstände derselben in Dresden und sprach vor diesen Grundsätze aus, welche schon damals den deutschen Fürsten längst fremd geworden waren. „Sollte ich auch", sagte er zu den Ständen, „ganz ärmlich leben müssen, ich würde doch lieber mich dazu entschließen, als daß ich eine solche Schmach, wie sie dem römischen Könige und folglich dem Reiche und der Nation angethan worden ist, ungerächt erdulden möchte. Ich will daher mit Gottes Beistande ins Feld ziehen und werde allen Denen dankbar sein, die mir freiwillig folgen."

Bei dem Zuge gegen die Fläminger erhielt Albrecht die Anführung

des Reichsheeres, sowie später die Stelle eines Reichsstatthalters in den Niederlanden. Der Kaiser selbst befand sich bei dem Heere. In Löwen traf er mit seinem Sohne zusammen; es wurde festgestellt, daß die Sache dem Kaiser anheim gegeben werden sollte, worauf die von Maximilian zu Brügge geleisteten Eide für erzwungen und ungültig erklärt und die heftigsten Beschlüsse gegen die Fläminger gefaßt wurden. Maximilian selbst, der eine ängstliche Gewissenhaftigkeit zeigte, billigte seines Vaters Zug gegen Brügge und Gent erst dann, als die anderen Städte der Niederlande ihre Zustimmung zu demselben ertheilt hatten. Der Krieg begann mit der Belagerung von Gent, die jedoch schon im Juli (1488) wieder aufgehoben werden mußte. Die Fläminger hatten Philipp von Cleve, einen früheren Anhänger Maximilian's, welcher zu den Republikanern übergetreten war, zu ihrem Anführer gemacht; dieser brachte ganz Brabant in Aufruhr, besetzte die Stadt Brüssel und zog auch die Franzosen unter Desquerdes herbei. Philipp hielt übrigens auch die Demagogen zu Brügge im Zaum und hinderte sie, durch tumultuarische Justiz das Völkerrecht zu verletzen. In Brügge saßen nämlich zehn Herren in Haft, welche im vorhergehenden Jahre zugleich mit Maximilian gefänglich eingezogen worden waren. Als nun Maximilian die Bürger der Stadt unter Drohungen auffordern ließ, diese in sein Lager zu schicken, wurden die 12 Häupter der Zünfte darüber so sehr erbittert, daß sie beschlossen, den Abgeordneten Maximilian's anstatt der Personen die Köpfe der Gefangenen mitzugeben. Schon war der Vorsteher der Schusterzunft, dem sie die Ausführung übertragen hatten, umgeben vom Pöbel und begleitet vom Scharfrichter, mit zehn ledernen Beuteln, in welche die Köpfe gesteckt werden sollten, nach den Gefängnissen gezogen, als Philipp von Cleve einschritt und nicht nur die 10 Gefangenen rettete, sondern auch bewirkte, daß jedem Versuche einer tumultuarischen Hinrichtung Schranken gesetzt wurden.

Bald erhoben sich auch die unruhigen Lütticher; sie verjagten ihren Bischof Jan van Hoorn, welcher früher zum Morde des furchtbaren Wilhelm von der Mark behülflich gewesen war und wählten Eberhard und Robert von der Mark zu Häuptern ihres Staates. Ebenso vertrieb Franz von Brederode, das Haupt der Hoeks in Holland, im Herbst 1488 den von Maximilian eingesetzten Ammann Wilhelm von Reikerswaale und die ganze Partei der Kabbeljauwen aus Rotterdam und Maximilian mußte sich deshalb nach Holland begeben, wo er übrigens im Jahre 1489 seine Gegner mit Glück bekämpfte, während der Kaiser schon im November 1488 nach Oestreich zurückkehrte. Hätten die Franzosen damals fortgefahren, die Fläminger kräftig zu unterstützen, so würde Albrecht von Sachsen, welcher an der Spitze des

deutschen Heeres zurückblieb, nichts ausgerichtet haben; die Politik derselben erhielt aber gerade um jene Zeit die oben angedeutete veränderte Richtung, weil die Regentin von Frankreich, um nicht zugleich mit England, mit Aragonien und mit Deutschland Krieg zu haben, einen vorübergehenden Frieden mit Maximilian und mit Anna von Bretagne für rathsam hielt. Albrecht war 1489 den Franzosen, deren Oberanführer, Desquerdes, mit den belgischen Demokraten stets in Zwist war, den Flämingern und Brabantern zwar nicht durch Zahl der Truppen, wohl aber, wie die Franzosen selbst eingestehen, durch Einheit des Willens, sowie durch die schnelle und geheime Ausführung seiner Plane überlegen. Da nun überdies die Regentin durch ihre Kundschafter benachrichtigt wurde, daß es den deutschen Fürsten, an deren Höfen Maximilian selbst umherreiste, endlich mit ihren Rüstungen wirklich ernst sei, so hielt sie für das Beste, den Sturm zu beschwören. Sie zog daher im Namen Karl's VIII. die französischen Truppen aus den Niederlanden zurück und schickte drei Gesandte in Begleitung des Grafen Engelbert von Nassau, welcher in französische Gefangenschaft gerathen war, nach Heidelberg, wo Maximilian bald eintraf; dieser verlegte die Verhandlungen nach Frankfurt am Main. Er hatte anfangs in seinem Zorn über die Franzosen diese Gesandten nicht einmal anhören wollen; allein die deutschen Fürsten, deren Hülfe ihm durchaus nöthig war, wurden von Engelbert und den Gesandten für die französischen Anträge gewonnen und der römische König mußte sich deshalb am 22. Juli 1489 zu dem vorgeschlagenen Frieden mit Frankreich verstehen. Sein bitterer Haß gegen die Franzosen wurde dadurch sehr vermehrt; denn er trug damals in sein Gedenkbuch aller der Streiche, welche ihm von den Franzosen gespielt wurden, auch die Bemerkung ein, daß diese ihn durch Lügen, durch glatte Reden und durch Bestechungen gerade in dem Augenblicke um den Sieg gebracht hätten, als er desselben endlich ganz sicher gewesen sei.

Der zu Frankfurt zwischen Maximilian und Karl VIII. geschlossene Friede war ein Meisterstück jener treulosen diplomatischen Künste, welche Ludwig XI. beständig geübt und seine Tochter von ihm geerbt hatte. Den Worten nach sollte Maximilian's Vermählung mit Anna von Bretagne gefördert und die früher verabredete Ehe seiner Tochter Margaretha, der in Frankreich erzogenen Braut Karl's VIII., mit diesem vollzogen werden; die eigentliche Absicht des Vertrages aber war, Beides zu verhindern und statt dessen eine Vermählung zwischen Karl und Anna zu Stande zu bringen. Im ersten Artikel wird festgesetzt, daß Maximilian mit Karl, welcher dessen Schwiegersohn genannt wird, in Tournay zusammenkommen solle, um die Streitigkeit wegen des Herzogthums Burgund, der Grafschaft Charolais und St.

Omer mündlich auszugleichen. In den folgenden fünf Artikeln, die sich auf Flandern beziehen, verspricht Karl, dem römischen Könige die von Gent und Brügge geforderte Genugthuung zu verschaffen und den Herzog von Orleans in Freiheit zu setzen, wogegen Maximilian dem Philipp von Cleve, welcher mit der Reichsacht belegt worden war, volle Verzeihung ertheilt; die flandrischen Stände sollten dem römischen König 525,000 Gulden als Kriegsentschädigung zahlen. Der siebente und achte Artikel endlich legen dem Könige von Frankreich die Verpflichtung auf, Alles, was er seit dem Tode des Herzogs Franz II. in Bretagne erobert hat, wieder zurückzugeben, jedoch unter der Bedingung, daß auch die Engländer dieses Land räumen; außerdem sollen die Städte St. Malo, Fougères, Dinan und St. Aubin dem Prinzen von Oranien und dem Herzoge von Bourbon überlassen und von diesen so lange behalten werden, bis eine zu bestellende gemischte Commission hierüber entschieden hat. In diesem Vertrage waren also die Angelegenheiten der Bretagne auf eine solche Weise geordnet worden, daß man voraussehen konnte, die in den beiden letzten Artikeln vorbehaltenen weiteren diplomatischen Berathschlagungen würden, wie es auch bei vielen Staatsverträgen unserer Tage der Fall war, ein Mittel abgeben, um Alles ganz leicht vereiteln zu können.

Nachdem die Franzosen den Kampf aufgegeben hatten, wurden Albrecht und Maximilian mit den unter sich uneinigen Niederländern leicht fertig. Maximilian, welcher seine Anhänger unter dem Namen Stände von Holland in Leyden versammelte, setzte seinen Krieg mit den Hoeks fort und nahm ihnen im Jahr 1489 die Stadt Rotterdam. Sein Glück in Holland bewirkte, daß auch Philipp von Cleve und die Fläminger sich fügten. Die drei Hauptstädte von Flandern, Gent, Brügge und Ypern, schlossen Ende October 1489 einen Vertrag, in welchem sie zugestanden, daß Maximilian, der dafür ihre alten Privilegien bestätigte, als alleiniger Vormund und Regent anerkannt werde, daß er als Schadenersatz von ihnen allein 300,000 Goldstücke (Lilien) baar erhalte, und daß alle Diejenigen, welche zur Zeit seiner Gefangennehmung im Rathe gesessen, ihm knieend und mit entblößtem Haupte öffentlich Abbitte thun sollten. Die Kranenburg in Brügge sollte niedergerissen und an ihrer Stelle ein Sühnungskirchlein errichtet werden. Der Vergleich, den der König bei seiner Befreiung eingegangen, sollte für ungültig erklärt, dagegen die alten Gerechtsame Flanderns bestätigt werden. Nachdem dieser Vertrag abgeschlossen worden war, reiste Maximilian nach Oestreich, um auch dort das Ansehen seines Hauses wieder herzustellen; Albrecht aber blieb nebst dem Grafen von Nassau und dem Prinzen von Chimay als Generalstatthalter in den Niederlanden zurück und setzte die Bekriegung der holländischen Hoeks fort.

Seine aus 38 Schiffen bestehende Flotte, welche von dem Kabbeljauwischen Statthalter, Jan von Egmont, befehligt ward, besiegte am 21. Juli 1490 bei Brouwershagen die Hoeks gänzlich und nahm bei dieser Gelegenheit den Führer derselben, Franz von Brederode, gefangen, der dann einige Wochen nachher zu Rotterdam an seinen Wunden starb. Herzog Albrecht blieb als kaiserlicher und Reichsstatthalter in den Niederlanden, bis er im Jahre 1500 während der Unruhen in Friesland dort starb.

3. Karl VIII. von Frankreich und Maximilian I. von Deutschland in den Jahren 1490 bis 1493.

Die junge Herzogin von Bretagne und ihre Umgebung fürchteten noch immer, daß man ihr den Herrn von Albret zum Gemahle aufdringen möchte, da Anna sich in Bretagne in derselben Lage befand, wie Maximilian in Flandern. Sie ließ daher den Letzteren ersuchen, nach Bretagne zu kommen, um sich mit ihr zu vermählen. Dies erlaubten jedoch damals die Umstände nicht. Maximilian's Rathgeber kamen deshalb auf den Gedanken, die Ehe durch einen Stellvertreter (per procurationem) vollziehen zu lassen, eine nach deutschem Brauche eingerichtete Ceremonie, die nachher von den Franzosen so lächerlich gefunden wurde, daß Alle, welche von ihr reden, sich über sie lustig machen. Der Graf Engelbert von Nassau wurde mit Wolfgang Polhaim und Maximilian's Geheimschreiber, Gundebald, nach Bretagne geschickt, um diese Ceremonie vorzunehmen. Sie gelangten glücklich und unter dem Schutze des französischen Königs dahin (1491), weil sie vorgaben, sie seien beauftragt, die Ausführung dessen, was im letzten Friedensvertrage wegen der Bretagne ausgemacht worden war, zu überwachen. Gleich nach ihrer Ankunft in Rennes ward die Trauung vorgenommen, aber so geheim, daß selbst ganz vertraute Leute nichts davon erfuhren und daß uns nicht einmal der Tag derselben mit Sicherheit überliefert worden ist. Als die Herzogin mit dem ersten Gesandten Maximilian's, Engelbert von Nassau, oder was Einige wahrscheinlicher finden, mit dem Prinzen von Oranien getraut worden war, wurde die Ehe nach der Erzählung der Franzosen auf folgende Weise formell vollzogen. Die Herzogin begab sich zu Bette, ein Schwert ward neben sie gelegt und nun legte Maximilian's Stellvertreter, indem er die Vollmacht seines Herrn in der Hand hielt, sein nacktes Bein neben das Schwert. Diese lächerliche Art, von seiner Braut Besitz zu nehmen, wurde anfangs als rechtmäßige Vollziehung der Ehe betrachtet; auch nahm die Herzogin alsbald den Titel einer römischen Königin an. Da aber Maximilian nicht gleich nachher selbst in die Bretagne kommen konnte, so fanden die französischen Juristen Zeit,

die ganze Sache für nichtig zu erklären. Die Regentin von Frankreich berief den gesammten königlichen Rath und dieser faßte, nachdem er alle berühmten Kanonisten und Juristen des Reiches zugezogen hatte, über die Ehe der Tochter des ersten Reichsvasallen einen Beschluß, welcher gleich darauf öffentlich bekannt gemacht wurde. Er lautete: die Herzogin von Bretagne habe als minderjährige Frau, als Prinzessin von Geblüt und als Vasallin der Krone ohne Zustimmung ihrer Verwandten und des Königs, ihres Lehensherrn, weder eine gültige Ehe schließen, noch über ihr Lehen eine Verfügung treffen können; dem widerspreche namentlich der Vertrag, den ihr Vater 1488 zu Sablé mit Frankreich geschlossen habe; da nun überdies die deutsche Ceremonie ihrer Vermählung eine unschickliche Posse sei, so sei ihre angebliche Ehe sowohl in bürgerlicher, als in kirchlicher Beziehung ganz und gar ungültig und nichtig.

Damals wurde am französischen Hofe auch der Beschluß gefaßt, den 20jährigen, schwächlichen und verwachsenen König Karl mit der Erbin von Bretagne zu vermählen. Man wandte sich, um die Sache zu Stande zu bringen, an d'Albret, welcher seit jener procuratorischen Verheirathung der Herzogin nicht mehr hoffen konnte, ihre Hand zu erlangen. Dieser ließ sich auch gewinnen und ward seinem alten Freunde, dem Marschall de Rieux, der sich mit Anna ausgesöhnt hatte, untreu, da er die Herzogin lieber mit seinem Könige als mit Maximilian vermählt sehen wollte. Der Marschall von Rieux stand damals mit den Engländern in Unterhandlung und wollte sie durch den Besitz der Stadt Nantes, in welcher d'Albret commandirte, in den Stand setzen, die Herzogin und ihren Gemahl Maximilian vollständig zu schützen; d'Albret übergab aber Nantes verrätherischer Weise den Franzosen (Anfang 1491). Dadurch gerieth die junge Herzogin zu Rennes in eine sehr bedenkliche Lage und da die Franzosen zu gleicher Zeit auch ihren Gemahl oder, wie sie sich ausdrückten, ihren Bräutigam durch neue Unruhen in den Niederlanden zu beschäftigen wußten, so ward der von ihnen beabsichtigte Zweck erreicht. Maximilian hatte damals wieder dasselbe Unglück, welches ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte: er verlor, während er dem einen Gewinn nachjagte, den anderen aus den Händen und ward um so ärmer an Macht und an Geld, je reicher er an Land und an Ansprüchen wurde. Um dies näher anzugeben, müssen wir zunächst berichten, auf welche Weise Maximilian in den Jahren 1490 und 1491 seinem Vater gegen die Ungarn beistand.

Als Maximilian aus den Niederlanden nach Oestreich reiste, begab er sich zuerst nach Tyrol und kehrte auch, nachdem er mehrere Reichstage besucht hatte, wieder dorthin zurück, um von seinem alten Vetter Sigmund, der ihn längst an Kindesstatt angenommen hatte, die Herr-

schaft dieses Landes zu empfangen. Der schwache Sigmund hatte wegen der üblen Wirthschaft seiner Räthe, von denen er sich ganz leiten ließ, stets Zank und Streit mit seinen Landständen; diese hatten daher auch Maximilian schon längst als seinen Nachfolger anerkannt, und Sigmund selbst trat seinem Vetter gern die Regierung ab. Am 18. März 1490 wurde zwischen Beiden eine Uebereinkunft geschlossen, vermöge deren Sigmund nebst seiner Gemahlin einen Jahrgehalt von 52,000 Gulden und Maximilian die Grafschaft Tyrol erhielt. Von Tyrol begab sich Maximilian nach Oestreich. Es handelte sich um Aussichten auf die ungarische Krone, welche Maximilian nach seiner durchaus unverständigen Weise ebenfalls zu erlangen strebte. Matthias Corvinus hatte schon 1463 für den Fall seines kinderlosen Todes dem Kaiser Friedrich durch einen förmlichen Erbvertrag die Nachfolge in Ungarn zugesichert. Er lag jetzt todtkrank in Ofen und schickte nicht nur seinen Minister und General Pruis von Roostana, Bischof von Großwardein, zu Friedrich und Maximilian nach Linz, sondern erwies sich auch sehr freundlich gegen den Letzteren, indem er ihm 400 Fässer Wein, 400 Ochsen und 12,000 Dukaten sandte; ja, er erbot sich sogar, Nieder-Oestreich gegen die Zahlung von 70,000 Dukaten Kriegskosten zurückzugeben. Mit dieser Summe würde Friedrich nicht blos den Frieden und den Wiederbesitz des verlorenen Landes, sondern vielleicht auch die Erfüllung jenes Erbvertrages erkauft haben; allein er war zu geizig dazu, während sein Sohn, wie es bei Kindern geiziger Väter der Fall zu sein pflegt, ein Verschwender war. Friedrich hoffte nämlich, daß der baldige Tod des ungarischen Königs ihm das Verlorene auch ohne Geld wieder verschaffen werde. Als jedoch Matthias Corvinus im April 1490 zu Wien starb, ohne daß seinem Wunsche gemäß die ungarischen Stände sich vor seinem Tode über eine Königswahl vereinigt hatten, konnte der von den Ungarn eroberte Theil Oestreichs nur mit den Waffen wieder erlangt werden und dem Sohne des Kaisers ward die Hoffnung auf den Besitz der ungarischen Krone vereitelt.

Matthias starb als König von Ungarn, Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Beherrscher von Siebenbürgen, Schutzherr der Walachei und Moldau; er hieß König von Böhmen und regierte zwar nicht dieses Land selbst, aber Mähren, Schlesien und die Lausitz, sowie Niederöstreich durch Usurpation. Nach seinem Tode waren seine Gemahlin, Beatrix von Neapel, und sein natürlicher Sohn, Johann Corvinus, mit einander in Streit; die Erwählung seines Nachfolgers aber lag in der Macht der drei angesehensten Herren des Reiches, Stephan Zapolya's, des Bischofs Urban Doczy von Erlau und des zuvor erwähnten Bischofs von Großwardein, Pruis von Roostana, welcher alle Soldtruppen und die „schwarze Legion" in Mähren und Schlesien

unter seinem Befehle hatte. Diese Drei brachten es dahin, daß die Wahl vor dem Frieden mit dem Kaiser und seinem Sohne bewerkstelligt wurde, und daß dieselbe auf den schwachen, an die oligarchische Herrschaft der Großen gewöhnten König von Böhmen, Ladislaus VII., fiel. Ladislaus war des polnischen Königs Kasimir II. Sohn und nach Georg Podiebrad's Tode sowohl dem Sohne des Letzteren, als dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne vorgezogen worden, weil die böhmischen Landherren ihr Wahlreich nicht in ein Erbreich verwandelt und ihren eigenen Einfluß nicht geschmälert sehen wollten. Er hatte um die böhmische Krone einen mehrjährigen Krieg mit Matthias Corvinus führen müssen und sich zuletzt (1479) genöthigt gesehen, diesem nicht nur das Recht, den Titel König von Böhmen ebenfalls gebrauchen zu dürfen, sondern auch den Besitz von Mähren und dem größten Theile Schlesien's zuzugestehen. Auch mit Friedrich und Maximilian war er in Streit gerathen, weil er bei des Letzteren Erwählung zum römischen König nicht als Kurfürst von Böhmen zugezogen worden war; doch hatte er sich nachher wieder mit Beiden verständigt. In Böhmen selbst hatte er bald mit diesem, bald mit jenem Landherrn zu kämpfen gehabt und war außerdem besonders durch die Streitigkeiten der katholischen und utraquistischen Geistlichen in große Sorge gebracht worden. Er hatte übrigens im nationalen Sinne regiert und den Landherren, sowie den Municipalitäten eine gewisse Unabhängigkeit zugestanden. Das Letztere war es auch hauptsächlich, was ihn beim Tode des Matthias Corvinus den ungarischen Großen empfahl. Diese wollten keinen kräftigen, zum Selbstregieren geneigten König haben, sondern ihre oligarchische Verfassung aufrecht erhalten, obgleich sie unter Matthias erfahren hatten, wie sehr ihnen eine militärisch-monarchische Regierung vortheilhaft sei, um sowohl den Mißbrauch der Freiheit im Innern zu verhindern, als auch die Türken von ihrem Lande abzuwehren. Die Erwählung des Ladislaus, dessen Mitbewerber Johann Corvinus und der römische König Maximilian waren, setzten die vorgenannten drei Herren durch eine angewandte List, durch das Geld ihrer Partei-Genossen und durch einen kühnen Angriff auf die Freunde und Truppen des Johann Corvinus durch. Sie wußten nämlich erstens die Wahl immer auf's Neue hinauszuschieben, bis der Adel die Kosten einer langen Anwesenheit auf dem Wahlfelde nicht länger tragen konnte und sich deshalb entschloß, aus seiner Mitte sechszig Bevollmächtigte zu ernennen, welche den König wählen sollten; die Entscheidung lag zuletzt in den Händen Stephan Zapolya's. Man ließ den Großen von Seiten des Königs Ladislaus gewisse Güter und Privilegien urkundlich versprechen und bewog sie dadurch, 100,000 Dukaten zusammen zu bringen, mit welchen der Bischof von Großwardein den größten Theil des Soldes der schwarzen

Legion bezahlte und diese bewog, derjenigen Partei zu schwören, welche die mächtigste in Ungarn war. Hierauf zog der Bischof an der Spitze dieser Legion nach Ungarn, vertrieb den jungen Corvinus aus der Nähe des Wahlfeldes, und bewirkte auf solche Weise, daß am 15. Juli 1490 in der Georgskirche zu Ofen Ladislaus zum Könige von Ungarn gewählt wurde. Als dies geschehen war, banden die ungarischen Magnaten dem Erwählten die Hände durch Capitulationen aller Art; sie schrieben ihm sogar vor, daß er ohne ihre Einwilligung nicht mehr als hundert Bauern vergaben dürfe.

Maximilian hatte unterdessen, obgleich sein Vater auch jetzt noch kein Geld hergab, ein kleines Heer geworben, um den Ungarn die von ihnen besetzten Theile seiner Erbstaaten wieder zu entreißen und dann sein Recht auf ihre Krone mit den Waffen geltend zu machen. Das Erstere ward ihm durch die große Erbitterung, welche die Ungarn in Oestreich erweckt hatten, sehr erleichtert. Die Wiener pflanzten, als er noch bei Kloster-Neuburg stand, den kaiserlichen Adler auf und riefen dann ihren Fürsten durch eine Deputation in ihre Stadt. Maximilian zog am 22. August in Wien ein und griff alsbald die Burg der Stadt an, in welcher 400 Ungarn lagen. Sein erster Sturm wurde zwar abgeschlagen und er selbst dabei verwundet; wenige Tage darauf aber nahmen die Belagerten die ihnen von Maximilian angebotenen günstigen Bedingungen an und zogen ab. Nachher entriß er den Ungarn auch noch andere Städte des Landes und brach dann in Ungarn selbst ein; doch blieb damals, wie wir aus den Artikeln des im folgenden Jahre geschlossenen Friedens sehen, eine beträchtliche Zahl seiner Städte und Schlösser noch von den Feinden besetzt. Maximilian fiel mit 18,000 Mann in Ungarn ein, drang, weil zu gleicher Zeit die Türken im Süden streiften und ein polnisches Heer im Norden eingebrochen war, unaufhaltsam vor, und eroberte im November Stuhlweißenburg. Bei der Einnahme dieser Stadt, welche zuerst Herzog Georg von Bayern erstürmte, begingen jedoch die Oberdeutschen im Heere so arge Gräuelthaten, daß sie dadurch sich und ihren Herrn allgemein verhaßt machten, und Maximilian selbst kam in die größte Verlegenheit, weil er nicht den dritten Theil seines Heeres regelmäßig zu bezahlen vermochte und deshalb von einem Aufstande seiner eigenen Soldaten bedroht ward. Die Ungarn wiesen alle seine Aufforderungen zurück und erwarteten die Ankunft der schwarzen Legion. Er fand daher im December rathsam, sich nach Deutschland zu begeben, wo er von den Ständen des Reiches ein Heer gegen die Ungarn zu erhalten hoffte.

Die deutschen Reichsstände, welche im April 1491 in Nürnberg zusammen kamen, redeten und stritten hier nach ihrer Weise lange über die Art der ihrem Kaiser zu leistenden Hülfe, konnten aber nicht einig

werden, ob sie Geld zahlen oder Leute stellen sollten und thaten am Ende weder das Eine noch das Andere. Es ging also in Deutschland auch diesmal wie immer: die statt des Volkes befragten Fürsten und Herren ließen es auf dem Reichstage dabei bewenden, daß sie schrieben, redeten und tranken. Die Ungarn erhielten dadurch Zeit, das von ihnen belagerte Stuhlweißenburg auszuhungern. Am 19. Juli 1491 mußte diese Stadt capituliren. Jetzt beschloß Maximilian, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon am 8. August erschienen östreichische Gesandte bei Ladislaus und es ward hierauf in Preßburg ein Congreß gehalten, welcher am 7. November einen für das östreichische Regentenhaus sehr merkwürdigen Vertrag zu Stande brachte. Wir führen von den 10 Artikeln desselben nur diejenigen an, welche für die Geschichte des 16. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung sind. In diesen wurden Ladislaus VII. und seine männlichen Nachkommen als rechtmäßige Besitzer von Ungarn, das Haus Habsburg aber nach dem Aussterben des Mannsstammes derselben als ihr Erbe anerkannt, natürlich mit Vorbehalt der Bestätigung des ungarischen Reichstages, dessen schleunige Berufung angeordnet ward. Außerdem sollte Maximilian alle von den Ungarn noch besetzten Städte und Burgen seines Stammhauses zurückerhalten und dagegen seinerseits Alles, was er in Ungarn und Kroatien erobert hatte, räumen. Ferner wurde dem Kaiser Friedrich eine Schuldverschreibung von 100,000 Dukaten, die er früher den Ungarn ausgestellt hatte, zurückgegeben. Endlich machte Ladislaus sich verbindlich, binnen zwei Jahren 100,000 Goldgulden für Kriegskosten zu bezahlen; Maximilian sollte sich wie Friedrich den Titel eines Königs von Ungarn beilegen dürfen. Nur mit Mühe konnte die Mehrheit des Reichstages und namentlich die Prälaten und Magnaten zur Annahme dieses für Oestreich überaus günstigen Friedens bewogen werden, da derselbe sogar das freie Wahlrecht der Nation beeinträchtigte.

Während des Krieges mit den Ungarn waren in den Niederlanden auf's Neue Unruhen ausgebrochen. Dort hatten Albrecht von Sachsen, der im Januar 1490 als Generalstatthalter in Brügge eingezogen war, ferner der Graf von Nassau und der Prinz von Chimay nicht allein in Flandern bei der Erhebung der ausbedungenen Strafsumme Bedrückungen geübt, sondern dieselben auch über Brabant und Hennegau ausgedehnt und überdies, um ihre Truppen bezahlen zu können, die Münzen verschlechtern und in allen Provinzen eine Reitersteuer erheben lassen. Dazu kam noch, daß der überall herrschende Mangel eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugte. Es brachen hierauf in drei Provinzen Empörungen aus. Zuerst erhoben sich die Fläminger, als man bei ihnen die schlechte Münze außer Cours setzen wollte und zu diesem Zwecke eine Verordnung erließ, nach welcher von einem bestimmten

Tage an der Werth aller Geldstücke um den dritten Theil verringert sein sollte. Alle Schuldner eilten, ihre Gläubiger noch vor jenem Termin zu befriedigen, und Maximilian ward laut beschuldigt, daß er durch diese Maaßregel die Last von sich und seinen verschuldeten Freunden auf das Volk wälzen wolle. Die Erbitterung darüber rief zuerst in der Stadt Gent, welche durch die Herabsetzung des Geldwerthes am meisten einbüßte, einen Aufstand hervor, und dieser verbreitete sich dann schnell über ganz Flandern. Die zweite Empörung brach im Kennemer- und im Waterlande der Friesen aus. Dort wollte Jean von Egmont im April 1491 die Erhebung der Reitergelder mit Gewalt durchsetzen, ließ zwei Männer, die sich gegen ihn auflehnten, öffentlich hinrichten und veranlaßte dadurch einen allgemeinen Bund zur Verweigerung der drückenden Steuer. Das Volk sammelte sich unter einer Fahne, welche Käse und Brod als Wappen führte und nach der man deshalb die Empörten Käse- und Brodvolk nannte, und besetzte am Ende des Jahres 1491 Alkmaar. Ein dritter Aufstand wurde durch die Franzosen hervorgerufen. Diese bewogen den in französischer Gefangenschaft befindlichen jungen Herzog Karl von Geldern, dessen Land Maximilian eingezogen hatte, zu einem Einfall in Geldern und unterstützten ihn dabei mit 1000 Reitern. An ihn schlossen sich nicht nur Robert und Eberhard von der Mark, Maximilian's unversöhnliche Feinde, sondern sogar der Bischof von Lüttich an, und auch Rainer II. von Lothringen ließ sich bewegen, an diesem Bunde Theil zu nehmen. In diesem unruhigen Jahr hatte Maximilian Muße gehabt, zu Mecheln sein erstes Fest des goldenen Vließes zu halten, wobei er diesen Orden dem König von England, der ihm kurz vorher das Knieband überschickt hatte, sowie dem Herzog Statthalter Albrecht und Anderen zusprach.

Während die Franzosen einen neuen bürgerlichen Krieg in den Niederlanden erregten, brachten sie zugleich die Vereinigung der Bretagne mit Frankreich zu Stande. Zur Erreichung dieses Zweckes trug auch Herzog Ludwig von Orleans bei. Das Letztere hängt mit der Art und Weise zusammen, wie König Karl VIII. sich endlich der Vormundschaft seiner Schwester, der Dame von Beaujeu, jetzt auch Madame Bourbon genannt, entzog und die Zügel der Regierung selbst ergriff. Karl's zweite Schwester, Johanna, die sich durch eine auffallende Häßlichkeit auszeichnete, war von Ludwig XI. dem Herzoge von Orleans mit Gewalt zur Gemahlin aufgedrungen worden und hatte in der Ehe mit diesem viel Hartes erdulden müssen. Auch hatte ihr Gemahl schon längst gar kein Geheimniß daraus gemacht, daß er sich von ihr scheiden lassen wolle, um Anna von Bretagne zu heirathen. Nichtsdestoweniger benahm sich Johanna sehr freundlich gegen ihren Gemahl, den sie selbst liebte, ohne von ihm geliebt zu werden. Als Ludwig 1488 in Gefangenschaft

gerieth, theilte sie drei Jahre lang sein Loos, bis es ihren rastlosen Bemühungen gelang, ihm die Freiheit zu verschaffen. Sie bat während dieser Zeit ihre Schwester, die Regentin, lange vergebens um die Freilassung ihres Gemahls; endlich wandte sie sich an ihren Bruder, den jungen König, warf sich ihm im Trauergewande, mit fliegenden Haaren und weinend zu Füßen, und wurde wirklich von ihm erhört, obgleich Karl ihr dabei die Ahnung aussprach, daß die Gewährung ihrer Bitte ihr einmal bitteren Kummer bereiten werde*). Johanna gab bei dieser Gelegenheit auch die Veranlassung, daß ihr Bruder den ersten Schritt that, um sich der Vormundschaft seiner älteren Schwester zu entziehen. Karl wagte nämlich damals zum erstenmale, seinen Willen dem der Regentin entgegenzusetzen; er entfernte sich insgeheim aus der Nähe derselben, schickte hierauf den Befehl zur Freigebung seines Schwagers ab und ließ diesen sogleich zu sich kommen. Es fand zu Bourges eine rührende Aussöhnung zwischen ihm und seinem Schwager Statt; bald folgten noch zwei ähnliche Scenen, indem nicht nur der König sich mit seiner älteren Schwester, welche durch Ludwig's Feilassung und durch ihres Bruders Weigerung, noch länger unter ihrer Herrschaft zu stehen, beleidigt war, sondern auch der Gemahl der Regentin mit dem Herzoge von Orleans sich feierlich aussöhnte. Der Letztere, welcher damals zum Statthalter der Normandie ernannt wurde, gab hierauf theils aus Patriotismus, theils aus Dankbarkeit gegen seine Gemahlin seine Liebe zu Anna von Bretagne auf. Ja, er half nachher vielleicht sogar die Herzogin von Bretagne bereden, daß sie auf die ihr angetragene Vermählung mit Karl VIII. einging.

Nachdem mittlerweile die Engländer aus der Bretagne wieder abgezogen waren, rückten drei königliche Heere zu gleicher Zeit in dieses Land ein. Zwei derselben marschirten unter la Tremouille und dem Könige selbst auf die Stadt Rennes los, in welcher Anna sich befand. Diese Stadt zu vertheidigen, war der Herzogin um so weniger möglich, als sie von den Männern, auf welche sie allein ihre Hoffnung setzen konnte, vom Prinzen von Oranien, vom Grafen Dunois, vom Marschall von Rieux und Anderen, mit der Bitte bestürmt ward, durch eine Uebereinkunft mit dem Könige sich und ihren Unterthanen die Rechte und Vortheile zu sichern, welche ihnen, wenn man das Aeußerste wage, nicht zugestanden werden würden. Anna ging wirklich darauf ein und schickte den Prinzen von Oranien an den die Stadt belagernden König. Dieser nahm die ihm gemachten Anträge an und übte in Folge derselben sogleich eine Handlung der Souverainetät im Lande aus, indem er die Stände der Bretagne nach Vannes berief. Einen Monat

*) Fasse le ciel, que vous n'ayez iamais lieu de vous en repentir.

später (15. November 1491) wurde dann in der Vorstadt von Rennes eine Capitulation abgeschlossen, welche so abgefaßt war, daß durch sie die deutschen Truppen und Commissäre in Rennes getäuscht wurden und folglich Anna sich ihnen leicht entziehen konnte. Es hieß nämlich in derselben, Anna gebe zwar das Versprechen, alle fremden Kriegsleute binnen 10 Tagen aus der Bretagne fortzuschicken, sie behalte sich aber ausdrücklich vor, daß sie selbst zu ihrem Gemahle in die Niederlande gehen und alle Bretagner, welche ihr folgen wollten, mitnehmen dürfe. Sobald ein Theil der französischen Truppen in Rennes eingelassen worden war, zog auch König Karl in die Stadt ein und verlobte sich heimlich mit Anna. Bald nachher verließ die Herzogin, während die Deutschen in ihrer Umgebung sie mit den Vorbereitungen zur Reise nach den Niederlanden beschäftigt glaubten, in Begleitung ihrer Räthe und des Kanzlers heimlich die Stadt und reiste auf das Schloß Langeais in Touraine, wo der König sich aufhielt. Hier ward dann ein Heirathsvertrag zwischen Karl VIII. und Anna geschlossen und gleich darauf die Hochzeit gehalten (6. December), nachdem der König vorher in Vannes den Ständen die Erhaltung der Verfassung, der Privilegien und des Herkommens ihres Landes zugesagt hatte. Nach jenem Heirathsvertrage übertrug Anna, deren einzige Schwester im Jahre vorher gestorben war, für den Fall ihres kinderlosen Todes dem Könige von Frankreich alle ihre Rechte auf das Herzogthum Bretagne, sowie auf die Grafschaft Nantes und ihre übrigen Herrschaften und Güter. Der König dagegen überließ ihr, im Falle er vor ihr sterben sollte, alle Rechte, welche er über das Herzogthum in Anspruch nehmen könne; doch mußte Anna dabei die Verpflichtung eingehen, sich später mit niemand anders zu vermählen, als mit Karl's Nachfolger im Reiche oder, wenn dies nicht möglich sei, mit dem nächsten Reichserben, welcher dann nicht nur dem Könige die Huldigung leisten und alle Lehensabgaben entrichten müsse, sondern auch kein Gut und keine Herrschaft anders als an den König veräußern dürfe. Die päpstliche Dispensation wegen Verwandtschaft im vierten Grad wurde später eingeholt. So war nun die hochwichtige westliche Halbinsel, seit Jahren ein Tummelplatz fremder Truppen, auf immer mit Frankreich vereinigt. Anna und ihr neuer Gemahl waren übrigens in jeder Hinsicht von einander sehr verschieden. Anna war eben so ausgezeichnet schön, von kräftiger Gestalt und majestätischem Ansehen, als tüchtig zum Regieren und energisch in ihrem Wesen; Karl dagegen war ungestalt am Leibe, sowie romantisch und phantastisch in seinen Plänen.

Die Vermählung Karl's VIII. mit Anna war eine doppelte Beleidigung für Maximilian: es ward ihm nämlich nicht nur seine Gemahlin geraubt, sondern man kränkte ihn auch in der Person seiner

Tochter Margaretha, welche als Braut des Königs in Paris lebte, auf eine empfindliche Weise. Er entschloß sich sogleich, für die ihm angethane Schmach Rache zu nehmen, konnte aber dabei weder von Seiten seines Vaters, noch von den Deutschen, noch von den Niederländern ausreichende Unterstützung erwarten. Gleichwohl begann er einen Krieg mit Frankreich, weil er darauf rechnete, daß Heinrich VII. von England die Einverleibung der Bretagne in das französische Reich nicht zugeben könne. Der englische König war aber klüger als Maximilian, welcher immer das, was er in der Hand hatte, fahren ließ, um nach etwas Anderem zu haschen, das er nachher doch nicht erreichen konnte. Heinrich erkannte — was Maximilian immer vergaß —, daß das Geld ein Haupterforderniß zum Kriege und die Hauptmacht der neueren Zeit sei; er bekümmerte sich daher auch wenig um jenen bekannten Spruch des Dichters Horaz, welchen Maximilian zur Richtschnur seines Wandels gemacht hatte *). Er verband sich damals zwar mit Maximilian gegen Frankreich, weil auch er beleidigt worden war; es war ihm aber dabei weniger darum zu thun, Genugthuung zu erhalten, als vielmehr bei dieser Gelegenheit von seinen Unterthanen und von den Franzosen, deren König schon damals von seinem Zuge nach Italien träumte, Geld eintreiben zu können.

Maximilian überließ die Beendigung der Händel in den Niederlanden dem Herzog Albrecht von Sachsen, welcher auch glücklich mit denselben fertig ward. Er selbst richtete seine Gedanken ganz auf die französischen Angelegenheiten. Er ließ durch Gesandte, die er an alle Höfe schickte, heftig und mitunter grob über die Franzosen schmähen und Manifeste verbreiten, in welchen er nach deutscher Art ausführlich bewies, daß er selbst Recht, der französische König aber Unrecht habe. Außerdem schickte er den Grafen von Nassau nach Frankreich, um seine Tochter abzuholen und ihre Mitgabe und Franche Comté zurückzufordern. Der König von Frankreich gab eine ausweichende Antwort, weil er durch seinen Feldherrn Desquerdes Kabalen in Flandern hatte anspinnen lassen und auf den Erfolg derselben hoffte. Hierin täuschte er sich jedoch; denn die Fläminger waren aus Patriotismus nicht geneigt, die ihrem Fürsten angethane Kränkung zu dessen Nachtheil zu benutzen. Nur Philipp von Cleve, welcher bisher von Sluys aus Seeräuberei getrieben hatte, warf sich in die Arme der Franzosen. Dieser

*) Virtus populum falsis
Dedocet uti
Vocibus, regnum et diadema tutum
Deferens uni propriamque laurum,
Quisquis ingentes oculo irretorto
Spectat acervos .

wurde indessen bald durch die Flotten Maximilian's und Heinrich's VII. in Sluys so bedrängt, daß er zufrieden sein mußte, im October 1492 einen günstigen Vergleich zu erhalten; er ging nach Frankreich. Gent hatte bereits im August seinen Frieden mit Herzog Albrecht gemacht.

Der englische König hatte unterdessen schon längst angefangen, die Verhältnisse der Niederlande und Frankreich's zu seinen Zwecken auszubeuten. Schon im Juli 1491 hatte er allerlei kriegerische Anstalten gemacht und in den Grafschaften seines Reiches unter dem milde klingenden Namen freiwilliger Gaben (benevolence) Geld erpressen lassen. Im October desselben Jahres, noch ehe Karl Herr der Bretagne geworden war, hatte Heinrich von dem Parlament eine Steuer verlangt, um den französischen König wegen seiner Treulosigkeit zu züchtigen, und das Parlament hatte ihm zwei Zehntel und zwei Fünfzehntel gewährt. Nach Weihnachten bewog er beide Häuser zu einer ganzen Anzahl von Verordnungen, durch welche die Lehensleute der größeren Vasallen in den Stand gesetzt wurden, auch ohne Einwilligung der Letzteren dem Könige in den Krieg zu folgen und den Leuten, die sie in Dienst nähmen, ihre Bezahlung zu sichern. Als er endlich im Mai 1492 den Kampf beginnen zu wollen erklärte und nachher Philipp von Cleve in Sluys belagern half, merkte man deutlich, daß es ihm auch jetzt nur darum zu thun sei, unter einer passenden Form Steuern von seinem Volke erheben und seine Geldforderungen an die Franzosen steigern zu können. Er schob den eigentlichen Krieg unter allerlei Vorwänden bis in den October auf, wo endlich 1500 schwer gerüstete englische Reiter (Gensdarmes) mit 25,000 Mann zu Fuß sich vor Boulogne lagerten. Aber auch dies war nur ein leeres Gaukelspiel; denn während Maximilian noch immer sein Vertrauen auf Heinrich setzte und die Engländer aus Stolz und Nationalhaß hofften, ihr König werde Eroberungen in Frankreich machen, hatte dieser bereits Unterhandlungen mit den Franzosen anknüpfen lassen. Er legte die ihm von Karl VIII. gemachten Friedensvorschläge einem Ausschuß von 24 englischen Kriegsobersten vor, welche sie für annehmbar und sogar für ehrenvoll erklärten. Hierauf kam am 30. October zu Etaples ein förmlicher Friede zwischen Frankreich und England zu Stande. Um sich dabei vor seinem betrogenen Volke rechtfertigen zu können, machte Heinrich Berichte seiner Gesandten bekannt, aus welchen hervorging, daß weder von Maximilian, noch von dem aragonischen Könige, auf dessen Beistand man gerechnet hatte, viel zu hoffen sei. Bei dem Friedensschlusse erhielt Heinrich vermöge eines geheimen Artikels eine Summe Geldes; auch alle Leute, welche irgend einen Einfluß auf ihn hatten, wurden damals von den Franzosen durch reichliche Spenden bestochen. Die Summe, welche Heinrich erhielt, würde sogar in un-

feren Zeiten bedeutend sein. Sie belief sich nämlich auf 745,000 Goldkronen oder Thaler oder mit anderen Worten auf 8,008,750 Livres; denn Garnier hat in der Fortsetzung von Villaret's Geschichte von Frankreich nach technischen und historischen Angaben berechnet, daß der Werth der Goldkrone von 1492 auf 10 Livres 15 Sous des französischen Geldes von 1784 anzuschlagen ist. Die Hauptartikel des Friedensvertrages bestimmten, daß der König von Frankreich nicht nur die Schuld der Anna von Bretagne im Betrage von 620,000, sondern auch die rückständigen Termine des von Ludwig XI. dem Könige Eduard IV. zugestandenen Jahrgeldes, die sich auf 125,000 Kronen beliefen, an Heinrich bezahlen sollte, und zwar beide Summen zusammen in jährlichen Terminen von je 50,000 Kronen. In Hinsicht auf Maximilian und dessen Sohn Philipp wurde, ganz nach der Weise der englischen Politik unseres Jahrhunderts, festgesetzt: es solle, wenn diese Fürsten angegriffen würden, den Engländern gestattet sein, ihnen beizustehen; wären sie aber der angreifende Theil, so werde man ihnen von Seite England's keine Hülfe leisten.

Maximilian hatte sich das ganze Jahr 1492 hindurch vergebens abgemüht, um von den Deutschen Geld oder Truppen zu erhalten. Es ging bei diesen damals ebenso wie immer: man hielt einen Reichstag nach dem andern, um über Maximilian's Begehren zu verhandeln; endlich einigten die Stände sich zwar über einen sogenannten kleinen Anschlag zur Reichshülfe, sie schrieben aber zur Ausführung ihres Beschlusses eine Auflage auf jede Feuerstätte aus oder mit anderen Worten: sie schoben der Feudalsitte gemäß die Last von Denen, welche sie tragen konnten, auf die Schultern der schon übermäßig Gedrückten. Vergebens forderte Maximilian zuletzt noch in einem Mandat oder Manifest das Reich auf, „solch Uebel, Schande und Laster, so der König von Frankreich an Oestreich und gemeiner deutschen Nation begangen, zu strafen"; der Rücktritt des Königs von England hatte auch Diejenigen, die zur Hülfe bereit waren, abgekühlt. Hierzu kam noch, daß im Januar 1493 auch Ferdinand und Isabella, auf deren Unterstützung Maximilian sich verlassen hatte, mit Karl VIII. Friede und Freundschaft schlossen; Karl überließ ihnen die Grafschaften Roussillon und Cerdagne, wofür sie versprachen, das Bündniß mit ihm jedem anderen, außer dem mit dem Papste, vorzuziehen. Dieser Vertrag wurde im Januar 1493 zu Barcelona abgeschlossen*). Maximilian erlangte weiter nichts, als daß die Mitglieder des schwäbischen Bundes ihm 400 Reiter

*) In dieser Stadt mußten Ferdinand und Isabella längere Zeit verweilen wegen einer Wunde, die ein Irrsinniger dem König beigebracht hatte; hier empfingen sie daher auch, wenige Monate nach dem erwähnten Vertrag, den von seiner ersten Reise heimgekehrten Columbus.

und 1600 Mann zu Fuß zu stellen versprachen (März 1493). Es war daher ein Glück für ihn, daß König Karl von Frankreich mit ungeduldiger Sehnsucht den Augenblick herbeiwünschte, wo er seinen Zug nach Italien antreten könne, und daß im Mai 1493 die Bürger von Arras, der Hauptstadt des Landes Artois, eine Unvorsichtigkeit des französischen Generals Desquerdes benutzten, um ihre Stadt den Heerführern des römischen Königs in die Hände zu spielen. Karl ließ, damit er bei seinem italienischen Unternehmen keinen Krieg im Rücken habe, seinem Gegner Maximilian billige Bedingungen antragen und auf diese hin kam dann am 23. Mai 1493 zu Senlis ein Friede zu Stande. In demselben verpflichtete sich Karl, nicht nur Maximilian's Tochter Margaretha auf seine Kosten in die Niederlande zurück reisen zu lassen, sondern auch Artois und die Freigrafschaft mit Ausnahme der Städte Tournay, Mortagne und St. Amand, welche für immer, und der Städte Hesdin, Aire und Bethune, welche bis zur Großjährigkeit von Maximilian's Sohn Philipp bei Frankreich bleiben sollten, sowie außerdem noch Charolais und die Grafschaft Noyers zurückzugeben. Die damals 14 Jahre alte Prinzessin Margaretha, welche in Folge dieses Fried.ns zu Vaudeuille bei Meaux dem Bevollmächtigten ihres Vaters übergeben wurde, war später ebenso unglücklich als Gattin, wie vorher als Braut. Sie wurde vier Jahre nach ihrer Rückkehr aus Frankreich mit dem Erben von Castilien, Don Juan, und als derselbe bald nachher starb, mit dem Herzog Philibert von Savoyen vermählt, verlor auch diesen zweiten Gemahl schon nach einer vierjährigen glücklichen Ehe und ward so schon vor ihrem 2. Jahre zum zweiten Male Wittwe. Nachher blieb sie unverheirathet. Sie machte sich später unter ihrem Neffen Karl V. als Statthalterin der Niederlande durch politische Klugheit und durch weise Leitung der inneren Staatsangelegenheiten berühmt.

Drei Monate nach dem Frieden von Senlis starb Kaiser Friedrich III. zu Linz in seinem 78. Lebensjahre (19. August 1493), nachdem ihm vorher wegen eines Geschwüres ein Bein abgenommen worden war. Der alte Mann muß noch in einem so hohen Alter einen sehr gesunden Appetit gehabt haben; denn die Ursache seines Todes war eine Ruhrkrankheit, die er sich dadurch zuzog, daß er acht Melonen hintereinander aß. Seine Hauptstadt Wien hatte er seit der Empörung nicht mehr betreten; doch wurde seine Leiche dort im Stephansdom überaus feierlich beigesetzt. Unter allen römischen Kaisern deutscher Nation hat er am längsten regiert, nämlich über 53 Jahre. Sein Sohn Maximilian erschien, wie wir sehen werden, bald auch als Kaiser wieder gegen Karl VIII. von Frankreich im Felde, als dieser seinen lang ersehnten Kriegszug nach Italien angetreten hatte.

4. Verhältnisse, welche mit Karl's VIII. Zug nach Italien in unmittelbarer Beziehung stehen.

Karl VIII. von Frankreich war ein Mann, welcher beständig stolze Plane und poetische Träume von Fürstengröße hegte. Er trug sich immer mit Cäsar's Thaten, lebte in Gedanken mit Karl's des Großen Paladinen und ergötzte seinen schwachen Verstand mit jenen fabelhaften Erzählungen von Alexander dem Großen, von Troja und vom König Arthur, welche von den Dichtern seiner Zeit auf eine ganz verschiedene Weise behandelt wurden*). Auch sein Zug nach Italien war ein romantischer Einfall seines schwachen, aber von Großthaten schwärmerisch träumenden Geistes. Die Möglichkeit desselben erkaufte er auf Unkosten seines Volkes um einen sehr hohen Preis. Er zahlte nicht nur, wie wir gesehen haben, dem Könige von England eine ungeheure Summe für den Frieden von Etaples und gab an Maximilian beträchtliche Landstriche zurück, um vor einem Manne, von dem er gar nichts zu fürchten hatte, Ruhe zu haben, sondern er opferte auch sehr wichtige Erwerbungen seines Vaters dem spanischen Königspaar, ohne die von Ludwig XI. dafür gezahlte Pfandsumme zurückzuerhalten.

Karl wollte in Italien die ererbten Ansprüche seines Vaters auf entfernte Reiche mit den Waffen geltend machen. Diese bestanden nicht blos in den Rechten des älteren und jüngeren Hauses Anjou auf Neapel, sondern auch in den vom ersteren erworbenen, aber ganz nichtigen Ansprüchen auf das lateinische Kaiserthum oder das Reich der Griechen (Bd. VI, S. 78). Ludwig's XI. praktische, prosaische, allen romantischen Entwürfen abgeneigte Natur hatte nie daran gedacht, diese Ansprüche geltend zu machen und da Ehre zu suchen, wo kein Vortheil zu hoffen war; er hatte, als er durch das Testament Karl's von Maine Erbe des jüngeren Hauses Anjou ward, nur Maine, Anjou und die Provence in Besitz genommen, die Ansprüche auf Länder jenseits der Alpen aber ganz unbeachtet gelassen. Auch unter seiner Tochter, der Regentin, welche mit vollem Recht die Einverleibung der Bretagne jedem Länder-Erwerb im Monde vorzog, hatten jene Ansprüche geruht. Karl VIII. dagegen, der das Nützliche und Praktische dem Ritterlichen, Romantischen und Poetischen nachsetzte, suchte dieselben wieder hervor und glaubte die wichtige Veränderung benutzen zu müssen, welche damals die Politik Italien's in Bezug auf Mailand und Neapel erlitten hatte.

Diese Veränderung ward durch den Tod zweier Männer, des im Juli 1492 gestorbenen Papstes Innocenz VIII. und des im April

*) Er gab sogar dem ersten Sohn, den ihm Anna von Bretagne gebar, die Namen Karl Roland.

desselben Jahres gestorbenen Leiters der florentinischen Angelegenheiten, Lorenzo des Prächtigen, herbeigeführt, weil die Nachfolger von Beiden nicht nur die Verbindung mit Ludwig Moro von Mailand aufgaben, sondern auch an Neapel sich anschlossen und dadurch die Eifersucht und Besorgniß des mailändischen Usurpators erweckten. Der neue Papst, welcher den Namen Alexander VI. annahm, war der seitherige Kardinal Roderich Borgia, von Geburt ein Spanier aus Valencia. Er besaß ungewöhnliche Fähigkeiten, Klugheit, Thätigkeit und Ueberredungsgabe, hat sich aber durch seine Gott und Menschen verhöhnenden Grundsätze, sowie durch seine unerhörten Ausschweifungen und durch die rücksichtslose Versorgung seiner Kinder, welche ihrerseits wieder Mordthaten, Raub und verbrecherische Wollust trieben, unsterblich gemacht. Wir haben über ihn und seine Schwelgereien und Frevelthaten, sowie über seinen Hof und seine Kinder fast ebenso viele und genaue Nachrichten, als über die Regentschaft Frankreich's im Anfange des 18. Jahrhunderts und über das Privatleben Ludwig's XV. in der Mitte desselben. Namentlich haben zwei Männer uns ganz trocken und kalt, als wenn Alles in der Ordnung wäre, die anstößigsten Dinge von Alexander VI. und seiner Umgebung berichtet, der Staatssecretär des römischen Senats und Volkes (senatus populique Romani) Stephan Infessura, und der Ceremonienmeister Alexander's, Johann Burkard, dessen geheimes Tagebuch erst in späterer Zeit bekannt worden ist. Wir müssen freilich, obgleich unsere Zeit an Scandalen ihre Freude hat, in der Benutzung dieser reichen Quellen sehr behutsam sein; nichts desto weniger läßt sich aber unser Zweck, das Wesentliche, selbst wenn es Aergerniß geben kann, nicht zu verschweigen, recht wohl mit der Pflicht vereinigen, nichts aufzunehmen, was keuschen Ohren wehe thun und reinen Seelen gefährlich werden könnte. Wir werden nämlich bei dieser Gelegenheit blos die Sitten der damals hochgebildeten und unermeßlich reichen geistlichen und weltlichen Aristokratie Italien's anschaulich zu machen suchen und deshalb nur solche Notizen mittheilen, aus welchen der Leser ersehen kann, daß Reichthum, Bildung und Civilisation zu jeder Zeit ihre großen Gefahren für die Seele haben.

Alexander VI. war ein Sohn der Isabella Borgia, einer Schwester des Papstes Calixtus III., der ihm die Kardinals-Würde verlieh und unter dessen Herrschaft er schon als Kardinal Roderich Borgia eine sehr gehässige Rolle spielte. Die zuvor erwähnten ganz zuverlässigen Verfasser von Tagebüchern und auch andere Schriftsteller, welche der katholischen Kirche keineswegs abgeneigt sind, sagen geradezu, er sei der schlechteste von allen Kardinälen gewesen, dessen ungeachtet aber zum Papste gewählt worden, weil er vermittelst seiner großen, unter

Calixtus erworbenen Reichthümer, sowie durch das Versprechen von Grafschaften, Herrschaften und Würden die Stimmen erkauft habe. Er hatte viele Kinder, welche in Rom zum Theil schon längst bekannt waren, und diese versorgte er auf dieselbe Art, wie man Fürstenkinder zu versorgen pflegt. Zwar hatte auch Alexander's Vorgänger, Innocenz VIII., seinen Sohn, Franzeschino Cibo, sowie seine übrigen Anverwandten auf jede Weise bereichert; allein Franzeschino veräußerte nachher doch alle auf Kosten der Kirche erlangten Besitzungen außer der Grafschaft Ferentillo wieder, und wenn dessenungeachtet das Haus Cibo später Massa und Carrara besaß, so hatte dies nur darin seinen Grund, daß Franzeschino beide Länder mit der Riccarda Malaspina erheirathete. Von Alexander's Kindern waren die berüchtigtsten die vier, welche er mit der durch Schönheit, Keckheit und geniale Verachtung von Sitte und Religion ausgezeichneten Vanozza dei Catanei, die an einen angesehenen Römer verheirathet wurde, erzeugt hatte, nämlich Cäsar Borgia, dessen teuflische Politik sogar von Machiavelli als Patriotismus gepriesen wird, Johann, dem der Vater das Herzogthum Gandia in Spanien verschaffte, Gottfried und endlich eine Tochter, Lucrezia, die den keuschen Namen, den sie trug, durch den unkeuschen Wandel einer Semiramis oder Messalina entweihte*). Gleich vom Beginn seiner Regierung an suchte Alexander die Güter der Kirche an seine Familie zu bringen. Zwei Kardinäle, Johann von Medicis und Julian von Rovere, von welchen der Eine nachher als Leo X., der Andere als Julius II. Papst ward, schienen dieser Absicht hinderlich werden zu können; der Erstere war aber noch zu jung, um gefährlich zu sein, und der Zweite, welchen Alexander insgeheim aus dem Wege zu räumen suchte, floh nach Frankreich, als er sah, wie von den Kardinälen, welche Alexander bestochen hatte, einer nach dem Anderen durch die damals in Italien zur höchsten Vollendung gebrachte Giftmischerei aus der Welt geschafft wurde.

Die Verbindung des Papstes Alexander VI. und des Sohnes von Lorenzo dem Prächtigen, Peter's von Medicis, mit dem Beherrscher des neapolitanischen Reiches wurde durch Ludwig Moro's Ver-

*) In einem Anhang zu seiner Geschichte Leo's X. hat Roscoe Lucretia Borgia gegen die schlimmsten Anschuldigungen in Schutz genommen. Ihre dritte Vermählung mit Alfons von Este zu Ferrara wurde von Ariosto in einem lateinischen Gedichte besungen und im 42. Gesang seines Orlando stellt sie derselbe Dichter der Lucretia des Alterthums gleich; von den Vielen, welche sie als Gönnerin der Wissenschaften und Künste preisen, ist der berühmte Buchdrucker Aldus Manutius zu erwähnen. Bei aller Leichtfertigkeit und Abstumpfung des sittlichen Urtheils in jener Zeit legt Roscoe auf diese Lobsprüche einiges Gewicht; so viel ist sicher, daß die widerwärtigsten, ihr nachgesagten Frevel nicht durch glaubwürdige Zeitgenossen festgestellt sind.

fahren gegen seinen Neffen, den jungen Herzog von Mailand, veranlaßt. Ludwig Moro hielt nicht nur diesen Neffen, Johann Galeazzo Sforza, auch noch dann, als derselbe das 20. Lebensjahr erreicht hatte, von der ihm gebührenden Regierung entfernt, sondern er hatte auch alle Schätze des Hauses Sforza an sich gerissen, alle mailändischen Truppen in seine Pflicht genommen und alle Festungen des Herzogthums besetzt. Die bereits erwähnte Gemahlin des jungen Herzogs, Isabella, eine Enkelin des neapolitanischen Königs, bestürmte daher ihren Großvater und Vater mit der dringenden Bitte, sie und ihren Gemahl aus der Gefangenschaft, in welcher sie gewissermaaßen lebten, zu befreien. Johann Galeazzo lag unheilbar krank darnieder; um so mehr fühlte sich Isabella verpflichtet, die Zukunft ihres im zartesten Alter stehenden Sohnes Francisco zu sichern. König Ferdinand von Neapel verband sich, obgleich er anfangs Bedenken trug, den lange erhaltenen Frieden Italien's zu stören, mit Peter von Medicis und ließ Ludwig Moro durch eine Gesandtschaft um die Befreiung Johann Galeazzo's bitten. Ludwig gab eine ausweichende Antwort; als er aber ganz zufällig erfuhr, daß Ferdinand und Peter von Medicis sich gegen ihn verbunden hätten, so schickte er Gesandte an König Karl VIII. von Frankreich und ließ demselben bedeutende Summen anbieten, um ihn zu einem Zuge gegen Neapel zu bewegen. Der neue Papst hob anfangs nicht, wie Peter von Medicis, die seitherige Verbindung mit Ludwig Moro auf. Im Gegentheil, er schloß sich, der Politik seiner Vorgänger gemäß, an denselben an, und forderte sogar den König von Frankreich auf, die Ansprüche des Hauses Anjou an Neapel geltend zu machen. Als aber Ferdinand starb, ließ Alexander sich durch dessen Sohn und Nachfolger umstimmen, weil dieser ihm günstige Aussichten für seine Söhne eröffnete.

Ferdinand starb am 25. Januar 1494. Sein Nachfolger, Alfons II., besaß keine der guten Eigenschaften, welche in einem Lande, wo Milde Schwäche genannt wird, die militärische Tyrannei, Härte und Grausamkeit Ferdinand's hatten entschuldigen können. Ferdinand war wissenschaftlich gebildet gewesen und hatte den Eifer seiner italienischen Zeitgenossen für Wissenschaft und Kunst getheilt, einen Laurentius Valla und Antonius Panormita (Bd. VIII, S. 85), zugleich als Gelehrte und in Staatsgeschäften verwendet und einige Briefe und Reden geschrieben, welche später (1586) gedruckt worden sind und ihm einen ausgezeichneten Platz unter den Rednern und Gelehrten seiner Zeit sichern. Unter ihm wurden ferner die Wunden, welche der Bürgerkrieg und das mit ihm verbundene Elend dem Lande geschlagen hatten, zum Theil geheilt und die gepriesenen Zeiten seines Vaters Alfons kehrten zurück. Er gab außerdem seinen Söhnen mit Ausnahme des

ältesten, welcher ein unwissender und roher Soldat ward, eine Erziehung, wie sie die Prinzen unserer Zeit leider! nicht erhalten: einer von Ferdinand's Söhnen, Friedrich, war nicht blos gelehrt, sondern auch sehr gebildet, und ein anderer, welchen Sixtus IV. zum Kardinal gemacht hatte, glänzte als Kardinal von Aragonien unter den Schützern der Kunst. Auch die Finanzen Ferdinand's waren, freilich in Folge der Confiscationen, welche er über die reichsten Barone des Landes treulos verhängte, sehr blühend und er verwendete die übel erworbenen Schätze zum Vortheile seines schönen Landes und zum Besten der Städte. Endlich konnte Ferdinand, weil er Geld hatte, auch ein Heer halten, während dies, wie die deutsche Geschichte am besten beweist, den wenigsten der damaligen von Feudalständen umgebenen und sehr karg gehaltenen Fürsten möglich war. Ob freilich dieser Vorzug, dessen Ferdinand sich erfreute, der Freiheit seiner Unterthanen vortheilhaft oder nachtheilig war, wollen wir hier nicht untersuchen. Uebrigens waren die italienischen Miethlinge, aus denen das neapolitanische Heer bestand, nachher den französischen Truppen Karl's VIII. nicht gewachsen, obgleich Ferdinand die berühmtesten Feldherren der nächsten 20 Jahre, einen Virginio, einen Jakob Trivulzio, einen Prosper und Fabricius Colonna, einen Grafen von Pitigliano und Andere, deren wir später oft gedenken werden, in seine Dienste genommen hatte.

Bei Ferdinand's Tode stand Karl VIII., welcher 1493 noch in Frankreich zurückgehalten worden war, im Begriff, nach Italien zu ziehen, um die auf ihn übergegangenen Ansprüche des Hauses Anjou an Neapel geltend zu machen. Er wurde dazu sowohl von Ludwig Moro, als auch vom Kardinal Julian von Rovere dringend aufgefordert. Papst Alexander VI. schien anfangs den französischen Ansprüchen günstig, behielt sich aber dann eine neutrale Stellung und unparteiische Untersuchung vor; ja er ließ sich bald von König Alfons II. auf den entgegengesetzten Weg bringen, weil Alfons ihm eine demüthigende Huldigung für Neapel leistete und den Kindern des Papstes das gab, was ihr Vater verlangte*). Karl schickte daher auch, sobald Alexander

*) Stephan Infessura berichtet ganz ruhig und trocken in Einem Athem, wie Alexander VI. zuerst den Kaiser Maximilian zur Vertreibung des Königs Ferdinand aufgefordert und den französischen König zur Geltendmachung seiner Ansprüche an Neapel ermuntert und gleich darauf wieder Alles aufgeboten habe, um Beide von einem Zuge gegen Neapel abzuhalten. E lo papa con Alphonso fisse patte e parentele, id est che un figliuolo suo bastardo diede per marito alla figlia del detto duca di Calabria. E lo papa li promise di coronarlo nel detto reame, e assettate che furono intra loro le cose, lo papa mando a dire al re di Francia, che non venisse, perche in Roma era grande peste e che dubitava dello stato suo. Item, che in Roma era grande fame.

und Alfons sich befreundet hatten, eine Gesandtschaft an die Venetianer, um sich der Unterstützung derselben zu versichern. Dieselben erwiderten jedoch kluger Weise, sie seien zu sehr mit Abwehr der Türken und mit Beschirmung ihrer Küsten beschäftigt, um sich an neuen Unternehmungen zu betheiligen. Wie weit sich die phantastischen Absichten Karl's erstreckten, geht auch daraus hervor, daß er mit einem Prinzen aus der letzten byzantinischen Dynastie, dem Paläologen Andreas, Unterhandlungen eröffnete und sich dessen Anrecht auf das Reich von Constantinopel abtreten ließ; der Vertrag, den er mit ihm im September 1494 abschloß, befindet sich noch in Paris.

Was die unmittelbaren Veranlassungen zu Karl's Zug nach Italien betrifft, so findet sich in dem gleichzeitigen Berichte seines Leibarztes Alexander Benedikt die Behauptung, daß besonders Ludwig Moro, Herkules I. von Ferrara, der Kardinal Julian von Rovere und die eine der beiden Parteien, welche in Genua um die Herrschaft stritten, Karl's abenteuerliche Eroberungssucht genährt hätten. Auch der Herzog von Orleans betrieb den Krieg, weil er Hoffnung hatte, bei dieser Gelegenheit die Sforza aus Mailand zu verdrängen, auf welches er als Enkel der Valentine Visconti (Bd. VII, S. 89) Anspruch machte. Philipp von Comines führt jedoch noch andere Dinge an, die den König nach Italien lockten und unter ihnen ganz besonders die demselben eingeflößte Aussicht, daß Alfons II. im entscheidenden Augenblicke von den Neapolitanern werde aufgegeben werden. Diese Aussicht beruhte darauf, daß die Söhne des Fürsten von Bisignano und der Fürst von Salerno, Anton von Sanseverino, die sich einst bei der blutigen Verfolgung des neapolitanischen Adels durch Ferdinand und Alfons gerettet hatten, mit den Reichsbaronen von Neapel eine enge Verbindung unterhielten. Sie waren verkleidet nach Venedig gelangt und hatten sich dann auf den Rath des venetianischen Senats zum König Karl von Frankreich begeben. Am Hofe des Letzteren lebten damals zwei Männer von geringer Herkunft, welche vor allen Andern Einfluß auf den König übten und sich durch einen förmlichen, eidlich beschworenen Bund gegen einander verpflichtet hatten, sich wechselseitig beim König zu unterstützen und den Einfluß auf ihn zu theilen. Der Eine dieser Männer war Stephan von Vese, ursprünglich Kammerdiener des Königs, nachher aber Seneschall von Beaucaire und Herr von Grimaut, der andere Wilhelm von Briconet, einer von den sechs Ober-Finanzverwaltern Ludwig's XI., welcher nach dem Tode seiner Gattin Bischof von St. Malo und Finanzminister (chef et surintendant des finances) geworden war. An Beide schlossen jene neapolitanischen Flüchtlinge sich enge an, um durch sie den König auf eine glänzende Gesandtschaft Ludwig Moro's und des Papstes Alexander, welcher damals noch nicht

mit dem Könige von Neapel befreundet war, vorzubereiten; und so gelang es leicht, den französischen König trotz des Widerspruches aller seiner älteren und erfahrenen Räthe dahin zu bringen, daß er einen Vertrag mit Ludwig Moro schloß, in welchem er sich zu einem Kriegszuge gegen Neapel verpflichtete. Die Sache wurde jedoch ganz geheim gehalten; öffentlich ward nun beschlossen, an alle italienischen Höfe Gesandte zu schicken, um genaue Erkundigung über die Lage der Dinge einzuziehen. In jenem Vertrage versprach Karl dem Ludwig Moro, daß er selbst an der Spitze einer sehr ansehnlichen Kriegsmacht nach Italien ziehen, das Königreich Neapel erobern und dann dem Beherrscher von Mailand das Fürstenthum Tarent abtreten wolle; Ludwig Moro dagegen verpflichtete sich, dem Könige zu seinem Zuge 200,000 Dukaten zu leihen, dem französischen Heere freien Durchzug durch das Herzogthum Mailand zu gewähren, 500 Reisige (gensdarmes) zu demselben stoßen zu lassen und endlich zu gestatten, daß Karl im Hafen von Genua so viele Galeeren, als er nöthig habe, ausrüste.

Ehe noch Karl sein Heer über die Alpen führte, verschaffte sich Ludwig Moro vom deutschen Kaiser Maximilian auf ähnliche Weise einen Rechtstitel an das Herzogthum Mailand, wie einst ein Visconti von Kaiser Wenzel die Würde eines Reichsfürsten erlangt hatte (Bd. VII, S. 129). Er bewog nämlich durch 400,000 Dukaten und durch eine Mitgift von Edelsteinen, welche einen Werth von 40,000 Dukaten hatten, den armen, mit Schulden beladenen Kaiser Maximilian, sich am 16. März 1494 zu Innsbruck mit Blanca Maria, einer Schwester des unglücklichen Neffen Ludwig Moro's, zu vermählen. Diese Heirath wurde von der ahnenstolzen Zeit getadelt und geschmäht, weil man unzufrieden war, daß der Kaiser um des Geldes willen die Urenkelin des Bauern Attendolo Sforza zur Gemahlin nahm; die Sache hatte aber noch eine andere Seite, welche weit schimpflicher für Maximilian war. Der Kaiser hatte sich nämlich, was erst später bekannt ward, gegen Ludwig Moro verbindlich gemacht, denselben nach der Auszahlung des letzten Termins jener Summe mit dem Herzogthum seines Neffen zu belehnen, indem Mailand ein erledigtes, dem Kaiser anheimgefallenes Reichslehen sei, weil die drei letzten Herzoge keine Belehnung nachgesucht oder erhalten hätten*).

Der König von Frankreich hatte damals seine Absichten auf Neapel theils durch die von ihm nach Florenz und Venedig geschickten Gesandten, theils durch die Anwerbung von Söldnern und von 6000 Schweizern, welche allein es mit 20,000 Mann italienischer Miethtruppen

*) Auch hier wurde geltend gemacht, daß Ludwig Moro als jüngerer Sohn des Francesco Sforza ein näheres Recht auf die Herrschaft habe als der ältere, weil dieser noch nicht als Sohn eines Herzogs geboren worden sei (Bd. IV, S. 519).

aufnehmen konnten, hinreichend kund gegeben. Alfons von Neapel und Papst Alexander sahen sich daher ebenso, wie Ludwig Moro es gethan hatte, nach auswärtiger Hülfe um. Sie suchten und fanden dieselbe bei dem türkischen Sultan. Dieser Schritt war in jener Zeit bei christlichen Fürsten ebenso unerhört und schimpflich, als wenn man, was damals oft geschah, einem Privatmanne nachsagte, er habe mit dem Teufel einen Bund geschlossen. Der Papst handelte dabei gegen einen Prinzen, der sich seinem Schutze anvertraut hatte, noch weit unverantwortlicher, als Maximilian gegen den unglücklichen Herzog von Mailand.

5. Karl's VIII. Zug nach Italien.

Die Verbindung zwischen dem ärgsten Feinde des christlichen Glaubens und dem sichtbaren Oberhaupte der ganzen christlichen Glaubensgemeinde wurde dadurch erleichtert, daß ein türkischer Thron-Prätendent, der schon seit 1481 ein Schrecken des Sultans gewesen war, sich in der Gewalt des Papstes befand. Kaiser Mohammed II. war nämlich am 3. Mai 1481, gleich nach seinem vergeblichen Angriff auf Rhodus, in Kleinasien gestorben, und hatte 2 Söhne, Bajesid II. und Dschem (in Europa Zizim genannt), hinterlassen, von welchen der Erstere in Amasia, der Andere in Karaman Statthalter war. Das Recht der Erstgeburt entscheidet im Orient nicht; auch hatte Mohammed nicht dafür gesorgt, daß ein von ihm gegebenes grausames Gesetz, nach welchem beim Tode eines Sultans alle Brüder des ältesten Prinzen hingerichtet werden sollten, hätte ausgeführt werden können, weil Dschem als Statthalter einer Provinz auch das Commando eines Heeres hatte. Es kam also darauf an, wer von den beiden Brüdern sich der Regierung bemächtigen könne. Der Großwesier, welcher Dschem's Schwäche kannte und ihn zu beherrschen hoffte, erklärte sich zwar öffentlich für Bajesid, begünstigte aber insgeheim dessen Bruder Dschem. Er wurde jedoch in dem Tumult der Janitscharen, welcher bei Mohammed's Tode wie bei jedem Regierungswechsel ausbrach, erschlagen und Bajesid II. vom Heere als Kaiser ausgerufen. Der hierauf zwischen den Brüdern entstehende Bürgerkrieg konnte, da die Macht und die militärischen Eigenschaften Beider zu verschieden waren, nicht von langer Dauer sein. Bajesid II. siegte rasch und sein Bruder mußte sich fliehend nach Aegypten retten.

Mit dieser Flucht Dschem's beginnt der traurige Roman seines Lebens. Dschem ward auf der ganzen Reise durch Syrien und Palästina als kaiserlicher Prinz mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen aufgenommen, erhielt von den Mamlukken, welche in Aegypten herrschten, als Sohn des größten mohammedanischen Fürsten, zugleich mit seiner

ganzen Begleitung standesmäßige Wohnung, Bewirthung und Pflege aller Art, machte die Pilgerfahrt nach Mekka und Jerusalem und wurde nach acht Monaten von vielen unzufriedenen Großen eingeladen, den Krieg mit seinem Bruder aufs Neue zu beginnen. Er folgte diesem Rufe, sammelte in Aleppo, wo er am 6. Mai 1482 eintraf, ein Heer, rückte mit demselben in Kleinasien ein und kam bis in die Gegend von Angora, erkannte aber, sobald einer der Herren, von denen er gerufen worden war, eine Niederlage erlitten hatte, schon am 8. Juni 1482, daß ihm nichts übrig bleibe, als entweder eine leidliche Uebereinkunft mit seinem Bruder oder die Flucht in's Ausland. Die Anerbietungen seines Bruders waren nicht von der Art, daß er sie annehmen mochte; er floh also zu den Feinden desselben, und zwar zunächst nach Rhodus.

Hier ward er von den Rhodiser Rittern mit allen Ehren und mit besonderen Feierlichkeiten empfangen; als aber der Sultan dem Orden die glänzendsten Anerbietungen machte, wenn derselbe ihm seinen Bruder auslieferte, hielt man nicht für rathsam, den Prinzen länger in Rhodus verweilen zu lassen. Der Orden faßte, um die Pflicht gegen einen Schützling mit der Rücksicht auf einen mächtigen Nachbar zu verbinden, den Beschluß, daß Dschem aus der Nähe des Sultans entfernt und nach einer französischen Komthurei des Ordens in Sicherheit gebracht werden solle. Die Ritter zeigten übrigens bei dieser Gelegenheit, daß die Großmuth der streitenden hochadeligen Ordensleute nicht größer sei, als die der betenden und büßenden bürgerlichen. Dschem mußte sich nämlich in einem Document, welches er dem Großmeister des Ordens zustellte, verbindlich machen, alle ihm erwiesene Freundschaft und Gunst sehr theuer zu bezahlen, sobald es ihm gelinge, sich des türkischen Thrones zu bemächtigen. Er versprach, als Beherrscher der Osmanen alle Häfen seines Reiches den Flotten des Ordens öffnen zu lassen, jedes Jahr 300 Christensklaven ohne Lösegeld frei zu geben und dem Orden 150,000 Gulden als Ersatz für die Kosten seines Aufenthaltes in Rhodus zu zahlen. Noch weit schimpflicher war jedoch ein anderer Vertrag, den der Orden fast zu gleicher Zeit mit Bajesid II. abschloß und in welchem er sich verpflichtete, seinen Schützling auch jenseits des Meeres in einer Art von freier Haft zu halten. Der Orden hatte nämlich Gesandte nach Constantinopel geschickt, in deren Begleitung dann ein Bevollmächtigter des Sultans nach Rhodus kam; dieser schloß mit dem Großmeister der Rhodiser Ritter einen ganz geheim zu haltenden Vertrag, in welchem der Letztere versprach, den Prinzen Dschem auch noch in Frankreich im Gewahrsam des Ordens zu halten, der Sultan aber sich dafür zu einer jährlichen Zahlung von 45,000 Dukaten verpflichtete.

Am 16. October landete Dschem mit seinem Gefolge, von einem

Neffen des Großmeisters überwacht, im Hafen von Nizza. Schon hier, noch mehr aber in Roussillon, wo eine Komthurei des Rhodiser Ordens war, empfand Dschem, daß er bei aller scheinbaren Freiheit, deren er genoß, doch eigentlich ein Gefangener der Ritter sei*). Er ward auf der Reise nach Roussillon von einer Anzahl Ritter begleitet und auf Burgen, welche denselben gehörten, in Gewahrsam gehalten, sein ganzes Gefolge aber hatte man schon unterwegs mit Gewalt von ihm getrennt. Bajesid II. war mit der Art, wie die Ritter seinen Bruder gleich einem Gefangenen hielten und beobachteten, so zufrieden, daß er ihnen dafür die rechte Hand des heiligen Johannes des Täufers schenkte, welche in Rhodus als eine Reliquie erster Klasse mit geistlichem und weltlichem Gepränge empfangen wurde. Der Großmeister d'Aubusson scheint nach den genauen Nachrichten, welche Hammer im zweiten Theile seiner osmanischen Geschichte über die Schicksale und Abenteuer des unglücklichen Dschem gibt, als Kerkermeister des Prinzen mehrere Jahre hindurch mit der Bewachung einer so wichtigen Persönlichkeit schändlich getrödelt zu haben; denn er nahm Geld nicht nur von Bajesid, sondern auch von Dschems Gemahlin. Der Sultan traute zuletzt den Rittern nicht mehr und suchte den König von Frankreich dahin zu bringen, daß derselbe den Flüchtling, den die Ritter in einem zu diesem Zwecke erbauten sehr festen Thurme bewahrten, dem Großmeister entziehe und an ihn ausliefere. Er schickte deshalb Gesandte nach Frankreich. Allein die Auslieferung Dschem's an den Sultan ließ sich mit Karl's VIII. Planen gegen Constantinopel nicht wohl vereinigen, und die Reliquien, welche Bajesid dafür anbot, waren sehr im Werth gesunken, weil die Griechen in den letzten Jahren die Leichtgläubigkeit der Lateiner gar zu arg mißbraucht hatten. Die türkischen Gesandten erreichten also ihren Zweck nicht. Dagegen hatte sich Papst Innocenz VIII. erboten, den Prinzen nach Rom zu nehmen. Dies paßte zu Karl's Planen sehr gut und der Großmeister, welcher von Beiden abhängig war, mußte einwilligen, daß Dschem nach Rom gebracht wurde.

Der Papst gewährte dem Orden zum Ersatz für die 45,000 Dukaten, die er jährlich vom Sultan erhalten hatte, viele neue Freiheiten und Begünstigungen und ertheilte dem Großmeister d'Aubusson den Kardinals-Hut. Dschem, welcher vor seinem Einzuge in Rom (14. März 1489) bei des Papstes Sohn Franzeschino Cibo eingekehrt war, lebte im Vatican freier und besser, als vorher in d'Aubusson's Thurm. Er wurde zwar drei Jahre nachher, als Innocenz starb, in die Engelsburg gebracht, kam aber, sobald Alexander VI. gewählt worden war,

*) In Dschems Gedichten finden sich einige auf seinen Aufenthalt in Nizza bezügliche Zeilen.

in den Vatican zurück. Alexander VI., welchem Alles feil war, handelte auch über das Leben des ihm anvertrauten Verfolgten mit dem Verfolger desselben. Er trat nicht blos mit Bajesid II. in Verbindung, sondern schickte auch, was bisher noch kein Papst gethan hatte, auch nicht thun durfte, Gesandte nach Constantinopel. Er erbot sich nämlich, für eine von dem Sultan jährlich zu entrichtende Summe von 40,000 Dukaten den Bruder desselben in Gewahrsam zu halten, für die einmalige Zahlung von 300,000 Dukaten aber ihn aus dem Wege zu räumen. Wir würden, wenn nicht die von Belin 1759 zu Besançon aufgefundene und dem französischen Staatssecretär eingesendete Correspondenz Alexander's mit Bajesid II. uns den urkundlichen Beweis lieferte, nicht wagen, mit Roscoe im Leben Leo's X. zu berichten daß es einen Papst geben konnte, der dem türkischen Kaiser anbieten durfte, ihm für Geld behülflich zu sein, daß sein Bruder „in eine bessere Welt der Ruhe versetzt" werde. Die Unterhandlung zwischem dem Papste und dem Sultan war noch im Gange, als Karl VIII. in Rom eintraf. —

Karl's Zug nach Italien ward von allen verständigen Männern abgerathen. Philipp von Comines, welcher damals wieder in diplomatischen Geschäften gebraucht wurde und dem Könige in Italien sehr nützlich war, gesteht ein, daß Karl Niemand befragt habe*). Auch war über das Unternehmen noch kein förmlicher Beschluß gefaßt, als Karl schon ein Heer geworben, 8000 Schweizer sammt einer Anzahl schottischer Bogenschützen in Dienst genommen und die Ritterschaft zu einem glänzenden Turnier nach Lyon entboten hatte. Comines berichtet auch, daß lange Zeit hindurch bald Befehl, bald Gegenbefehl gegeben worden sei, bis endlich am 23. August 1494 plötzlich der Marsch angetreten ward. Diesen Zug betrachten alle vaterländisch gesinnten Schriftsteller Italiens als den Anfang einer unglücklichen Zeit für ihr schönes Land, indem nunmehr Neapel und bald auch die Lombardei ein Gegenstand des Kampfes ausländischer Heere wurde und Italien sein selbstständiges bürgerliches und politisches Leben fast ganz einbüßte.

Die Verwaltung des Reiches überließ der König, bei seinem Abmarsch von Vienne aus nach dem Mont Genevre, dem Herzoge von Bourbon und der Gemahlin desselben, seiner Schwester Anna, welche während seiner Minderjährigkeit die Regierung geführt hatte. Den Herzog von Orleans schickte er nach Marseille und von dort nach Genua, um eine Flotte zu sammeln, welche die Neapolitaner zur See schrecken sollte. An Truppen fehlte es dem Könige nicht; denn es

*) Tout homme sage et raisonnable blasmoit l'allée de par de là par plusieurs raisons et par estre là sur les champs au mois d'Aoust sans argent et sans autres choses nécessaires.

heißt, daß sein 30,000 Mann starkes Heer schon in Toscana auf 60,000 Mann angewachsen sei; auch mit Artillerie war er trefflich versehen. Dagegen litt er aber, schon ehe das Heer nur ausmarschirt war, an Geldmangel. Um nur den Marsch antreten zu können, mußte Karl von dem Bankhause Sauli in Genua 100,000 Dukaten leihen und für diese Summe einen Zins von 14,000 Dukaten in vier Monaten versprechen; nachher nahm er noch 50,000 Dukaten bei einem Mailänder Bankier auf. Die letztere Summe erhielt er nur durch Ludwig Moro's Vermittlung und unter der Bürgschaft verschiedener Herren, zu welchen auch Philipp von Comines gehörte*). Diese geborgten Summen reichten jedoch nicht weit; denn schon in Turin war Karl so sehr von Geld entblößt, daß er sich von der für ihren unmündigen Sohn regierenden Herzogin von Savoyen ihr Geschmeide erbat, um auf dasselbe 12,000 Dukaten zu leihen**). Gleich darauf, als er mit der jungen Markgräfin von Montferrat, einer Tochter des Fürsten von Servien, zusammentraf, versetzte er auch den Schmuck dieser Fürstin für 12,000 Dukaten. In Asti, welches dem Herzog von Orleans gehörte, traf Ludwig Moro bei ihm ein und begleitete ihn von da nach Pavia.

In dieser Stadt fand Karl seinen Verwandten, den unglücklichen Johann Galeazzo Sforza, sehr krank (wahrscheinlich in Folge von langsam wirkendem Gifte) in der Burg, bei ihm seine Gemahlin Isabella. Die wenigen freundlichen Worte, welche der König dort zu dem unglücklichen Neffen Ludwig Moro's sprach, weckten Besorgniß und Verdacht in der Brust des gräßlichen Oheims. Als nun gar Johann Galeazzo's Gemahlin, die Tochter des Königs Alfons II. von Neapel, weinend und mit fliegendem Haare zu Karl's Füßen stürzte und um Frieden für ihren Vater, um Schutz für ihren Gemahl und für ihren unmündigen Sohn bat, ward Karl's Besuch in Pavia ein Todesurtheil für Johann Galeazzo. In Piacenza, wo Karl am 22. October ankam, erhielt er die Nachricht von Johann Galeazzo's Tode, welchen höchst wahrscheinlich Ludwig durch eine neue Dosis Gift beschleunigt hatte. Wir wagen in diesem Falle mit einiger Bestimmtheit von Vergiftung zu reden, weil hierin alle Schriftsteller übereinstimmen und weil die Giftmischerei damals so ausgedehnt und wissenschaftlich in Italien betrieben ward, daß Niemand, dessen Tod irgend einem schlechten Menschen nützen konnte, seines Lebens recht sicher war. Ludwig Moro, welcher schon im März des Jahres 1494 durch den oben erwähnten Vertrag mit Kaiser Maximilian die Einleitung zur Benutzung des

*) Et y fut pour ma part pour six mille ducats.

**) Il emprunta les bagues de Madame de Savoye, fille du feu marquis de Montferrat et veufve du duc Charles de Savoye, et les mit en gage pour douze mille ducats.

Mordes seines Neffen getroffen hatte, versammelte in Mailand sogleich eine Anzahl Herren, führte Gründe an, warum jetzt unmöglich ein Kind den Titel Herzog von Mailand erhalten könne, und ließ sich dann selbst zum Herzog erklären. Die Wittwe des Ermordeten und sein junger Sohn Franz blieben in der Burg von Pavia gefangen. Leider ist ein von Kaiser Maximilian zu Antwerpen ausgestelltes Diplom vorhanden, in welchem das Herzogthum Mailand als erledigtes Reichslehen an Ludwig verliehen wird; doch ward dasselbe erst dann ausgestellt, als Ludwig längst im Besitze war.

Widerstand fand Karl eigentlich nirgends, obgleich Alfons II. seinen Sohn Ferdinand mit einem Heere in den Kirchenstaat und seinen Bruder Friedrich mit einer Flotte an die ligurische und toscanische Küste geschickt hatte. Beide kamen zurück, ohne einen ernsthaften Versuch gemacht zu haben, die Franzosen aufzuhalten, obgleich die drei Generäle, welche einzelne Abtheilungen von Ferdinand's Heer commandirten, in den folgenden Kriegen als Feldherren den größten Ruhm erlangt haben. Die Franzosen und die unter Karl dienenden Schweizer waren den elenden italienischen Heeren, welche ihnen gegenüber standen, im Felde weit überlegen. Sie übten aber so schauderhafte Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, daß Karl's Zug einem Einfalle der Mongolen glich, weil oft die ganze Bevölkerung einzelner Orte niedergemetzelt ward; zu Fivizzano wurde die ganze Besatzung getödtet und sogar die Kranken nicht verschont.

In Piacenza war man einige Zeit ungewiß, ob man nicht in den Pässen, welche nach Toscana führten, Widerstand finden werde und also eine andere Richtung einschlagen müsse. Man erfuhr jedoch bald, daß Peter von Medicis mit den Florentinern, deren Republik er regierte, nicht einig sei und daß deshalb eine lange Vertheidigung der befestigten Orte im Gebirge nicht zu befürchten wäre. Der von den Franzosen eingeschlagene Weg wäre leicht zu sperren gewesen; denn er führte durch die sogenannte Lunigiana, ein kaum zwei Stunden breites Meerufer, an welchem das Heer durch die Burg Sarzana und die Citadelle von Sarzanello, sowie nachher durch das befestigte Pietra Santa leicht so lange hätte aufgehalten werden können, bis Mangel an Geld und an Vorräthen es zur Rückkehr genöthigt hätte. Dies geschah jedoch nicht, weil Peter von Medicis, von einer Volkspartei, zu der sogar seine Vettern Johann und Lorenzo gehörten, bedroht, als Haupt einer florentinischen Gesandtschaft beim Könige im Lager erschien und ihm die genannten festen Plätze übergeben ließ. Nachher wurden den Franzosen sogar auch noch Livorno und Pisa eingeräumt. Dies schien den Florentinern, welche seit 1406 Pisa unter ihrer Herrschaft gehabt hatten, ein großes Staatsverbrechen zu sein, weil Peter

im französischen Hauptquartier sich, nach dem Zeugnisse aller Schriftsteller, nicht blos ungeschickt, sondern auch treulos benommen hatte. Noch bevor er nach Florenz zurückkehrte, war bereits auf den Vorschlag eines angesehenen alten Bürgers, Peter Capponi, seine Entfernung aus dem Regierungs-Collegium beschlossen worden; bei seinem Eintreffen rief man nach alter Sitte das Volk zur Freiheit auf. Peter war dem Sturme nicht gewachsen und entfloh, begleitet von seinem Bruder Julian, mit bewaffner Begleitung aus der Stadt, während der andere Bruder, Kardinal Johann, sich in Mönchskleidung rettete. Peter wurde hierauf in Florenz für einen Verräther des Vaterlandes erklärt und begab sich zuerst zu Johann Bentivoglio nach Bologna und, als er hier nicht aufgenommen wurde, nach Venedig. An die Spitze des empörten florentinischen Volkes stellte sich Hieronymus Savonarola, der berühmteste Prediger und Prophet Italien's, dessen klassische Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ihm ein ebenso großes Ansehen unter den Gelehrten verschafften, als sein strenges Leben und seine Bußpredigten ihm schon seit vielen Jahren unter dem Volke erworben hatten (Bd. VIII, S. 71 ff.). Gleichwohl konnte Savonarola, weil er eine ähnliche Lehre über Staat und Kirche predigte, wie die ersten Wiedertäufer und die Urheber des Bauernkrieges in Deutschland, nicht verhindern, daß der Pöbel zu Florenz eine vandalische Zerstörung an den Palästen, Kunstschätzen, Alterthümern und Sammlungen der Medicis übte. Comines gibt nur den Geldverlust an, welchen Peter von Medicis dadurch erlitt; dieser war aber das Geringste*). Auf die Häupter der geflüchteten Brüder, mochten sie lebend oder todt eingebracht werden, wurden Preise gesetzt, die Wappenkugeln der Medicis (palle) allenthalben entfernt; ja die beiden der Volkspartei beigetretenen Vettern erklärten, sich künftig Popolani (statt Medici) zu nennen.

König Karl nahm seinen Weg nach Florenz über Pisa und gab dieser Stadt ihre Unabhängigkeit wieder. In Florenz, wo er vom 17. bis zum 28. November 1494 verweilte, bestand er anfangs darauf, daß man die Medicis, d. h. Peter und seine Brüder, zurückrufe; dies ward jedoch von der neuen Regierung standhaft verweigert. Es gab darüber sogar einen sehr ernsten Auftritt zwischen dem Könige und den florentinischen Bevollmächtigten, welchen die Franzosen selbst uns berichten, den wir aber nicht für glaubhaft halten würden, wenn nicht die französischen Nachrichten mit der Erzählung des Florentiners Guicciardini wörtlich übereinstimmten. Guicciardini berichtet, bei den in Gegenwart Karl's vorgenommenen Friedensverhandlungen habe der Secretär des Königs

*) Ce qu'il perdit ce jour en la cité, valoit cent mille escus et plus

sehr harte Bedingungen vorgelesen und darüber sei Peter Capponi so heftig erbittert worden, daß er den Entwurf des abzuschließenden Vertrages dem Secretär aus der Hand genommen und vor den Augen des Königs zerrissen habe. „Wenn's so gehen soll," habe er ausgerufen, „so mögt ihr euere Soldaten zum Kampfe rufen, wir lassen Sturm läuten!"*) Was übrigens auch von Peter Capponi, welcher einige Monate vorher Gesandter in Frankreich gewesen war, gesagt worden sein mag, ausgemacht ist, daß der König sehr billige Bedingungen gewährte. Karl nahm nicht nur die Republik Florenz auf ewige Zeiten in den Schutz der französischen Krone, sondern er versprach auch die Zurückgabe von Livorno und Pisa, sobald er den Zug nach Neapel vollendet haben werde, spätestens aber innerhalb zweier Jahre. Ferner gestand er zu, daß wegen Pietra Santa, Sarzana und Sarzanello, auf welche Ludwig Moro Anspruch machte, ein Schiedsgericht eingesetzt werden solle. Die Regierung, die Gerichtsbarkeit und die Abgaben-Erhebung in den besetzten Plätzen sollten den Florentinern bleiben, welche aber ihrerseits an Pisa den Abfall nicht rächen dürften. Außerdem sollten zwei Bevollmächtigte des Königs so lange, als der Zug dauere, in Florenz bleiben und ohne deren Zustimmung nichts vorgenommen, sowie kein Generalbefehlshaber gewählt werden. Endlich ward noch, was neben diesen und anderen, den Umständen nach für Karl ganz unbedenklichen Punkten die Hauptsache war, dem dringenden Geldmangel des Königs abgeholfen, indem die Florentiner sich verpflichteten, innerhalb 14 Tagen 50,000 Dukaten, dann bis zum März 1495 noch weitere 40,000 und nachher bis zum Juni noch 30,000 zu zahlen. In Betreff der Medicis wurde ausgemacht, daß die gegen Peter und seine Brüder ausgesprochene Aechtung und Güter-Einziehung aufgehoben werden sollte, daß aber jene Drei sich hundert Miglien von den Grenzen der Florentiner entfernt halten müßten. Am 26. November wurde diese Uebereinkunft im Dome verkündigt; zwei Tage später zog der König, nachdem Savonarola ihm eine begeisterte Anrede gehalten, von Florenz ab, zunächst nach Siena.

Am letzten Tage des Jahres 1494 zog Karl in Rom ein, aus welcher Stadt die neapolitanischen Truppen sich eben zurückgezogen hatten. Der Papst unterhandelte von der Engelsburg aus mit dem französischen Könige. Schon am 11. Januar 1495 waren Beide über einen Vertrag einig; denn der König hatte Eile und der Papst mußte fürchten, daß Karl dem Kardinal Julian von Rovere, der mit ihm aus Frankreich zurückgekehrt war, Gehör geben und ihn selbst absetzen lassen werde. Der Papst versprach, Karl als König von Neapel anzuerkennen und

*) Poi che si domandano cose si disoneste, voi sonerete le vostre trombe e noi soneremo le nostre campane!

den französischen Bischof Briçonet zum Kardinal zu machen. Auch wollte er den türkischen Prinzen Dschem auf einige Zeit in die Hände des Königs geben, weil dieser weit aussehende Plane auf das türkische Reich hatte. Als Unterpfänder überließ er dem Könige Terracina, Civita Vecchia und Spoleto, und außerdem sollte ihn der Sohn des Papstes, der Kardinal Cäsar Borgia, gewissermaaßen als Geißel nach Neapel begleiten. Mit Dschem unterhielt sich Karl am 16. Januar in Gegenwart des Papstes sehr freundlich und Dschem genoß einen Monat lang in Karl's Umgebung der Freiheit und fürstlicher Ehren. Schon vier Wochen nach Karl's Abzug aus Rom (23. Februar) starb jedoch der unglückliche Prinz in Neapel, und da der Papst Alexander und sein Sohn Cäsar jedes Verbrechens für fähig gehalten wurden, so glaubte man allgemein, daß Alexander in Erwartung einer vom Sultan Bajesid II. versprochenen Geldsumme ihm schon zu Rom ein schleichendes Gift habe beibringen lassen. Seine Leiche wurde erst zu Gaëta beigesetzt, später jedoch dem Sultan Bajesid überlassen und auf dessen Befehl in Brusa bestattet.

Karl verließ Rom schon am 23. Januar 1495 wieder. An demselben Tage legte der König von Neapel, Alfons II., der sich zugleich von dem französischen Heere und von einem Aufstande im Inneren bedroht sah, mit Einwilligung seines Bruders Friedrich die Krone nieder und ließ seinen damals 24 Jahre alten Sohn, **Ferdinand II.**, zum Könige ausrufen. Der rohe und grausame Tyrann ward von einem solchen panischen Schrecken oder nach der gewöhnlichen Schilderung desselben von einem solchen Wahnsinn ergriffen, daß er nicht in dem Reiche zu bleiben wagte, sondern, ohne seinem Sohne oder seinem Bruder Nachricht davon zu geben, wie von bösen Geistern oder von Gespenstern verfolgt, in Begleitung seiner Stiefmutter, der Schwester Ferdinand's des Katholischen, welchem damals Sicilien gehörte, mit vier Galeeren nach dieser Insel floh*). Er starb bald nachher (November 1495) zu Messina in einem Kloster an der allerschmerzlichsten Art von Aussatz.

Sein Sohn und Nachfolger, Ferdinand II., war, wie es schien, den Neapolitanern keineswegs verhaßt; gleichwohl erkannte derselbe, als er bei San Germano und bei Capua die Franzosen aufhalten wollte, daß er seine Neapolitaner niemals dahin bringen werde, einen Widerstand auch nur zu versuchen. Die Franzosen konnten daher auch mit Recht prahlen, daß sie von Vienne bis nach Neapel mit hölzernen

*) Les uns disoient, sagt Comines, qu'il alleit au Turc ; autres disoient, que c'estoit pour donner faveur à son fils, qui n'estoit point hay au royaume ; mais mon avis fut toujours, que ce fut par vraye lascheté, car jamais homme cruel ne fut hardy.

Sporen geritten seien und daß sie Fouriere mit Kreide in der Hand vorausgeschickt hätten, um ihre Quartiere in den Städten zu bezeichnen. Ferdinand II. sah sich sogar in seiner eigenen Residenz verlassen und floh mit seinem Oheim Friedrich und seiner kleinen Tochter zu Schiffe auf die Insel Ischia. Einen Tag nachher, am 22. Februar 1495, zog Karl in Neapel ein. Das ganze Reich bis zu den äußersten Küsten kam schnell in die Gewalt der Franzosen, denen alle Festungen und Städte ohne Widerstand übergeben wurden; die Herren und Barone des Landes, sogar die nächsten Anverwandten des Marquis von Pescara, welchen Friedrich im Castel nuovo zurückgelassen hatte, erschienen in Neapel, um dem König Karl zu huldigen. Auch Ferdinand flüchtete deshalb schon im März 1495 von Ischia nach Sicilien, nachdem er den Oberbefehl auf jener Insel dem Inigo von Avalos, einem Bruder des Marquis von Pescara, übertragen hatte. Karl eilte hierauf, alle Stellen und Güter der Neapolitaner an Franzosen und an die ihn begleitenden Generale zu vertheilen. Er gab unter Anderen die sehr großen Besitzungen des Grafen von Acri und des Marquis von Squillace dem Schotten Eberhard Stuart, der in Frankreich Evrard d'Aubigny hieß, weshalb auch jene beiden Herren nach Sicilien sich flüchteten.

Ganz Europa staunte über die unerhört schnelle Besetzung des ganzen Landes Italien von Asti an bis nach Otranto, Messina und Bari hin; alle Welt war aber noch mehr überrascht, als die Eroberungen der Franzosen schon in demselben Jahre, in welchem sie gemacht worden waren, ebenso schnell wieder verloren gingen. Karl und die französischen Herren seines Gefolges beschäftigten sich nämlich in Neapel nur mit Festen und Zerstreuungen, mit Rauben und mit Geld-Eintreiben, beleidigten durch ihren unerträglichen Stolz und ihre Leichtfertigkeit die neapolitanischen Barone und verleideten dem leichtsinnigen Volke des Landes sehr bald die tolle Gunst, mit der es sich ihnen überall in die Arme geworfen hatte. Während sie aber auf diese Weise unbedachtsam und sorglos die Herren spielten, stifteten Ludwig Moro und die Venetianer mit dem Papste, dem Kaiser Maximilian und den Reichen Aragonien und Castilien einen furchtbaren Bund gegen Frankreich. Am entschiedensten benahm sich bei diesen Verhandlungen Ferdinand der Katholische und Isabella. Ihr Gesandter Fonseca fand sich schon zu Velletri bei Karl IX. ein und stellte ihm vor, daß der zu Barcelona geschlossene Freundschaftsvertrag ausdrücklich ein gutes Benehmen mit dem Papste bedinge; dieser aber sei Lehnsherr von Neapel und die spanischen Majestäten würden ein gewaltsames Vorgehen gegen dieses Reich nicht ruhig mit ansehen. Ja Fonseca wurde im Gespräch mit dem König, gegen alle Diplomaten-Art, so heftig, daß er jenen Vertrag vor Karls Augen in Stücke riß. Aragonien und Castilien traten nun

den Feinden Frankreichs bei. Sobald der Bund, von welchem der damalige Gesandte Karl's in Venedig, Philipp von Comines, schon lange vor seinem Abschluß Meldung gemacht hatte, zu Stande gebracht war, mußte Karl an die Rückkehr denken; denn er war sonst in Gefahr, mit seinem Heere von Ludwig Moro, von den Venetianern und vom Kaiser ganz eingeschlossen zu werden. Sein Heer bestand zwar, als er in Neapel einzog, trotz aller unterwegs zurückgelassenen Besatzungen, noch aus 38,000 Mann; aber woher sollte er das Geld zur Bezahlung desselben nehmen, als der Papst, Venedig und Ludwig Moro von seinem Bunde abfielen? Ludwig Moro fürchtete den Herzog von Orleans, welcher das Herzogthum Mailand als Erbtheil seiner Großmutter in Anspruch nahm. Papst Alexander war gleich anfangs ein sehr unzuverlässiger Bundesgenosse gewesen und Karl hatte, schon ehe er nach Neapel kam, ein sicheres Anzeichen, daß derselbe sich mit seinen Feinden verbinden werde, indem Cäsar Borgia, den ihm Alexander als Geisel seiner Treue mitgegeben hatte, schon zu Velletri entflohen war.

Das Bündniß gegen Karl ward am 31. März 1495 in Venedig geschlossen und hatte den Zweck, die Franzosen gänzlich aus Italien zu vertreiben. Um dies von Sicilien her zu bewerkstelligen, schickte Ferdinand der Katholische einen der größten Feldherren jener Zeit, den Gonsalvo Fernandez de Aguilar, nach Italien. Dieser Feldherr, welcher unter dem Namen Gonsalvo von Cordova unsterblich geworden ist, hatte in dem Kriege mit Granada ein national-spanisches Heer gebildet und eine den übrigen europäischen Staaten damals ganz fremde Kriegskunst angewendet; von dem Augenblicke seiner Erscheinung an erlangten die spanischen Truppen neben den Schweizern den ersten Platz unter den Heeren Europa's.

König Karl mußte, sobald er von dem gegen ihn beschlossenen Bunde Nachricht erhielt, voraussehen, daß die Spanier ihn von Sicilien her angreifen und die von ihm gedrückten und mißhandelten Neapolitaner sich empören würden. Er entsagte daher allen weiteren Eroberungsplanen, um eilig nach Frankreich zurückzukehren. Nachdem er zuvor noch feierlich in der Kirche des heiligen Januarius zu Neapel den Königs-Eid, auch ohne päpstliche Belehnung, abgelegt hatte (12. Mai 1495), brach er mit dem Kern seines Heeres schnell nach Rom auf, damit die Verbündeten ihm nicht den Weg über die Apenninen versperrten. 5000 Mann Franzosen blieben im Königreiche Neapel zurück, zu dessen Generalstatthalter Karl den Herzog Gilbert von Montpensier, ein Glied der Familie Bourbon, ernannt hatte. Als Statthalter von Calabrien war der kurz zuvor erwähnte d'Aubigny eingesetzt worden, welchen Karl zum Connetable von Neapel gemacht hatte. Stephan de Vese, zum Herzog von Nola erhoben, blieb als Commandant in Gaëta,

Gabriel von Montfaucon in Manfredonia, Georg Sully in Tarent. Am 1. Juni kam Karl nach Rom, von wo der Papst bereits mit seinen Truppen nach Perugia geflohen war. Karl ließ ihn zwar seiner Freundschaft versichern, konnte ihn aber dadurch nicht zur Rückkehr bewegen. Die Venetianer bewahrten den Schein der Freundschaft, obgleich ihr General Franz Gonzaga, Markgraf von Mantua, Oberbefehlshaber des gegen die Franzosen bestimmten Heeres war. Doch kehrte Philipp von Comines aus Venedig zu Karl zurück, den er in Siena traf. Er brachte die genauesten Berichte über die Lage der Dinge mit; denn er unterhielt enge Verbindungen mit venetianischen Senatoren.

Ueber den weiteren Marsch der Franzosen hat Philipp von Comines uns einen Bericht hinterlassen. Er tadelt den König, daß derselbe sich viel zu lange in Toscana verweilt habe. In Poggibonzi hörte Karl eine, diesmal mit herbem Tadel gewürzte, Anrede oder Predigt von Savonarola an. In Pisa ließ er sich durch das dringende Flehen der Einwohner, sie gegen die Rache der Florentiner zu beschützen, nicht festhalten. Die Schwierigkeit des Ueberganges über die damals ganz unwegsamen Apenninen schildert Comines ungemein furchtbar. Sie war um so größer, da die Franzosen die ganze Beute, die sie auf ihrem Zuge gemacht hatten, sowie sehr schweres Geschütz mit sich führten*). Comines fügte hinzu, daß die Deutschen, wie er die Schweizer nennt, ganz allein dem Könige aus der Noth geholfen hätten, indem sie das Geschütz über das Gebirg brachten. Er rühmt ihre Anstrengungen dabei fast auf dieselbe Weise, wie die Franzosen die Arbeiten bei Bonepartes Uebergang über den St. Bernhard zu rühmen pflegen.

Glücklicher Weise versuchten die Italiener nicht, den König am Uebergange zu hindern. Sie erwarteten ihn statt dessen am Ausgange des Thales von Fornuovo, durch welches er bei Pontremoli vorbei in die parmesanische Ebene herabzog, und hier kam es dann am 7. Juli 1495 zum Kampfe gegen die Truppen der Liga. Den ausführlichen Bericht über das Treffen bei Fornuovo (am Taro, im Gebiete von Parma) gibt uns Philipp von Comines, welcher dabei zugegen war. Vor dem Beginne des Kampfes war er vom König beauftragt worden, eine freundliche Unterhandlung mit den beiden venetianischen Provveditoren beim feindlichen Heere einzuleiten, und Karl hatte durch ihn denselben erklären lassen, daß er keine feindliche Absicht habe, sondern nur friedlich nach Hause zu ziehen wünsche. Allein es war zum Unterhandeln bereits zu spät; die beiden Heere standen sich schon allzu nahe und die verbündete Macht unter Franz Gonzaga war den Franzosen

*) Il y avoit grande famine et des montagnes très-hautes et très-aspres, où onques homme ne passa artillerie grosse, comme sont canons et grosses couloevrines, qui lors y passèrent.

zu sehr an Zahl überlegen, als daß die Venetianer das Anerbieten Karl's hätten annehmen und den Franzosen freien Abzug gestatten können. Sie bereuten dies freilich bald, weil die Franzosen nicht, wie die Italiener unter den Condottieren, in geschlossenen Abtheilungen (esquadre par esquadre) den ganzen Tag kämpften, ohne dabei viele Leute zu tödten, sondern vielmehr ritterlich fechtend mit Lanzen und Schwertern wüthend auf den Feind losstürzten. Das Treffen bei Fornuovo war, nach Comines Bericht, ein wilder und zerstreuter Kampf, in welchem durch das Geschütz kaum ein Dutzend Leute umkamen wohl aber in den zwei Stunden oder, wie Comines sagt, in der Viertelstunde des heftigsten Gefechtes einige 1000 Italiener und unter diesen sehr angesehene Herren erschlagen wurden. König Karl selbst, der wie ein gemeiner Rittersmann kämpfte, war einen Augenblick lang in großer Gefahr, weil Alle, die ihn umgaben, sich durch die Hitze des Kampfes fortreißen ließen. Die Franzosen schlugen sich durch die Feinde hindurch, ihr ganzes Gepäck aber und unermeßliche Beute fielen in die Hände der Italiener.

Die Franzosen nahmen ihren weiteren Weg über Piacenza, Asti und Turin. Während des Aufenthaltes in der letzteren Stadt wurde Karl durch die Nachricht erschreckt, daß Herzog Ludwig von Orleans, sein muthmaaßlicher Thronfolger, in Gefahr sei, ein Gefangener des Herzogs von Mailand zu werden. Ludwig war nämlich, nachdem er kurz vorher von Asti aus die Stadt und Burg von Novara erobert hatte, so unvorsichtig gewesen, sich selbst nach Novara zu begeben, und ward hier von dem Heere der Venetianer angegriffen, welches nach dem Treffen bei Fornuovo zur Wiedereroberung dieser Stadt aufgebrochen war und den Herzog wegen des in Novara herrschenden Mangels an Lebensmitteln in große Gefahr brachte. Karl rettete ihn dadurch, daß er eine zwischen dem treulosen und grausamen Herzoge von Mailand und den Venetianern entstandene Spannung benutzte, um dem Ersteren einen Frieden anbieten zu lassen. Dieser Frieden kam am 10. October 1495 in Vercelli zu Stande und der Preis desselben war Novara, das Ludwig Moro zurück erhielt. Der Herzog von Orleans durfte abziehen und das Schloß von Genua ward einstweilen dem Herzog Herkules von Ferrara eingeräumt; Genua selbst sollte Ludwig als französisches Lehen behalten.

6. Neapel nach dem Abzuge Karl's VIII.

Den Zustand Italien's kurz vor und kurz nach Karl's VIII. Zug hat Sismondi im 12. Bande seines Werkes über die Geschichte der italienischen Republiken sehr gut geschildert; wir begnügen uns, auf ihn zu verweisen, und deuten blos den Faden der politischen Geschichte

dieses Landes an. Karl drohte von Frankreich aus wiederholt, mit einem stärkeren Heere nach Italien zurückzukommen. Da dies unterblieb, so war Italien nach der Entfernung der Franzosen wieder zwei Jahre lang den Kabalen, Zwistigkeiten und Kriegen seiner Aristokratien, seiner Fürsten und des Papstes überlassen. Wir dürfen in das Labyrinth der einzelnen Geschichten nicht eingehen und können Alles, was Venedig und Mailand betrifft, einstweilen übergehen; nur der Geschichte von Neapel und Florenz und der Plane Cäsar Borgia's müssen wir des Folgenden wegen hier kurz gedenken.

In Neapel sahen sich die Franzosen, welche Karl in den verschiedenen Theilen dieses Reiches zurückgelassen hatte, gleich nach dem Abmarsch ihres Hauptheeres von allen Seiten her angegriffen. Nicht nur die Spanier landeten an der Küste von Unteritalien, sondern auch die wankelmüthigen Neapolitaner, welche die Franzosen herbeigerufen und mit offenen Armen aufgenommen hatten, riefen jetzt mit gleicher Heftigkeit ihren König Ferdinand II. zurück und erhoben sich überall gegen die Franzosen. Schon als Karl VIII. den Zug gegen Neapel machte, hatten Gesandte Ferdinand's des Katholischen gegen dessen Marsch protestirt und die Ansprüche Aragoniens auf Neapel, welches einst der Oheim des Königs von Aragonien, Alfons V., seinem natürlichen Sohn Ferdinand I. abgetreten hatte, geltend gemacht, wobei Anton Fonseca den Vertrag von Barcelona zerrissen haben soll. Außerdem hatte Ferdinand der Katholische schon damals den bedeutendsten General seines Reiches, Gonsalvo von Cordova, mit einem auserlesenen Heere nach Sicilien geschickt. Dieser landete, sobald Karl das eroberte Reich wieder verlassen hatte, in Calabrien. Er hatte nur etwa 6000 Mann bei sich, wurde aber nichtsdestoweniger nach spanischem Styl zum Generalissimus (Gran Capitano) ernannt, und dieser Titel ward und blieb nachher in der Bedeutung großer Feldherr für Gonsalvo seiner Thaten wegen ein ehrender Beinamen.

Gonsalvo landete also in Calabrien; zugleich kehrte der vor den Franzosen entflohene König von Neapel, Ferdinand II., in sein Reich zurück und wurde in Reggio, wo er ans Land stieg, mit Jubel aufgenommen; überdies erschienen auch noch die Venetianer unter Anton Grimani mit einer Flotte vor Monopoli, eroberten diese Stadt und ließen sie plündern. Karl's Connetable, Evrard d'Aubigny, schien daher verloren. Allein es zeigte sich bald, daß Ferdinand's Neapolitaner, obgleich sie durch Gonsalvo mit etwa 6000 Spaniern unterstützt wurden, den Franzosen in offenem Felde nicht gewachsen seien. Gonsalvo rieth dem Könige, sich mit seinen unzuverlässigen Calabresen, welche bessere Räuber als Krieger sind, nicht gegen ritterliche Franzosen und erprobte Schweizer, welche d'Aubigny und Preci anführten, in einen

Kampf einzulassen; Ferdinand verschmähte aber diesen Rath und ward bei Seminara von dem kleinen Heere der Franzosen so vollständig geschlagen, daß er und Gonsalvo eilig nach Sicilien zurückkehren mußten. Gleich im Anfange dieses Krieges wurde die Einwohnerschaft der beiden Städte Monopoli und Gaëta auf eine grausige Weise aufgerieben, weil die venetianischen Stratioten (Dalmatier) und die Franzosen mit gleicher Unmenschlichkeit verfuhren. In Monopoli ward die Bevölkerung der Stadt durch die daselbst gelandeten Venetianer mit solcher Wuth niedergehauen, daß der Admiral der Letzteren Mühe hatte, die Weiber und Kinder, welche in die Kirchen geflohen waren, vom Tode zu retten. In Gaëta wollte die Bürgerschaft die kleine französische Besatzung überfallen und diese rächte sich dafür durch ein Tag und Nacht hindurch fortgesetztes vertilgendes Morden.

Ferdinand II. fand in Sicilien neue spanische Truppen für Gonsalvo, sowie eine Flotte; er schiffte sich daher um die Zeit, als König Karl Pontremoli erreichte, auf's Neue nach seinem Reiche ein. Er landete mit einer Flotte, welche der Spanier Requesens commandirte, im Golf von Salerno, fand in dieser Stadt, sowie in Amalfi und la Cava günstige Aufnahme und wurde dann von den Neapolitanern, welche Montpensier anfangs in Furcht hielt, eingeladen, durch eine Landung bei ihrer Stadt die Franzosen aus derselben zu locken, worauf die Einwohner hinter ihrem Rücken sich empören wollten. Dies geschah am 7. Juli: während Montpensier gegen die gelandeten Aragonier auszog, schlossen die Neapolitaner die Thore ihrer Stadt und erschlugen die zurückgebliebenen Franzosen, Ferdinand aber schiffte schnell seine Aragonier wieder ein, setzte sie auf der entgegengesetzten Seite der Stadt ans Land und rückte von hier aus in die Stadt ein. Montpensier mußte einen Umweg machen, um die Burgen St. Elmo, Castel nuovo und Castel d'Uovo, welche noch in seiner Gewalt waren, wieder zu erreichen, sah sich aber schon am folgenden Tage mit 6000 Mann in diesen drei Forts enge eingeschlossen. Ferdinand, welcher damals seinen besten General, Alfons d'Avalos, Marquis von Pescara, durch Meuchelmord verlor, gewann dafür den nachher unter Karl V. unsterblich gewordenen Prosper Colonna, den der Kardinal Ascanius Sforza beredete, mit seiner ganzen Familie von der Partei der Franzosen abzufallen und zu den Spaniern überzugehen, obgleich Colonna im Dienste der Ersteren sich gebildet und ihnen viel zu verdanken hatte.

Eine Stadt nach der andern wurde den Franzosen entrissen; doch behaupteten sich d'Aubigny, Preci und der Fürst von Bisignano im Süden, sowie Montpensier in den genannten drei Burgen bis zum October, weil König Karl versprochen hatte, gleich nach seiner Ankunft in Frankreich eine Flotte und ein Heer nach Neapel zu schicken. Beide

blieben jedoch aus und die drei französischen Befehlshaber im Süden faßten daher den Beschluß, daß d'Aubigny nach Calabrien gegen Gonsalvo marschiren, Precy und Bisignano aber den Herzog von Montpensier entsetzen sollten. Das Letztere ward nicht erreicht, obgleich die Franzosen sich den Neapolitanern und den Aragoniern im Felde überall überlegen zeigten. Doch gelang es dem Herzoge von Montpensier, sich mit einigen 1000 Mann aus den Forts zu ziehen und mit Precy zu vereinigen. Die Forts selbst wurden hierauf von einer handvoll Franzosen Monate lang gegen die gesammte neapolitanische Macht vertheidigt; eines derselben behauptetete sich sogar bis zum Februar 1496.

Auch in Calabrien, wo die Franzosen im Anfange des Jahres 1496 zu gleicher Zeit von den Venetianern zur See und von Gonsalvo zu Lande bedrängt wurden, wehrten sie sich mit bewundernswürdiger Tapferkeit gegen ihre Feinde. Die Venetianer hatten nicht blos eine Flotte geschickt, um in Calabrien Gonsalvo von Córdova gegen den Herrn von Aubigny zu unterstützen, sondern sie gaben auch ein Anlehen von 15,000 Dukaten her und beorderten ihren Feldherrn, Franz Gonzaga, von Mantua aus über San Germano und Benevent ins Neapolitanische einzurücken und seine Streitkräfte besonders gegen Montpensier zu richten. Sie hatten übrigens gesorgt, daß sie für ihre Hülfe reichlich entschädigt würden; denn der bedrängte König von Neapel mußte ihnen eine Schuldverschreibung von 200,000 Dukaten ausstellen und zum Unterpfande die Städte Otranto, Brindisi, Monopoli, Trani und Pulignano einräumen. Uebrigens ist der Umstand, daß die Venetianer ihre Hülfe dem Könige Ferdinand so theuer verkauften, besonders wichtig in Beziehung auf den Bund, welcher später von den monarchischen Staaten gegen die Usurpationen der venetianischen Aristokratie geschlossen wurde. Dieser Verbindung der italienischen Fürsten gegen den Senat von Venedig lag nämlich eine ähnliche Stimmung zu Grunde, wie diejenige, welche in unserem Jahrhundert hie und da die Fürsten gegen die monarchische Aristokratie Englands beseelte.

Gonzaga's Heer war insgeheim auch durch Ludwig Moro von Mailand verstärkt worden, weil dieser wegen der Anwesenheit von Franzosen in Italien sehr in Sorgen war, sich aber durch den in Vercelli geschlossenen Vertrag verhindert sah, öffentlich gegen sie zu Felde zu ziehen. Dagegen hatte auch Montpensier die Zahl seiner Truppen wieder bedeutend vermehrt. Im Juni 1496 standen die Franzosen unter Montpensier und Virginio Orsini dem Heere Gonzaga's gegenüber; die Schweizer und die deutschen Landsknechte drangen auf ihren rückständigen Sold und zudem überfiel Gonsalvo von Cordova ein Corps, welches d'Aubigny dem Grafen Montpensier zu Hülfe geschickt hatte; im Anfange des Juli vereinigte er seine Spanier mit den Truppen

Ferdinand's. Montpensier ward genöthigt, sich in die feste Stadt Atella in der Provinz Basilicata zu werfen, und hier wurden dann etwa 7000 Franzosen und Schweizer ohne Hoffnung auf Entsatz und ohne hinreichende Vorräthe eingeschlossen. Montpensier erfüllte in dieser Lage zugleich die Pflicht gegen seinen König und gegen seine Soldaten. Er schickte nämlich Precy, Barthelemy d'Alviano und einen Hauptmann der Schweizer ins feindliche Lager, um eine Capitulation unter zwei Bedingungen abzuschließen, nämlich, daß er einen Eilboten abschicken dürfte, durch welchen er seinen König von der Lage der Dinge unterrichte und ihn um Hülfe bitten lasse, und daß er und sein Heer 30 Tage lang von Neapel aus mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt werden müsse. Im Falle nach Verlauf dieser Zeit keine Hülfe erscheine, so wolle er alle Städte sammt dem Geschütze dem König von Neapel übergeben lassen, mit Ausnahme von Venosa, Gaëta und Tarent, weil die Befehlshaber dieser Städte nicht von ihm, sondern unmittelbar vom Könige eingesetzt seien. Dagegen versprach der König von Neapel den Franzosen die Rückkehr in ihr Vaterland, den Neapolitanern völlige Straflosigkeit, den übrigen Italienern freien Abzug.

Dieser Vertrag ward am 20. Juli 1496 unterschrieben. Schon drei Tage nachher übergab jedoch Montpensier die Stadt Atella; er behauptete, durch sein eigenes Heer dazu gezwungen worden zu sein, indem seine Miethlinge immer dringender den Sold gefordert hätten und Ferdinand zur Bezahlung derselben 10,000 Dukaten angeboten habe. Die Befehlshaber der anderen Städte wollten Montpensier's Befehl, sich zu ergeben, nicht anerkennen; er ward daher als Geisel angesehen, mußte den ganzen Sommer über sich in der ungesundesten Gegend Italien's aufhalten, erkrankte in Folge davon und starb im October 1496. Auch von seinen 5000 Franzosen, welche mit ihm aus Atella gezogen waren, kamen kaum 500 nach Frankreich zurück. Der Herr von Aubigny, welcher ebenfalls erkrankte, vermochte dem nach Calabrien zurückkehrenden Gonsalvo nicht zu widerstehen; er capitulirte zu Groppoli und segelte nach Hause zurück. Nur in Tarent, in Gaëta und in Aversa behaupteten sich die Franzosen noch, als König Ferdinand II., 29 Jahre alt, am 5. October 1496 starb. Ferdinand hatte kurz vor seinem Tode mit Erlaubniß eines Papstes, welcher Alles, was ihm oder den Seinigen Vortheil brachte, erlaubte, seines Vaters Schwester Johanna aus leidenschaftlicher Neigung geheirathet. Sein Nachfolger war sein Oheim Friedrich; diesem ergaben sich auch Gaëta und Tarent und nachdem er noch in den Besitz von Monte San Angelo (zwischen dem Meerbusen von Neapel und Salerno) gekommen war (1497), war sein Reich vom Feinde durchweg frei. Gonsalvo, zum Herzog von San

Angelo erhoben, vertrieb auch noch die Franzosen aus Ostia an der Tibermündung und wurde von Alexander VI. feierlich in Rom empfangen.

7. Florenz zur Zeit Savonarola's.

Die Republik Florenz hatte bei dem Einfalle der Franzosen in Italien mehr verloren, als irgend ein anderer Staat; denn ihre befestigten Städte waren alle von den Franzosen besetzt, Pisa für unabhängig erklärt und Siena in den Schutz des Königs von Frankreich aufgenommen worden. Karl VIII. hatte zwar den Florentinern, die ihn dafür bezahlten, versprochen, alle ihre Plätze wieder herauszugeben, fand aber im Jahre 1495 bald diesen, bald jenen Vorwand, um die Sache hinauszuschieben; nur die Burg von Livorno erhielten sie alsbald zurück. Im folgenden Jahre ward er heftiger bestürmt, und nun schickte er endlich an die Commandanten der Festungen, sowie an d'Entraigues, welcher in der Burg von Pisa lag, den Befehl, die Florentiner einzulassen. Allein weder dieser noch jene befolgten das Gebot ihres Königs; sie verkauften vielmehr die von ihnen besetzten Plätze an die Meistbietenden. Auf diese Weise erhielten die Genuesen die Burg Sarzana nebst der Stadt Sarzanello für 25,000 Goldthaler. Auch Pietra Santa suchten die Genuesen damals zu erkaufen, sie wurden aber in Betreff dieser Burg von der aristokratischen Regierung der Stadt Lucca überboten. Die Burg von Pisa verkaufte d'Entraigues um 14,000 Gulden den Pisanern, welche dieselbe sogleich schleiften (1. Januar 1496). Dadurch ward die Herrschaft der Florentiner über Pisa vernichtet; denn diese Stadt wurde durch die Besatzung der Burg beherrscht und die Florentiner waren deshalb so lange Herren von Pisa gewesen, als sie die Burg inne gehabt hatten. Pisa blieb hierauf vierzehn Jahre lang unabhängig; noch im Jahr 1496 beherbergte die Stadt in ihren Mauern den Kaiser Maximilian als ihren Schirmherrn mit einer Ergebenheit, welche an die alten Ghibellinenzeiten erinnerte.

Die Versuche der Florentiner, Pisa wieder zu unterwerfen, veranlaßten einen Krieg, der bis 1509 dauerte. Dieser Krieg wird von dem Geschichtschreiber Guicciardini sehr ausführlich beschrieben und die langweilige Erzählung der sich stets wiederholenden kleinen Ereignisse desselben ist einer der Hauptvorwürfe, welche man dem Guicciardini gemacht hat. Allein so unbedeutend auch jener Krieg an und für sich ist, so hängt er doch innig mit der Geschichte der wichtigen Zeit zusammen, in welcher das Schicksal von ganz Europa an die Geschichte der italienischen Städte geknüpft war und in welcher die spanischen Könige zugleich die Unabhängigkeit der alten Staaten und die Existenz der Völker des von ihren Schiffen entdeckten und von ihren Miethlingen eroberten

neuen Welttheils bedrohten. Die Pisaner suchten und erhielten nämlich, da sie sich mit eigenen Kräften nicht gegen die Uebermacht von Florenz zu vertheidigen vermochten, den Schutz der Venetianer, welche den Florentinern die Begünstigung der Franzosen sehr übel nahmen und nach dem Besitze von Pisa, sowie nach der Herrschaft über die Ostküste des Königreichs Neapel strebten. Auch der Herzog von Mailand und der Papst nahmen Pisa in Schutz, dessen Schicksal erst dann entschieden ward, als das Haus Medicis nach Peter's Tode wieder den entscheidenden Einfluß auf die Regierung von Florenz erlangte, den es durch Peter's Unverstand verloren hatte.

In der Zeit, als nach Peter's Verbannung die republikanische Verfassung wieder hergestellt war, spielte der Dominikanermönch Hieronymus Savonarola, dessen wir früher in der Geschichte der literarischen Erscheinungen mit Auszeichnung gedacht haben, unter den Florentinern die Rolle eines Volkstribuns*). Savonarola herrschte ebenso in Florenz unbeschränkt, wie 140 Jahre früher Cola Rienzi in Rom,; nur mit dem Unterschiede, daß der Römer im Namen des Kaisers und des römischen Volkes, Savonarola dagegen im Namen Gottes den Staat umkehrte. Wir verweilen gern einen Augenblick bei der von Savonarola in Florenz veranlaßten Revolution und bei seinem Schicksale, weil wir dabei einleuchtend machen können, auf welche Weise im Anfange des 16. Jahrhunderts aus Toscana ein Großherzogthum geworden ist und wie es kam, daß Florenz fortan nur die Hauptstadt dieses Großherzogthums blieb. Die Republik Florenz war, als Karl VIII. nach Neapel zog, eigentlich schon 60 Jahre lang vom Hause Medicis beherrscht worden, weil dieses den Welthandel betrieb und bis nach Persien und Aegypten im Osten, sowie nach London, Lübeck und Nowgorod im Westen und Norden einen unbedingten Credit besaß. Eines Titels der Herrschaft hatte Kosmus von Medicis, der Urgroßvater Peter's, nicht bedurft; denn alle bedeutenden Glieder des handelnden Staates standen in einer natürlichen Abhängigkeit von ihm und alle Gewerbe brauchten sein Geld, sowie seinen Credit, während er selbst bei seinem einfachen Leben nicht nöthig hatte, die Gelder des von ihm regierten Staates anzugreifen. Dies änderte sich, als seine nächsten Nachkommen die Fürsten spielten und einen von Künstlern und Gelehrten laut gepriesenen fürstlichen Aufwand machten. Sie

*) Zur richtigen Auffassung Savonarola's in seiner Bedeutung als demokratischer Redner und als Vorkämpfer für Abstellung kirchlicher Mißbräuche ist das neueste bedeutendere Werk über ihn unentbehrlich: Pasquale Villari, Geschichte des Hieron. Savonarola und seiner Zeit, Florenz 1859, deutsch von Berduschek, Leipzig 1868. Dasselbe stützt sich zum Theil auf Quellen, welche den früheren verdienten Bearbeitern desselben Gegenstandes (Rudelbach, Meier, Karl Hase, Madden) unbekannt waren.

waren den großen Handelsgeschäften nicht mehr gewachsen; sie überließen Leuten, denen sie Antheil an der Handlung gaben, die Verwaltung, diese trieben ebenso wie sie fürstlichen Aufwand, ihr Credit wurde also erschüttert und der Staat war genöthigt, große Summen herzugeben, um die Handlung zu erhalten. Diese selbst ward bald aufgegeben, weil schon Lorenzo die großen Summen baaren Geldes, welche in der Handlung gewesen waren, herauszog und dafür Güter und Herrschaften kaufte.

So fand Lorenzo's Sohn Peter die Lage der Dinge, als er die Leitung der Regierung des florentinischen Freistaates übernahm; er fand aber zugleich Florenz auch im Besitze vieler vorher unabhängigen Städte Toscana's, sowie der Grenzfestungen im Gebirge, die man den Genuesen entrissen hatte. Von jenen Städten waren Pisa und Livorno gänzlich unterworfen, Lucca und Siena behaupteten zwar ihre Unabhängigkeit, mußten sich aber sehr in Acht nehmen, das mächtige Florenz zu reizen. Dies Alles änderte sich, als Peter von Medicis dem Könige von Frankreich die festen Orte überließ und ihn in Florenz selbst aufnahm. Dadurch ward, wie wir oben erzählt haben, Peter's Verbannung herbeigeführt, und als die Franzosen wieder abgezogen waren, erhielt Florenz zwar seine ganz unbeschränkte Freiheit wieder, die es damals schon 60 Jahre lang verloren gehabt hatte, es kehrten aber auch die inneren Zwistigkeiten zurück, über welche Dante sich einst so bitter beklagt hatte.

In dieser Zeit ward Savonarola, welcher vorher den französischen König Karl ermuntert und als einen von Gott zur Reformation in Kirche und Staat berufenen Fürsten überall verkündigt und gepriesen hatte, neben zwei anderen edeln und hochgebildeten Männern, Franz Valori und Paul Anton Soderini, das Haupt einer mächtigen politischen Partei zu Florenz. Er war schon seit 1483 als Prediger und als ausgezeichneter Kenner der alten Litteratur berühmt, bereitete seit 1489 auf Karl's VIII. Erscheinung in Italien vor und verkündigte als Apostel und Seher zugleich die Verbesserung der christlichen Kirche an Haupt und Gliedern und die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit unter den Menschen, sowie eine patriarchalische Verfassung. Die Kirche wollte er übrigens nur in Hinsicht auf die Disciplin, die Hierarchie und die äußere Ordnung verbessern, nicht aber, wie Huß und Luther, den Lehrbegriff derselben ändern*). In Florenz ward auf Savonarola's Betreiben eine vollständige Demokratie eingerichtet. Alle Dinge sollten fortan in einer Bürgerversammlung entschieden werden.

*) Bei aller Kraft, die er dem Glauben wie der Gnade zuschreibt, hebt er doch noch in einer Aufzeichnung, die er kurz vor seinem Tode für seinen Kerkermeister niederschrieb, die Wirkung der guten Werke, des durch freien Willen bethätigten guten Lebens und der kirchlichen Heilsmittel, namentlich der Beichte hervor.

in welcher, um einen gültigen Beschluß fassen zu können, wenigstens 1000 Bürger anwesend sein müßten und zu der gesetzlich auch die jungen Leute von 24 bis 30 Jahren zugelassen wurden. Man erwog sogar ernstlich die Einführung einer Vermögenssteuer mit progressivem Procentsatz. An der Spitze der executiven Gewalt stand, wie in früherer Zeit, ein Stadtschultheiß (gonfaloniere), der sein Amt nur ein Jahr lang bekleidete; Savonarola leitete jedoch von seinem Kloster aus als Prophet, als Heiliger und als Mann des Volkes mit einer Art göttlicher Autorität die Volksmenge, welche an seine Sehergabe glaubte.

Sein Gewicht beim Volke war seit 1483 immer größer geworden. Es erhielt zuerst einen Stoß, als Peter von Medicis am 29. April 1497 den Versuch machte, wieder zu seinem vorigen Ansehen zu gelangen, und deshalb mit einer Anzahl Miethlinge vor den Thoren der Stadt erschien. Er vertraute dabei auf den starken Anhang, den sein Haus noch immer in Florenz hatte, namentlich auf den Schultheißen Bernardo del Neri, welcher stets zu seinen besonderen Freunden gehört hatte. Der Anschlag mißlang jedoch gänzlich. Als nämlich Peter mit etwa 4000 Mann am Thore von Florenz erschien, fand er dasselbe stark besetzt, seine Anhänger in der Stadt wagten nicht sich zu regen, und er mußte deshalb nach vier Stunden wieder umkehren. Die Volks-Justiz rächte seinen Angriff auf furchtbare Weise an seinen Freunden in der Stadt. Eine Anzahl der angesehensten Bürger, unter ihnen der 75jährige Bernardo del Neri und die nächsten Verwandten der Medicis, wurden einer Verschwörung für die Zurückführung Peter's angeklagt und, auf Befehl der sämmtlichen zu diesem Zwecke vereinigten demokratischen Obrigkeiten, von dem Tribunal der acht zu Richtern bestellten Männer zum Tode, sowie zum Verluste ihrer Güter verurtheilt (17. August 1497). Nach dem von Savonarola selbst eingeführten Gesetze stand jedem Verurtheilten die Berufung an den großen Rath, d. h. damals an das gesammte Volk, frei, und man erwartete, Savonarola werde seinen Einfluß gebrauchen, um seine Partei dahin zu bringen, daß sie dies nicht hindere. Savonarola that es jedoch nicht, sondern ließ zu, daß die Ultra-Demagogen und Schwärmer alle Gemäßigten einschüchterten; er arbeitete damals an seiner Hauptschrift „Trionfo della croce" (Triumph des Kreuzes), in welcher er, vom Dasein Gottes ausgehend, die katholische Lehre vernunftgemäß zu begründen sucht. Die Berufung an den großen Rath unterblieb und das Urtheil ward schon am 21. August vollzogen.

Gerade um die Zeit, als Savonarola die Gemäßigten in Florenz und die Anhänger der Medicis dadurch, daß er bei einer blutigen That der politischen Schwärmer schwieg, gegen sich aufgebracht hatte, gerieth er auch als geistlicher Redner und als unmittelbar von Gott berufener

Kirchenverbesserer mit Papst Alexander VI. in Streit. Savonarola trat gegen das jedem Sittengesetze Hohn sprechende Leben Alexander's und seiner Umgebung auf. Er vergaß aber dabei, daß Diejenigen unter seinen Zeitgenossen, welche auf das Volk Einfluß hatten, viel zu politisch und zu weit vor dem Volk voraus wären, um auf den moralischen Theil des Christenthums irgend einen Werth zu legen. Dies verhielt sich anders in Deutschland, wo damals der Adel, die Gelehrten und das Volk sich in der Bildung noch näher standen und wo deshalb kurze Zeit nachher Luther in seinem Kampfe gegen den Ultramontanismus weit glücklicher war, als der Tribun von Florenz.

8. Savonarola und die Familie Borgia.

Das Aergerniß, daß der päpstliche Hof gab, die schamlose Lebensweise Alexander's VI., seiner Söhne und Töchter und ihrer Günstlinge und Geliebten, erreichte nach Karl's VIII. Entfernung aus Italien einen so hohen Grad, daß alle Bücher jener Zeit mit Schilderungen davon angefüllt sind und daß schon der trockene Bericht, welchen Alexander's Ceremonienmeister Burkard von den täglichen Ereignissen am päpstlichen Hofe gibt, Schauder und Entsetzen erregt. Diese Zeit des Papstthumes war ärger, als das berüchtigte Courtisanen-Regiment der Theodora und Marozia (Bd. IV, S. 505); wir dürfen aber die von Zeitgenossen aufbewahrten Anekdoten der ärgerlichen Chronik des päpstlichen Hofes hier nicht aufnehmen, um nicht fromme Seelen durch die Erzählung empörender Frevel und durch anstößige Berichte von schauderhaften Scenen zu kränken. Wir erwähnen nur zwei Geschichten, welche in demselben Jahre vorfielen, in welchem Savonarola den heftigen Kampf mit Alexander VI. begann (1497).

Dieser Kampf ging nämlich vorzugsweise davon aus, daß Savonarola der sittlichen Zerrüttung seiner Zeit, die besonders in Italien mit einem geschmackvollen Lebensglanz und heiteren Bildungsformen verbunden war, ein anderes Princip entgegensetzte: strengen Lebensernst, innigen Glaubenseifer und ein an altchristliche Anschauungen erinnerndes Gleichheitsgefühl. Diese Grundsätze hat er nie verleugnet; ihre Durchführung ließ ihn als einen herben ascetischen Gewissensrath erscheinen. Im Jahr 1497 ließ er um die Carnevalszeit einen Scheiterhaufen aus Gegenständen des Zeitvertreibs und der weltlichen Unterhaltung, aus Brettspielen, Masken, Puppen, frivolen Büchern errichten und anzünden. Nach Einigen befand sich unter den verbrannten Gegenständen auch ein Exemplar des Decamerone, nach Anderen sogar schöne Gemälde weltlichen Inhaltes von Lorenzo di Credi und von dem großen Meister Fra Bartolommeo*). Bei diesem Auftreten stand

*) Dies ist nicht wahrscheinlich, da Fra Bartolommeo (wie Michel Angelo)

ihm eine von der Gemüthsgluth ihres Führers mit ergriffene Volksmenge zur Seite; die elegante Jugend aber verhielt sich feindselig und war für einen Umschwung thätig. Dabei richtete Savonarola die Heftigkeit seiner begeisterten Predigt auch gegen das Aergerniß, welches der Papst durch Ehebruch, Mord und Gotteslästerung der ganzen Christenheit gab. Er hatte besonders über die Julia Farnese oder die schöne Julia (Giulia Bella), mit welcher der Pabst im offenen Ehebruch lebte, gewaltig geeifert. Allein weder Julia noch der Papst hatten sich darum gekümmert, daß diese Predigten das größte Aufsehen machten. Julia erschien bei allen kirchlichen Festen, als wenn sie die rechtmäßige Gemahlin des Papstes wäre, und gebar im April 1497 einen Sohn, welchen der Papst gleich den übrigen als den seinigen anerkannte. Im Juni ließ sogar einer der Söhne Alexander's, der Kardinal Cäsar Borgia, seinen Bruder, den Herzog von Gandia, in dem Augenblicke, als dieser einer unerlaubten Liebschaft wegen sich einer Orgie entzogen hatte, ermorden und dann in die Tiber werfen. Burkard, welcher die Geschichte dieses Mordes sehr ausführlich erzählt, nennt freilich den Kardinal nicht als Anstifter der That; Guicciardini sagt aber gerade heraus, wer den Mord habe vollziehen lassen und was die Veranlassung desselben gewesen sei. Der Letztere läßt es übrigens unentschieden, ob Cäsar seinen Bruder aus Eifersucht über eine unerlaubte Liebe Beider habe tödten lassen, oder weil er dessen weltliche Güter und Würden habe an sich bringen wollen. Daß Beide von gleichen Lastern beherrscht worden, spricht Guicciardini bestimmt aus*). Uebrigens berichtet Burkard zwar, daß der Papst anfangs Buße gethan und öffentlich Besserung versprochen habe, und Guicciardini sagt außerdem noch, Alexander habe auch die Kardinäle, welche ihm geglichen hätten, zur Aenderung ihres Wandels ermahnt; der Letztere fügt aber hinzu, Alexander sei gleich darauf in alle seine früheren Sünden zurückgefallen. Die zweite von uns anzuführende Begebenheit ist die Scheidung der Tochter des Papstes, Lucrezia Borgia. Diese stand mit ihren Brüdern in einem ärgerlichen Verhältnisse und gerieth darüber mit ihrem Gemahl, Johann Sforza, Herrn von Pesaro, in Zwist. Alexander erklärte sich dabei für seine Tochter und trennte, ohne einen hinreichenden Grund der Scheidung anzugeben, ihre Ehe. Johann Sforza würde in Folge davon schon damals die Herrschaft von Pesaro verloren haben, wenn nicht die Venetianer ihm gegen den Papst und dessen Söhne Schutz gewährt hätten. Lucrezia vermählte sich bald in zweiter

ein Verehrer Savonarola's, ja demselben so ergeben war, daß er nach seines Freundes Tode das Mönchsgewand nahm und sich eine Zeit lang der Einsamkeit ergab.

*) Incitato dalla libidine e dall' ambizione, ministri potenti ad ogni grande sceleratezza.

Ehe mit Alfons von Biscaglia, einem natürlichen Sohn des Königs von Neapel.

Savonarola benutzte die neuen päpstlichen Gräuel des Jahres 1497, um noch heftiger als zuvor gegen Alexander und gegen den Verfall der Kirchenzucht zu predigen. Er eiferte, in seinen Predigten über die Propheten Amos und Ezechiel, gegen die Geistlichkeit (nicht gegen die Lehre) seiner Zeit gerade so, wie diese Propheten gegen die jüdischen Pfaffen geeifert hatten. Savonarola drang auf Verbesserung und Reinigung der Kirche; er verkündigte, daß die Kirche viel Trübsal werde erdulden müssen, daß sie aber aus diesem gereinigt und verbessert hervorgehen werde und daß auch die Ungläubigen sich zu Christus bekehren würden. Auch Florenz, sagte er, werde in großes Elend gerathen, aus demselben aber später wieder zur vorigen Blüthe emporsteigen. Durch diese Predigten und durch das Ansehen, dessen der Dominikaner-Mönch sich erfreute, wurden die eifersüchtigen Franziskaner erbittert. Sie vereinigten sich daher mit den zahlreichen Feinden, die sich Savonarola als Demagog gemacht hatte, und waren dem Papste behülflich, den Schwärmer, welcher trotz seines streng ascetischen Lebens doch manches Wunderliche sagte und that, aus dem Wege zu räumen. Sie beschwerten sich zuerst in Rom über ihn und seine fanatischen Schüler. Der Papst verbot hierauf dem Savonarola das Predigen und Schmähen. Dieser ward jedoch noch heftiger, als vorher. Der Papst belegte ihn daher (Mai 1497) mit dem Bann, bedrohte Alle, die ihm zuhören würden, mit der gleichen Strafe und schrieb zuletzt an die Regierung von Florenz, sie sollte Savonarola verhaften und bestrafen, widrigenfalls er Stadt und Land mit Bann und Interdict belegen werde.

Dies fiel gerade in eine Zeit, in welcher die Florentiner bei ihren politischen Angelegenheiten des Papstes nicht entbehren konnten und der damalige Generalvicar des Erzbisthums Florenz, Leonhard von Medicis, in Verbindung mit den Franziskanern und Augustinern die größten Anstrengungen machte, um die Befehle des Papstes durchzusetzen. Savonarola aber, welcher fortfuhr, unter großem Zulauf in der Domkirche zu predigen und Processionen zu halten, ward im Jahre 1497 nicht blos vom Volke und von der Regierung 10 Monate lang unterstützt, sondern auch die neue Regierung des folgenden Jahres war ihm anfangs günstig und jagte sogar seinetwegen den Generalvicar aus der Stadt. Endlich fanden jedoch die Franziskaner in ihrer Mitte einen Mann, Franz von Apulien, welcher mit gleich großer Heftigkeit die Kirchlichkeit zu predigen verstand, als Savonarola die Moral predigte. Der Letztere mußte auf wiederholtes Andringen des Papstes im März 1498 das Predigen einstellen. Unmittelbar nachher verfaßte er ein Sendschreiben an die christlichen Fürsten seiner Zeit, worin er sie

aufforderte, baldmöglichst ein freies Concilium zu berufen. Es war ein starker politischer Fehler, daß er dieses Schreiben zuerst und vorzugsweise an Karl VIII. von Frankreich überschickte; dasselbe wurde im Mailändischen aufgefangen, gelangte in die Hände des Papstes und dieser hatte nun die Gegner der französischen Invasion auf seiner Seite.

Die Franziskaner kamen zuletzt auf den Einfall, Savonarola aufzufordern, seine standhafte Behauptung, daß er Heimsuchungen der Kirche und des Staates voraussehe, durch die Feuerprobe zu beweisen. Er sollte zu diesem Zwecke durch ein auf dem Markte angezündetes Feuer gehen. Savonarola weigerte sich, diesen Vorschlag anzunehmen; allein es fanden sich unter den ihm ergebenen Mönchen mehrere, welche fanatisch genug waren, statt seiner die Probe bestehen zu wollen. Sie forderten blos, daß auch einer der Franziskaner zur Gegenprobe mit in das Feuer gehe, und in der That erklärten sich einige Franziskaner dazu bereit. Diese meinten, sie wüßten zwar gewiß, daß sie selbst dabei verbrennen würden, aber sie wüßten auch, daß dies den Schülern Savonarola's ebenfalls widerfahren und dadurch die Falschheit der Behauptungen des Schwärmers bewiesen werden würde. Lange ward über die Sache hin und her gestritten und von beiden Seiten waren bereits einige Mönche wieder zurückgetreten, als endlich die florentinische Obrigkeit den Ausspruch that, daß am 7. April 1498 Dominicus Bonvici von Pescia für Savonarola und Andreas Rondinelli für dessen Gegner auf dem Platze vor dem Regierungsgebäude die Probe bestehen sollten. Nun gab es eine höchst abenteuerliche Scene. Jener Platz und alle auf denselben gehenden Fenster und Dächer waren bereits mit Menschen angefüllt, die Mitglieder der beiden Mönchs-Orden hatten die ihnen angewiesenen Sitze eingenommen und in der Mitte des Platzes brannten bereits die beiden zum Behuf der Probe errichteten, mit brennbaren Stoffen und sogar mit Schießpulver belegten Scheiterhaufen, als plötzlich die Franziskaner allerlei Einwendungen machten: Dominicus sollte seinen rothen Mantel, sowie die Hostie, die er trug, zur Seite legen. Es ward hierauf mehrere Stunden lang hin und her gestritten; man konnte sich aber nicht verständigen und zuletzt ging die ganze Versammlung, ohne daß die beabsichtigte Feuerprobe gehalten worden war, auseinander.

Es war leicht, die Schuld der Sache auf Savonarola und seine Schwärmer zu werfen, weil diese auf Förmlichkeiten bestanden, welche ihre Gegner nicht hatten zugeben wollen; Savonarola verlor also von jenem Tage an seinen Anhang unter dem gemeinen Haufen. Er ward schon, als er von der unterbliebenen Feuerprobe in sein Haus zurückkehrte, verhöhnt; zwei Tage nachher stürmte das Volk, welches von den durch Savonarola's Bußpredigten erbitterten Wüstlingen

aufgeregt worden war, das Kloster St. Marcus, verwüstete das Innere desselben auf wilde Weise, bemächtigte sich Savonarola's und schleppte ihn nebst mehreren seiner eifrigen Freunde und Schüler in's Gefängniß. Hier ward ihm, da schon im März Regierung und Gerichte (balia) in die Hände seiner Feinde gekommen waren, schnell der Proceß gemacht. Der Papst brauchte nur den General des Dominikaner-Ordens, einen Venetianer, und einen Doctor des grausamen spanischen Kriminalrechts zu schicken, um den Proceß zu leiten. Savonarola ward gefoltert, gestand, wie dies beim Foltern gewöhnlich geschah, Alles, was man wollte, widerrief, wenn das Martern eingestellt ward, seine Aussagen und mußte dann aufs Neue die Folterqualen erdulden. Am 22. Mai 1498 wurde über ihn und zwei Mitschuldige die Todesstrafe ausgesprochen; am folgenden Tag mußten sie auf öffentlichem Platze die Ordenskleidung ablegen und bestiegen den Scheiterhaufen. Savonarola erreichte das 45. Lebensjahr; seine im Kerker verfaßte Schrift „Betrachtung über den 51. Psalm“ hat später Luther mit einer Vorrede herausgegeben.

9. Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Castilien.

Während Karl VIII. von Frankreich, sowie sein Nachfolger Ludwig XII., und sogar dessen Nachfolger Franz I., die Kräfte der von Ludwig XI. gegründeten, von seiner älteren Tochter, der Dame von Beaujeu, befestigten Monarchie und des mit ganzen Provinzen bereicherten Gebiets derselben zersplitterten und in Italien verschwendeten, erreichte Spanien den Gipfel der Macht, wodurch später Kaiser Karl V. in den Stand gesetzt ward, während eines großen Theiles des 16. Jahrhunderts Europa mit einer Universalmonarchie zu bedrohen.

In Castilien war, wie bereits früher erzählt worden ist, nach langem Streit über die Nachfolge **Isabella**, die im Jahre 1469 mit **Ferdinand dem Katholischen** vermählte Schwester des Königs Heinrich IV., als dessen Erbin anerkannt und dagegen Heinrich's Tochter Johanna (Bertrandeja) als unächtes Kind vom Throne ausgeschlossen worden. Ganz ohne Kampf gelangten jedoch Ferdinand und Isabella nach Heinrich's Tode (1474) nicht zum ruhigen Besitze des castilianischen Thrones; denn König Alfons V. von Portugal nahm sich seiner Nichte Johanna an und erschien im Mai 1475 mit einem nicht unbedeutenden Heere in Castilien. Ferdinand und Isabella boten die Milizen des Reiches gegen ihn auf und nachdem das ganze Jahr 1475 hindurch fruchtlos gekämpft worden war, kam es im März 1476 bei Toro am Duero zu einer entscheidenden Schlacht. In dieser wurde das ganze Heer der Portugiesen von den Castilianern zerstreut oder

Digitized by Google

aufgerieben; denn es sollen von den Ersteren mehr als 12,000 Mann theils gefallen, theils gefangen worden sein. Auch nachher dauerte der Krieg noch drei Jahre lang fort, weil der König von Portugal das Wappen von Castilien nicht ablegen und die Bewerbung um die Hand der Infantin Johanna nicht aufgeben wollte; am 24. September 1479 verstand sich aber Alfons endlich zu dem Frieden von Alcantara, in welchem er sowohl der Führung des castilianischen Wappens, als auch der Vertheidigung der Rechte seiner Nichte auf den Thron von Castilien entsagte.

Schon im Anfange des Jahres 1479 hatte Ferdinand's Vater, Johann II. von Aragonien, sein Leben geendet, und aus den beiden Reichen Aragonien und Castilien war, trotz der Eifersucht der Stände beider Reiche und trotz der Aufrechthaltung der Bestimmung, daß Ferdinand als Aragonier nicht im eigenen Rechte über Castilien herrschen könne, ein einziges Spanien geworden. Das Band der Vereinigung war ein inneres, weil die schöne, hochbegabte Isabella ihren Gemahl leidenschaftlich liebte und den Wunsch desselben als Gesetz ansah. Beide Reiche wurden daher auch schon in den drei ersten Jahren der gemeinschaftlichen Regierung neu und, soweit dies ausführbar war, monarchisch geordnet. Was in Frankreich König Ludwig XI. begonnen, aber nicht vollendet hatte, ward in Spanien nach und nach ausgeführt, und die Wunden, welche die ritterliche Anarchie der Zeiten Johann's II. von Aragonien und Heinrich's IV. von Castilien den beiden Reichen geschlagen hatten, wurden zum Theil geheilt.

Der Fanatismus der spanischen Christen und der Zusammenhang, in welchem derselbe mit dem wahren Patriotismus stand, trugen nicht wenig zur Bildung tüchtiger Heere und zur Einführung von Ordnung und Polizei im Innern bei. Der Glaubenseifer gegen die noch in Granada herrschenden Moslemen trieb die streitbaren Spanier zu den Heeren, welche Ferdinand und Isabella gegen die Feinde des Glaubens ausschickten und verschaffte dem neuen aragonischen Könige und seiner castilianischen Gemahlin Streiter und Feldherren; der Fanatismus aber, welcher für die Glaubenseinheit im Innern und für die Aufrechthaltung der erzwungenen Vereinigung der bekehrten Juden und Mohammedaner mit der christlichen Gemeinde vorhanden war, machte es ihnen möglich, im Namen der Religion eine bürgerliche Polizei zu üben, die der stolze Spanier sonst nie geduldet haben würde. Um den Landfrieden mit militärischer Macht stiften und erhalten zu können, was in Deutschland erst unter Karl V., dem Enkel Ferdinand's des Katholischen, gelang, benutzte man in Spanien eine Einrichtung, welche in der Mitte des 13. Jahrhunderts in Aragonien entstanden und später weiter verbreitet worden war. Diese Einrichtung und die ihr zu Ge-

bote stehende Militär-Macht nannte man die Santa Hermandad oder heilige Brüderschaft (vom lateinischen germanus, Bruder), eine Benennung, welche später auch der Polizei der Inquisition beigelegt wurde. Sie war von den Städten aufgebracht worden, um der Ritterschaft, sowie sehr oft auch den Königen Widerstand zu leisten und Personen und Eigenthum zu schützen. Die verbrüderten Städte erhoben zu diesem Zwecke von ihren Bürgern eine Auflage, unterhielten mit dem Ertrage derselben Truppen zur Sicherheit der Straßen, und besoldeten Richter, welche, von ihnen gewählt, überall Standrecht hielten und ihre Urtheile vollziehen ließen, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, in welches Landherrn Gerichtsbarkeit das Verbrechen begangen worden war.

Diese Einrichtung machte Ferdinand schon 1476 auf der in Madrigal gehaltenen Ständeversammlung zu einer königlich-städtischen, indem er das, was bisher nur Sache einzelner Städte-Bündnisse gewesen war, in eine allgemeine Reichsordnung umwandelte. Je 100 Hausväter mußten fortan jährlich 1800 Maravedis zur Ausrüstung und Unterhaltung eines Reiters zahlen, der wie unsere Gensdarmen gebraucht wurde, und in jeder Stadt von 30 Familien ward ein Gericht von zwei Alkalden bestellt, welche über Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit nach den von der Junta aller Städte-Deputirten des Reiches abgefaßten Gesetzen entschieden. Eine Zusammenstellung dieser Gesetze fand im Jahr 1485 Statt; sie waren besonders streng in Bezug auf Verbrechen gegen das Eigenthum; Humanität in den Strafbestimmungen zeigt sich nur insofern, als für den Fall der Todesstrafe die Pflicht eingeschärft wird, den Verbrecher vorher das Abendmahl nehmen zu lassen. Der Adel war zwar dieser bürgerlichen und schützenden Einrichtung sehr entgegen; allein die Regierung und die Bürgerschaften waren vereinigt der Ritterschaft überlegen. Zweiundzwanzig Jahre lang blieb die Hermandad bürgerlich-republikanisch eingerichtet; denn bis zum Jahre 1498 wurden alle Ober- und Unterbeamten derselben von Denen ernannt, welche das Geld dazu steuerten. Dann verwandelte aber der schlaue Aragonier unter dem Vorwande, den Bürgern die Kosten zu erleichtern, das ganze Institut in eine königliche Polizei. Er entließ nämlich 1498 die ständischen Oberbeamten, behielt wenige Unterbeamten bei und übertrug die Gerichtsbarkeit den gewöhnlichen Gerichten. Seit dieser Zeit ist der furchtbare Namen Santa Hermandad der königlichen Gensdarmerie verblieben. Die Königin selbst führte oft am Freitag den Vorsitz in gerichtlichen Sitzungen; das spanische Gesetzbuch „königliche Ordonnanzen" war die erste Sammlung wirklich geltender Bestimmungen, welche im Druck erschien (1485); auch die Adeligen wurden auf dieselbe verwiesen und

verloren das Fehderecht wie das Münzrecht; auch mußten sie die der Krone widerrechtlich entzogenen Güter herausgeben. Dafür entschädigte sie eine bevorzugte Stellung am Hof und in der Gesellschaft, so daß ihr Standesgefühl eher gehoben als unterdrückt wurde.

Die Thätigkeit der Königin Isabella, welche überall persönlich erschien, Gerechtigkeit übte, Frieden stiftete und neue Einrichtungen traf, war in den Geschäften des Friedens bewunderungswürdig und wirkte im ganzen Umfange von Castilien Wunder; dabei war aber Isabella auch in den Kriegsunternehmungen unzertrennlich von ihrem Gemahle. Diese Unternehmungen waren gegen die Ungläubigen gerichtet und machten den König Ferdinand, sowie seinen General Gonsalvo von Cordova in Europa, Asien und Afrika berühmt. Im Jahre 1482 begannen Ferdinand und Isabella, durch die feindselige Haltung des Emirs Muley Abulhassan dazu aufgefordert, den Krieg mit den Mohammedanern von Granada, welchen sie nachher neun Jahre lang, bis zur Eroberung von Granada, ununterbrochen fortsetzten. Dieser Krieg ist sowohl von spanischen Dichtern unzählige Male besungen, als auch von spanischen Geschichtschreibern mit großer Vorliebe vortrefflich behandelt worden und bildet einen der besten Abschnitte in Mariana's allgemeiner Geschichte von Spanien. Auch Graf Albert von Circourt, von welchem in den vierziger Jahren eine ganz nach den Quellen gearbeitete Geschichte der Mauren unter christlicher Herrschaft in drei Bänden erschienen ist*), hat die Unternehmungen Ferdinand's und seiner Gemahlin Isabella gegen Granada genau, kritisch und ohne allen Bombast beschrieben und ihr eine kurze Uebersicht der christlichen Eroberungskriege mit den Mauren von 1284 bis 1474 vorausgeschickt. Wir dürfen hier den neunjährigen Krieg, welchen Ferdinand und Isabella mit Granada geführt haben, nur im Allgemeinen berühren, weil die besonderen Ereignisse desselben für die europäische Geschichte unwichtig sind. Das Resultat dieses Krieges war die Größe Spaniens nach außen und die Vermehrung der königlichen Macht im Inneren.

Was den Beginn dieses Krieges angeht, so wäre Ferdinand im Jahre 1482 lieber gegen Frankreich gezogen, um Roussillon zu erobern; seine Gemahlin Isabella aber, die sich die Regierung von Castilien vorbehalten hatte, bestand auf dem Kriege mit Granada. Die Maaßregeln zu demselben wurden mit großem Nachdruck ergriffen. Jeder maurische Abkömmling im Reiche mußte einen Dukaten zum Kriege steuern; die neu eingerichtete Inquisition, deren Beschaffenheit wir erst in einem folgenden Bande erklären werden, lieferte aus den

*) Histoire des Mores Mudejares et des Morisques ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens par le comte A. de Circourt. Paris 1846.

von ihr erhobenen Geldbußen und gemachten Güter-Einziehungen einen Beitrag zu den Kosten; die Geistlichkeit zahlte als Tercias oder als Drittel ihres Zehnten 100,000 aragonische Gulden; der Papst erlaubte, Indulgenzen für Geld zu verkaufen, und endlich schossen auch Privatleute Geld her. Zu den ersten Unternehmungen in diesem Kriege gehörte die Einnahme der in den Abhängen der Sierra Nevada herrlich gelegenen festen Stadt Alhama (d. i. Bad, von den dortigen warmen Schwefelquellen) durch den Markgrafen von Cadix, Roderich Ponce de Leon; eine bewundernswerthe That, an welche ein berühmtes Lied erinnert*). Alhama wurde ebenso rühmlich behauptet als erobert; König Ferdinand selbst zog dort ein und ließ die Moscheen zu Kirchen umschaffen. Sonst brachte der Kriegsanfang keineswegs entscheidenden Erfolg; nur unterwarf sich schon in der ersten Abtheilung des Krieges (1482 bis 1484) ein Theil der Einwohner des Reiches Granada, während ein anderer Theil nach Afrika auswanderte. Auch litt das wie ein Garten angebaute Land der Feinde schon damals unsäglich und die gedrängte Bevölkerung desselben wurde furchtbar mißhandelt; die Spanier hieben oft ganze Schaaren von Ungläubigen gegen das gegebene Versprechen ohne Schonung zusammen. Zu großem Vortheil gereichte den Christen die Uneinigkeit ihrer Gegner, indem der alte Emir Abulhassan mit seinem Sohne Abu Abdilehi (Boabdil) völlig zerfallen war. Die Königin Isabella weilte oft unter dem Heere, feuerte dessen Muth an und erwarb sich Ruhm durch die Anlegung von Hospitälern für verwundete Krieger.

Im Jahre 1487 ward auf Betreiben des Erzbischofs von Toledo ein neuer, gegen Malaga gerichteter Zug begonnen, zu welchem der Papst die Tercias der Geistlichkeit auf 20 Jahre gewährte. In diesem Kriegsjahre wurde nach einer Belagerung, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte, und bei welcher auch Minengänge zum Sprengen der Mauern angewandt wurden, das reiche und blühende Malaga zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade gezwungen und sämmtliche moslemische Einwohner vertrieben oder als Sklaven verkauft. Im Jahre 1488 sollte es zunächst der Stadt Baza, der Vormauer von Granada, gelten; es fand sich aber damals, daß die königliche Schatzkammer ganz erschöpft und alle Vasallen des Krieges müde waren. Im Frühjahr 1489 erschienen von 60 Reichs-Vasallen nur 15. Unter diesen Umständen faßte Isabella den Entschluß, auf ihre eigenen Kosten ein Heer ins Feld zu stellen; denn sie betrieb die Vernichtung der maurischen Herrschaft, Bildung und Betriebsamkeit in Spanien mit demselben heftigen Religionseifer, welcher später den König Ludwig XIV.

*) Die Romanza „Aljama", zuerst in's Deutsche übersetzt von Herder in den „Stimmen der Völker".

von Frankreich zur Ausrottung des Calvinismus in Frankreich und zur Vertreibung der Calvinisten bewog. Isabella borgte 100 Millionen Maravedis, verpfändete ihr Geschmeide, überließ die Jahreseinkünfte Leuten, welche ihr 10 Procent baar zahlten, und brachte es auf diese Weise dahin, daß sie im Juni 1489 mit 12,000 Reitern und 50,000 Mann zu Fuß gegen Baza und gegen den dort herrschenden Abdallah el Zagal, einen Oheim Boabdils, aber wie dessen Vater mit ihm verfeindet, in's Feld rücken konnte.

Baza und das ganze Gebiet el Zagal's wurden als der vornehmste Theil des Reiches Granada angesehen, ohne dessen Besitz die Hauptstadt desselben nicht behauptet werden könne. El Zagal selbst war so tapfer und so geschickt im Felde, daß ihm die Geschichtschreiber nach seiner Besiegung Worte in den Mund legen, welche dem gleichen, was Virgil den Aeneas vom Hektor sagen läßt*). Er soll gesagt haben: „Wenn Allah nicht den Sturz des Thrones von Granada beschlossen gehabt hätte, so würde meine Hand ihn aufgehalten haben. Sein Wille geschehe!“ El Zagal wurde übrigens nicht im Felde besiegt, sondern sein Verwandter, Cidi Yahia, welchem Isabella große Versprechungen machte, ward mehrere Male zum Verräther an ihm und übergab nicht nur Baza, sondern beredete auch seinen Herrn, sich durch einen Vertrag in die Hände des christlichen Königspaares zu geben.

Dieser Vertrag wurde im December 1489 vor Almeria in Ferdinand's Zelt abgeschlossen und vermittelst desselben auch der Theil von Granada, über welchen El Zagal zu verfügen hatte, den Christen zugesprochen. Ein bedeutender Theil des Landes, nebst der Hauptstadt Granada selbst, war noch im Besitze Boabdils, der sich im Jahre 1483 vertragsweise zu einem Vasallen Ferdinand's gemacht und, wie es heißt, demselben in einem geheimen Artikel versprochen hatte, daß er, sobald Baza bezwungen sei, die Königswürde von Granada mit dem Besitz der Stadt Guadix vertauschen wollte. Ferdinand erinnerte ihn jetzt sogleich an dieses Versprechen. Der König von Granada hatte jedoch keine Lust, es zu erfüllen, sondern suchte vielmehr durch Widerstand gegen die Christen die verlorene Gunst der Moslemen wieder zu gewinnen. Auch würden, da Ferdinand und Isabella aus Fanatismus die mit den Städten Guadix und Almeria geschlossenen Capitulationen auf eine empörende Weise verletzt hatten, die Unterthanen des maurischen Königs sich schwerlich friedlich den Spaniern haben überliefern lassen, selbst wenn Abu Abdilehi bei ihnen mehr Ansehen gehabt hätte, als er hatte.

Von 1490 bis 1492 ward aufs Neue ein blutiger Krieg geführt; er endigte aber nach vielem Morden damit, daß Abu Abdilehi im An-

*) Si Pergama dextra defendi possent, etiam hac defensa fuissent.

fange des Jahres 1492 den Christen die Thore seiner Hauptstadt öffnete. Das Hauptverdienst dabei hatte Gonsalvo von Cordova, welcher übrigens, obgleich er im Kriege den meisten Ruhm erntete, seinen Beinamen „großer Feldherr" sich erst später erwarb. Gonsalvo machte sich im Kriege mit Granada besonders durch die Verbindungen nützlich, welche er mit und unter den Mauren unterhielt, indem er vermittelst derselben es dahin brachte, daß Abu Abdilehi gegen den Willen seiner Unterthanen die Stadt übergab. Gonsalvo zeichnete sich allerdings auch als Streiter und Anführer aus, aber nicht gerade vor allen Anderen; dagegen war keiner unter den Anführern so sehr als er mit den inneren Verhältnissen der Mauren von Granada bekannt. Aus diesem Grunde wählte Isabella ihn und den Fernando von Zafra zu Unterhändlern, als im Anfange des Monats October 1491 Abu Abdilehi zu capituliren verlangte. Die Unterhandlungen wurden sehr geheim gehalten. Sie fanden einige Male in der Alhambra von Granada Statt; die meisten Zusammenkünfte aber hielt man aus Vorsicht in Churrianna, einem eine Stunde von Granada entfernten Dorfe. Schon am 25. November wurde ein Vertrag unterzeichnet, welcher die dem Könige von Granada persönlich zu gewährenden Vortheile festsetzte und ihm namentlich ein kleines Gebiet unter spanischer Lehenshoheit zusicherte, drei Tage später aber ein zweiter, welcher die Rechte der mohammedanischen Einwohner sichern sollte. Im Anfange des Jahres 1492 (2. Januar) nahmen Ferdinand und Isabella Besitz von Granada. Wir erwähnen der Vertragsbedingungen, sowie der an sich sehr anziehenden näheren Umstände der Kriegsführung und Belagerung nicht näher, weil Alles, was man gewährte, nicht gehalten und alle Eide gebrochen wurden, da nach der Lehre jener Zeit im Verkehr mit Ungläubigen die Verletzung der Treue und des gegebenen Wortes, wenn sie zum Vortheile des rechten und wahren Glaubens geschah, ein hohes Verdienst war. Boabdil, dem seine neue Stellung drückend war, verkaufte das ihm zugewiesene Land an Ferdinand und Isabella und begab sich nach Afrika.

Der Krieg gegen die Mauren war zum Theil auf Unkosten Aragonien's zum Vortheile Castilien's geführt worden und Ferdinand hatte ihn mehrere Male aufgeben wollen, um den Fortschritten der Könige von Frankreich ein Ziel zu setzen. Auch entfernte er sich in der That während jenes Krieges einst aus dem Süden, um der Erbin von Bretagne Hülfe zu leisten, und zog ebenso wegen des Besitzes von Roussillon und Cerdagne in's Feld. Die zuletzt genannten beiden Länder erlangte er endlich durch eine Fügung des Schicksals fast in demselben Augenblicke, in welchem er der maurischen Herrschaft in Spanien gänzlich ein Ende machte. Am 19. Januar 1493 ward nämlich vom fran-

zösischen König Karl VIII. zu Tours und von Ferdinand und Isabella zu Barcelona ein Vertrag unterzeichnet, welcher Roussillon und Cerdagne wieder an Spanien zurückbrachte. Ferdinand hatte, um dies zu erreichen, entweder, wie es heißt, durch Geistliche das Gewissen von Karl's VIII. Schwester beängstigen oder dessen Vertraute bestechen lassen, oder auch des französischen Königs sehnlichen Wunsch, den Zug nach Neapel und Constantinopel anzutreten, zu benutzen verstanden.

Der Vertrag von Barcelona verschaffte dem spanischen Könige den Besitz von Roussillon und Cerdagne und den Frieden mit Frankreich, ohne ihn nachher zu hindern, daß er seinen in Neapel herrschenden Verwandten Hülfe leiste und spanische Truppen nach Neapel schicke; denn es ward in demselben der ausdrückliche Vorbehalt gemacht, daß Ferdinand dem Papste im Nothfalle beistehen dürfe. Ein Artikel des Friedens lautete nämlich, Karl VIII. und Ferdinand wollten gegen alle Feinde mit alleiniger Ausnahme des Statthalters Christi einander beistehen. Papst Alexander VI. bewies sich dankbar dafür; denn er verlieh dem König Ferdinand und seiner Gemahlin, sowie ihren Nachfolgern den Ehrentitel: „katholische Majestät“, auf welchen die Beherrscher von Spanien nicht wenig stolz waren.

Auf jenen Artikel gestützt, schickte Ferdinand nachher, wie wir bereits erzählt haben, Gesandte nach Rom, um sich des Papstes anzunehmen, und einer dieser Gesandten, Anton Fonseca, erklärte dem Könige von Frankreich in dessen Lager bei Velletri dadurch den Krieg, daß er den Vertrag von Barcelona vor den Augen Karl's in Stücke zerriß. Wir zweifelten anfangs an dieser theatralischen Scene; wir sehen aber aus den Stellen der Spanier, welche Prescott anführt, daß Fonseca nach einer erhaltenen Instruction handelte. Auch hat Ferdinand damals schon eine Abtheilung Truppen unter Gonsalvo von Cordova nach Sicilien geschickt. Diese Spanier verhalfen den vertriebenen Prinzen des in Neapel herrschenden Zweiges der aragonischen Königsfamilie einstweilen wieder zum Besitze ihres Thrones und mußten dabei zugleich Alles auskundschaften, weil Ferdinand selbst auf eine Gelegenheit wartete, das Königreich, welches seines Vaters Bruder (Alfons V.) durch Einsetzung eines natürlichen Sohnes von der noch immer zu Aragonien gehörenden Insel Sicilien getrennt hatte, wieder mit derselben zu vereinigen, was ihm einige Jahre später auch gelang. Sobald Karl VIII. im Herbst 1496 mit Mailand Frieden geschlossen hatte, unterhandelte auch Ferdinand mit ihm, und die Feindseligkeiten, welche bereits an der Grenze der Pyrenäen begonnen hatten, wurden im März 1497 durch einen Waffenstillstand beendigt und nachher nicht wieder erneuert.

10. Ludwig XII. von Frankreich und sein Zug gegen Mailand.

Karl VIII. starb schon im April 1498 auf dem Schlosse zu Amboise und da mit ihm der Mannsstamm des Königs Karl VI. erlosch*), so ward Herzog Ludwig von Orleans als Großneffe Karl's VI. König von Frankreich. Dieser neue Regent, Ludwig XII., und sein Alles leitender Minister und Liebling, Georg von Amboise, Erzbischof von Rouen, befolgten eine ganz andere Politik, als Karl VIII.; denn Ludwig wollte eines Theiles Mailand als Erbtheil seiner Großmutter, der Valentine Visconti, in Anspruch nehmen, und bedurfte anderes Theils, um eine harte Ungerechtigkeit gegen seine unglückliche Gemahlin üben zu können, der Freundschaft des Papstes Alexander VI. Ludwig wünschte schon längst von seiner Gemahlin Johanna, der Schwester Karl's VIII., der er seine Befreiung verdankte und die ihm trotz seiner grenzenlosen Ausschweifungen stets treulich angehangen hatte, geschieden zu werden, um Karl's Wittwe, Anna von Bretagne, heirathen zu können; der schreckliche Papst Alexander VI. aber wünschte seinen Sohn, den Kardinal Cäsar Borgia, auf Unkosten Italien's zum weltlichen Fürsten zu machen. Beide vereinigten sich daher leicht über einen Bund zu gemeinschaftlichem Unrecht. Der Papst schickte seinen Sohn Cäsar, welcher schon damals öffentlich erklärte, daß er die Kardinals-Würde niederlegen und dem Priesterthum entsagen wolle, weil er zu Beidem gezwungen worden sei, nach Frankreich und beauftragte ihn mit einer Art Proceß gegen die unglückliche Königin Johanna, obgleich er ihm die Bullen, in welchen die Scheidung derselben ausgesprochen war, schon ganz fertig mitgab. Dagegen versprach König Ludwig dem Papste, nicht blos ruhig geschehen zu lassen, daß Cäsar Borgia die im Gebiete des Kirchenstaats herrschenden Familien der sogenannten apostolischen Vicare oder Erbherren eine nach der anderen aus ihren Städten oder Herrschaften vertreibe, sondern auch selbst Truppen dazu herzugeben.

Cäsar Borgia machte auf der Reise nach Frankreich und während seines Aufenthaltes daselbst einen so grenzenlosen Aufwand und entfaltete eine solche Pracht, daß sogar der königliche Hof da-

*) Karl's VI. Bruder war Ludwig von Orleans, ermordet 1407. Dieser hatte von Valentine Visconti zwei Söhne, Charles d'Orleans, oft von uns erwähnt als Gefangener von Azincourt, sowie als berühmter Dichter, und Johann von Angoulême. Der Sohn des Ersteren, Ludwig XII., wurde demnach König, nachdem Karl VIII., ein Urenkel Karl's VI., seine zwei Söhne vor sich hatte sterben sehen. Da auch Ludwig XII. kinderlos verschied (1515), so folgte ihm der Enkel Johanns von Angoulême, Sohn seines im Jahre 1496 verstorbenen Sohnes Karl, als König Franz I.

durch verdunkelt ward. Andererseits verschwendete König Ludwig die Güter und Schätze seines Reiches an Cäsar, weil er vermittelst desselben den ihm verhaßten Ludwig Moro von Mailand zu verderben suchte. Er schenkte ihm das Herzogthum Valentinois in der Dauphiné, machte ihn zum Obersten von 100 Reitern mit 20,000 Livres Jahrgehalt und versprach ihm eine Herrschaft im Mailändischen. Dafür brachte Cäsar denn auch dem Erzbischof Georg von Amboise den Kardinalshut mit. Die Gründe, welche die päpstlichen Commissäre für die Trennung einer so manche Jahre hindurch bestandenen Ehe anführten, erwähnen wir absichtlich nicht; es ist genug, daß die Scheidung vollzogen und Ludwig XII. im Anfange des Jahres 1499 im Schlosse zu Nantes mit seines Vorgängers Wittwe vermählt ward; Johanna zog sich in ein Kloster zu Bourges zurück, wo sie 1505 starb. Die laute Unzufriedenheit des Volkes, welche durch die heftigen Predigten gegen die Scheidung und gegen die Ehe des Königs erregt wurde, stillte Ludwig dadurch, daß er die Abgabe, welche die Könige beim Antritt ihrer Regierung zu fordern pflegten, nicht erheben ließ und sogar ein Zehntel der gewöhnlichen Steuern abschaffte.

Schon dieser Anfang seiner Regierung bewies, daß Ludwig XII. Willens sei, die monarchische Gewalt, welche seine Vorgänger sich auf jede Weise verschafft hatten, zum Besten des Volkes zu gebrauchen; das Folgende mag zeigen, wie nöthig eine Reform des Staatswesens war und auf welche Weise Ludwig den Namen eines **Vaters des Volkes**, den man ihm gegeben hat, zu verdienen suchte. Er stellte zunächst die schreienden Mißbräuche ab, welche die neue Einrichtung eines stehenden Heeres herbeigeführt hatte. Die zur Unterhaltung der Gensdarmes bestimmten Einnahmen waren bis dahin nicht gesichert gewesen, die Hauptleute derselben entschuldigten daher Gewaltthätigkeit und Räuberei mit der Nothwendigkeit, ihre Leute zu unterhalten und zu besolden; Ludwig XII. ließ aber die Einnahmen auf solche Weise sichern, daß die Entschuldigung wegfiel. Die Gewaltthätigkeiten waren im offenen Lande und in den kleinen Städten geübt worden; Ludwig gebot daher, die Reisigen sollten nur innerhalb der größeren, durch Mauern geschützten Städte verweilen dürfen, wo die wehrhafte Bürgerschaft ihnen das Gleichgewicht halten könne. Endlich sollten statt der Abenteurer und Raubritter, die man bisher zu Hauptleuten genommen hatte, nur zuverlässige und angesehene Leute gewählt werden. Diese sollten persönlich für alle Unordnungen verantwortlich sein, wenn sie nicht selbst die Schuldigen den Gerichten anzeigten oder zur Bestrafung überlieferten. Auch andere polizeiliche Einrichtungen im Inneren, welche Ludwig gleich anfangs traf, waren wohlthätig und dauerhaft, z. B. die neue Münzordnung, die neuen Ausprägungen

mit dem Bilde des Königs, die durchgreifende Verbesserung des ganzen Gerichtswesens und die Errichtung neuer stehender Gerichtshöfe oder Parlamente.

Dagegen ward der Zusatz, welchen Ludwig zu seinem Titel machte, die Verkündigung von Kriegen, die ein halbes Jahrhundert lang fortdauerten. Er nannte sich nämlich „König von Neapel, Sicilien und Jerusalem, Herzog von Mailand". Die in diesem Titel liegenden Ansprüche schienen den König von Frankreich nicht blos mit Mailand, dessen Herzog, Ludwig Moro, ihm tödtlich verhaßt war, sondern auch mit Kaiser Maximilian I. entzweien zu müssen. Der Letztere war schon gegen Karl VIII. nach Italien gerufen worden und in Toscana den verbündeten Italienern zu Hülfe gezogen; er hatte aber für diese ebensowenig zu Stande gebracht, als später für Ludwig Moro, den Oheim seiner Gemahlin, der ihm reiche Subsidien zahlte. Es ging ihm dort wie überall: er richtete nur wenig aus, weil er nie seine Truppen bezahlen konnte; dagegen bewies er überall ritterlichen Sinn und großen persönlichen Muth. Nach Karl's VIII. Tode zog er auch für seinen Sohn Philipp von Burgund, sowie für die Niederländer und deutschen Herzoge, welche um Cleve und Mark stritten, gegen Ludwig XII. zu Felde, kehrte aber bald wieder um, ohne ihnen etwas genützt zu haben. Philipp und die deutschen Herzoge ordneten nachher selbst, so gut es ging, ihre Angelegenheiten, während Maximilian ein neues fruchtloses Abenteuer bestand. Maximilian zog nämlich damals gegen die Schweizer und drang zwar bis ins Engadin vor, erfocht aber auch diesmal keine Vortheile. Alle diese Unternehmungen werden daher auch von uns weiter unten nur im Vorbeigehen erwähnt werden.

Zu derselben Zeit, als Kaiser Maximilian in Italien, in Frankreich und in der Schweiz eine so traurige Rolle spielte, legte sein Sohn, Philipp von Burgund, den Grund zu jener Ausdehnung der Herrschaft des Habsburgischen Hauses, welche nachher anderthalb Jahrhunderte lang für Spanien, Deutschland und Italien gleich verderblich war. Karl's VIII. Zug nach Italien hatte nämlich die Beherrscher von Aragonien und Castilien, Ferdinand und Isabella, bewogen, durch Heirathen eine enge Verbindung mit Maximilian und mit den Niederlanden zu schließen. Sie hatten ihren einzigen Sohn, Don Juan, mit Maximilian's Tochter Margaretha, welche von Karl VIII. verschmäht worden war, vermählt; doch starb dieser Prinz schon am 4. October 1497 im Alter von 20 Jahren. Ihre zweite Tochter, Johanna, hatten sie dem Bruder der Margaretha, Philipp, zur Gemahlin gegeben. Diese Prinzessin, welche gleich darauf durch den Tod ihrer älteren Schwester Erbin der ganzen spanischen Monarchie ward, gebar im Jahre 1500 zu Gent den nachherigen Kaiser Karl V., welcher, im Begriffe eine

Universalmonarchie zu errichten, nach vielen glücklichen Kriegen zuletzt durch die Reformation alle seine glänzenden Plane vereitelt sah*).

König Ludwig XII. hatte sich übrigens gleich im Anfange seiner Regierung über seine Absichten in Italien mit dem Könige von Spanien abgefunden, wenn wir anders dem trauen dürfen, was Prescott über geheime Verabredungen berichtet, welche bei Gelegenheit des im August 1498 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Friedens getroffen wurden. Nachdem nämlich der Waffenstillstand, welchen Ferdinand der Katholische mit Karl VIII. geschlossen hatte, von Zeit zu Zeit verlängert worden war, kam im August 1498 zu Marcoussi ein Friede zu Stande und schon bei dieser Gelegenheit sollen die beiden Könige mit einander übereingekommen sein, sich auf Unkosten der schwächeren Fürsten in Italien, am wahrscheinlichsten durch Theilung des Königreichs Neapel, zu vergrößern. Ferdinand's Einfluß verschaffte daher damals auch dem Erzherzog Philipp dem Schönen von Burgund von der französischen Regierung Vortheile, die ihm seines Vaters Maximilian Waffen nicht hatten verschaffen können.

Die Vortheile betrafen die Ausführung eines Artikels in dem zu Senlis geschlossenen Friedensvertrage. Der König von Frankreich hatte in demselben versprochen, die Städte Hesdin, Aire und Bethune, die er noch im Besitz hatte, dem Erzherzoge zurückzugeben, sobald dieser volljährig sei, die Regierung selbst führe und dem Könige von Frankreich für Artois und Flandern die Huldigung leiste. Obgleich aber Philipp die Regierung schon längst übernommen und sich erboten hatte, die Huldigung zu leisten, so hatten die Franzosen die Sache doch immer hinauszuschieben gewußt. Maximilian hatte aus diesem Grunde den oben erwähnten Einfall in Frankreich gemacht. Während er aber seinem Sohne nicht helfen konnte, sondern vielmehr aus dem Herzogthum Burgund wieder herausgetrieben wurde, trafen zu derselben Zeit, als dies geschah, beim Könige von Frankreich englische und spanische Gesandte zugleich mit Philipp's Abgeordneten ein, um auf die genaue Vollziehung des Vertrags von Senlis zu dringen, und nun ward die Sache rasch zu dem gewünschten Ende gebracht. Ferdinand versprach nämlich damals in dem mit Ludwig geschlossenen Vertrage, sich den Absichten des französischen Königs in Italien nicht zu widersetzen, und

*) Ferdinand und Isabella hatten außer dem oben genannten Prinzen von Asturien, Juan, mehrere Töchter. Die älteste, Isabella, starb 1498 als Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal; ihr Sohn Michael, der nur wenige Jahre alt wurde, würde bei längerem Leben die Nachfolge über alle Länder der pyrenäischen Halbinsel erhalten haben. Die zweite Tochter des Königspaares war Johanna, die dem Erzherzog Philipp von Burgund außer Karl V. noch einen Sohn, Ferdinand, und vier Töchter gebar. Eine dritte Tochter Ferdinand's des Katholischen und Isabella's war Katharina, die erste der sechs Gemahlinnen Heinrich's VIII. von England.

dieser konnte daher jetzt nicht nur seinen Plan, den Herzog von Mailand zu vertreiben, ohne Widerspruch von Spanien und England ausführen, sondern bestand deshalb auch nicht weiter darauf, daß Philipp ihm die Huldigung persönlich leiste; er schickte Gesandte nach Arras, um sie in seinem Namen einzunehmen.

Ludwig XII. hatte für jenen Plan nicht blos den Papst, sondern auch die Venetianer gewonnen. Diesen war nämlich früher von Ludwig Moro für die Hülfe, die sie ihm gegen Karl VIII. leisteten, der Besitz von Novara versprochen worden; Ludwig Moro hatte aber nicht Wort gehalten und da überdies ihre Politik forderte, daß sie auf jeden Fall Maaßregeln trafen, um die von ihnen besetzten neapolitanischen Küstenstädte zu behaupten, so ließen sie sich durch Aussichten, welche Ludwig XII. ihnen eröffnete, bewegen, Gesandte nach Frankreich zu schicken, wo damals auch Cäsar Borgia sich aufhielt. Im Februar 1499 kam hierauf zu Blois zwischen ihnen und dem Könige ein Vertrag zu Stande, in welchem dieser ihnen einen Antheil an den von ihm zu machenden Eroberungen versprach, indem er ihnen den Besitz der Stadt Cremona und der Ghiara d'Adda oder des Landstriches zwischen der Adda, dem Po und dem Oglio zusicherte; dafür sollte ihn Venedig mit 1500 Gensdarmes und 4000 Fußgängern gegen Ludwig Moro unterstützen.

Ludwig XII. bedurfte zum Angriffe auf Mailand besonders der Schweizer, und um diese anwerben zu können, hatte er baares Geld nöthig. Da nun das Anlehen-System unserer Zeit noch nicht erfunden war, so gab ihm sein Georg von Amboise ein Mittel an, welches dem französischen Reiche bald viel verderblicher wurde, als die Erpressungen, zu denen Ludwig's Vorfahren in ähnlicher Lage gewöhnlich ihre Zuflucht genommen hatten. Amboise rieth nämlich dem Könige, von den Finanzbeamten bedeutende Summen zu erheben und die erledigten Stellen derselben zu verkaufen, statt sie zu vergeben. Ludwig XII. entschloß sich ungern dazu, weil er selbst einsah, daß dadurch seine Steuerbeamten zu den ärgsten Bedrückern und Quälern des Volkes gemacht werden würden. In der That ward auch dieses von Amboise eingeführte System, welches die Finanzbeamten in selbstständige Blutsauger verwandelte, dem französischen Volke ebenso verderblich, als das unselige Anlehen-System des 18. Jahrhunderts allen Völkern Europa's geworden ist.

Sobald Ludwig das nöthige Geld erhalten hatte, zog im August 1499 ein französisches Heer von 13,000 Mann zu Fuß und von 9600 Reitern oder, wie man die Letzteren damals zu bezeichnen pflegte, von 1600 Lanzen gegen Mailand aus. Das Fußvolk bestand aus 5000 Schweizern und 8000 Franzosen. An der Spitze jeder der drei Ab-

theilungen, in welche das Heer getheilt war, standen erprobte Feldherren. Die erste ward von Johann Jakob Trivulzio, einem der aus Mailand vertriebenen Freunde der Freiheit, geführt, die zweite von Ludwig von Luxemburg, Grafen von Ligny, der dritte von dem öfter erwähnten Eberhard (Evrard) Stuart, Herrn von Aubigny, der sich in Neapel nach Karl's VIII. Abzug ausgezeichnet hatte. Ludwig's Absicht, das Herzogthum Mailand zu erobern, ward sehr schnell erreicht. Papst Alexander VI. war ganz in Ludwig's Interesse, sobald dieser seinem Sohne Cäsar Borgia nicht allein eine Braut zu verschaffen versprochen, sondern auch seinen Beistand zugesagt hatte, um Imola, Faënza, Forli und Pesaro ihren rechtmäßigen Besitzern zu entreißen und aus diesen Besitzungen einen eigenen Staat zu bilden; Trivulzio hatte Einverständnisse mit den Guelfen von Mailand; Herzog Philibert von Savoyen gewährte für Geld nicht nur den Durchzug, sondern auch einige Truppen; die Venetianer rückten in das Mailändische ein; Jedermann im Lande verabscheute den Herzog Ludwig Moro als Tyrannen, als Usurpator und als den Mörder seines Neffen, kein Befehlshaber that seine Pflicht, alle Festungen öffneten die Thore. Der Tyrann sah sich daher schon am 2. September 1499 gezwungen, aus Mailand nach Tirol zu fliehen und bei Kaiser Maximilian Schutz zu suchen. Er nahm seine Kleinodien und 250,000 Goldthaler mit; seine Söhne Maximilian und Franz hatte er bereits früher nach Deutschland geschickt. Der fliehende Herzog hoffte an der Spitze eines von den Schweizern gemietheten und von Maximilian ihm für Geld anvertrauten Heeres bald zurückkehren zu können und hatte deshalb seinen Feldherrn Bernhard von Corte mit einigen 1000 Mann in der Burg von Mailand zurückgelassen. Allein dieser verkaufte sich für 10,000 Dukaten und für die Hälfte des in der Burg befindlichen herzoglichen Silbergeschirres den Franzosen. Widerstand wurde also nicht einmal versucht und schon am 6. October hielt Ludwig XII. seinen Einzug in Mailand. Er ließ den jungen Sohn des unglücklichen Herzogs Johann Galeazzo nach Frankreich führen und schickte dessen Mutter Isabella nach Neapel zurück. Auch Genua erkannte Frankreich's Oberhoheit an und erhielt Philipp von Cleve zum Statthalter.

Die Franzosen konnten sich in dem eroberten Lande unmöglich behaupten, weil sie die ganze mächtige Partei der lombardischen Ghibellinen gegen sich hatten. Papst Alexander VI. und seine Kinder eilten daher, die ersten Augenblicke des Sieges der Franzosen zu ihren Zwecken zu benutzen, und sie thaten dies auf eine für die ganze Christenheit höchst ärgerliche Weise. Die berüchtigte Tochter des Papstes, Lucrezia Borgia, welche nach ihrer Scheidung von Sforza mit Don Alfonso von Aragonien, Fürsten von Bisignano, einem natürlichen Sohne des neapolitanischen Kö-

nigs Alfons, vermählt worden war, hatte von ihrem Vater schon früher den Besitz des Herzogthums Spoleto erhalten; jetzt entriß Alexander VI. auch Sermoneta und was dazu gehörte dem rechtmäßigen Besitzer, um seine Tochter damit zu belehnen. Außerdem erschien Cäsar Borgia, Herzog von Valentinois, mit Hülfsvölkern, die er vom König Ludwig erhalten hatte, um Sforza von Pesaro, Malatesta von Rimini, Manfredi von Faënza, Katharina Sforza, welche in ihres Sohnes Ottaviano Riario Namen in Imola und Forli herrschte, Varano von Camerino, die Grafen von Monteseltro und die Herzoge von Urbino ihrer Besitzungen zu berauben. Imola, wo sich Ottaviano Riario befand, fiel sammt seiner Burg schon nach 20 Tagen; dagegen ward die Burg von Forli durch Katharina Sforza so standhaft vertheidigt, daß, als sie endlich erstürmt und Katharina gefangen auf die Engelsburg geführt worden war, der Befehlshaber der französischen Hülfstruppen, Allegre, den Gefangenen die Freilassung auswirkte. Bald nachher (im Februar 1500) mußten jedoch die französischen Truppen den Kirchenstaat wieder verlassen, weil damals plötzlich Ludwig Moro mit einem Heere, welches in der Schweiz und in der Grafschaft Burgund geworben worden, nach Mailand zurückgekehrt war.

Die Franzosen hatten durch die Gräuel, welche sie bei der Eroberung begangen hatten und deren sie sich sogar rühmen, durch ihre Erpressungen und namentlich auch durch ihre Galanterien Alles gegen sich erbittert; außerdem war Trivulzio nebst den von ihm begünstigten Guelfen den Ghibellinen tödtlich verhaßt; der vertriebene Herzog fand daher, als er mitten im Winter unerwartet zu Como erschien, überall günstige Aufnahme, und die Franzosen zersplitterten ihre Macht. Ludwig Moro kehrte in seine Residenz zurück, ohne jedoch die Burg besetzen zu können, folgte dann der französischen Heerabtheilung, welche Trivulzio nach Mortara führte, auf dem Fuße nach, und eroberte sogar das feste Novara. Unterdessen hatte aber König Ludwig ein neues Heer unter la Tremouille gerüstet und für dasselbe war durch den Bailli von Dijon auch eine Anzahl schweizerischer Freischärler (Reislaufer) geworben worden. Dieses französische Heer rückte gegen Novara heran, wo Ludwig mit seinen Truppen lag. Schweizer standen also hier anderen Schweizern gegenüber, und Ludwig Moro mußte seine ganze und alleinige Hoffnung auf die in seinem Dienste befindlichen Schweizer setzen. Da erschien plötzlich von den sogenannten Orten oder, wie wir heut' zu Tage sagen, von der Tagsatzung ein Befehl, welcher zu einer für Ludwig Moro unglücklichen Stunde die Schweizer beider Heere nach Hause zurückrief. Dies gab den Franzosen und den unter ihnen dienenden Schweizer-Officieren Gelegenheit, einen Verrath zu üben, welcher allgemein, besonders aber in der Schweiz

selbst, mißbilligt worden ist, weil sonst die Schweizer, so eigensinnig und lohnbegierig sie auch waren, gerade wegen ihrer unerschütterlichen Treue überall gesucht wurden.

Der eigentliche Zusammenhang dieser Begebenheit ist, ungeachtet der darüber angestellten gerichtlichen Untersuchungen, nicht bekannt geworden; doch ist die Art, wie Sismondi ihn darstellt, die wahrscheinlichste. Die Officiere der von den Kantonen an Frankreich vermietheten Schweizer Truppen bewogen die Freischärler des Herzogs Ludwig Moro, daß sie, auf den an sie ergangenen Ruf gestützt, den Dienst gegen ihre Landsleute versagten und tobend und lärmend den rückständigen Sold forderten. Der Herzog ließ hierauf sogleich seinen Bruder, den Kardinal Ascanius, dringend bitten, ihm von Mailand her mit Italienern zu Hülfe zu kommen, sah sich aber, noch ehe dies geschehen konnte, genöthigt, ein Treffen zu liefern, damit er nicht von Mailand abgeschnitten werde. Er marschirte daher aus Novara heraus. Kaum hatte er jedoch sein Heer aufgestellt, als die Schweizer in demselben ihm plötzlich den Dienst verweigerten und mit Ungestüm ihren rückständigen Sold forderten. Vergebens suchte er durch Bitten sie zu bewegen, daß sie im Felde blieben; sie eilten in die Stadt zurück und hielten am 10. April 1500 mit ihren beim französischen Heere befindlichen Landsleuten eine Berathung. Wahrscheinlich hatten sie Geld erhalten. Dies scheint auch la Tremouille selbst in seinen Denkwürdigkeiten anzudeuten*). Das Resultat der Berathschlagung war, daß die Schweizer den Herzog seinem Schicksale überließen und nicht einmal einen freien Abzug für ihn auswirkten, sondern nur bei ihrem Abzuge ihn, der sich als Franziskaner verkleidet hatte, in ihre Reihen aufnahmen.

Ludwig Moro war an seiner langen, hageren Gestalt leicht erkenntlich und wahrscheinlich schon längst den Franzosen angezeigt, welche deshalb jeden vorbei marschirenden Schweizer genau beobachteten. Sie würden ihn gleichwohl nicht erkannt haben, wenn nicht Kaspar Silen und Rudolf Turmann aus Uri, sowie Rudolf von Salis aus Graubündten mit dem Finger auf ihn gedeutet hätten. Die Franzosen rissen ihn, als er vorüberkam, aus den Reihen und nahmen ihn fest. Der gefangene Herzog wurde erst nach der Burg von Novara und dann nach Frankreich gebracht. Dort ward er vom Könige, gleich als wenn dieser sein Richter hätte sein können und dürfen, als Usurpator und Verbrecher behandelt und aus einem Gefängniß in das andere, zuletzt

*) Le seigneur de Tremouille trouva moyen de pourparler aux ennemis du roi et à leurs capitaines cognoissant partie d'iceuls. Ses devis et remonstrances donnèrent occassion aux Suisses Lancequenetz et Bourguignons d'eulx assembler pour adviser à ce que leur avoit été dit par le seigneur la Tremouille.

aber nach Loches gebracht, wo er 10 Jahre später starb (1510). Die Italiener sagen, er sei dort sehr strenge behandelt worden; die Franzosen behaupten das Gegentheil. Die Schweizer, welche unter dem Herzoge gedient hatten, waren mehrentheils aus den vier kleinen Kantonen und aus Graubündten; sie besetzten daher mit ebenso viel Recht, als Ludwig XII. und die Venetianer, den Theil des Mailändischen, der ihnen dienen konnte. Die Urner sicherten durch die Besetzung der Stadt Bellinzona den übrigen Schweizern den Besitz des jetzigen Kantons Tessin, welcher ihnen später zugestanden ward. Die Urheber des an Ludwig Moro geübten Verrathes wurden jedoch der öffentlichen Verachtung preisgegeben und Thurmann in seiner Heimath sogar enthauptet. Auch der Kardinal Ascanius Sforza wurde nach Frankreich gebracht, erhielt aber später seine Freiheit wieder. Ludwig Moro's beide Söhne blieben bei Kaiser Maximilian; Johann Galeazzo's Sohn, den seine Mutter Isabella unkluger Weise dem König von Frankreich übergeben hatte, ward schon als Kind zum Mönch bestimmt.

Der Untergang des Herzogs von Mailand krönte den Frevel des Hauses Borgia mit Glück und Triumph. Der Herzog von Valentinois, Cäsar Borgia, und seine Schwester Lucrezia übten, von ihrem Vater Alexander VI. und sogar von dem guten König Ludwig XII. unterstützt, fortwährend Laster und Verbrechen, welche wir, um die Leser nicht zu ärgern und zu empören, nur anzudeuten wagen. Um jedoch den schauderhaften Verfall der Sitten und die Irreligiosität des ganzen öffentlichen Lebens in Italien zu bezeichnen, müssen wir wenigstens im Vorbeigehen die Geschichte des Cäsar Borgia und seiner Schwester in den Jahren 1500 und 1501 kurz berühren. Sobald Cäsar wieder durch Franzosen verstärkt war, nahm er zuerst Pesaro und vertrieb dann den Beherrscher von Rimini, Malatesta. Auch der durch blühende Jugend und Schönheit ausgezeichnete, zarte Jüngling Astorre Manfredi, welcher Faënza besaß, würde schon im Jahre 1500 ein Opfer von Cäsar's Herrschsucht geworden sein, wenn ihn nicht die Liebe seiner Unterthanen geschützt hätte; im folgenden Jahre aber ward seine Stadt von Cäsar genommen und er selbst, nachdem der Wüstling ihn auf eine schändliche Weise mißhandelt hatte, nach Rom geschleppt, erdrosselt und in die Tiber geworfen. Ebenso wurde der Herzog von Bisignano, der zweite Gemahl der Lucrezia Borgia, auf der Schwelle einer Kirche von einem Meuchelmörder verwundet (Juni 1500) und starb zwei Monate später, wahrscheinlich an Gift; man beschuldigte allgemein den Herzog von Valentinois und seine Schwester, daß sie die Urheber der That gewesen seien. Dies fand um so mehr Glauben, da ja Cäsar auch seinen Bruder, den Herzog von Gandia, hatte ermorden lassen und da keine Untersuchung über den Mordanfall auf den Gemahl der Lucrezia an=

gestellt und keiner der Thäter bestraft wurde. Bald nach diesem Morde ward der Herzog von Ferrara, Hercules von Este, durch den Papst und seine Kinder dazu gebracht, seinen Sohn Alfonso mit der berüchtigten Lucrezia zu verheirathen, wodurch sie sich gegen die herrschsüchtigen Plane des Hauses Borgia sicher stellten; die Vermählung wurde im December 1501 zu Rom mit einer selbst damals ungewöhnlichen Pracht gefeiert.

Auch die Florentiner begünstigten Alexander's Sohn, welcher mit Hülfe der Franzosen ein Königreich in Mittelitalien zu errichten trachtete. Cäsar war von seinem Vater zum Herzog von Romagna ernannt worden und hatte Schweizer in Dienst genommen, die ihm, weil es ihm nicht an Geld fehlte, zahlreich zuströmten. Er wollte auch den Johann Bentivoglio, der in Bologna herrschte, verjagen; dies verhinderte aber Karl von Amboise, Herr von Chaumont, welchen Ludwig XII. als Statthalter in Mailand zurückgelassen hatte, auf Befehl seines Königs, obgleich Ludwig sonst alle Absichten des Papstes Alexander und seiner Kinder auf jede Weise förderte. Nichts destoweniger hielt Bentivoglio für nöthig, den Herzog von Valentinois dadurch zu befriedigen, daß er sich gegen ihn zur Zahlung eines jährlichen Tributs verstand. Auch die Florentiner sahen sich zu ähnlichen Schritten gezwungen, als Cäsar, der Abhängigkeit von Bologna versichert, sich gegen sie wandte. Sie suchten beim Könige von Frankreich Hülfe, mußten sich aber gleichwohl, so gut sie konnten, mit Borgia abfinden. Sie verpflichteten sich durch einen Vertrag, ihn mit einer Heerabtheilung in ihre Dienste zu nehmen und ihm eine jährliche Besoldung von 36,000 Dukaten zu bezahlen. Außerdem mußten sie ihm den Herrn von Piombino, Jacob von Appiano, preisgeben, dem dann alle seine Besitzungen außer der Burg von Piombino, auch die Insel Elba, entrissen wurden. Machiavelli meint, die mit teuflischer Schlauheit und Bosheit auf Mord, Raub und Unrecht gegründete Macht des Herzogs von Valentinois würde festen Bestand gewonnen haben, wenn nicht Papst Alexander 1503 zur unrechten Zeit gestorben wäre; wir glauben aber, daß durch den Vertrag, welchen Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische über die Theilung der Länder des unglücklichen Friedrich von Neapel geschlossen hatten, die Ausführung von Cäsar's Planen ganz unmöglich gemacht worden war. Dies erkannte Cäsar selbst, wie wir recht gut begreifen, ungeachtet aller seiner Schlauheit und Arglist nicht; daß aber Machiavelli, der als Lehrer der Staatskunst bis auf den heutigen Tag unter den Ersten glänzt und damals von den Florentinern zu diplomatischen Sendungen gebraucht wurde, mit solchem Lobe von Cäsar's Unternehmungen reden konnte, wie er in seinen

Briefen thut, ist uns unbegreiflich. Das Moralische mochte er als Diplomat immerhin gering anschlagen; aber das Unpolitische hätte ein so großer Staatsmann nicht verkennen dürfen.

11. Eroberungskrieg der Franzosen und Spanier gegen Neapel.

Ferdinand der Katholische hatte nicht blos den Kaiser Maximilian, sondern auch den englischen König Heinrich VII. durch Heirath an sich geknüpft, in beiden Fällen aber für das eheliche Glück seiner Töchter sehr schlecht gesorgt. Die mit Maximilian's Sohn, Erzherzog Philipp dem Schönen von Burgund, vermählte Johanna, welche nach dem Tode ihrer älteren Schwester Isabella die ganze spanische Monarchie an ihren Gemahl brachte, ward von diesem, den sie selbst mit spanischer Leidenschaft liebte, sehr kalt behandelt und verlor den Verstand, als Philipp ihr frühzeitig entrissen wurde. Ferdinand's jüngste Tochter, Katharina, ward mit Heinrich's VII. Sohn Arthur, Prinzen von Wales, vermählt, und mußte später, als dieser gestorben war, ihrer reichen Ausstattung wegen ihren Schwager, den nachherigen König Heinrich VIII., heirathen. Auch das ganze Leben dieser Tochter Ferdinand's war ein langer Jammer; ihr Vater erreichte aber durch ihre Verheirathung seinen politischen Zweck; er gewann den englischen König zu derselben Zeit für sich, als er den König von Frankreich betrog.

Schon Karl VIII. hatte sich in eine Unterhandlung mit Ferdinand eingelassen, um gemeinschaftlich mit ihm das Königreich Neapel in Besitz zu nehmen und den schwachen, aber gebildeten und gelehrten König Friedrich auf eine andere Weise zu versorgen. Diese Unterhandlung wurde im Jahre 1500 wieder aufgenommen, als Karl's VIII. Nachfolger, Ludwig XII., Mailand zum zweiten Male besetzt hatte und daran dachte, auch Neapel wieder zu erobern. Ludwig war damals im Vertrauen auf den mit Ferdinand zu schließenden Vertrag thöricht genug, die Uebereinkunft abzulehnen, welche König Friedrich ihm anbot und die ihm den Besitz von Neapel ohne Schwertstreich verschafft haben würde; Friedrich hatte sich nämlich erboten, den König von Frankreich als Oberherrn anzuerkennen und ihm einen jährlichen Tribut zu entrichten. Schon im Mai 1500 waren Ludwig und Ferdinand so weit einig, daß in Spanien eine Flotte und ein Heer gerüstet wurden. Zum Vorwande dieser Rüstungen nahm Ferdinand die Beschützung der Südküste von Neapel gegen die Türken; König Friedrich hatte sich mit ihnen in Verbindung gesetzt, was man ihm als eine schwere Verschuldung anrechnete, und sie bekriegten nun die Republik Venedig nicht blos in Dalmatien und Illyrien, sondern auch an der von den Truppen derselben besetzten Küste von Calabrien. Anführer des spanischen

10*

Heeres war Gonsalvo von Cordova, welcher mit dem Ruhme, den Franzosen Neapel wieder entrissen zu haben, nach Spanien heimgekehrt war und jetzt nach Sicilien zurückgeschickt ward, um, sobald der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen sei, in Verbindung mit den Franzosen denselben König zu berauben, den er vorher gegen die Franzosen geschützt hatte.

Der lange und ausführliche Vertrag, welchen Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische zum Zwecke der Eroberung des neapolitanischen Reiches mit einander schlossen und in welchem der französische König zugleich noch einmal und für immer auf Roussillon und Cerdagne Verzicht leistete, ward in Frankreich zu Stande gebracht, aber erst am 11. November 1500 zu Granada von Ferdinand bestätigt. Deshalb ist auch dieses Denkmal der höchsten Gottlosigkeit zweier Herrscher, von welchen der eine der allerchristlichste König, der andere katholische Majestät hieß, unter dem Namen des Vertrages von Granada berüchtigt geworden. Von den vielen Artikeln dieses nie erfüllten Vertrages führen wir nur diejenigen an, welche mit den Begebenheiten des folgenden Jahres in unmittelbarem Zusammenhange stehen, da wir nur Thatsachen, nicht aber Plane, Verhandlungen und diplomatische Kunststücke erzählen wollen. Der einzige Vorwand der Beraubung Friedrich's von Neapel, den die beiden Könige angeben konnten, war, daß der Letztere zugleich mit Ludwig Moro die Türken gegen die Gewaltthaten der Franzosen zu Hülfe gerufen hatte. Es heißt nämlich in dem Vertrage von Granada, Friedrich habe sich dadurch, daß er die Türken herbeigezogen, als einen König bewiesen, dessen Herrschaft die Sicherheit der Christenheit gefährde, und die beiden vertragschließenden Mächte hätten daher die Theilung seines Reiches für das beste Mittel gehalten, die Christen gegen die Türken zu schützen. In Betreff dieser Theilung ward ausgemacht, daß Ludwig die Hauptstadt des Landes, sowie Gaëta, die Provinzen Terra di Lavoro und Abruzzo und den Titel eines Königs von Neapel und Jerusalem, Ferdinand aber Apulien und Calabrien mit dem Titel eines Herzogs dieser Provinzen erhalten solle. Derjenige Artikel des Vertrags, welcher die Dogana oder die von den wandernden Heerden der Capitanata erhobene, auf 100,000 Dukaten geschätzte Abgabe betrifft, kann allein schon den Beweis geben, daß es den Spaniern mit dem ganzen Vertrage nicht Ernst war; denn nach diesem Artikel sollte jene Abgabe von Beamten der spanischen Regierung erhoben und zwischen ihr und der französischen Regierung getheilt werden. Papst Alexander VI. billigte als Oberlehnsherr den gegen Friedrich von Neapel geschlossenen Bund, und sein Sohn, Cäsar Borgia, begleitete, als derselbe zur Ausführung kam, das französische Heer.

Zu der Zeit, als über diesen Vertrag noch unterhandelt wurde, war Gonsalvo von Cordova mit der Unterstützung der Venetianer gegen die Türken beschäftigt und verrichtete tapfere Thaten zur See und zu Lande, so daß er jener Republik noch im Laufe des Jahres 1500 wieder zum Besitze der ihr früher entrissenen Insel Cephalonia verhalf. Im Anfange des Jahres 1501 ward Gonsalvo zur Eroberung von Neapel nach Sicilien gesandt und besetzte dann von dort aus den Süden des neapolitanischen Reiches, anfangs unter Beistimmung des Königs Friedrich, der Spanien noch für eine befreundete Macht hielt; doch gab Gonsalvo bald seine wahren Absichten kund. Im Juli desselben Jahres rückte ein französisches Heer, bei welchem sich wie gewöhnlich viele Schweizer befanden, unter d'Aubigny's Führung in das Neapolitanische ein. Die Franzosen fanden erst, als sie bis Capua gekommen waren, Widerstand; aber auch diese Stadt verstand sich nach kurzer Gegenwehr zu einer Capitulation. Während die Unterhandlung darüber noch im Gange war, wurde Capua durch Sturm genommen und mehr als 7000 Einwohner der Stadt verloren dabei das Leben. Cäsar Borgia übte bei dieser Gelegenheit einen Frevel, wie man ihn nur bei Türken und Mongolen zu finden gewohnt ist. Er ließ 40 der schönsten Frauen und Jungfrauen ausheben und für sich nach Rom bringen. Wir würden die Thatsache bezweifeln, wenn nicht von den unnatürlichen Lüsten dieses höllischen Geistes noch Aergeres berichtet würde. König Friedrich gab schnell alle Hoffnung der Rettung auf und war so unvorsichtig, mit einem Theil seiner Familie nach Ischia zu flüchten; hier blieb ihm, sobald die französische Flotte erschien, nichts weiter übrig, als sich der Großmuth der Franzosen anzuvertrauen. Er ging nach Frankreich und ward von König Ludwig, obgleich ihn derselbe anfangs unfreundlich empfing, standesmäßig versorgt, indem ihn Ludwig über die Grafschaft Maine setzte. Dort starb er schon im Jahre 1504*). Sein ältester Sohn, Ferdinand, den Gonsalvo gegen sein gegebenes Wort in Tarent gefangen nahm, lebte bis 1550 in Aragonien und wurde dort anständig unterhalten; doch gab man ihm zwei Gemahlinnen, von welchen man gewiß wußte, daß sie ihm keine Kinder gebären würden.

Die Freundschaft der beiden theilenden Mächte konnte unmöglich lange dauern, da in dem zwischen ihnen geschlossenen Vertrage der Provinzen Contado di Molise, Val di Benevento, Principato und Basilicata gar nicht gedacht war, die Abruzzen aber und Terra di Lavoro ohne den Besitz der fruchtbaren Capitanata unmöglich behauptet werden konnten.

*) Der berühmte Dichter Jacopo Sannazaro, Verfasser der „Arcadia", begleitete dankbar seinen Gönner, den König Friedrich, nach Frankreich und kehrte erst nach dessen Tode zurück; er starb 1530 in Neapel und wurde auf der Höhe des Pausilipo, nahe beim Grabe Virgils, bestattet.

Die Franzosen machten daher, wie schon Giannona urkundlich bewiesen hat, den Spaniern nicht blos die Dogana oder den Viehzoll von Capitanata, über welchen der Vertrag ja eine Bestimmung enthielt, sondern auch den Besitz der ganzen Provinz streitig. Ludwig's XII. Statthalter in Neapel, der Herzog von Nemours, und Ferdinand's Stellvertreter, Gonsalvo von Cordova, schienen anfangs den Streit friedlich beilegen zu wollen und hatten zu diesem Zwecke im April 1502 mehrere Zusammenkünfte; die Unterhandlungen wurden aber abgebrochen, sobald Nemours Verstärkung erhalten hatte, und im Juni begann der Krieg zwischen den Spaniern und Franzosen in Neapel. Ludwig XII. schickte zuerst neugeworbene Schweizer dahin, dann begab er selbst sich nach Mailand und sorgte von dort aus für die Verstärkung des unter Nemours und d'Aubigny gegen Gonsalvo streitenden Heeres. Die Spanier wurden noch im Laufe des Jahres 1502 aus ganz Apulien verdrängt und in Calabrien auf den Besitz der Seeküste beschränkt, weil ihr König damals in Geldverlegenheit war und keine Truppen schicken konnte. Nur mit Mühe vertheidigte Gonsalvo Barletta, wo er sich einen Stützpunkt geschaffen hatte, ferner Andria, Gallipoli, Tarent, Cosenza, Seminara und einige andere Plätze. Am hitzigsten ward zuletzt vor Bari, sowie vor Barletta gekämpft, wo Gonsalvo ohne Geldmittel mit den Seinigen eingeschlossen war und beide Heere in Ausdauer mit einander wetteiferten.

Die Spanier wie die Franzosen führten den Krieg nach der Art des Mittelalters so, daß sie einzelne Burgen und befestigte Orte stürmten oder heldenmüthig vertheidigten. Dies konnte wohl Ritter und Duellanten berühmt machen, nicht aber entscheidende Resultate hervorbringen. Darum hatte auch d'Aubigny gerathen, Barletta mit ganzer Macht zu stürmen; Nemours hatte aber seinen Rath verschmäht. Die Chroniken der Zeit führen uns bei Gelegenheit des Kampfes um Barletta zu der Iliade zurück; Barletta ist Ilion, der französische Ritter Bayard (geboren 1575 auf dem gleichnamigen Schlosse bei Grenoble) ist Achilles und als solcher auch das Ideal des Ritterthums der Romantiker und der Halbgott militärischer Franzosen. Zuerst kämpften 11 Spanier und ebensoviel Franzosen einen ganzen Tag lang um Ehre, und Bayard, Franz d'Urfé (Herr von Orose), Torcy und Mondragon machen aus ihren Pferden ein Bollwerk, um sich gegen die Ueberzahl der Gegner zu behaupten. Gleich darauf besiegt Bayard den spanischen Edelmann Alonso de Sotomajor, welcher als ein Goliath geschildert wird. Endlich kämpfen im Angesicht beider Heere und der Bewohner von Trani 13 Italiener mit 13 Franzosen, wobei die Venetianer, welche in der Nähe des von ihnen besetzten Trani den Kampfplatz dazu hergegeben hatten, die Kampfrichter waren. Tausende

von Zuschauern strömten, wie zu einem Stiergefechte, einem Turnier oder einem blutigen Boxer-Kampfe, aus allen Gegenden zu dieser Mordscene zusammen, welche nichts entschied, in der aber die Italiener glücklicher waren, als die Franzosen.

Was den Krieg angeht, so täuschte Ferdinand's Arglist die Franzosen, indem er sie durch einen Vertrag davon abhielt, Hülfe nach Neapel zu schicken, während er selbst sein Heer vermehrte und so seine Gegner aus dem Reiche Neapel vertrieb. Der Erzherzog Philipp war nämlich seit dem Januar 1502 in Spanien gewesen und hatte hier nebst seinem leichtfertigen belgisch-französischen Gefolge durch seine Lebensweise und seine Einmischung in spanische Angelegenheiten großes Mißfallen erregt; andererseits aber hatte er selbst die spanische Grandezza unerträglich gefunden, zumal da ihm seine Gemahlin durch ihre übertriebene Zärtlichkeit und durch die Eifersucht beschwerlich fiel, zu welcher sein grenzenlos ausschweifender Wandel Veranlassung gab. Er war daher bald ungeduldig geworden und mit Zurücklassung seiner Gemahlin aus Spanien abgereist, um sich wieder nach Flandern zu begeben. Auf dieser Reise machte er dem König Ludwig XII. einen Besuch in Lyon, um den Streit über die Theilung von Neapel durch Unterhandlungen zu beendigen, wozu ihm sein Schwiegervater unbedingte Vollmacht gegeben hatte. Ferdinand mißbrauchte nämlich damals, wie französische und italienische Schriftsteller sagen und wie es ganz der treulosen Politik, welche dieser König stets und überall befolgt hat, gemäß war, seinen Schwiegersohn auf eine schändliche Weise. Die Spanier leugnen dies zwar; es scheint uns aber darum nicht weniger gewiß. Ferdinand ertheilte seinem Schwiegersohne unbedingte Vollmacht zur Abschließung eines Vertrages; er behauptete jedoch nachher, als er den beabsichtigten Zweck erreicht hatte, ihm einschränkende Instructionen gegeben zu haben, welche von seinem Schwiegersohne nicht befolgt worden seien. Am 5. April 1503 wurde zu Lyon von Philipp und Ludwig ein Vertrag geschlossen, nach welchem der im Jahre 1500 geborene Sohn des Erzherzogs (Karl V.) mit Ludwig's Tochter Claudia, welche ein Jahr älter war, verlobt, und Beiden die Titel König und Königin von Neapel, Herzog und Herzogin von Calabrien ertheilt, bis zu ihrer Vermählung aber der spanische Antheil an Neapel dem Erzherzog Philipp überlassen, sowie in dem der Franzosen ein Statthalter, welcher beiden Theilen angenehm wäre, bestellt werden sollte. In Folge dieses Vertrags unterließ der französische König, welcher seit dem Beginne der Unterhandlung eine Flotte, ein Heer und Vorräthe in Genua gesammelt hatte, die Absendung derselben; denn man war zugleich übereingekommen, daß sowohl Philipp, der Vollmacht seines Schwiegervaters gemäß, an Gonsalvo den Befehl zur Einstellung der

Feindseligkeiten abschicken, als auch Ludwig den gleichen Befehl dem Herzog von Nemours ertheilen, seine Flotte aber im Hafen von Genua zurückhalten sollte. Das Letztere geschah wirklich, dagegen gehorchte Gonsalvo dem Gebote Philipp's nicht, weil er nur unmittelbar von seinem Könige Befehle annehmen wollte, und in Folge davon ging die Sache der Franzosen unter.

Bei dem französischen Heere war d'Aubigny gleich anfangs unzufrieden gewesen, daß er, ein alter erfahrener Feldherr, hinter dem Herzoge von Nemours, einem jungen Prinzen, zurückstehen mußte; er war nur aus Patriotismus beim Heere geblieben, besonders da Nemours ihn hinderte, Barletta zu stürmen und den Krieg mit Einem Schlage zu endigen. Er wurde hierauf nach Calabrien geschickt und unterwarf diese Provinz völlig, während Nemours Barletta auszuhungern suchte. Der Letztere gerieth, anstatt diese Feste nehmen zu können, bald selbst in große Noth, als Gonsalvo das von ihm in Castellaneta aufgehäufte Magazin wegnahm und nach Barletta führte. Nemours würde damals gerettet worden sein, wenn die in Genua ausgerüstete französische Flotte nicht Gegenbefehl erhalten hätte. Zwar erhielt auch Gonsalvo vom Erzherzog Philipp den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen; allein, wie bereits erzählt, befolgte er denselben nicht; sein König soll ihm zu der nämlichen Zeit, als er seinem Schwiegersohne unbedingte Vollmacht zur Abschließung eines Vertrages mit Ludwig von Frankreich gab, die Weisung ertheilt haben, den Geboten Philipp's nicht zu gehorchen. Freilich berichtet der spanische Geschichtschreiber Zurita den Hergang anders und auch Prescott in seiner Geschichte Ferdinand's und Isabella's gibt der Sache zu Gunsten Ferdinand's eine vortheilhafte Wendung. Wir überlassen die Prüfung dieses Punktes Anderen und bleiben bei der ausgemachten und unbestrittenen Thatsache stehen, daß Ludwig XII. im Vertrauen auf den erwähnten Vertrag seine mit Verstärkungen und Lebensmitteln versehene Flotte nicht von Genua auslaufen ließ und daß Ferdinand gerade zu derselben Zeit bedeutende Anstrengungen für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges machte. Ferdinand schickte nicht nur nach Barletta spanische Truppen, deutsche Söldner und Geld, sowie Lebensmittel, welche von Triest her kamen, sondern zugleich auch gegen d'Aubigny in Calabrien ein neues Heer, welches so bedeutend war, daß man es auf 15,000 Mann angeben durfte.

Die nach Calabrien gesendeten frischen Truppen, welche gleich nach der Landung ihren Oberbefehlshaber, Portocarera, durch den Tod verloren, marschirten unter dem neu ernannten Obergeneral Ferdinand von Andrada unverzüglich auf Terra nuova los, um diese von d'Au-

bigny belagerte feste Stadt zu entsetzen. D'Aubigny zog ihnen entgegen und griff sie bei Seminara hitzig an. In der entscheidenden Schlacht, welche dort am 21. April 1503 geliefert wurde, hatte Andrada zu Unterbefehlshabern Manuel Benavides, Gonzalo von Avalos, Johann von Cardona und namentlich auch Anton de Leyva, der sich durch Geschicklichkeit und Tapferkeit vom niedrigen Stande bis zum ersten Range emporgeschwungen hatte und später der vorzüglichste von Karl's V. ausgezeichneten Befehlshabern war. D'Aubigny wurde nicht nur geschlagen, sondern auch sein ganzes Heer vernichtet; d'Imbrecourt, Malherbe und Johann Stuart, Herzog von Albanien, fielen im Kampfe; d'Aubigny selbst floh in die Burg Angitola, wo er sich bald nachher den Spaniern ergeben mußte. Zu derselben Zeit war Gonsalvo in der Stille aus Barletta gerückt, um den Herzog von Nemours zu überfallen. Dieser hatte hierauf schnell sein Heer zusammengezogen und bei Cerignola, 16 Stunden von Barletta, den Spaniern ein Treffen angeboten, welches diese annahmen (28. April 1503). Die Spanier gewannen dasselbe vollständig und ihr Sieg setzte den König Ferdinand in den Besitz des Königreichs Neapel; denn Nemours selbst blieb und die Spanier wurden in Folge der Niederlage des französischen Heeres so schnell Herren des ganzen Landes, daß schon Ende Juli die Franzosen völlig aus dem Neapolitanischen verjagt waren. Am 14. Mai zog Gonsalvo triumphirend in Neapel ein; bald nachher wurden die beiden Castelle durch Pedro Navarro unter Anwendung von Pulverminen bezwungen und das Königreich beider Sicilien gehorchte nunmehr den Spaniern; nur in Gaëta, Venosa und Rossano hielten sich noch die Gegner.

Ludwig XII. war heftig erbittert und faßte, weil er sich beschimpft und betrogen glaubte, gleich bei der ersten Nachricht von der Nichtbefolgung des Lyoner Vertrages den Entschluß, Alles daran zu setzen, um Neapel wieder zu erobern. Dies nöthigte ihn, zunächst die Schweizer oder vielmehr die kleinen Kantone derselben zu befriedigen, mit welchen sein Statthalter in Mailand seither, wegen ihrer Besetzung von Bellinzona, im jetzigen Kanton Tessin ohne bedeutenden Erfolg Krieg geführt hatte. Die Urner hatten gerade um die Zeit, als der Kampf in Apulien und Calabrien am heftigsten war, die Eidgenossen gemahnt, und waren, von diesen unterstützt, bis Arona am südlichen Ende des langen Sees vorgedrungen, als Ludwig nachgab und am 10. April 1503 einen Vertrag schloß, vermöge dessen Riviera und Bellinzona den drei Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden überlassen wurden, welche aus denselben gemeinschaftliche Vogteien bildeten. Nachdem die Schweizer beruhigt waren, rüstete sich Ludwig aufs neue zum Kriege, wobei die

aufgeregte Stimmung der über den Vertragsbruch empörten Franzosen ihn unterstützte. Er schickte zu gleicher Zeit drei Heere gegen Ferdinand ins Feld. Das eine dieser Heere ward in der Gascogne geworben und sollte unter dem Herrn von Albret, dem Vater des damaligen Königs von Navarra, über Fuentarabia in Spanien einfallen; mit dem zweiten sollte der Marschall von Rieux Roussillon wieder erobern, mit dem dritten und stärksten aber la Tremouille durch Toscana nach Neapel marschiren.

Die beiden ersteren Heere richteten ebensowenig aus, als das dritte. Der Führer der gegen Fuentarabia gesendeten Truppen mußte das Reich seines Sohnes schonen, welcher aus Politik es nicht mit Ferdinand verderben wollte. Mit dem anderen Heere drang Rieux zwar in Roussillon ein und belagerte (September und October 1503) sechs Wochen lang die Stadt Selsas; König Ferdinand forderte aber seine an Aufgebote gegen die Mauren gewohnten streitbaren Aragonier auf, mit der ganzen Volksmacht den 6000 Mann, welche unter Ferdinand von Alba die Belagerer beobachteten, zu Hülfe zu ziehen, und als er selbst an der Spitze dieser aus 12,000 Reitern und dreimal so viel Fußvolk bestehenden Volksmacht zum Entsatze von Selsas bei Perpignan erschien, brach Rieux eilig auf und rettete sein Heer unter die Mauern von Narbonne. Ferdinand folgte ihm auf dem Fuße nach, besetzte eine Anzahl französischer Städte und brandschatzte andere, bewies aber auch bei dieser Gelegenheit seine politische Weisheit; denn er versuchte weder seine Eroberungen zu behaupten, noch tiefer in Frankreich einzudringen. Er schloß alsbald (November 1503) für das pyrenäische Grenzgebiet einen Waffenstillstand auf fünf Monate, welcher gleich nachher auf drei Jahre verlängert ward.

In Italien, welches Land Ferdinand in diesen Waffenstillstand nicht mit eingeschlossen hatte, waren die Franzosen noch unglücklicher, als an den Grenzen von Spanien. Der dorthin gesandte la Tremouille wurde von den Schweizern nur schwach unterstützt, weil diese gerade damals mit Ludwig XII. höchst unzufrieden waren. In Parma erkrankte la Tremouille und legte den Oberbefehl nieder, welchen statt seiner der Markgraf von Mantua übernahm. Dieser wäre, wenn er rasch gegen die Stadt Neapel hätte marschiren können, den Spaniern überlegen gewesen; allein der Tod des Papstes Alexander VI. (August 1503) und eine von dem allmächtigen französischen Minister, dem Kardinal d'Amboise, angesponnene Kabale hielten ihn zu lange vor Rom auf. Wir müssen daher auch, ehe wir dem Gange des Krieges in Italien weiter folgen, zuerst noch einen Blick auf die letzte Zeit jenes entsetzlichen Papstes und seines Sohnes, Cäsar Borgia, werfen.

12. Letzte Zeit Alexander's VI. und Cäsar Borgia's und Ausgang des Krieges der Franzosen und Spanier in Italien.

Zu derselben Zeit, als die Franzosen und Spanier in Italien noch einmal um den Besitz des neapolitanischen Reiches kämpften, zerrann plötzlich die Herrschaft und Macht des Papstes Alexander VI. und seines Sohnes Cäsar Borgia, deren ganzes Wesen und Treiben Guicciardini dadurch bezeichnet, daß er sagt, es hätte von ihnen überall geheißen: „der Papst thue niemals das, was er sage, und sein Sohn sage niemals das, was er thue." Wir dürfen nur wenige Züge aus der Geschichte der beiden Borgia's anführen und theilen auch in Betreff ihrer letzten Zeit blos dasjenige mit, was urkundlich und sicher berichtet wird. Leider befinden sich selbst unter diesen zuverlässigen Angaben über Alexander und seine Angehörigen viele, welche durch keine historische Kritik beseitigt werden können. Das Tagebuch des päpstlichen Ceremonienmeisters Burkard zählt ganz ruhig und trocken die Mordthaten, Vergiftungen und Beraubungen auf, welche von Alexander, von seinem Sohn Cäsar und von seiner Tochter Lucrezia in den Jahren 1500 bis 1503 begangen worden, und ein aus Tarent geschriebener, nach Deutschland gerichteter Brief in seinem Buche berichtet von einer solchen Menge öffentlich verübter Schandthaten der Borgia's, daß, wenn man auch sieben Achtel derselben für unwahr oder für übertrieben halten wollte, doch noch genug übrig bleiben würde, um Alles zu überbieten, was von den schrecklichsten Räubern und Mördern erzählt wird.

Burkard berichtet ganz genau, auf welchem Fuße Lucrezia mit ihrem Vater lebte, wie dieser ihr eine Zeit lang in seiner Abwesenheit alle Bescheide, selbst die in geistlichen Angelegenheiten zu ertheilenden, überließ, wie nur der Erzbischof von Lissabon sich weigerte, seine Sache mit Lucrezia auszumachen und wie derselbe diese sich durch einen schmutzigen Witz vom Halse schaffte, welchen Lucrezia vortrefflich fand. Was Burkard ferner von den Belustigungen erzählt, welche Papst Alexander und Lucrezia sich verschafften, sowie was er unbefangen von den Scenen, die in Piombino öffentlich vorfielen, berichtet, übersteigt allen Glauben. Burkard's Tagebuch enthält unter einer besonderen Aufschrift die Schilderuug von einem Feste, welches der Herzog mit 50 Dirnen im apostolischen Palast hielt (convivium quinquaginta meretrioum), sowie von ähnlichen päpstlichen Lustbarkeiten, und diese Schilderung ist ärger, als Alles, was Juvenal gedichtet oder die verdorbene Phantasie der Wüstlinge großer Städte je Schändliches erfunden hat. Namentlich kann die lange und ausführliche Beschreibung jener mit 50 Dirnen, welche Burkard honette Buhlerinnen nennt*),

*) Meretrices honestae, cortegianae nuncupatae.

gefeierten Orgie in einem anständigen Buche nicht wiedergegeben werden. Wir übergehen alles Anstößige, und erwähnen nur der Schritte, welche Cäsar Borgia zur Errichtung eines Königreichs in Mittelitalien that.

Es ist schon früher angegeben worden, auf welche Art der Herzog von Valentinois die sogenannten Vicare in der Romagna und in den Marken vertrieb, mordete und beraubte. Vom Herbst 1501 an galt es auch den alten Familien der Colonna und Savelli. Im Jahre 1502 bewog Cäsar den Herzog von Urbino, dessen Hauptstadt er nie mit Gewalt würde haben einnehmen können, ihm sein Geschütz zu einer vorgeblichen Unternehmung zu leihen; dann wandte er sich plötzlich gegen ihn selbst, verjagte ihn und seine Verwandten und bemächtigte sich der vier Städte und dreihundert Burgen, welche das Herzogthum Urbino ausmachten. Gleich nachher nahm er Camerino auf eine so schändliche Weise, daß ganz Italien empört darüber war*). In der That wurde bald eine Stadt nach der andern genommen, ein kleiner Herrscher nach dem andern treulos vertrieben, und wenn Ludwig XII. nicht eine Schranke gesetzt hätte, so wäre sogar der größte Theil von Toscana ein Raub des Papstes, seines Sohnes und seiner Tochter geworden. Als endlich Paul Orsini, Vitellozo Vitelli, der Herzog von Gravina, Pandolfo Petrucci und andere kleine Herren zur gemeinschaftlichen Vertheidigung eine enge Verbindung mit der Republik Bologna geschlossen hatten, trennte Cäsar diesen Bund dadurch, daß er alle jene Herren, welche sämmtlich Miethtruppen hielten, durch Lügen, Liebkosungen und Versprechungen in seine Dienste lockte. Mit ihrer Hülfe machte er sich dann zum Meister von Sinigaglia, welche Stadt vorher dem Präfekten von Rom, Franz Maria della Rovere, gehörte. Sobald er aber im Besitz von Sinigaglia war, ließ er alle Miethlinge abmarschiren, berief die genannten Dienstherren derselben und noch eine Anzahl anderer zu einer Berathung, ließ sie in seiner Wohnung gefangen nehmen und ihre Truppen zurücktreiben. An demselben Abend wurden einige der vornehmsten Herren erdrosselt, einige Wochen später noch zwei vom Haus Orsini; Pandolfo Petrucci blieb am Leben, weil er nicht mit in die Falle gegangen war. Jene That geschah übrigens entweder am letzten Tage des Jahres 1502 oder am ersten des folgenden.

Sobald der Papst die Nachricht erhielt, daß jene Condottieren-Hauptleute nicht mehr zu fürchten seien, ließ er den Kardinal Johann Baptist Orsini zu sich in den Palast rufen, hier sogleich gefangen nehmen und schon im Februar insgeheim aus der Welt schaffen. Dasselbe Schicksal hatten Rinaldo Orsini, Erzbischof von Florenz, der Protono-

*) Azione si proditoria, che niuno si teneva più sicuro dalle insidie di costui.

tarius Orsini und andere Glieder ihrer Familie. Gleich darauf wurde Citta di Castello dem Vitelli, Perugia dem Johann Paul Baglione entrissen. Die Stadt Siena entging der Unterwerfung unter Cäsar nur dadurch, daß zu ihrem Schutze eine Anzahl mächtiger Familienhäupter herbeieilte (1503). Man wird übrigens aus dem Angeführten sehen, wie voll kleiner Herren und Tyrannen Mittelitalien damals war. Es könnte daher auch ein Sophist der Regierungs-Einheit gar leicht Cäsar's Frevel als nützlich und sogar als nothwendig darstellen, namentlich da er in den Landschaften, die er auf längere Dauer inne hatte, mit furchtbarer Strenge einen gesetzlichen Zustand gründete, der den Bürgern zu Statten kam. Die Sophistik der Nothwendigkeit von Verbrechen, Wortbrüchigkeit und Gewalt zu Gunsten der Obrigkeit täuschte auch den Machiavelli, welcher damals in Briefen seine Bewunderung Cäsar's aussprach. Aehnliches sagte wahrscheinlich auch der Papst Alexander, als er kurz vor seinem Tode die Einwilligung der Kardinäle dazu zu erlangen suchte, daß er seinen Sohn zum Könige von Romagna, von den Marken und von Umbrien erkläre; denn es fehlte ihm durchaus nicht an jener Art von Talent und Beredsamkeit, welche noch jetzt an denjenigen Staatsleuten bewundert wird, die bald das Schwarze weiß, bald das Weiße schwarz machen.

Die Absicht, den furchtbaren Cäsar Borgia zu einem Könige in Mittelitalien zu machen, wurde durch dasselbe Ereigniß vereitelt, welches auch den Zug der Franzosen nach Neapel aufhielt, nämlich durch den plötzlichen Tod Alexander's VI., welcher am 18. August 1503 erfolgte. Alexander starb, wie es heißt, nach einem Mahl auf seiner Vigna von Belvedere am Vatican, entweder an dem Fieber, welches, ehe man die China-Rinde gebrauchen konnte, in Rom tödtlich war, oder, wie seine Feinde berichteten, durch sein eigenes Verbrechen. Es heißt nämlich, er habe bei jenem Mahle von dem vergifteten Weine getrunken, welchen er und sein Sohn für den Kardinal Hadrian di Corneto hätten mischen lassen. Wir lassen unentschieden, ob dies wirklich die Ursache seines Todes war; es wird angegeben, daß Cäsar Borgia und der genannte Kardinal, welcher mit ihm von demselben Weine getrunken hatte, sogleich erkrankten, aber vermöge ihrer stärkern Organisation nach langer Krankheit wieder genasen. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß Cäsar den Cardinal Hadrian di Corneto vergiften wollte und durch Verwechselung der Flaschen sich selbst mit vergiftete; zweifelhaft ist aber, ob der Papst dem Gastmahle, bei welchem dies geschah, auch nur beigewohnt hat.

Die Nachricht vom Tode des Papstes erweckte in Ludwig's XII. allmächtigem Minister, dem Kardinal Georg von Amboise, welcher bisher in Frankreich den Papst gespielt hatte, die Hoffnung, Alexan-

ders Nachfolger zu werden. Er hatte zu diesem Zweck sich seit längerer Zeit mit dem Haus Borgia auf einen freundschaftlichen Fuß gestellt, damit Alexander bei der Wahl neuer Kardinäle auf seine Wünsche Rücksicht nehme. Nach des Letzteren Tode reiste er sogleich in Begleitung des Kardinals von Aragonien und des in Freiheit gesetzten Bruders von Ludwig Moro, des Kardinals Ascanius Sforza, nach Rom. Hier befahl er, in der sicheren Erwartung, daß er zum Papst werde gewählt werden, dem französischen Heere, wenige Stunden nördlich von der Stadt Halt zu machen. Cäsar's Truppen hatten gleich nach Alexanders Tode Rom verlassen müssen; das spanische Heer aber wurde vor dem festen Gaëta aufgehalten. Die Hoffnung des Kardinals d'Amboise scheiterte jedoch; denn nicht er, sondern der Erzbischof von Siena, Franz Piccolomini, ein Neffe des Aeneas Sylvius, wurde gewählt; als Papst nannte er sich Pius III.

Der neue Papst starb schon nach wenigen Wochen (18. October 1503). Sein Tod betrübte alle Freunde der apostolischen Lehre, weil sein erstes Wort nach der Wahl war, daß er eine allgemeine Kirchenversammlung berufen und das ganze Kirchenwesen endlich wirklich verbessern wolle. Wäre dies geschehen, so würde Luther nicht 14 Jahre nachher genöthigt worden sein, gegen seinen eigenen Willen und Grundsatz ganz mit der bestehenden Verfassung der Kirche zu brechen. Es war jedoch zum Glück im Rathe der Gottheit anders beschlossen; denn auf Pius III. folgte zuerst ein Rovere und dann ein Medicis, und diese Beiden thaten mehr für die zeitliche und vergängliche Kirche, als für die unsichtbare und ewige (ove Christo è Romano). Der erste von ihnen, Julian von Rovere, welcher als Julius II. unmittelbar auf Pius III. folgte, dachte mehr an Krieg und Eroberung, als an sein geistliches Hirtenamt, sein Nachfolger, Johann von Medicis oder Papst Leo X., aber gleich den Heiden mehr an Wissenschaft und Kunst, an königlichen Glanz und weltliche Pracht, an Ruhm und Ehre bei der Nachwelt, sowie an seine Familie, als gleich dem armen Propheten von Nazareth an die leidende Menschheit und ihre Tröstung.

Cäsar Borgia war während der kurzen Zeit des Pontificats Pius III. nach Rom zurückgekehrt, um, wie er vorgab, dem neuen Papste zu seiner Erwählung Glück zu wünschen. Doch ward er, trotz des sicheren Geleites, welches Pius ihm gegeben hatte, von Johann Paul Baglione, von allen Orsini's und von den Anhängern der zahlreichen Opfer seiner Bosheit in den Straßen angegriffen und nach einem förmlichen Treffen von den Orsini's verfolgt. Er floh zuerst in den Vatican, rettete sich aber von dort auf den Rath des Papstes sogleich in die Engelsburg. Seine Miethvölker zerstreuten sich, als sie seine Niederlage erfuhren, und es schien plötzlich mit seiner Macht vorbei zu sein; er hielt jedoch

immer noch Cesena, Forli, Bertinoro, Imola und Forlimpopoli mit Miethlingen, deren Hauptleute treu an ihm hingen, besetzt und wurde deshalb auch noch nachher vom neuen Papste und sogar von Franzosen und Spaniern gesucht.

Zum Nachfolger des Papstes Pius war der früher als Nepote Sixtus IV. nach Frankreich geflohene und als Condottieren-Hauptmann berüchtigte Julian von Rovere oder Kardinal von San Pietro in Vincoli ernannt worden, der sich als Papst Julius II. nannte. Dieser wollte den Cäsar Borgia gebrauchen, um zu verhüten, daß nicht alle von demselben eroberten Orte in die Gewalt der Venetianer kämen, welche die Rückkehr der von Cäsar vertriebenen Familien begünstigt und von den Wiedereingesetzten theils durch Geld, theils durch Drohung und Gewalt Faënza, Ravenna, Forli, Rimini, Porto Cesenatico, Santo Arcangelo und andere Orte an sich gebracht hatten. Julius II. entließ daher den Cäsar Borgia aus der Engelsburg und gab ihm, um ihn zu gewinnen, alle seine früheren Titel und Ehrenstellen wieder. Cäsar schickte auch wirklich an die Commandanten seiner Burgen den Befehl, daß sie dieselben dem Papste übergeben sollten; diese hielten aber die Sache für eine römische Arglist; sie gehorchten nicht, ja der Befehlshaber der Burg von Cesena ließ den Boten als Verräther aufhängen. Dies veranlaßte den Papst zu der Meinung, daß er von Cäsar getäuscht sei. Der Letztere wurde, als er sich nach Frankreich begeben wollte, festgenommen; er ward in denselben Thurm Borgia eingesperrt, in welchem er so viele Unschuldige hatte umbringen lassen; doch entließ man ihn bald wieder aus dieser Haft. Er bestand nachher noch eine ganze Reihe von Abenteuern, deren Ausführung uns aber der allgemeinen Geschichte fremd scheint. Er erschien wieder an der Spitze von Miethlingen, war den Spaniern befreundet, hatte einen Augenblick die Aussicht, Fürst von Pisa zu werden, und ward endlich von Gonsalvo freundlich aufgenommen, nach einem glänzenden Gastmahl aber treulos gefangen genommen und nach Spanien geschickt. Zu Medina del Campo saß er zwei Jahre lang mit einem einzigen Diener gefangen; dann rettete er sich durch die Flucht zu seinem Schwager, dem König Johann II. von Navarra, und kam auf einem Kriegszuge, den er mit demselben gegen Spanien machte, in der Nähe von Pampeluna beim Kampf um die Burg Viana durch einen Lanzenstich ums Leben, erst 34 Jahre alt (1507).

Sobald der Kardinal Amboise sich durch den Papst Julius II. betrogen sah, eilte er nach Frankreich zurück. Das französische Heer aber setzte endlich seinen Marsch gegen Neapel fort. Gonsalvo, noch immer durch die Belagerung von Gaëta aufgehalten, erwartete die Franzosen am Garigliano. Diese wurden seit la Tremouille's Erkrankung von

dem Markgrafen von Mantua, Franz Gonzaga, angeführt, der es als Feldherr mit einem Gonsalvo nicht aufnehmen konnte. An einer Brücke des Garigliano trafen im October die beiden Heere aufeinander und ein Theil der Franzosen drang auf das jenseitige Ufer, bemühte sich aber vergebens, einen Brückenkopf zu befestigen. Hierauf wurde an der Brücke, welche im Besitze der Franzosen war, Wochen lang ohne Erfolg gestritten. Die Franzosen hatten hier im November bei einer dort ungewöhnlichen Witterung, da Schnee und Regen abwechselten, viele Leiden zu erdulden und ihre Generale warfen ebenso wie die Soldaten alle Schuld derselben auf den italienischen Markgrafen, der sie commandirte. Dieser mußte deshalb abdanken, und verließ unter dem Vorwande, daß er krank sei, das Heer. An seine Stelle trat im December der Markgraf von Saluzzo. Gleich nachher ward endlich, nachdem beide Heere bereits sieben Wochen einander gegenüber gelegen hatten, ein entscheidender Kampf unternommen. Am 28. December setzten nämlich die Spanier, nachdem sie eine Verstärkung von italienischen Truppen erhalten hatten, vermittelst einer von ihnen erbauten zweiten Brücke über den Garigliano und am folgenden Tage griffen sie das französische Heer an. Die Franzosen leisteten tapferen Widerstand, wurden aber, da die Spanier ihre Anstalten gut getroffen hatten, ungeachtet ihres Muthes und des auch bei dieser Gelegenheit von ihnen hochgepriesenen Heldenkampfes ihres Bayard geschlagen. Sie zogen sich in solcher Eile und Verwirrung nach Gaëta zurück, daß man dieses Treffen später nur die Flucht am Garigliano genannt hat. Was von ihnen aus der Schlacht entkam, wurde nachher auf dem Molo von Gaëta durch die Spanier vernichtet, und schon am 1. Januar 1504 fiel diese Stadt durch Capitulation mit Geschütz, Schießbedarf und allen Vorräthen in die Gewalt Gonsalvo's, der nunmehr als Vicekönig dort waltete. Mit der Besetzung von Gaëta war die Eroberung des Königreichs Neapel vollendet; in zerrüttetem Zustande, von der Sumpfluft arg mitgenommen, zogen die Franzosen nordwärts.

Der Ruhm, welchen Gonsalvo nach diesem Kriege in ganz Europa erhielt, und die Anbetung, die man ihm in Neapel und im übrigen Italien zollte, wurden bald so groß, daß Ferdinand selbst davor erschrak und auch aus diesem Grunde zu einem Frieden über und für Italien geneigt ward. Ferdinand hatte schon seit dem für Frankreich und Spanien abgeschlossenen Waffenstillstande mit Ludwig XII. über einen Frieden unterhandelt und zur Herstellung desselben zwei Minister nach Frankreich geschickt, die sich seither fortwährend dort aufgehalten hatten. Diese nahmen nach der Schlacht am Garigliano die ihnen gemachten Anträge zu einem dreijährigen Waffenstillstande an. Der von ihnen zu Stande gebrachte Vertrag wurde schon am 25. Februar 1504 ab-

geschlossen und am 11. März vom Könige von Frankreich zu Lyon, am 31. von Ferdinand und Isabella im Kloster Santa Maria de la Majorada unterzeichnet. Nach demselben sollte während des Waffenstillstandes Spanien das Königreich Neapel und Frankreich das Herzogthum Mailand in sicherem Besitze behalten und die Franzosen mußten versprechen, keine Verbindungen in und mit Neapel zu unterhalten. Abgesehen hiervon war den Franzosen der Friede so vortheilhaft, als den Spaniern; denn beide Mächte versprachen einander, daß keine die Feinde der anderen unterstützen wolle. Noch in demselben Jahre, in welchem dieser Vertrag geschlossen worden war, starb die Königin Isabella (26. November 1504), und nun änderte sich die Lage der Dinge in Italien und Spanien gänzlich.

III. Deutschland, Spanien und Italien vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts bis auf Maximilian's I. Tod.

1. Deutsche Angelegenheiten unter Maximilian I. bis zum Jahre 1504.

Den Zustand, in welchem das deutsche Reich und seine Verwaltung und Regierung zu Friedrich's III. Zeit und während der ersten Regierungsjahre Maximilian's I. sich befanden, haben wir im vorhergehenden Theile an verschiedenen Ereignissen deutlich zu machen versucht, weil wir es für unmöglich halten, die einzelnen deutschen Angelegenheiten mit einiger Klarheit und Ausführlichkeit einer allgemeinen Geschichte einzuverleiben. Wir nehmen jetzt den Faden wieder da auf, wo wir ihn beim Anfange der Geschichte Maximilian's hatten fallen lassen.

Der Geldmangel drückte den Kaiser nach seiner Erwählung zum römischen Könige eben so sehr, als vor derselben. Das Kaiserthum und alle Landschaften, welche Maximilian beherrschte, brachten in drei Jahren nicht so viel baares Geld ein, als die Mitgift seiner zweiten Gemahlin, der Blanca Maria von Mailand; die deutschen Stände und Städte, welche für die Ehre des Reiches und des Kaisers weder Geld noch Truppen hergeben wollten, hatten deshalb auch Unrecht, dem römischen Könige zu verargen, daß er Ludwig Moro's Nichte geheirathet hatte. Schimpflich war es dagegen für Maximilian, daß er nachher für Geld den Ludwig Moro, welcher seinen Neffen einkerkern und

vergiften ließ, unter einem elenden Vorwande als rechtmäßigen Herzog anerkannte und hiermit zugleich seinen unglücklichen Schwager Johann Galeazzo für einen Usurpator erklärte.

Dieser Schritt des Kaisers ward um so mehr getadelt, als die deutschen Stände gerade in demselben Jahre, in welchem Maximilian ihn that, den Mangel an Recht, Gesetz und Ordnung im Inneren ihres Reiches so lebhaft empfanden, daß sie darauf bestanden, daß endlich eine Reichsordnung festgestellt und das Interesse des Kaisers als Erbherrn seiner Länder von dem der Fürsten, Ritter und Städte des Reiches getrennt werden sollte. Der Versuch dazu war schon oft vergebens gemacht worden, weil dadurch der Kaiser beschränkt werden mußte. Als jetzt aber auf seinem im März 1495 zu Worms eröffneten ersten Reichstage der ritterliche, gelehrte und romantische Maximilian nur von Hülfe gegen die Türken, von Vorkehrungen gegen Frankreich und Kriegen in Italien redete, erwiderten ihm die Stände mit ganz prosaischen, aber verständigen Worten: sie würden eher keine Hülfe gegen auswärtige Feinde leisten, als bis Friede, Recht und Ordnung im Inneren hergestellt wären. Auch zahlen wollten die Stände zu des Kaisers Abenteuern und Aufzügen nicht. Die Städte zeigten bei dieser Gelegenheit argen Krämergeist, und die Reichsritterschaft benahm sich, als von Anlehen die Rede war, gegen den römischen König ebenso, wie sie sich stets gegen das Volk benommen hat. Namentlich die fränkische Ritterschaft erklärte 1495, sowie auch im folgenden Jahre, ihre Freiheit von Reichsabgaben sei uralt, sie sei einzig zu Kriegsdiensten verpflichtet. Es war daher auch nicht zu verwundern, daß Maximilian, als er zur Zeit von Karl's VIII. Rückzug aus Italien auf eigene Rechnung nach diesem Lande ging, eine so traurige Rolle spielte. Dessen ungeachtet scheinen der Wormser Reichstag und die Bemühungen des klugen und hochstrebenden Erzkanzlers, Erzbischofs Berthold von Mainz, viel dazu beigetragen zu haben, daß endlich nach 200 Jahren eine allgemeine Reichsordnung zu Stande kam, wobei man freilich das alte kaiserliche Ansehen sehr schmälerte. Auf einem neuen Reichstage zu Worms (von August bis October 1495) wurde nämlich die Reichsordnung, welche zum allgemeinen Gesetz erhoben werden sollte, aufgesetzt, berathschlagt und gut geheißen.

Diese wichtige Einrichtung kann von uns blos angedeutet werden, weil eine ausführliche Erklärung derselben uns hier viel zu tief in eine Wissenschaft hineinführen würde, welche auf deutschen Universitäten unter dem Namen „deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" gelehrt wird. Schon im August 1495 ward auf dem Reichstage zu Worms eine feste Ordnung über den Landfrieden und über ein Reichsgericht festgestellt, welches in den Streitigkeiten Recht sprechen sollte, die man bis dahin

mit Schwert und Lanze entschieden hatte. Es wird sich jedoch weiter unten zeigen, wie viel Mühe es kostete, im Laufe des 16. Jahrhunderts die Fürsten, die Reichsritter und ihre gepriesenen Heroen, die Sickingen, die Hutten, die Götz von Berlichingen, von den Sitten der Beduinen oder von dem Wegelagern und von der Uebung des Faustrechts gegen den fleißigen Bürger und Landmann zu rechtlicher Ordnung zu bringen. Man verkündigte zu Worms einen allgemeinen und beständigen königlichen Landfrieden, verbot bei Strafe der Reichsacht alle und jede Befehdungen und inneren Kriege, und verordnete in Betreff der Handhabung dieses Landfriedens, daß über die Friedensstörer eine Geldstrafe von 2000 Mark Goldes, sowie der Verlust aller Gnaden, Lehensgüter, Freiheiten, Rechte, Schuldforderungen und anderen Ansprüche verhängt werden solle. Diese Landfriedens-Verordnung, die nicht blos für eine Reihe von Jahren, sondern für alle Zeiten gelten sollte, setzte ein Reichsgericht voraus. Ein solches hatte bereits Friedrich III. eingerichtet; allein schon der demselben gegebene Namen kaiserliches Kammergericht zeigt, daß es kein Reichsgericht war. Maximilian selbst saß 1494 zu Köln als Präsident eines von ihm bestellten Collegiums zu Gericht und ernannte, als er in den Niederlanden Gericht halten ließ, den Grafen Eitel Friedrich von Zollern zum Kammerrichter. Nachher zog er die neun Richter nach Worms und ließ dort unter den Augen der Reichsversammlung Gericht halten, wobei der Graf von Zollern den Vorsitz führte. Dieses Gericht war kein Reichsgericht, und die kleinlich kargen Stände waren Willens, die Unterhaltung desselben dem Kaiser aufzubürden, welcher selbst weder seine Truppen, noch seinen Hofhalt, noch seine Gerichte bezahlen konnte. Endlich legte sich der wackere Berthold von Mainz, ein geborener Graf von Henneberg, ins Mittel und brachte es dahin, daß man am 1. October 1495 ein eigentliches Reichskammergericht einzusetzen und im October zu Frankfurt zu eröffnen beschloß. Dieses Gericht sollte aus 16 Richtern, acht Adeligen und acht Rechtsgelehrten, zusammengesetzt sein und ein Vorsitzender vom Kaiser allein, die übrigen Mitglieder aber vom Kaiser nach dem Vorschlage der Stände, und zwar, was ausdrücklich hinzugefügt ward, auch der Städte ernannt werden. Die Besoldungen der Richter sollten theils aus den Sporteln, theils aus den Beiträgen der Reichsglieder oder aus dem, was man den gemeinen Pfennig, sowie später die Zieler nannte, genommen werden. Wir überlassen es der sogenannten Reichsgeschichte, die endlosen, fast jedes Jahr erneuten Streitigkeiten über die Ordnung dieses Gerichtes, über den gemeinen Pfennig und über dessen Entrichtung anzugeben. Die Zahlung war so schlecht, daß oft das Gericht ganz stockte, weil die Besoldungen mangelten. Das Gericht wurde

übrigens bald an diesem, bald an jenem Orte gehalten, bis es in Speyer einen festen Sitz bekam *).

Maximilian suchte einen Theil seines alten ritterlichen Ansehens dadurch zu behaupten, daß er dem von ihm für Oestreich zu bestellenden Reichshofrath (seit 1501) eine Geltung im Reiche verschaffte. Wir müssen dies gelegentlich erwähnen, weil sich die Einrichtung des Reichshofraths bis zum Ende des Reiches erhalten hat. Die Justiz des Reichshofraths war mit der des Reichskammergerichtes ziemlich gleichgeltend und es stand den Parteien frei, dieses oder den Reichshofrath zu wählen. Maximilian hatte gleich anfangs erklärt: „er wolle an seinem Hofe mit Rath der Fürsten und Kurfürsten redliche und verständige Männer als Hofräthe halten und als regierender römischer König mit ihnen die Reichskammergerichtsordnung nach allen Artikeln, so ihm an seiner Obrigkeit unabbrüchig seien, tractiren; auch wolle er, wenn er außerhalb des Reiches sei, dieselben Räthe an einem gelegenen Orte im Reiche verordnen und ihnen einen Oberen zugeben, der statt seiner mit ihnen über Reichssachen, wo es nöthig sei, handeln solle."

Auf demselben Reichstage zu Worms (1495) vereinigte Maximilian auch für den Grafen Eberhard im Bart von Würtemberg, den Schützer und Freund Reuchlin's und Berthold's von Mainz, einen Geistesverwandten des Kaisers, die sämmtlichen würtembergischen Stammlande zu einem Herzogthume. Eberhard, auch der Aeltere oder der Fromme genannt, hatte nach einer wild verlebten Jugend eine Reise nach Palästina gemacht und zeichnete sich später durch Vorliebe für Wissenschaft und Litteratur aus; seine Gemahlin Barbara, eine Prinzessin von Mantua, stand ihm darin zur Seite. Eberhard hatte 1477 die Universität Tübingen gestiftet. Uebrigens starb er schon ein Jahr nach seiner Erhebung zum Herzog kinderlos und hatte vertragsmäßig seinen Vetter, Eberhard den Jüngeren, zum Nachfolger. Auch dieser hatte keine Kinder und sein Bruder Heinrich war blödsinnig; als daher Eberhard der Jüngere 1498 wegen seines schlechten Betragens von den würtembergischen Ständen, dem schwäbischen Bunde und dem römischen Könige, welche gleich unzufrieden mit ihm waren, aus dem Lande gejagt wurde, kamen die vereinigten würtembergischen Besitzungen an Heinrich's achtjährigen Sohn Ulrich oder vielmehr an die für ihn ernannte vormundschaftliche Regierung. Der schwäbische Bund selbst war zur Aufrechthaltung des Landfriedens und der Ordnung im Reiche so wichtig, daß man ihn zuerst 1496, auf Betreiben Maximilian's und

*) Es blieb hier bis 1689, wo die Verwüstung der Pfalz und namentlich der Stadt Speyer durch die Franzosen den Reichstag bestimmten, es weiter weg vom Rhein nach Wetzlar zu verlegen, wo es bis zur Auflösung des Reiches blieb.

Berthold's von Mainz, auf drei Jahre und, als 1498 auch Ulrich von Wärtemberg hatte eintreten müssen, auf weitere 12 Jahre verlängerte, bei welcher Gelegenheit dann auch Anordnungen wegen der Wahl eines Bundeshauptes gemacht wurden.

Im Jahre 1499 führte Maximilian den bereits erwähnten Krieg mit den Schweizern. Die Eidgenossenschaft hatte sich in den letzten Jahrzehenden durch fremden Sold bereichert und durch Hinzutritt von Städten ihr Gebiet ausgedehnt. Es fehlte zwar nicht an bedächtigen Männern, die Beides gefährlich fanden; und als das früher savoyische Freiburg und die Jurastadt Solothurn eintreten wollten, wurden die Streitigkeiten so heftig, daß man die Vermittlung nur einem heiligen und klugen Einsiedler, Niklas von der Flue in Unterwalden, verdankte, der dafür von der Ueberlieferung verherrlicht worden ist. Die Aufnahme der beiden Städte erfolgte 1481. Die Eidgenossen sahen bereits in ihrem Verhältniß zum deutschen Reich nur eine Belästigung, während am Oberrhein und bis nach Franken hin manche Städte und Bauernschaften nicht übel Lust hatten, sich auf schweizerische Art einzurichten. Vom schwäbischen Bund hielten sich die Schweizer zurück, auch wollten sie weder vom Reichskammergericht noch vom gemeinen Pfennig etwas wissen. Die Graubündtner, mit den Eidgenossen im Bund, bemächtigten sich des Münsterthales in Tyrol. So gerieth Maximilian mit ihnen und mit den Schweizern in Streit, nicht nur als Erzherzog von Oestreich wegen des Münster-Thales, sondern auch als deutscher König wegen der Verpflichtung der Schweizer, auf Reichstagen zu erscheinen und den gemeinen Pfennig zu zahlen. Da überdies auch der schwäbische Bund noch immer die Eidgenossen als Schwaben in Anspruch nahm und deshalb einen Zwist mit ihnen hatte, so hätte man denken sollen, daß Maximilian kräftig unterstützt worden wäre; dies war aber keineswegs der Fall. Maximilian erntete dabei ebensowenig im Kriege mit den Eidgenossen Lorbeeren, als bei seinem oben erwähnten Einfalle in Frankreich oder bei seinem Zuge gegen Karl von Geldern, der sein väterliches Erbe wieder an sich riß. Im Jahr 1499 kam es zum Frieden von Basel, in welchem die Eidgenossen zwar als Reichsverwandte bezeichnet, aber von den Steuern, wie von der Gerichtsbarkeit des Reiches losgesprochen wurden. Zu Freiburg und Solothurn kamen als neue Mitglieder die Städte Basel und Schaffhausen (1501) und 12 Jahre später das Land Appenzell, so daß der Bund nun aus 13 Orten, statt aus den acht alten bestand.

Das Reichskammergericht schlummerte bald nach seiner Begründung wieder ein, theils weil die zur Unterhaltung desselben erforderlichen Gelder nicht einkamen und die mächtigen Herren ihre Sache lieber auf eigene Hand ausmachten, theils weil Maximilian einsah, daß er in

Folge der neuen Einrichtung zum Präsidenten einer deutschen Staaten-Republik herabsinke und aufhöre ein römischer Kaiser von Gottes Gnaden zu sein. Die Fürsten, besonders Berthold von Mainz, hörten jedoch nicht auf, in ihn zu dringen, und verlangten endlich im Juli 1500 seine Einwilligung zur Einsetzung eines eigenen, vom Kaiser unabhängigen Reichs-Regiments, welches über den Landfrieden und das Kammergericht zu wachen habe. Dieses Reichs-Regiment, welches vorerst nur auf sechs Jahre eingeführt wurde, sollte aus 20 Personen bestehen und den Kaiser oder, wenn derselbe nicht anwesend sei, einen von ihm ernannten Stellvertreter zum Vorsitzer haben. Maximilian bestimmte vorerst den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, mit 6000 Gulden Besoldung zu seinem Stellvertreter. Unter die Aufsicht des Reichs-Regiments wurde anfangs auch das Reichskammergericht gestellt; dies mißfiel aber sowohl den deutschen Ständen, welche die Mitglieder des Reichs-Regiments nicht über sich haben wollten, als auch dem Kaiser, der sie nicht neben sich dulden konnte. Maximilian suchte daher seit 1502 seinen östreichischen Reichshofrath durch Beifügung kaiserlicher Räthe auch im übrigen Deutschland immer mehr zu Ansehen zu bringen.

Bei Gelegenheit der Errichtung des Reichs-Regiments ward auch der schon unter Albrecht II. gemachte Vorschlag erneut, Deutschland ohne die Niederlande und ohne Oestreich in sechs Kreise einzutheilen und in jedem von diesen die Ausführung der Reichs-Urtheile und Befehle den zwei durch die Stände desselben zu erwählenden mächtigsten Herren des Kreises zu übertragen, deren Hauptgeschäft jedoch die Aufrechthaltung der Anordnungen wegen des Landfriedens sein sollte. Auch hierüber ward nach der übeln deutschen Einrichtung viel berathschlagt, geredet und beschlossen, aber wenig ausgeführt. Endlich gab man die Eintheilung des Reiches, nach welcher dasselbe ohne die Niederlande und ohne Oestreich aus sechs Kreisen bestehen sollte, wieder auf und stellte auf einem Reichstage in Köln zehn Kreise auf; es waren dies der bairische, schwäbische, fränkische, westfälische, der ober- und der niederrheinische, der ober- und der niedersächsische, endlich der östreichische und der burgundische. Allein erst im Jahre 1521, nach Maximilian's Tode, ward diese zur völligen Ausrottung des Faustrechtes und zur Verhinderung der Bürgerkriege ganz unentbehrliche Einrichtung vollständig ausgeführt und fest begründet.

Bis später Luther's Predigt gegen die bestehende Kirchenverfassung ganz Europa in Bewegung brachte, hatten die Ereignisse in Deutschland nur geringe Bedeutung für die Fortschritte der Civilisation und für die allgemeine Geschichte. Dagegen war Venedig einige Zeit hindurch als europäische Macht bedeutender als Deutschland. Dies ward

sowohl dem kriegerischen Papst Julius II., als auch dem römischen König Maximilian und den Königen von Aragonien und von Frankreich unerträglich; sie bildeten daher eine Verbindung zum Verderben Venedigs, welche unter dem Namen der Ligue von Cambray bekannt ist. An diesen Bund knüpft sich auf einige Jahre die Geschichte des Festlandes von Europa, und die ganze allgemeine Geschichte der Zeit von 1504 bis 1519 scheint sich, mit Ausnahme dessen, was auf die Reformation Bezug hat, besser an die spanischen und italienischen als an die deutschen Angelegenheiten anschließen zu lassen. Dies um so mehr, als Alles, was damals in den Niederlanden, in Spanien und Italien geschah, eine Vorbereitung dessen war, was nachher der Sohn Philipp's von Burgund, Karl V., unternahm, der als Enkel Ferdinand's des Katholischen das aragonische Reich und Neapel, als Enkel Maximilian's I. alle östreichischen Besitzungen erbte und nach seines Großvaters Tode auch zum Nachfolger desselben im deutschen Reiche gewählt wurde.

2. Portugal; die Umsegelung der Südspitze Afrika's.

Wir haben die Geschichte Portugal's bis zum Tode Johann's des Unechten (1433) geführt und gesehen, wie unter der Leitung seines berühmten Sohnes, Heinrich des Seefahrers, die Inseln Porto Santo und Madeira neu aufgefunden wurden und Ansiedler erhielten (Bd. VII., S. 467—68). An den atlantischen Ocean gedrängt, stellte sich die portugiesische Thatkraft auf demselben die gleiche Aufgabe, wie in der Urzeit die Phönicier auf dem Mittelmeer. Johann von gutem Andenken*) (sein wohlverdienter Beiname) starb 1433; ihm folgte sein Sohn Eduard (Duarte), der mehr Aufmerksamkeit auf Eroberungen an der Nordküste Afrika's verwandte, als auf Entdeckungen an der atlantischen. Auf einem Kriegszuge, der gegen Tanger gerichtet war, gerieth sein Bruder Fernando in die Gefangenschaft der Mauren, und diese wollten ihn nur ausliefern, wenn ihnen Ceuta zurückgegeben würde. Darein wollten die Cortes nicht willigen und Ferdinand ertrug mit Heldenmuth und frommer Ergebenheit die Unbilden und die Schmach, die ihm bis zu seinem Tod (1443) angethan wurden**). Auch unter Eduard setzte der Infant Heinrich seine Unternehmungen fort; eine Expedition, an deren Spitze Gilianes stand, gelangte dazu, südlich von dem gefürchteten Cap Bojador zu landen, das nur wenige Grade vom Wendekreis des Krebses entfernt liegt.

*) Joao de boa memoria; die portugiesische Sprache stößt mehr Consonanten aus als irgend eine andere romanische.

**) Es ist dies dieselbe Begebenheit, welche Calderon in dem Drama „Der standhafte Prinz" verherrlicht.

König Eduard hinterließ bei seinem Tode (1438) einen minderjährigen Sohn, Alfons (Affonso) V., und so war das Reich in den 10 Jahren bis zu seiner Mündigkeit dem gewöhnlichen Ränkespiel anheimgegeben; um die Regentschaft stritten die Königin Mutter Eleonore und der Graf von Barcellos, später Herzog von Braganza, ein unehelicher Bruder Eduards. Inzwischen wurden die Entdeckungsfahrten, wenn auch mit geringer Unterstützung von Seiten des Staates, fortgesetzt; bereits war man in die heiße Zone vorgedrungen, indem derselbe Gilianes das weiße Vorgebirge umfuhr. Gleichzeitig wurden die Portugiesen in der Inselgruppe der Azoren oder Habichtsinseln immer genauer bekannt; man fand sie unbewohnt, reich an Waldungen und an Singvögeln. An der afrikanischen Küste hatten sich gefangene Mauren mit schwarzen Sklaven ausgelöst, und so erblickte das erstaunte Lissabon im Jahr 1442 die ersten kraushaarigen Neger auf seinen Märkten.

Als König Alfons V. selbstständig in Portugal zu regieren begann, wandte er seine Aufmerksamkeit wieder auf Pläne zu Eroberungen in Nordafrika und später zur Gewinnung von Castilien. So lange Heinrich der Seefahrer lebte, wußte derselbe zwar seinen Neffen, den König, für den Fortgang der Seefahrten zu interessiren. Auch hatten die weiteren Unternehmungen ein glänzendes Resultat ergeben; Dinis Diaz ließ die sandige Küste von Westafrika hinter sich und gelangte an den Gummiwäldern im Norden des Senegal vorbei, bis an das grüne Vorgebirge. Schon war das Vorurtheil im schwinden, daß der heiße Erdgürtel durchaus unwirthlich sei und weder Menschen noch Pflanzen Raum vergönne. Nun war der König darauf bedacht, seinen Portugiesen den Ertrag ihrer Thätigkeit zu sichern; und da in der abendländischen Christenheit die Ansicht feststand, daß der Papst über die von Heiden bewohnten Länder Gewalt habe, so wandte er sich an den Papst Nicolaus V. Dieser erließ zwei Bullen, in welchen er dem Königreich Portugal die Küsten und Inseln, die sie in den afrikanischen Meeresstrecken entdeckt hätten und entdecken würden, zum Geschenk machte und andere Völker von diesen Eroberungsfahrten ausschloß (1454). Als Heinrich auf seinem Sitze beim Cap Sanct Vincent starb (1460), hatte man bereits die Sierra Leona entdeckt und den Westen von Guinea berührt.

Zehn Jahre nachher war König Alfonso so glücklich, in Tanger (am westlichen Ausgange der Meerenge von Gibraltar, das Tingis der alten Römer) als Eroberer einzuziehen. Bald aber wandte sich seine Aufmerksamkeit auf die von uns erwähnten Erbfolgestreitigkeiten in Castilien; er gedachte sich mit der allgemein für unecht gehaltenen Infantin Johanna (Bertrandeja), die ungefähr 30 Jahre jünger war als

er, zu vermählen und so Castilien mit Portugal zu vereinigen. Wir wissen, daß das Vorhaben mißlang; die unglückliche Braut beschloß ihre Tage in einem Kloster zu Santarem und er selbst erkannte kurz vor seinem Tode (1481) das Recht Ferdinand's von Aragonien und Isabella's an.

Alfonso's Sohn und Nachfolger, Johann II., ein kraftvoller und entschlossener Mann, ging, wie alle größeren Fürsten seiner Zeit, von dem Bestreben aus, ein unumschränktes nationales Königthum zu schaffen und die Widerstandskraft des hohen Adels zu brechen. Er verfuhr dabei mit rücksichtsloser Energie. Er nahm die peinliche Gerichtsbarkeit einzig für die Landesregierung in Anspruch, ordnete wegen der entfremdeten Krongüter ein durchgreifendes Untersuchungsverfahren an und verlangte von den Vasallen Huldigung in strengster Form. An der Spitze des unzufriedenen Adels stand Herzog Ferdinand von Braganza, ein Enkel des oben erwähnten Grafen Barcellos und verheirathet mit einer Schwester der Königin. Johann ließ ihn bei einer Zusammenkunft in Evora festnehmen und wegen seiner Verbindungen mit Castilien als Hochverräther vor ein Gericht stellen, bei dessen Sitzungen der König selbst anwesend war; der Herzog wurde zum Tode verurtheilt und auf dem Markte zu Evora vom Scharfrichter enthauptet (1483). Gegen einen noch näheren Verwandten, den Bruder seiner Gemahlin, Herzog Jakob von Viseu, verfuhr Johann noch furchtbarer. Er ließ ihn in den Palast zu Setuval einladen, besprach sich in Gegenwart einiger Herren vom Hofe freundlich mit ihm und fragte ihn mit anscheinend scherzhafter Wendung, was er thun würde, wenn ihn Jemand ermorden lassen wollte. Der Herzog, der sich eines so verbrecherischen Planes allerdings bewußt war, erwiderte verlegen, er würde einem solchen Feinde womöglich zuvorkommen. „Recht so," rief der König aus und stieß ihm mit aller Kraft mehrmal nach einander den Dolch in die Brust; die Leiche wurde öffentlich ausgestellt.

Die Erforschung Afrika's trat unter König Johann II. in ein neues, entscheidendes Stadium. Die Küste von Guinea wurde genauer untersucht, ja sogar an der Goldküste eine Befestigung errichtet und an verschiedenen Stellen Zeichen der Besitznahme angebracht, nämlich steinerne Säulen mit dem Kreuz und dem Wappen von Portugal versehen. Hierzu glaubte sich der König durch die päpstliche Belehnung berechtigt. An einer Fahrt, auf welcher man bis zur Mündung des Zaire oder Congo, also bis über den sechsten Grad südlicher Breite vordrang (um 1485), war auch der berühmte **Martin Behaim** aus Nürnberg betheiligt, der dafür von Johann persönlich zum Ritter des Christusordens geschlagen wurde*). Wichtig für weitere Unterneh-

*) Etwa sechs Jahre später verfertigte er in seiner Vaterstadt den berühmten Globus, der dort noch vorhanden ist. Behaim starb 1506 zu Lissabon.

mungen war die gewonnene Einsicht von der wahren Gestalt Afrika's und von der Möglichkeit, durch Umsegelung seiner Südspitze das ersehnte Indien zu erreichen. Da man sicher sein konnte, mit Ausdauer durch fortgesetzte Versuche dieses Ziel zu gewinnen, so wird es erklärlich, daß Columbus mit seinem Vorhaben, Indien in westlicher Richtung aufzusuchen, in Lissabon nur eine kühle und zweideutige Aufnahme fand. Zudem war die dunkle Kunde von einem christlichen König, der am indischen Meere seinen Sitz habe, nach Portugal gedrungen; man vermuthete in ihm den Priester Johannes (Preste Joao), von dem im Mittelalter viel gefabelt wurde und den man bald in dem christlichen Beherrscher von Abyssinien zu finden meinte*). Im Jahre 1486 beauftragte König Johann den kühnen **Bartholomäus Diaz**, die Ostküste von Afrika zu befahren. Auf hoher See nahm derselbe von Guinea aus den Lauf weit südwärts, dann nach Osten und endlich nach Norden. So kam er an die Bucht von Algoa; weiter wollten seine Anhänger ihm nicht folgen. Auf der Rückfahrt kam er an der eigentlichen Südspitze von Afrika, dem Nadelkap, vorbei und sah ein Vorgebirge, welches er wegen der Stürme, die ihn dort heimgesucht hatten, das stürmische (cabo tormentoso) zu nennen gedachte; König Johann aber, in richtiger Würdigung der Aussichten, die sich an diese Fahrt knüpften, erklärte, jenes Cap solle **Vorgebirge der guten Hoffnung** heißen. Inzwischen hatte er zwei sprachkundige Männer über das Mittelmeer nach Arabien gesandt, von denen der eine, Covillam, von Aden nach Indien fuhr, an der Küste Coromandel die Städte Calicut und Goa besuchte, dann nach Aegypten zurückkehrte und bei den Christen in Abyssinien Aufnahme fand, ja zu längerem Verweilen gezwungen wurde.

Johann II. dachte ebenso, wie sein Vater, an die Möglichkeit, die ganze pyrenäische Halbinsel unter einer Herrschaft zu vereinigen. Mindestens schien eine Zeit erhöhten Glanzes einzutreten, als es ihm gelang, seinen Sohn Alfons, einen sehr schönen Jüngling, mit Isabella, der ältesten Tochter des spanischen Königspaares, zu vermählen. Aber ein halbes Jahr nach der glänzenden Hochzeitsfeier starb der Prinz bei Santarem in Folge eines Sturzes vom Pferde (1491). Johann hatte nun zum nächsten Erben den Herzog von Beja, Emanuel, einen Bruder der Königin und jenes Herzogs von Viseu, den Johann eigenhändig erdolcht hatte; dieser, gewöhnlich **Emanuel der Große** genannt, trat nach Johann's Tode (1495) die Regierung an.

3. Entdeckung von Amerika, Christoph Columbus.

Die Eroberung von Granada, die gänzliche Vertreibung der Mohammedaner aus Spanien und die Entdeckung von Amerika haben die

*) Nach Oppert „Der Priester Johannes in Geschichte und Sage" (Berlin

Regierung Ferdinand's des Katholischen und seiner Gemahlin Isabella ebenso wichtig für die neuere Zeit gemacht, als Alexander's des Großen Unternehmungen für die alte Geschichte gewesen sind. Der Eroberung von Granada, auf deren traurige Folgen wir noch oft werden zurückkommen müssen, ist bereits oben gedacht worden, der Entdeckung von Amerika und ihrer Folgen wollen wir hier gedenken.

Indien war seit den urältesten Zeiten das Land der Schätze und der Wunder, sowie wegen der Schlaffheit seiner Bewohner die Beute der im Kriege geübten und abgehärteten Völker. Die in den Kriegen mit den Mauren zu furchtbaren Streitern gewordenen, ganz militärisch gewöhnten Portugiesen hofften zuversichtlich, wenn sie in jenes Land gelangen würden, auf große Eroberungen und ungeheure Beute. Durch Bartholomäus Diaz waren sie diesem Ziel um einen bedeutenden Schritt näher gekommen. Inzwischen betrachteten sie die Fahrt nach dem für die Völker noch immer beinahe fabelhaften Lande als ihre ausschließliche Aufgabe, erlaubten keinem Fremden den Gebrauch ihrer Seekarten und machten selbst aus ihrer Schiffahrtskunde und aus der Art, wie man den Gefahren des Oceans trotzen könne, ein Geheimniß. Doch waren bereits denkende Männer zur Ueberzeugung gekommen, man müsse, da die Erde rund sei, auch durch eine fortdauernd nach Westen gerichtete Fahrt nach Indien und seinen Kostbarkeiten gelangen können. Manche Andeutungen der Alten, die sich in diesem Sinne aussprachen, waren in den weitschichtigen Sammelwerken des Mittelalters enthalten, so in dem „Weltgemälde" jenes Peter von Ailly, den wir als Theilnehmer am Concil von Konstanz kennen gelernt haben (Bd. VII., S. 298). Ein sehr gelehrter Mann, Paolo Toscanelli von Florenz, mit welchem Columbus im Jahr 1479 in Briefwechsel stand, bestärkte den Letzteren in seinem Glauben an die Möglichkeit einer Westfahrt nach Indien. Diesen Glauben mit aller Kraft einer hochbegabten Natur in sich ausgebildet, unter den ungünstigsten Umständen festgehalten und mit voller Ueberzeugung bethätigt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst des Columbus. Auch Andere hatten Stellen aus Seneca oder Eratosthenes kennen gelernt, welche die Rundgestalt der Erde voraussetzten; auch Andere wußten, daß zuweilen von Westen her Gegenstände, welche die Spur menschlicher Bearbeitung trugen, an die Küste der Azoren angeschwemmt wurden; Columbus aber sah das indische Gestade zweifellos vor sich liegen; er eignete sich durch Uebung und rastloses Studium alle nautischen Kenntnisse und Fertigkeiten seiner Zeit an und war durch seine heroische Persönlichkeit zum Anführer passend. So wird sein Ruhm durch die Irrthümer, denen

1864) war das Reich, an welches die Ueberlieferung sich zuerst knüpfte, ein tartarisches und wahrscheinlich Kaschgar die Residenz.

er anhing, nicht geschmälert. Er hielt den Umfang der Erde für weit kleiner als derselbe wirklich ist; er war bis zu seinem Tode der Meinung, Inseln und Küsten Asiens betreten und gesehen zu haben. An der Mündung des Orinoko kam ihm der Gedanke, dieser gewaltige Strom könne wohl derselbe sein, der vom Paradiese her nach Osten fließe. Daß zwischen dem neuen Welttheil und Asien ein zweiter Ocean liege, doppelt so breit als der atlantische, wußte er nicht. So wurde nun die Gesammtheit der aufgefundenen Inseln Indien, später Westindien genannt. Columbus stand in Bezug auf Religionsbegriffe ganz inmitten seiner Zeit und hoffte, die Schätze Indiens könnten zur Eroberung des heiligen Grabes dienen. Gleichwohl hat er zur mächtigen geistigen Umwälzung der folgenden Jahrhunderte ein Außerordentliches beigetragen. Denn die Einwirkung neuer Ideen ist nicht blos nach ihrem Inhalte zu bemessen, sondern nach ihrem Verhältniß zum Hergebrachten. Die uralte, zum Lebensgrundsatz gewordene Anschauung von dem auf feste Säulen gegründeten Erdenbau wurde durch die greifbare Thatsache, daß unser Weltkörper eine frei schwebende Kugel ist, vernichtet und hierdurch die Geister mächtig erschüttert. Im Jahre 1477 war Columbus wahrscheinlich in Island; sollte er aber auch dort eine dunkle Kunde von den ehemaligen Winlandsfahrten (Bd. IV. S. 421) erhalten haben, so hat dieselbe doch auf die Richtung seines eigenen Unternehmens keinen Einfluß gehabt.

Cristoforo Colombo, der sich in Spanien Cristoval Colon nannte, war in Genua geboren, sein Geburtsjahr wird von einigen Biographen bis 1436 zurückverlegt; andere nehmen 1456 an, was viel wahrscheinlicher ist. In Portugal vermählte er sich mit Philippa Perestrello, einer Tochter des Gouverneurs von Madeira, und machte mehrere Reisen nach Porto Santo. Daß Johann II. auf seine Vorschläge nicht einging, haben wir bereits erwähnt; Columbus begab sich daher nach Spanien, wo er an dem Herzog von Medinaceli einen Beschützer fand und in den Dienst der castilischen Krone trat. Die Universität Salamanca, der man seinen Plan vorlegte, beurtheilte denselben nicht günstig; aber einige hochstehende Geistliche, darunter der Professor der Theologie und spätere Großinquisitor Diego Deza, hörten nicht auf, ihn zu empfehlen. Gleichwohl war Columbus schon im Begriffe, sich von der Hafenstadt Palos aus nach Frankreich zu begeben, als er zur Rückkehr an das königliche Kriegslager zu Santa Fé in Granada bewogen wurde. Die Eroberung dieser Stadt bezeichnet auch insofern den Beginn einer neuen Zeit, als Isabella in ihrer Freude über dieses glückliche Ereigniß beschloß, den großartigen Plan ausführen zu lassen und so der Ausbreitung des Christenthums ein neues, bisher ungeahntes Gebiet zu eröffnen. Der Finanzminister Quintanilla und der aragonische

Verwalter der geistlichen Renten, Luis de Sant Angel, wandten sich an die Königin und stellten ihr vor, daß es ihr die größte Ehre bringen würde, wenn sie die goldenen Berge und die zum Christenthum zu bekehrenden oder zu zwingenden Völker, welche von den Portugiesen durch ihre Schifffahrt nach Osten aufgesucht würden, durch eine Fahrt nach Westen suchen lasse. Die Königin ward durch sie überzeugt und Luis de Sant Angel versprach Vorschüsse.

Der Verlust, welchen die Königin bei der Unternehmung erleiden konnte, war übrigens nicht sehr bedeutend, mag man nun die Kosten für die Ausrüstung der elenden Schiffe, welche dem Columbes gewährt wurden, mit Munoz auf 17,000 Gulden (dies y siete mil Florines) oder mit der Notiz, welche Ferdinand Columbus in der Beschreibung von seines Vaters Leben gegeben hat, auf 20,500 Piaster oder endlich mit Robertson auf 4000 Pfund Sterling anschlagen. Sehr bedeutend waren dagegen die Vortheile, welche dem Entdecker durch einen förmlichen Vertrag vom 17. April 1492 gewährt wurden. Er sollte nämlich erstens, wenn er Inseln oder festes Land im Meere fände, in demselben für sich und seine Nachkommen die Admiral-Stelle mit allen Vorrechten eines Groß-Admirals von Castilien erhalten. Er sollte zweitens Vice-König aller von ihm entdeckten Länder und Inseln sein, mit dem Vorrechte, dem Könige für jede Stelle drei Personen vorzuschlagen. Drittens sollte er in allen Rechtshändeln, welche aus dem Handelsverkehr mit den neu entdeckten Ländern entstünden, oberster Richter sein. Viertens sollte er den Zehnten von allem Gewinn an Waaren und Früchten innerhalb seiner Admiralschaft haben. Endlich wurde ihm zwar fünftens die Auflage gemacht, daß er den achten Theil der Kosten für alle zum Verkehr mit den neu entdeckten Ländern ausgerüsteten Schiffe tragen müsse; dafür sollte er aber auch einen gleichen Antheil am Gewinn genießen.

Am 3. August 1492 segelte Columbus aus dem Hafen von Palos ab mit drei geringen Fahrzeugen, von welchen eines, die Santa Maria, von ihm selbst, die beiden anderen von zwei Brüdern Pinzon befehligt wurden. Eines der Letzteren, die Pinta, wurde schadhaft, so daß man zur Ausbesserung desselben einige Wochen auf den canarischen Inseln verweilte. Die eigentliche Entdeckungsfahrt dauerte demnach vom 6. September bis zum 12. October. Daß es in dieser Zeit, wo die Schiffsmannschaft nur Himmel und Wasser vor sich sah, nicht an Aeußerungen des Unmuths fehlte, ist selbstverständlich; die Erzählung aber, daß man den Admiral durch einen förmlichen Aufstand genöthigt habe, sich zur Umkehr nach drei Tagen zu verpflichten, falls kein Land erschiene, ist unglaubwürdig. Der wichtigste Tag der Ueberfahrt war der 7. October; denn an demselben entschloß sich Columbus auf den

Rath Martin Pinzon's, den Lauf der Schiffe etwas mehr nach Südwesten zu richten; sonst würde er, wie Washington Irving bemerkt und Humboldt bestätigt, in den Golfstrom und somit nach Florida und vielleicht nach Virginien gelangt sein. In der Nacht auf den 12. sah der Admiral ein Licht aus der Ferne; um zwei Uhr Morgens erkannte ein Matrose im Mondlicht eine Küste und bei Tagesanbruch bestieg Columbus den Strand. Die zuerst entdeckte Insel, von den Einwohnern Guanahani, von den Spaniern San Salvador genannt, ist, wie neuere Forschungen darthun, die Insel **Watling**, etwa unter dem 24. Grad nördlicher Breite; sie steht gegenwärtig, wie die ganze Gruppe der Bahama-Inseln, unter britischer Herrschaft. Columbus betrat sie zuerst, ließ ein Kreuz errichten und nahm das Land unter Ceremonien, welche die nackten Bewohner nicht verstanden, für Spanien in Besitz. Die landschaftliche Herrlichkeit und die reiche Pflanzenwelt der neu entdeckten Länder verfehlten ihren Eindruck auf die Spanier nicht; weit mehr aber zog sie die undeutliche Kunde von einer südlicheren Gegend an, aus welcher die Goldbleche stammten. Columbus fuhr an der Insel Cuba hin und landete in Hayti, das er „spanische Insel" (Isla Espanola, später Hispaniola) nannte; hier erbaute er mit Hülfe der Wilden und ihres gutmüthigen Kaziken eine Holzburg, die er, weil der Bau um Weihnachten stattfand, Navidad (Geburt des Herrn) nannte. Ueberhaupt wurden von nun an in Amerika wie in Afrika sehr häufig neugefundene Küstenstrecken und Inseln nach dem Kalendertage der Auffindung benannt.

Da Columbus sein bestes Schiff scheitern sah und Martin Pinzon mit dem zweiten, der Pinta, sich heimlich entfernt hatte, so schien es nothwendig, das dritte Schiff zur Heimfahrt zu verwenden. Indessen fand sich Pinzon bald wieder ein und so traten sie am 16. Januar 1493 zusammen die Rückreise an. Nach Verlauf eines Monats kamen sie auf den Azoren an; unterwegs waren die Stürme so heftig gewesen, daß der Admiral fürchtete, die Kunde von ihm und seiner Entdeckung möchte verloren gehen, und daher einen auf Pergament geschriebenen Bericht in einer wohlverwahrten Tonne ins Meer warf. Am 4. März landete Columbus an der Mündung des Tajo und hatte mit dem König von Portugal eine Unterredung; dann fuhr er nach Palos, durchzog Spanien und erschien zu Barcelona vor dem Königspaar, das ihn mit fürstlichen Ehren empfing.

Columbus brachte zwar nicht gerade viel Gold von seiner ersten Reise mit; allein den Spaniern war durch ihn eine neue Welt, welche von sehr unvollkommen bewaffneten, zum Theil nackten und wehrlosen Naturmenschen bewohnt ward, zum Erobern und Berauben eröffnet worden, und wenn sie auch auf den entdeckten Inseln vorerst nur

wenig Gold fanden, so hatten sie doch die Aussicht, beim weiteren Vordringen Gold in Menge zu finden.

Diese Hoffnung führte nachher Schaaren von Spaniern in die neuentdeckten Länder, aber nicht etwa um Colonieen anzulegen und Handelsverbindungen anzuknüpfen, sondern um zu erobern und zu rauben. Die Siege und Eroberungen der berühmten spanischen Helden, der sogenannten Conquistadoren, vor Allem eines Cortez und Pizarro, welche mit einer kleinen Zahl kühner Abenteurer große Reiche, wie Mexiko, Peru und Chili unterwarfen, wurden durch unerhörte Grausamkeiten entehrt und befleckten Spanien's Ruhm, während zugleich die geraubten Reichthümer den spanischen Sitten verderblich wurden. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Sätze durch Thatsachen zu erläutern; wir haben nur noch den Fortgang der Unternehmungen des Columbus kurz anzudeuten.

Ganz Europa gerieth in ein unbeschreibliches Staunen, als sich die Nachricht von der neuentdeckten Inselwelt, von den Producten derselben und von ihren Einwohnern, von welchen Columbus einige mitgebracht hatte, verbreitete. Der Papst (Alexander VI.) ließ sich sogleich geneigt finden, den Spaniern ebenso die im Westen zu erobernden Länder zu schenken, wie seine Vorgänger den Portugiesen die im Osten geschenkt hatten. In einer Bulle vom 4. December 1493 bestimmte er die Raya, d. h. den Strich von Pol zu Pol, welcher das Eigenthum der Portugiesen von dem der Spanier zu trennen bestimmt war. Dieser Strich sollte 100 Seemeilen westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges gezogen werden; alles neu Entdeckte, das von demselben aus nach Westen liege, sollte der spanischen, was nach Osten liege, der portugiesischen Krone unterworfen sein. Da jedoch die letztere diese Theilung sehr ungünstig fand und auf ihr früheres Verdienst hinwies, so wurde im folgenden Jahr durch den Vertrag von Tordesillas die Raya um noch 270 Meilen nach Westen verlegt. In Folge dessen konnte nachmals Portugal den Besitz von Brasilien für sich beanspruchen.

Das spanische Volk, sowie Ferdinand und Isabella überhäuften den Columbus mit Lob und mit Ehren und es wurden sogleich für eine neue, zum Behufe einer Colonisation und der Versorgung von etwa 2500 Mann anzustellende Fahrt des Entdeckers 17 Schiffe ausgerüstet und Alles, was zu diesem Zwecke nöthig war, reichlich angeschafft. Die ganze Ausrüstung für diese zweite Fahrt war für jene Zeit ausgezeichnet glänzend, und dennoch befanden sich unter jenen 17 Schiffen nur drei von je 100 Tonnen. Columbus fuhr am 25. September 1493 aus der Bucht von Cadix ab und erblickte am 2. November die Spitze einer der caraibischen Inseln, die man, weil sie an einem Sonntag entdeckt ward, Dominica nannte. Von hier schiffte er nach Hispaniola zurück,

wo er auf seiner ersten Reise zu Navidad etwa 30 Spanier als Colonisten zurückgelassen hatte. Er fand alle daselbst errichteten Gebäude verbrannt und zerstört, alle Menschen verschwunden, und gründete nun mit etwa 1000 Spaniern eine neue Niederlassung, welche er Isabella nannte. Da das Erobern, das Unterdrücken, das Rauben und das Ausgehen auf die Entdeckung geträumter Goldschätze in der Natur der ganzen Unternehmung lagen, so konnte man in den neuentdeckten Ländern nur durch Hülfe aus Spanien bestehen. Es zeigte sich daher auch bald, daß des Columbus Unternehmen, anstatt unmittelbaren Gewinn zu geben, vorerst fortwährend großen Aufwand fordern werde. Im Februar 1495 schickte der Admiral einige Schiffe zurück, um sich das, was ihm mangelte, aus Spanien zu verschaffen. Als er von einer Fahrt, auf welcher Jamaica entdeckt wurde, nach Hayti zurückkehrte, waren die Indianer durch erlittene Mißhandlungen zum Aufstand gereizt worden und er mußte ihnen in einer förmlichen Schlacht (März 1495) die Ueberzeugung beibringen, wie wenig nackte Wilde gegen europäische Stahlwaffen, Schießgewehre und gegen die großen Fleischerhunde vermochten, die man ihnen auf den bloßen Leib hetzte.

Aus den prahlenden Berichten, welche Columbus damals an den Hof sandte und deren Inhalt von der zahlreichen Mannschaft im Lande verbreitet wurde, ersieht man deutlich, daß Raub und Gewalt, Eroberungen und die Befriedigung orientalischer Gierigkeit der einzige Zweck derjenigen Spanier waren, welche zu Tausenden in die neue Welt strömten. Wenn man auch die größte Hochachtung für des Columbus wissenschaftliches Streben, für seine Verdienste um die neuere und neueste Zeit, für seinen Verstand und für die Festigkeit seines Charakters hat, so wird man doch jene Berichte nur mit Schaudern lesen können. Er gab den Ueberbringern derselben für die vielen Dinge, die er von Hause verlangte und zu denen namentlich Pferde, Rindvieh, Schafe und Lebensmittel aller Art gehörten, nicht blos eingetauschtes Gold als Lockspeise mit, sondern auch geraubte Menschen. Dabei erklärte er es für recht und billig, daß man die Insulaner, besonders die sehr wilden und streitbaren Caraiben, wie er sagt, zur Strafe für ihre unmenschlichen Gewohnheiten als Sklaven in der spanischen Colonie gebrauche. Ja, er geht sogar noch weiter; denn er sagt, die Regierung brauche ihm die vielen Dinge, welche er vermisse und fordere, nicht auf ihre Rechnung zu senden, sondern sie möge nur die Kaufleute ermuntern, dieselben nach Cuba zu bringen; diese würden dort als Hauptartikel des Tausches Menschen erhalten, welche die spanischen Bewohner der Colonie Isabella einfangen und ihren Landsleuten als Sklaven verkaufen würden, und die vielleicht besser wären, als die afrikanischen. Auch vertröstet er die gierigen Herzen der Finanzmänner seines Vater-

landes auf die Abgaben, die man künftig einmal auf die von den Inseln in Spanien einzuführenden Waaren legen könnte.

Das Betragen der blos auf Gold und Raub bedachten Colonisten, ihre Abneigung gegen das Bebauen des Landes, des Columbus Maaßregeln, um sie in Ordnung zu halten, die Täuschung wegen der Goldberge und Diamantgruben, erzeugten Zwietracht und Spaltung auf Hispaniola und Unzufriedenheit in Spanien; Columbus ward 1496 zurückgerufen. Erst Ende Mai 1498 konnte er seine dritte Reise antreten. Auf dieser Reise betraten die Seinigen zum ersten Male das feste Land von Amerika, aus welchem nachher zum Unglück Spanien's die von Columbus vergebens auf den Inseln gesuchte unermeßliche Masse edler Metalle nach Europa gebracht wurde. Er kehrte übrigens nach Isabella zurück, wo er zwei Jahre früher bei seiner Abreise seinen Bruder Bartholomäus als Stellvertreter zurückgelassen hatte. Dieser hatte unter den trotzigen Hidalgos und mit den kühnen Abenteurern, welche dort eingewandert waren, weder Zucht noch Ordnung halten können; da Niemand arbeiten und Niemand gehorchen wollte, so herrschten auf Hispaniola Mangel und Elend, Raub und Gewaltthat. Auch der Admiral mußte zu den traurigsten Mitteln seine Zuflucht nehmen, um die angefangene Colonisation nur einigermaßen zu erhalten und emporzubringen.

Die Indianer waren, mit Ausnahme der Caraïben, ein schwächliches, feiges und im Kriege ungeübtes Geschlecht, schlecht bewaffnet und nicht im Besitze von Eisen; die Spanier dagegen waren tapfer, der Taktik Europa's kundig, mit Panzern, starken Schwertern, Lanzen und Kolben bewaffnet und zugleich, was die Hauptsache war, mit Flinten, mit Kanonen, mit Pferden, sowie mit Bluthunden versehen, welche für die Indianer furchtbarer waren, als alles Andere. Pferde hatte Columbus auf der zweiten Reise zwar nur wenige mitgebracht; sie waren aber den Eingeborenen fast eben so schrecklich, als die Schießgewehre. Bei der dritten Reise wurden andere hinübergebracht und seitdem vermehrten sie sich. Man wird sich nach allem diesem nicht wundern dürfen, daß trotz aller Mißbräuche, trotz des inneren Zwistes und der harten Verfolgungen, welche, ganz gegen den Willen der Königin Isabella, über die verdientesten Männer und über Columbus selbst verhängt wurden, der Unternehmungsgeist der Spanier in kurzer Zeit nicht nur die Inseln unterwarf, sondern auch die auf dem Festlande bestehenden großen Reiche der spanischen Monarchie einverleibte. Das Meiste geschah durch einzelne Männer, welche auf eigene Rechnung Abenteurer-Züge unternahmen, sich aber nachher dem Mutterstaate unterwarfen, um von diesem unterstützt zu werden.

Den Fortgang dieser spanischen Eroberungen und Entdeckungen

Digitized by Google

im Westen dürfen wir eben so wenig im Einzelnen verfolgen, als die Unternehmungen der Portugiesen im Osten, so glänzend Beides auch war, weil der Zweck des vorliegenden Werkes dies nicht erlaubt. Doch müssen wir hier noch andeuten, daß schon auf des Columbus dritter Reise von ihm selbst und von seiner Regierung jenes System, nach welchem alle Menschen, die nicht Christen und Europäer sind, als Waaren und als Thiere behandelt werden dürfen, auf eine solche Weise angewendet wurde, daß Gott und alle guten Menschen sich von den Spaniern abwenden mußten und daß ihr Colonisations-System dem Heimathlande verderblich ward. Die Regierung schickte nämlich, weil der Enthusiasmus erkaltet war und man doch dem Columbus bei seiner dritten Fahrt, die er Ende Mai 1498 von San Lucar aus unternahm, eine bedeutende Zahl von Colonisten mitgeben wollte, Räuber und Mörder als Colonisten mit und gewährte den zum Tode Verurtheilten in Amerika ein freies Exil. Schon dies allein mußte die verderblichsten Folgen haben; es ward aber noch empörender durch die Art, wie Columbus die einwandernden Spanier zu Gutsbesitzern und Landbauern machte. Er wies nämlich gerade den unruhigsten und unternehmendsten Leuten, um sie wegen getäuschter Hoffnungen zu beruhigen, große Strecken Landes als Eigenthum an, und gab ihnen die Erlaubniß, eine durch das Loos zu bestimmende Zahl der unglücklichen Eingeborenen zur Bebauung desselben zu zwingen. Dieses System, das Land zu rauben (ohne den nachher in Nordamerika beliebt gewordenen Scheinkauf) und die Bewohner zu Leibeigenen zu machen oder das System der Repartimientos, rief ganz unerhörte Gräuel hervor, welche endlich der Königin Isabella zu Ohren kamen und den Zorn derselben so sehr erregten, daß sie das ganze System abschaffen ließ. Isabella war aber kaum gestorben (1504), als dasselbe schon wieder eingeführt wurde. Der rothbraune Menschenstamm auf den westindischen Inseln war jedoch nicht zu ausdauernder Anstrengung geschaffen und noch weniger an Gemüthsdruck gewöhnt; er verfiel einem furchtbaren Loose; Trübsinn und Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Meisten und Viele vermochten die acht Monate des Jahres, die sie in hartem Dienste verbringen sollten, nicht zu überdauern. Dazu wurden bei jedem Widerstandsversuche Metzeleien unter ihnen angerichtet; so war die Zahl der Eingeborenen von Hayti in des Columbus Todesjahr bereits auf 60,000 Menschen, ungefähr den 15. Theil von ehemals, herabgeschmolzen. Es gereicht den spanischen Dominicanern zur höchsten Ehre, daß sie sich dieser Verhöhnung der Vernunft, des Menschenrechtes und des Christenthums widersetzten; besonders hat sich Bartholomeo de Las Casas dadurch ewigen Ruhm erworben, daß er die Linderung des Looses der Indianer zu seiner

Lebensaufgabe machte. Leider gelang ihm der Versuch nicht, in einer abgesonderten Niederlassung ein milderes System einzuführen. Daher ging er auf den Vorschlag ein, statt der kupferfarbigen Menschen afrikanische Schwarze nach San Domingo zu bringen, indem er annahm, dieselben würden bei stärkerem Körperbau und härterer Gemüthsart weniger durch die Arbeit in Bergwerken und Pflanzungen zu leiden haben. Doch hat er keineswegs den Negerhandel eingeführt, vielmehr war derselbe schon längere Zeit in Betrieb. Einen anderen Lohn, als in seinem Gewissen, hat Las Casas nicht gefunden; als er, über 90 Jahre alt, in einem Kloster zu Madrid starb (1566), war die Vernichtung der Indianer weit vorgeschritten und der Sklavenhandel stand in voller Blüthe.

Auf seiner dritten Reise entdeckte Columbus im Norden des Orinocodelta eine Insel, der er wegen drei hervorragender Höhen den Namen Trinidad verlieh, und sah den Continent von Südamerika. In Hispaniola oder Hayti, wohin er sich hierauf begab, hatte sein Bruder den Trotz der Unzufriedenen, an deren Spitze Franz Roldan stand, nicht zu bändigen vermocht; wie denn überhaupt der Mißmuth der Spanier gegen die Fremden, die Genuesen, sich bei jeder Gelegenheit äußerte. Auch der Admiral sah sich zur Ertheilung einer Amnestie genöthigt, während Roldan und die Seinen durch Berichte an den Hof Mißtrauen gegen ihn erregt hatten. Bald erschien auf Hispaniola ein Abgesandter von Spanien, Bovadilla, mit den ausgedehntesten Vollmachten; dieser stellte sich ganz auf die Seite der Empörer, ließ Columbus und auch dessen Brüder Bartholomäus und Diego in Ketten legen und von einander abgesondert auf drei Schiffen nach Europa bringen. Als dieselben in Cadix ankamen, erhob sich in ganz Spanien der Unwille des Volkes. Columbus, der sich die Ketten erst in Cadix abnehmen ließ, erschien in Granada vor dem Königspaar; Isabella war kaum minder ergriffen als er selbst, da er sich vor ihr auf die Kniee warf. Bovadilla wurde abberufen und Columbus beschäftigte sich mit weiteren Entwürfen.

Während dieser dritten Reise hatte Alonso de Hojeda (Ojeda) mit Erlaubniß des spanischen Colonialministers Fonseca eine Entdeckungsfahrt auf eigene Hand unternommen, auf welcher er von Amerigo Vespucci aus Florenz, einem kenntnißreichen und mit Columbus befreundeten Manne, begleitet wurde; sie sahen die Küste von Surinam und Guyana; ja, eines ihrer Boote, auf dem Vespucci sich befand, fuhr auf einem großen Strom aufwärts, wobei die herrlichen, von bunten Singvögeln belebten Waldungen sie in Entzücken versetzten. Später machte Vespucci noch mehrere Fahrten nach der neuen Welt im Dienste des Königs von Portugal mit, nahm aber 1505 wieder in

Spanien das Amt eines Groß-Piloten an. Aus seinen Briefen an den Gonfaloniere Soderini in Florenz und an andere bedeutende Zeitgenossen entstand eine Beschreibung der von ihm gemachten Reisen; doch ist der Antheil, den er selbst an der bekannt gewordenen Abfassung hatte, kaum festzustellen. Diese Abfassung trägt den Titel „Vier Seefahrten;" wenigstens erschienen sie unter demselben in einer lateinischen Bearbeitung als Anhang zu einer „Einleitung in die Kosmographie" (Cosmographiae introductio; insuper quatuor Americi Vespucci navigationes). Der Herausgeber dieses Buches war Martin Waldseemüller (Hylacomylus) aus Freiburg in Breisgau, der in dem lothringischen Städtchen St. Dié eine Buchhandlung errichtet hatte. Vespucci hatte hohe Gönner, darunter den König Renatus II.; der Vorschlag aber, den Welttheil, dessen Küsten er befahren hatte und den man bisher als Neue Welt oder als die Inseln König Ferdinand's bezeichnete, nach ihm zu nennen, ging von dem genannten Buchhändler aus; schon auf einer 1520 gestochenen Weltkarte findet sich der Name America. — Auch die Entdeckung Brasiliens fällt in die Zeit von Columbus dritter Reise (1500). Inzwischen hatte Vasco de Gama das echte alte Indien aufgefunden und Columbus hegte den lebhaften Wunsch, seine eigenen Gedanken zum Abschluß zu bringen und von dem Meer der Antillen aus den Ganges und Indus zu erreichen. Er vermuthete, das Land, dem die neu entdeckten Inseln vorgelagert waren, sei eine weit herausragende Halbinsel Ostasiens; es müsse sich daher eine Durchfahrt finden lassen, durch welche man in nicht allzulanger Fahrt südlich von Cuba nach Indien gelangen könnte. Diese Durchfahrt zu entdecken, war der Zweck seiner vierten Reise, die ihm Ferdinand und Isabella gern vergönnten, doch unter der Bedingung, nicht auf Hispaniola zu landen. Er fuhr im Mai 1502 von Cadix ab, gelangte nach Martinique, begab sich aber auch nach Hispaniola, angeblich um ein schlechtes Schiff gegen ein besseres zu vertauschen. Die Durchfahrt fand er auf dieser Reise nicht; er gerieth vielmehr auf Jamaica in die äußerste Bedrängniß. Hier war es, wo die Wilden sich gegen den Uebermuth und die Quälereien ihrer Gäste auflehnten und wo Columbus in seiner Wissenschaft ein Mittel fand, sie zu beugen; er hatte nämlich für den 1. März 1504 eine Mondfinsterniß berechnet und verkündigte nun den Eingebornen dieses Zeichen vom Zorn seines Gottes; als die Vorhersagung eintrat, fügten sie sich erschreckt seinen Forderungen. Nachdem er eine Reihe von Unfällen erlitten, begab er sich nach Spanien zurück, wo er wenige Wochen vor dem Tode der Königin Isabella eintraf. In seinen Hoffnungen getäuscht und matt vertröstet, starb er 1506 zu Valladolid. Seine Leiche wurde nicht

weniger als vier Mal beigesetzt; gegenwärtig ruht sie in der Kathedrale von Havanna auf Cuba.

Die nächste wichtige Epoche in der Geschichte der westlichen Entdeckungen wurde dadurch herbeigeführt, daß man von dem Meer jenseits des neuen Festlandes einen deutlicheren Begriff erhielt. Vasco Nunez Balboa war es, der sich die Aufgabe stellte, den zweiten Ocean zu finden. Der Weg quer über die Landenge war durch den dichten Pflanzenwuchs der Urwälder und durch Sümpfe, nicht minder durch feindliche Angriffe erschwert. Balboa war am 1. September aufgebrochen und gelangte am 25. an eine Anhöhe, von der aus, wie ihm die Indianer sagten, das große Weltmeer erblickt werden konnte. Wenige große Momente sind so lebhaft ergriffen worden wie dieser; Balboa erstieg die Höhe und war nun der erste Europäer, der diesen Ocean von der Ostseite vor sich liegen sah; er dankte Gott auf den Knieen, daß er ihm, einen Mann von geringen Gaben und nicht adeliger Abkunft, so Großes beschieden habe. Nun kamen auch seine Begleiter heran; er aber stieg zum Strande hinab, schritt mit gezogenem Schwerte und eine Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes tragend in die Wellen und erklärte, daß er dieses Meer und seine Gestade für die Beherrscher von Aragonien und Castilien in Besitz nehme.

Nun begannen weitere Untersuchungsfahrten, um den Seeweg vom atlantischen Ocean aus in den großen zu gewinnen. Man segelte zu diesem Zwecke südwärts; doch nahm im Jahre 1515 eine solche Fahrt, geleitet von Juan Diaz de Soliz, ein schreckliches Ende; derselbe landete bei der Mündung des La Plata, die er für den Ausgang der gesuchten Meerenge ansah, wurde jedoch von den Wilden erschlagen und aufgezehrt. Im Jahr 1518 aber schloß der Portugiese Magellan (Magelhaens), der in spanische Dienste getreten war, mit der Regierung Karl's I. einen Vertrag zur Aufsuchung der Durchfahrt; im folgenden Jahr fuhr er an der Ostküste von Südamerika über die La Plata-Mündung hinaus, sah die auffallend groß gewachsenen Patagonier und gedachte, dem Vorhandensein einer Wasserstraße bis zum 75. Grad südlicher Breite nachzuspähen. Glücklicher Weise fand er im October 1520 wenige Grad unter dem 50sten, an dem sogenannten Cap der 11,000 Jungfrauen, die nach ihm benannte Straße. Er war nach einem südlicheren Punkte gelangt, als jemals ein Europäer und auch die Himmelskunde verewigte ihn durch die Benennung der von ihm zuerst gesehenen Magellanischen Wolken. Nachdem die vielfach gewundene Straße mühsam durchsegelt war, gelangten sie in den Ocean, dem er den Namen des stillen (pacifico) beilegte. Im März des folgenden Jahres langte er unter furchtbaren Nöthen und Entbehrungen auf der Gruppe der Ladronen, im April auf den Philippinen

an. Hier war die Aufnahme zuerst freundlich, bald aber kam es zu einem Kampfe und Magelhaens erlag dem Lanzenstich eines Wilden. Die übrigen segelten auf zwei Fahrzeugen westlich; auf Borneo trafen sie mit Moslemen zusammen, auf Tidor mit Portugiesen. Da eines der Schiffe auf den Molukken zurückbleiben mußte, so langten schließlich auf dem dritten, der Victoria, 13 von den Europäern, welche die Reise angetreten hatten, unter der Führung des Johann Sebastian Elcano am 6. September 1522 an ihrem Ausgangspunkte, dem Hafen von San Lucar, an. Die erste Weltumsegelung war vollbracht; König Karl (der inzwischen unter dem Namen Karl V. römischer Kaiser geworden war) verlieh dem Elcano den Globus zum Wappenzeichen mit der Inschrift „Primus me circumdedisti" (Du hast mich zuerst umwandert). Portugiesen von Westen, Spanier von Osten aus waren in den indischen Meeren zusammengetroffen; es war nun keine geringe Schwierigkeit, zu bestimmen, wie es in der ostasiatischen Welt mit der päpstlichen Raya gehalten werden sollte. Nach langen Verhandlungen und Untersuchungen wurde die Streitfrage nicht scharf abgeschlossen; die Molukken blieben in portugiesischem, die Philippinen kamen in spanischen Besitz.

Bereits im Jahr 1519 erklärte Karl V. die in Amerika eroberten Länder für dauernd mit der Krone Castilien verbunden. In demselben Jahr unternahm Ferdinand Cortez, dessen Helden- und Herrschernatur wir bewundern, wenn auch seine rücksichtslose Härte unser Grauen erregt, von Cuba aus mit 7—800 Mann, 14 Geschützen und 16 Pferden, unter der Kreuzesfahne jene Fahrt, auf welcher er Neuspanien oder Mexico eroberte; ein Reich, nicht von nackten Wilden, sondern von kriegerischen Völkerschaften bewohnt, mit großen Städten, mit Landstraßen versehen; ein Reich voll Naturschätze, dabei durch Wohlstand und durch ein ausgebildetes Verwaltungssystem bemerkenswerth, nur auch abschreckend durch einen gräuelvollen Götzendienst, den fratzenhafte Gebräuche und massenhafte Menschenschlächterei kennzeichneten. Im Jahr 1521 wurde die Hauptstadt dauernd erobert und bald auch die Provinzen unterworfen; wenn hierbei die Spanier in Kämpfen und Leiden Unglaubliches leisteten, so wurde doch auch in der Schätzung der Europäer das Erduldete durch die Fülle des Gewinnes, namentlich auch des unmittelbaren an Metallschätzen, aufgewogen. Noch mehr war dies bei der Eroberung von Peru der Fall, die Franz Pizarro, eben so kraftvoll, aber roher und tückischer als Cortes, von 1526 an vollbrachte. Auch in diesem Lande fanden die Europäer Spuren einer eigenthümlichen, fremdartigen Cultur; der Ackerbau war blühend, die Kunststraßen in der Anlage bewunderswerth, die Wollenmanufactur ausgebildet, das Volk weit sanfter als

in Mexico, die Tempelbauten mit Gold und Silber verschwenderisch ausgeschmückt, der Gottesdienst meist unblutig. In keinem anderen Lande wurde die Bekehrung zum Christenthum in so roher und blutgieriger Weise erzwungen; in keinem anderen wurde zugleich die Habsucht so vollauf gesättigt. Eine solche Beutevertheilung, wie sie im Jahr 1533 zu Caxamarca stattfand, kennt die Geschichte schwerlich; es sollte nämlich der eine der beiden unter sich entzweiten Inkas oder Fürsten, Atahualpa, sich dadurch aus der Gefangenschaft lösen, daß er sein Kerkerzimmer bis zur Höhe, die er mit erhobenem Arm erreichen konnte, mit Goldgefäßen anfüllen ließ; dasselbe war 22 Fuß lang und 16 breit. Obwohl die Bedingung nahezu erfüllt wurde, ließ gleichwohl Pizarro den Atahualpa unter allerlei Anschuldigungen, unter Anderen auch des Götzendienstes, der Polygamie und des Aufruhrs gegen den König von Spanien, zum Feuertode verurtheilen; die Todesart sollte gemildert werden, wenn er das Christenthum annehmen werde; da er hierauf einging, wurde er erdrosselt *). Pizarro erbaute statt der alten Hauptstadt von Peru eine neue, Lima, und waltete dort als Statthalter, bis er von einer ihm feindseligen Partei in seinem Palast überfallen und getödtet wurde (1541). Ein Jahr vorher hatte Cortez den neuen Continent verlassen, nachdem noch unter seiner Leitung die Halbinsel Californien entdeckt worden war; er begleitete Karl V. auf seinem später zu erzählenden Zuge nach Algier und starb 1547 in einem Dorfe bei Sevilla.

Die Besitzungen Spaniens in der neuen Welt, zu denen Mexico, Mittelamerika, die Antillen und eine große Zahl von kleineren Inseln, ferner ungeheure Länderstrecken in Südamerika gehörten, umfaßten gegen Ende des Jahrhunderts einen Flächenraum von 235,000 Quadratmeilen und eine Einwohnerzahl von 17 Millionen. Sie wurden allmählich zu neun großen Gebieten organisirt, von welchen vier unter Vicekönigen und fünf unter Generalcapitänen standen; an der Spitze der Verwaltung stand der Hohe Rath von Indien in Madrid. Die Jahres-Einkünfte wurden auf 48,000,000 Thaler geschätzt, der Handelsverkehr aber nach Grundsätzen eines beschränkten Egoismus eingerichtet, der durch seine verkehrten Maaßnahmen schließlich dem Mutterlande selbst Verderben brachte.

*) Von dem zusammengebrachten Gold erhielt die Krone Spanien das gesetzliche Fünftel; das Uebrige wurde zu Barren eingeschmolzen und vertheilt; auf jeden Fußgänger kamen 4000 Peso's (etw 9500 Gulden), auf jeden Reiter das Doppelte. Der rothe Strich an der Zimmerwand in Caxamarca wurde noch lange gezeigt.

4. Portugal unter König Emanuel dem Großen; Eroberungen in Indien.

König Johann II. von Portugal hatte seinen einzigen rechtmäßigen Sohn, Alfonso, kurz nach dessen Vermählung mit Isabella, der ältesten Tochter des spanischen Königspaares, verloren (1491). Er hatte noch einen natürlichen Sohn, auf welchen er gern die Krone vererbt hätte: dies gelang ihm jedoch nicht, vielmehr wurde, wie wir bereits angegeben haben, sein Schwager Emanuel, Herzog von Beja, sein Nachfolger (1495). Die jung verwittwete Infantin Isabella war nach Castilien zurückgekehrt und hatte sechs Jahre in Trauer verlebt. Inzwischen war ihr Bruder, Johann, Prinz von Asturien, Ferdinand's und Isabella's einziger Sohn, kinderlos gestorben (1497) und Alfonso's Wittwe schien demnach dazu bestimmt, einst Königin des vereinigten Spaniens zu werden. Da bewarb sich der neue König von Portugal, Emanuel, um ihre Hand; er erhielt sie und Isabella gebar ihm einen Sohn, Michael, starb aber gleich nach ihrer Entbindung (1498). Es war demnach Aussicht vorhanden, daß dieser Knabe dereinst sämmtliche Reiche der pyrenäischen Halbinsel beherrschen würde, obwohl die Portugiesen schon damals nicht minder gegen die iberische Union eingenommen schienen, als man es ihnen heutzutage nachsagt; indessen erreichte Michael nur das zweite Lebensjahr. In die spanischen Erbschaftsrechte trat nun die nächste Tochter des Königspaares ein, die mit Philipp von Burgund vermählte Johanna. Doch sicherte Emanuel durch Vermählung mit einer anderen spanischen Infantin, Maria, seinem Reich ein friedliches Verhältniß zu dem größeren Nachbarstaat.

Emanuel trägt den Beinamen des Großen, nicht als ob er ganz außergewöhnliche Fähigkeiten entwickelt hätte, sondern weil Portugal unter ihm eine hohe Machtstellung und einen glänzenden Wohlstand erlangte. Dies war freilich großentheils ihm zu verdanken, da er die Gunst der Zeiten mit Einsicht und unermüdlicher Thätigkeit zu benutzen verstand. Er machte einige Eroberungen an der Küste von Nordafrika; was jedoch mehr heißen will, er sorgte für Frieden im Innern und für gesetzliche Zustände. Die Macht des Königthums hatte Johann II. so durchgreifend festgestellt, daß Emanuel so rauher und gehässiger Maaßregeln nicht mehr bedurfte. Er veranstaltete eine neue vollständige Gesetzsammlung nach einem durchdachten Plan, wobei der Grundsatz, daß die oberste Rechtswaltung dem König zustehe, als selbstverständlich angenommen wurde; er beseitigte die vom Adel ausgegangenen Willkürlichkeiten und ordnete die Besteuerung. Da ferner an seinem Hof Anstand, Bildung, feiner Ton und Ritterlichkeit herrschten, so war er bei allen Ständen beliebt und ein völlig nationaler König. Leider betheiligte er sich an den von Spanien zuerst ins Werk gesetzten Juden-

verfolgungen; sowohl an der Austreibung sämmtlicher Juden (seit 1496), als an der Zwangstaufe der Kinder und an der Bedrückung der neuen Christen, d. h. derjenigen, welche zwar getauft waren, denen man aber noch Anhänglichkeit an ihren alten Glauben vorwarf. Die Niedermetzelung solcher neuen Christen, die in der Osterwoche 1506 in Lissabon geübt wurde, war jedoch nicht nach dem Sinn Emanuels, ja die Uebelthäter wurden streng bestraft. Die Verfolgungen in Portugal waren um so anstößiger, als sie auch die aus Spanien kommenden Vertriebenen betraf, die in langen Zügen ihren Weg großentheils durch Portugal nahmen. Uebrigens fanden die portugiesischen Juden — unter dieser Bezeichnung wurden oft auch die spanischen mit inbegriffen — in anderen Ländern, wie in den Niederlanden und in England, meist gute Aufnahme, ja einzelne Familien, wie die Pinto, die Acosta und Andere gelangten an ihren neuen Wohnorten bald zu hohem Ansehen. Sie zeichneten sich aus durch die im spanisch-portugiesischen Wesen begründete gemessene Würde, durch Vorliebe für Wissenschaften, besonders Arzneikunde, Mathematik und Philosophie, durch correcteren, zum Theil großartigen Betrieb des Handels und der Geldgeschäfte, sowie durch einen streng geregelten Gottesdienst und reine, wohllautende Aussprache des Hebräischen.

Zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangte die Regierung Emanuel's des Großen durch die Ausdehnung der Seefahrten nach Ostindien, indem nicht nur dieses uralte Land erreicht wurde, sondern die Portugiesen alsbald Faktoreien und Befestigungen errichteten und ihren Handel sammt ihrer Seeherrschaft über die östlichen Gewässer bis in das Gebiet einer bisher unbekannten Menschenrasse, der malayischen, sowie zu den Grenzen China's ausdehnten. Für diese Aufgabe hatte das kleine Land in den afrikanischen Kriegen und Fahrten ein Heldengeschlecht herangebildet. Bereits war Columbus von seiner zweiten Entdeckungsreise zurückgekommen, als Emanuel Anstalten traf, die von Bartholomäus Diaz gewonnene Spur bis zu ihrem Ziele verfolgen zu lassen. Man erwartete, den spanischen Entdeckern auf der östlichen Hemisphäre zu begegnen und es galt ihnen möglichst viel Vorsprung abzugewinnen. Am 8. Juli 1497 segelte Vasco de Gama mit vier Schiffen von Lissabon ab, umfuhr die Südspitze Afrika's und fuhr zuerst an einer Küste an, die er um des Weihnachtstages willen als Costa Natal bezeichnete. Einen kurzen Aufenthalt nahm er zu Mombaza und einen längeren zu Malinda (3 bis 4 Grad südlicher Breite), wo der mohammedanische Sultan ihn gastlich aufnahm und wo Gama einen Lootsen aus der Halbinsel Guzerate in Pflicht nahm, der sein Geschwader glücklich über den Ocean nach der Küste Malabar und zwar nach dem Hafen von Calicut brachte, wo das Volk am Strande

die neuen Gäste anstaunte. Der Samorin (d. i. Beherrscher der Gestade) von Calicut benahm sich zuerst freundlich, ließ sich aber bald von der arabischen Kaufmannschaft, welche die neue Concurrenz fürchtete, gegen die Portugiesen einnehmen; denn allerdings war durch dieselben der bisherige Handelszug, der über das rothe Meer, Kairo und Alexandria ging, schwer bedroht. Gama kehrte um die Mitte des Jahres 1499 zurück und landete im August an der Mündung des Tajo.

Am Anfang des nächsten Jahres sollte eine zweite Fahrt mit umfassender Ausrüstung unternommen werden, da Emanuel beschlossen hatte, feste Ansiedelung und Anerkennung des Christenthums wie der von der Kirche verliehenen Hoheit nöthigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen. Der Anführer dieser Expedition war Cabral, der nach Anweisung des Vasco de Gama sich anschickte, die afrikanische Küste in einem westwärts gerichteten Bogen zu umfahren. So gerieth er weit ab über das atlantische Meer an eine Küste, die zwar schon vier Monate vorher von den Spaniern berührt worden war, die er aber für eine neu entdeckte ansah und in Gemäßheit der päpstlichen Abgrenzung in Besitz nahm. Dieses Land erhielt später den Namen Brasilien von dem dort reichlich vorhandenen rothen Färbeholz (braza, Glut, Röthe). Dieses Holz bildete anfangs nebst den bunten Vögeln die einzige Ausfuhr, die man aus dem üppig reichen Lande nach Portugal brachte; auch schickte man nur Dirnen, Verbrecher und Juden dorthin; erst 1549 (unter König Johann III.) wurde die Stadt Bahia erbaut und die Colonisation regelmäßiger betrieben.

Von Brasilien wandte sich Cabral wieder ostwärts und umfuhr das Cap der guten Hoffnung, verlor aber unterwegs mehrere Schiffe durch einen furchtbaren Orkan. Bei dieser Gelegenheit fand Bartholomäus Diaz, der unter Cabral ein Schiff befehligte, seinen Tod. Cabral fuhr, wie vorher Gama, von Malinda aus nach Calicut über. Er kam durch die Feindseligkeit der Mohammedaner bald in den Fall, Gewalt anzuwenden; Calicut wurde von ihm beschossen. Indessen kamen den portugiesischen Eroberern die politischen Verhältnisse Indiens in derselben Weise zu Statten, wie in alter Zeit Alexander dem Großen und wie im 18. und 19. Jahrhundert den Engländern; die kleineren Radscha's, welche ungern die Lehenshoheit der größeren Fürsten ertrugen, traten gern mit den kriegerischen Fremden in Einverständniß. Bald erlaubte einer derselben, der Radscha von Cotschin, den Portugiesen, auf seinem Gebiete das Fort Santiago zu errichten. Dieses Fort hatte der Befehlshaber, Duarte Pacheco Pereira, im Jahre 1504 mit wenigen Portugiesen gegen das ganze Heer und die Flotte des Samorin von Calcutta zu vertheidigen; der Letztere mußte nach einem Verluste von 18,000 Mann die Belagerung aufgeben. Im

folgenden Jahre trat Franz von Almeida auf der Küste von Malabar und den benachbarten Ländern geradezu als Vicekönig auf und verpflichtete die Fürsten des Landes auf die Oberhoheit Portugals. Almeida legte bei seinen Unternehmungen den Hauptnachdruck auf eine gewaltige Flotte zum Küstenschutz. Der Sultan von Aegypten und Syrien unterstützte den Samorin in seinem Kampfe gegen Portugal und die Venetianer leisteten ihm dabei Vorschub; denn sie hatten, wie die Folgezeit nur allzu deutlich lehrte, die schwerste Einbuße zu befürchten, wenn die Portugiesen den ostindischen Handel an sich zogen. In einer Seeschlacht, die Lorenz Almeida, der Sohn des Vicekönigs, gegen die syrisch-ägyptische Flotte bestand, kämpften er und die Seinen, bis kein Unverwundeter mehr an Bord war. Lorenzo fiel, aber sein Vater vernichtete bei Diu die feindliche Flotte. Bald nachher wurde Franz Almeida von dem noch berühmteren Alfons Albuquerque abgelöst und segelte nach der Heimath, wurde jedoch, als er nordwestlich vom Cap in der Bucht von Saldanha ans Land gestiegen war, nebst mehr als hundert heldenmüthigen Begleitern von Hottentotten erschlagen.

Sein Nachfolger Albuquerque hat an Feldherrntalent, an großartigem Ueberblick, Unternehmungsgeist und staatsmännischer Energie selbst in diesem Menschenalter, das so viele gewaltige Persönlichkeiten hervorbrachte, kaum seines Gleichen. Im Gegensatze zu seinem Vorgänger strebte er besonders danach, die längst bestehenden Städte sowohl als neu angelegte Festungswerke zu Stützpunkten des Reiches zu machen. Sein Blick umfaßte die indischen Gewässer vom Eingang des rothen Meeres bis zu den Molukken und der Bucht von Canton. Im Jahre 1510 eroberte und behauptete er Goa, das zum Sitze der Herrschaft vortrefflich gelegen war und im folgenden Jahre drang er unter furchtbaren Kämpfen in Malacca ein, das als Hauptstadt der malayischen Halbinsel der Stapelplatz des Gewürzhandels und ein Stelldichein aller handeltreibenden Nationen des fernen Ostens war. Daß die Blüthe dieser wichtigen Stadt und ihres Verkehrs nach der Eroberung noch zunahm, gibt ein glänzendes Zeugniß für Albuquerque's Herrscherklugheit. Zu Goa empfing der Vicekönig Gesandte von Fürsten des Festlandes und der Inseln. Seine letzte That war ein Zug nach der Insel Ormuz am Eingang des persischen Meerbusens; er machte den jungen Schah, der dort herrschte, tributpflichtig und errichtete in der Nähe einen festen Halteplatz (1515). Um diese Zeit erhielt er seine Zurückberufung in kränkender Weise; denn mit dem neuen Statthalter sollten als höhere Beamte zwei Männer eintreffen, die Albuquerque früher abgesetzt und als Gefangene nach Europa geschickt hatte. Er segelte von Ormuz nach Goa zurück und bekam diese Stadt, den Schau-

platz seines Ruhmes, noch zu Gesicht, starb aber auf dem Schiffe, bevor dasselbe in den Hafen einlief.

Mit Recht bezeichnete sich damals der König von Portugal als den Herrn des Handels von Indien und Aethiopien. Die Portugiesen hatten Niederlassungen auf Macao auf Madagascar wie auf Ceylon, dem Lanka der alten Inder, dem mit Fabeln umsponnenen Taprobana der Griechen und Römer. Im Jahre 1521 unterwarfen sie die Insel Bahrein im persischen Meerbusen der Herrschaft des Schah's von Ormuz, also im Grund ihrer eigenen Obmacht. Wenn bei den spanischen Conquistadoren, wenigstens beim Troß ihrer Begleiter, der Raub von Metallschätzen Hauptsache war: so ging das Streben der Portugiesen hauptsächlich dahin, in die Erbschaft des großartigen, überaus einträglichen Produktenhandels einzutreten, ja denselben recht eigentlich zu monopolisiren. Durch den Besitz von Bahrein gedachten sie die Perlenfischerei in ihre Hand zu bekommen; auf Ceylon eigneten sie sich den Zimmethandel zu; mit Japan traten sie schon 1542 in Verbindung. Der verderbliche Einfluß der Reichthümer, die sich in Lissabon und Oporto anhäuften, blieb nicht aus; ebenso wenig die nachtheiligen Folgen des kaufmännischen Egoismus, der ernten wollte, was der Heldenmuth gesäet hatte. Darum aber dürfen wir die großen Eigenschaften, welche die Portugiesen auf ihren Seefahrten und bei den Kämpfen in Ostindien zeigten, nicht geringer anschlagen; ihre Führer vereinigten den phantastisch kühnen Rittergeist und Glaubensmuth des Mittelalters mit der kaltblütigen Ausdauer und dem staatsmännischen Bewußtsein der alten Römer. Und wie einzig durch die Großthaten dieser Epoche Portugal in den Vordergrund der Weltgeschichte tritt, so knüpft sich auch an sie die berühmteste Dichtung, welche das Land erzeugt hat, die Lusiaden des Camoëns. In ihr wird die erste Fahrt Gama's nach Indien zum Faden, an welchen sich Gemälde zur Verherrlichung der Nation reihen; eine Spiegelung des vaterländischen Ruhmes, im Stil der Zeit idealisirt und doch so unmittelbar und lebendig wie kein anderes Volk der Neuzeit sie besitzt.

5. Spanien, Italien und Deutschland bis auf den Frieden von Blois.

Die Castilianer waren mit der Regierung, welche in Castilien ausschließend von der Königin Isabella geführt wurde, besonders aus dem Grunde sehr zufrieden, weil zwei castilianische Geistliche nach einander ihr Reich mit ebenso großem Ansehen verwalteten, als im folgenden Jahrhundert Richelieu und Mazarin den französischen Staat. Der Eine war der Kardinal Don Pedro Gonzalez de Mendoza, der, was uns sonderbar erscheinen muß, am Ende des 15. Jahrhunderts

aber in Spanien gar nicht auffallend war, die Würde eines Groß-Admirals von Castilien mit der eines Erzbischofs von Toledo vereinigte. Er hatte einen so großen Einfluß und führte mit ganz unbeschränktem Ansehen eine so lange Reihe von Jahren hindurch die Regierung von Spanien, daß man ihn den dritten König von Spanien zu nennen pflegte. Da Mendoza schon 1495 starb, so gehört die Zeit seiner Verwaltung der Geschichte des 16. Jahrhunderts nicht an; wir erwähnen aus derselben nur die Judenverfolgungen und die Erneuerung der Inquisition, welche damit im Zusammenhang steht. Die Veranlassung dazu gab das Aergerniß, das fanatische Gemüther an den Marannos, d. h. an denjenigen getauften Juden nahm, die insgeheim jüdischen Gebräuchen anhingen. Dieselben waren zum Theil angesehen, gebildet und mit adeligen Häusern verschwägert. Der Dominikaner Torquemada, selbst jüdischen Ursprungs, lag der Königin von Castilien besonders eifrig an, gegen jene neue und gefährliche Art von Ketzerei vorzugehen. Sie wurde hierzu durch eine von Sixtus IV. erlassene päpstliche Bulle (1478) aufgefordert und berechtigt. So wurden die Glaubensgerichte, deren Betrieb allmählich erschlafft war, neu organisirt, besonders seit Erhebung Torquemada's zum Großinquisitor (1483), dem dabei Peter Arbues als Ketzerrichter in Saragossa zur Seite stand. Die Auto's da Fé (actus fidei, Glaubens-Akte) mehrten sich; Tausende starben in den Flammen, Viele wurden im Bildniß verbrannt. Bald wandte sich die Verfolgung auch gegen solche Juden, die, unter dem Schutz alter Freibriefe und Congregationsrechte, offen ihren Glauben bekannten; man konnte sie nicht wohl vor die Inquisitionsgerichte stellen, entschloß sich aber, mit beispielloser Härte, sie durch ein Regierungsdecret vom März 1492 zur Auswanderung aus Spanien zu zwingen; das Land verlor dadurch etwa 200,000 Einwohner und mit ihnen viele schätzenswerthe Kräfte.

Wir gehen auf Mendoza's Nachfolger, Ximenez de Cisneros oder Kardinal Ximenez, über, der sich besonders um die Kindheit unseres deutschen Kaisers Karl V., während dieser von Spanien entfernt in den Niederlanden lebte, große Verdienste erworben hat. Ximenez hatte sich als Mönch früh den Ruf der Heiligkeit und damit zugleich einen großen Zulauf zu seinem Beichtstuhl erworben. Auf diese Weise hatte er eine tiefere Kenntniß des Inneren der Menschen, sowie des castilianischen Charakters, der Tugenden und Laster seiner Landsleute und der Mittel, sie zu leiten und zu regieren, erlangt, als auf dem gewöhnlichen Wege erlangt werden kann, da dem Beichtvater auch das Verborgenste enthüllt wurde. Deshalb ward er auch im Jahre 1492 auf die Empfehlung des Kardinals Mendoza Beichtvater der Königin Isabella. Als solcher bemächtigte er sich bald des ganzen

Gemüthes der poetischen, andächtigen und auf spanische Art gläubigen Königin, welche unstreitig stets das Beste wollte und verordnete, aber in Betreff des neu entdeckten Welttheiles und besonders in Betreff der Marranos, sowie der zu bekehrenden, zu vertilgenden oder zu vertreibenden Mohammedaner schrecklich betrogen ward. In Hinsicht auf Glauben und Unglauben, auf Marranen und heidnische Amerikaner war ein so furchtbar strenger Mönch wie Ximenez nicht der beste Rathgeber, obgleich er gegen die Mißbräuche des Mönchthums, sowie des Klerus überhaupt mit besonderer Erlaubniß des Papstes äußerst streng verfuhr und für Bildung und tüchtige Gelehrsamkeit der Geistlichen, sowie für ihre Kenntniß der ächt biblischen Lehre sorgte. Isabella erkannte sein Verdienst und ertheilte deshalb bei Mendoza's Tode das Erzbisthum Toledo und die mit demselben verbundene Würde eines Groß-Kanzlers von Castilien, nicht, wie Ferdinand wünschte, dem natürlichen Sohne ihres Gemahles, dem Erzbischof von Saragossa, sondern ihrem Beichtvater Ximenez.

Von diesem Augenblicke an waren in ganz Spanien, nicht blos in Castilien, geistliche und weltliche Polizei, Regierungsgewalt, Inquisitions-Gericht und Glaubensverfolgung mit einander verbunden. Dies wirkte zuerst ganz wohlthätig und Ximenez erlangte unsterblichen Ruhm, weil das bisher zerrissene, ungehorsame und unruhige spanische Reich einig, ruhig und gesetzlich ward. Allein bald lähmte der vereinigte geistliche und weltliche Druck jede Regsamkeit, das Land ward entvölkert und schlecht bebaut, das leicht erworbene Gold erzeugte Trägheit und der Fanatismus des blinden Glaubens vertrieb oder verfolgte Juden und Marranen, welche, weil sie nicht vom adeligen Bettelstolze der Castilianer beseelt wurden, betriebsam, fleißig und für den Handel thätig gewesen waren. Ximenez selbst leitete von dem Jahre 1499 an die Bekehrungsversuche in Granada. Die furchtbaren Grausamkeiten, die er seit dieser Zeit an allen Ecken und Enden Spanien's üben ließ, und die Wirkung, welche dieselben auf den Charakter und die Betriebsamkeit der Spanier, sowie auf die Entvölkerung ihres Landes hatten, gehören der besonderen Geschichte Spanien's an; wir wollen nur denjenigen Theil der Thätigkeit des Kardinals berühren, dessen Kenntniß zum Verständnisse der Geschichte des Kaisers Karl V unentbehrlich ist.

Charakteristisch für diejenige Art von Wissenschaft, welche der blinde Glaube ausschließlich fördert, ist es, daß Ximenez wegen der Complutensischen Polyglotte oder der in Alcala (lat. Complutum) mit mehreren neben einander herlaufenden Uebersetzungen gedruckten Bibel, die er mit unglaublichem Aufwande förderte, verherrlicht worden ist*),

*) Die Complutensische Bibel enthält in sechs Foliobänden 1) das alte Testament

und daß derselbe Mann schon im Jahre 1499 durch das Verbrennen fast aller arabischen Bücher und Handschriften, deren man habhaft werden konnte, gegen die Litteratur weit ärger wüthete, als die rohen Vandalen Geiserich's in Afrika gegen die römische und griechische Kunst gewüthet hatten; nur die Bücher medicinischen Inhaltes wurden verschont. Aufstand, Mordthaten und gerichtliche Grausamkeiten waren die Folgen der mönchischen Heftigkeit, durch welche Ximenez sich 1499 das sonderbare Lob des wegen seiner Milde und Sanftmuth berühmten Erzbischofs Talavera von Granada erwarb. Dieser rühmte von ihm: „Ximenez habe größere Siege errungen, als Ferdinand und Isabella selbst; denn diese hätten nur den Boden des Reiches Granada erobert, Ximenez aber die Seelen seiner Bewohner gewonnen." Was es mit dem Gewinnen der Seelen auf sich hatte, zeigt der maurische Aufstand, welcher seit 1499 in den Alpuxarras ausbrach; denn dieser Aufstand ward durch dieselben Mittel unterdrückt, durch welche man seit des Columbus dritter Reise die Bewohner von Cuba und Domingo civilisirte. Man quälte die Unglücklichen auf jede Weise und beraubte sie unter dem Vorwande, sie zu Christen zu machen, ihrer Freiheit und ihrer Güter. Die Geschichte der Jahre 1500—1502 bietet im südlichen Spanien ein trauriges Gemälde von tapferer und verzweifelter Gegenwehr der Unterdrückten und Verfolgten gegen ihre Unterdrücker und Verfolger. Beide Theile zeigen gleichen Heldenmuth, die Einen begeistert die Liebe zum heimischen Boden und zur Religion ihrer Väter, die Anderen fanatische Wuth, blinder Aberglauben und Nationalhaß. Die Mauren unterlagen am Ende und nun vernichtete die von Ximenez geleitete spanische Regierung durch ihre Verordnungen auch das, was der Krieg in einem Lande noch übrig gelassen hatte, welches durch die Arbeit seiner fleißigen Bewohner zu einem Garten gemacht worden war und jetzt einer Wüste gleicht. Die spanische Regierung erließ nämlich am 13. Februar 1502 eine sogenannte Pragmatica, durch welche gegen die unglücklichen Mauren ebenso unmenschlich verfahren wurde, wie vorher gegen die Juden, denen Spanien in Beziehung auf Handel, Gewerbe und Wissenschaft unendlich viel zu verdanken hatte.

In dieser Verordnung ward befohlen, daß alle ungetauften männlichen Mauren in den Königreichen Castilien und Leon, welche 14 und mehr Jahre alt seien, die weiblichen aber vom 12. Lebensjahre an bis Ende April 1502 das Land verlassen müßten. Ihr Eigenthum sollten sie vom Februar an verkaufen, den Erlös für dasselbe aber nicht in

in hebräischer, chaldäischer, griechischer und lateinischer Sprache; 2) das neue Testament in griechischer Sprache; 3) Glossarien und andere Zuthaten. Sie wurde 1517 beendigt und erschien 5 Jahre später mit päpstlicher Gutheißung.

Gold und Silber, sondern in gesetzlich erlaubten Waaren aus dem Lande führen. Außerdem ward ihnen untersagt, sich in das Gebiet des türkischen Sultans und in diejenigen Theile von Afrika, mit welchen Spanien im Kriege sei, zu begeben. Gegen Jeden endlich, der diesen Befehlen nicht nachkomme, wurde die Strafe des Todes und der Einziehung seines Vermögens ausgesprochen. Die schlimmste Wirkung dieses Gesetzes war, daß die meisten Mauren, um im Lande bleiben zu dürfen, zum Scheine Christen wurden und dadurch die schreckliche Polizei und Justiz der furchtbaren Inquisition politisch nothwendig machten; man nannte die Neubekehrten seitdem Moriscos und zog sie als Christen beim Verdachte der Ketzerei vor das geistliche Gericht. Uebrigens hat man sich durch einen aus Bleda's Chronik herrührenden Fehler gegen die Zeitrechnung verleiten lassen, diese Maaßregel grausamer Verfolgung dem berüchtigten Ketzerrichter Torquemada zuzuschreiben, durch welchen die geheime Polizei und Justiz der Inquisition furchtbar betrieben und die Juden gerade so behandelt worden waren, wie nach jenem Gesetze die Mauren behandelt werden sollten; Torquemada aber hatte zu der Zeit, als die Verordnung gegen die Mauren erlassen wurde, schon seit mehreren Jahren sein Amt niedergelegt.

So nachtheilig die Thätigkeit des ehemaligen Beichtvaters und nachherigen Premier-Ministers der Isabella und die eigene beschränkte Ansicht der Königin von der Religion und vom Nutzen der Bekehrung zum Christenthum für Spanien wirkte, so wohlthätig wurde des Ximenez Strenge gegen den Uebermuth des Adels und das unbedingte Vertrauen, welches Isabella in ihn setzte, dem Reiche, als nach dem frühen Tode der Königin neue Unruhen drohten. Der einzige Sohn, welchen Ferdinand und Isabella gehabt hatten, Don Juan, und ihre älteste Tochter, die in zweiter Ehe mit dem Könige Emanuel von Portugal vermählte Isabella, waren früh gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen; die Monarchie, d. h. Castilien, Aragonien und beide Sicilien, fielen daher an Johanna, die Gemahlin Philipp's von Burgund, und an deren beide Söhne Karl und Ferdinand, von welchen jener 1500 in Gent geboren worden war und in Belgien erzogen ward, dieser aber 1503 in Spanien geboren wurde und dort auch seine Erziehung erhielt. Philipp hatte seine Gemahlin, welche ihres Geistes nicht mehr ganz mächtig war, in Spanien zurückgelassen, als er vor der Geburt seines zweiten Sohnes nach Flandern reiste. Johanna folgte nachher (im Frühjahr 1504) ihrem Gemahle nach Flandern und ward dort von ihm sehr unsanft behandelt. Philipp brach allen Verkehr mit ihr ab, weil sie seine begünstigte Geliebte, die sich öffentlich als seine Gemahlin betrug, hatte gewaltsam behandeln und ihr die schönen Locken ab-

schneiden lassen. Die Königin Isabella war zu dieser Zeit gefährlich krank und die Nachricht von der Lage ihrer unglücklichen, ganz gemüthskrank gewordenen Tochter verschlimmerte ihre Krankheit so sehr, daß Isabella im October 1504, ihren Tod voraussehend, ein Testament machte und am 26. November starb.

Nach dem, was Prescott ganz neulich über dieses Testament, von dem er drei Exemplare vor sich hatte, gesagt hat, begreifen wir nicht, wie man die Echtheit desselben hat bezweifeln können, und lassen deshalb diese Zweifel ganz unerwähnt. Auffallend ist freilich, daß Isabella in dem Testamente über das Reich und dessen Verwaltung wie über ihr Privateigenthum verfügt. Sie erklärt ihre Tochter Johanna und deren Gemahl Philipp für ihre Nachfolger im Reiche; doch solle Philipp während der Abwesenheit seiner Gemahlin keine Verordnung, zu welcher die Einwilligung der Cortes erforderlich sei, erlassen und keinen Ausländer zum Beamten machen dürfen. Der wichtigste Punkt betrifft das Verhältniß Ferdinand's des Katholischen zum Reiche Castilien, zu seiner Tochter und zu seinem Enkel Karl. Die Art der Bestimmung dieses Punktes ist es auch ganz allein gewesen, was gegen die Echtheit des Testamentes Zweifel erregen konnte. Nachdem nämlich schon 1493 in den Cortes die Frage aufgeworfen worden war, wie es gehalten werden solle, wenn Johanna ihres Verstandes nicht mächtig sei, hatte sich der Zustand dieser unglücklichen Prinzessin sehr verschlimmert; Isabella setzte daher in ihrem Testamente fest, daß bis zur Volljährigkeit ihres Enkels Karl, während der Abwesenheit oder im Falle der Unfähigkeit ihrer Tochter Johanna, König Ferdinand der einzige Regent von Castilien sein solle. Außerdem solle Ferdinand die Hälfte der reinen Einkünfte und des Gewinnes aus den neu entdeckten Ländern, sowie Millionen Maravedis aus den Einkünften der Großmeisterthümer genießen.

In Folge dieses Testamentes, unter dessen sechs Vollstreckern König Ferdinand und der Kardinal Ximenez die vornehmsten waren, legte Ferdinand gleich am Todestage seiner Gemahlin den Titel eines Königs von Castilien ab und ließ seine Tochter Johanna und ihren Gemahl Philipp als Könige ausrufen. Einige Zeit nachher (am 11. Januar 1505) wurde von den zu Toro versammelten Ständen das Testament der Isabella anerkannt und dem Könige von Aragonien als stellvertretendem Regenten gehuldigt. Mit der Regentschaft Ferdinand's zeigte sich jedoch dessen Schwiegersohn Philipp sehr unzufrieden und auch ein Theil des hohen Adels von Castilien war nicht erfreut darüber, daß die Zügel in der Hand eines Fürsten blieben, der von jeher mit großer Schlauheit und Vorsicht darauf ausgegangen war, die Uebermacht des Feudaladels zu schwächen. Dies bewog den

König Ferdinand, die Freundschaft mit Frankreich aufrecht zu erhalten, während Ludwig XII. im Jahre 1505 den Erzherzog Philipp durch die Verletzung jenes Vertrages von Lyon, in welchem (1503) eine künftige Vermählung der damals vierjährigen Tochter Ludwig's, Claudia, mit dem dreijährigen Sohne Philipp's, Karl, ausgemacht worden war, empfindlich beleidigt hatte. —

Gegenstand der allgemeinen Besorgniß der Hauptstaaten Europa's war damals die Ausbreitung der venetianischen Macht, da die Oligarchen von Venedig während der letzten Jahre in der Lombardei auf Unkosten von Frankreich, sowie an der ganzen Südwestküste des Königreichs Neapel auf Unkosten Spanien's die wichtigsten Häfen und Festungen besetzt, der Kirche aber noch ganz neulich bedeutende Plätze geraubt und überdies in Brescia, Bergamo und anderen Städten das Ansehen des deutschen Reiches vernichtet hatten. Papst Julius II. und Ferdinand der Katholische suchten daher eine Verbindung der Staaten gegen Venedig zu stiften, Ludwig XII. wußte den deutschen König Maximilian und dessen Sohn Philipp zu demselben Zwecke zu gewinnen, und so kamen dann im September 1504 in **Blois** zu gleicher Zeit mehrere Verträge zu Stande.

Diese Verträge betrafen die Verhältnisse Maximilian's und seines Sohnes zu dem Herzogtum Mailand, zu Frankreich und zu dem jungen Herzog Karl von Geldern, den die Franzosen in seinem Kriege mit Philipp unterstützten. Maximilian hatte längst gedroht, für die zu ihm geflüchteten Söhne Ludwig Moro's als Prätendenten des Herzogthums Mailand in Italien Krieg zu führen; er ließ sich jetzt geneigt finden, diesen Plan aufzugeben, wenn König Ludwig XII. zwei deutsche Fürsten, die sich einer kaiserlichen Entscheidung nicht fügten, nicht weiter unterstützen wolle. Diese Fürsten waren Pfalzgraf Ruprecht und Herzog Karl von Geldern. Der Erstere hatte die Tochter des Herzogs Georg des Reichen von Baiern-Landshut geheirathet und machte, auf ein Testament seines Schwiegervaters gestützt, das Land desselben gegen das deutsche Herkommen dem nächsten männlichen Erben, Albrecht von Nieder-Baiern, streitig, zu dessen Gunsten Maximilian entschieden hatte. Karl von Geldern nahm seines Vaters Land in Anspruch, welches Maximilian an sich gezogen hatte und für seinen Sohn Philipp behaupten wollte. Dies war es hauptsächlich, wodurch Maximilian bewogen wurde, im September 1504 zu Blois zwei Verträge nach einander abzuschließen, welche jedoch beide nicht zur Ausführung kamen. In dem einen verbürgten Ludwig XII. und Maximilian I. einander alle ihre Besitzungen, und der Letztere versprach, die gegen Mantua und Montferrat, gegen Genua und Florenz, gegen den Herzog von Ferrara und den Fürsten von Carpi ausgesprochene

Reichsacht unter der Bedingung aufzuheben, daß diese Staaten und Fürsten sich künftig dem Kaiser und dem Reiche gehorsam bewiesen. Dafür verpflichtete sich der König von Frankreich, weder in Deutschland noch in Italien sich in Rechtsangelegenheiten zu mischen und den Fürsten oder Vasallen, die der Kaiser für Rebellen erklärt habe, weder Hülfe zu leisten noch Rath zu geben. In dem zweiten Vertrage versprach Ludwig noch einmal seine Tochter Claudia dem Sohne Philipp's, Karl, und gab Bürgen und Bürgschaft, daß die Prinzessin und ihre in dem Vertrage genau bestimmten Ansprüche und Erbgüter demselben wirklich zu Theil werden sollten. Maximilian aber verpflichtete sich, dem König von Frankreich innerhalb drei Monaten die Belehnung mit Mailand gegen Zahlung von 200,000 Franken zu ertheilen, und zwar für ihn selbst und seine männlichen Nachkommen; wofern er aber solche nicht erhielte, für Karl und Claudia.

Eine weitere zu Blois geschlossene Uebereinkunft war so abenteuerlich, als Maximilian's ganzes Leben, von seinen halsbrechenden Gemsjagden in Tyrol an bis zu seinen letzten Kriegen in Italien und gegen die Schweizer. Diese Uebereinkunft ist als ein bloßes diplomatisches Kunststück anzusehen, selbst wenn man auf die Macht der Venetianer, gegen welche dieselbe gerichtet war, gar keine Rücksicht nimmt. Man kam nämlich über eine Theilung des Gebietes der Republik Venedig überein, ohne daß man dasselbe erobert hatte oder auch nur im Stande war, es zu erobern. Der Papst war dabei die Hauptperson; denn in seinem Namen sollte der Krieg mit Venedig geführt werden. Er selbst sollte die Republik in den Bann thun und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entbinden, Ludwig XII. und Maximilian aber sollten nachher die verabredete Theilung militärisch vollziehen. Doch war schon in dem Vertrage auf die Nicht-Ausführung desselben Rücksicht genommen worden; denn man hatte einen Artikel aufgenommen, welcher bestimmte, daß, wenn eine der verbündeten Mächte ihre Verbindlichkeit nicht erfüllen werde, auch die anderen nicht gebunden sein sollten.

Maximilian und der Papst erreichten durch die Verträge von Blois, jeder auf seine Weise, ihren Zweck. Maximilian erhielt freie Hand in der kurz zuvor erwähnten pfalz-baierischen Sache und der Papst erlangte gewisse Vortheile von den Venetianern. Was das Letztere betrifft, so war jene Uebereinkunft weder von Seiten Maximilian's noch von Seiten des Papstes ernstlich gemeint; denn Maximilian selbst zeigte den Venetianern die gegen sie geschlossene Verbindung an, rieth ihnen, sich mit dem Papste, auf dessen Bann und Interdict der ganze Plan der Vertheilung des venetianischen Gebietes gebaut war, abzufinden, und bot ihnen seine Vermittelung dazu an. Die Venetianer lehnten freilich dieses Anerbieten schlau und höflich ab; sie

leiteten aber mit dem Papste unmittelbare Unterhandlungen ein, und Julius nahm vorerst, was sie herausgaben, bis sich eine Gelegenheit zeigen würde, mehr zu erhalten. Es wurden ihm Porto Cesenatico, Savignano, Tossignano, Santo Arcangelo und sechs andere Burgen von den Venetianern zurückgegeben, welche dagegen Rimini und Faënza behalten durften. Dies geschah am Ende des Jahres 1505, nachdem der Papst vorher den Johann Bentivoglio aus Bologna und den Johann Paul Baglione aus Perugia vertrieben hatte.

Der pfalz-baierische Streit wurde ein Jahr nach dem Abschluß der Verträge von Blois beigelegt. Dieser Streit betraf den Besitz des Herzogthums Baiern-Landshut. Pfalzgraf Ruprecht, der dritte Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, war mit Elisabeth, der Tochter seines mütterlichen Oheims, Georg's des Reichen von Baiern-Landshut, vermählt, und dieser, welcher im December 1503 starb, hatte sein Herzogthum seiner Tochter vermacht. Maximilian hatte aber schon vor Georg's Tode nicht nur den Herzogen Albrecht und Wolfgang von Baiern-München den Besitz von Baiern-Landshut zugesichert, weil Georg kein Recht hatte, durch Testament über ein Reichslehen zu verfügen, sondern er hatte auch im October 1503 den Letzteren und seine Stände förmlich aufgefordert, das Erbrecht der Herzoge von Baiern-München anzuerkennen. Als jedoch Georg gestorben war, nahm Pfalzgraf Ruprecht Besitz von dem Lande seines Schwiegervaters und von den hinterlassenen Schätzen desselben, die sehr bedeutend gewesen sein müssen, wenn wir nach demjenigen urtheilen, was der Propst Johann von Alt-Oetting klagend von dem Raube sagte, welchen Georg an dem wunderthätigen Marienbild von Alt-Oetting begangen hatte*). Maximilian und der schwäbische Bund, welchem der Herzog von Baiern-Landshut als Mitglied angehört hatte, erklärten sich gegen Ruprecht und nach langweiligen Prozeß-Handlungen kam es zu einem blutigen Kriege, in welchem Ruprecht seinen Feinden Miethlinge aus Böhmen entgegenführte und der nicht nur für Baiern, sondern auch für die Pfalz verheerend ward, weil Landgraf Wilhelm von Hessen und Herzog Ulrich von Würtemberg mit vielen Genossen den Vater Ruprecht's, Philipp von der Pfalz, bekriegten. Ruprecht starb zwar während des Krieges (1504); ihm folgte seine Gemahlin Elisabeth; Beide hinterließen zwei unmündige Knaben, Otto Heinrich und Philipp.

*) Es heißt in der Chronik: „Zuletzt hat Brobst Johann zu Altenötting sich vor gemainer Landschaft beklagt, wie Herzog Georg von der Kirchen von Altenötting genommen hab, erstlich 20,000 Florin, nachmals 60,000 Gulden, gen Burthausen geführt, mer sieben Zentner XI Pfund an ringen prochem Gelt; darauf begert zu verfügen, daß solch Gelt nit verkert, sondern der Mutter Gottes aufbehalten werde."

Doch setzten die Führer mit gedungenen Streitern und Räubern den Kampf fort und Baiern, Schwaben und die Pfalz erlitten in Folge davon furchtbare Verheerungen. Nach dem Frieden von Blois sah jedoch der Kurfürst Philipp ein, daß er von Frankreich keine Hülfe zu erwarten habe, und nun verhalfen Maximilian und der schwäbische Bund dem Herzog Albrecht zu seinem Rechte (1505). Der Spruch erfolgte auf einem Reichstage in Köln. Bayern-Landshut kam an Herzog Albrecht von Bayern-München; nur das Herzogthum Neuburg im Donaugebiet erhielten die beiden unmündigen Prinzen. Freilich bemächtigten sich dabei Maximilian, die Fürsten von Würtemberg und Hessen und sogar die Stadt Nürnberg pfälzischen oder baierischen Eigenthums, um sich für die Kriegskosten zu entschädigen. Aber im folgenden Jahre wurde von Albrecht und seinem Bruder Wolfgang die Bestimmung festgestellt und von den Landständen bestätigt, daß Baiern künftig als Herzogthum untheilbar nach dem Erstgeburtrecht vererbt werden sollte. — Nicht so leicht, als mit dem Kurfürsten von der Pfalz, wurden Maximilian und sein Sohn, Philipp von Burgund, mit Karl von Geldern fertig. Dieser erhielt zwar nach dem Frieden von Blois von Frankreich unmittelbar keine Unterstützung mehr; er hatte aber Freunde genug, so lange Frankreich ihn nicht ganz aufgab.

6 Geschichte der Zeit von dem Frieden von Blois bis zur Ligue von Cambray.

Im Jahre 1505 wurde auf dem Reichstage zu Hagenau, einer von Maximilian im letzten Kriege erworbenen Stadt, der Streit über den Schutz, welchen Ludwig XII. von Frankreich dem Feinde Maximilian's, Karl von Geldern, noch immer nicht aufgekündigt hatte, ausgeglichen. Maximilian belehnte nämlich zu Hagenau den französischen König in der Person des von diesem gesendeten Ministers Amboise wirklich mit dem Herzogthum Mailand und Ludwig entzog dafür dem Herzog Karl von Geldern seine Unterstützung ganz. Hierauf besetzte der Erzherzog Philipp Geldern und Zütphen, und Herzog Karl mußte sich verbindlich machen, mit Philipp nach Spanien zu gehen, wohin dieser nachmals zu reisen gedachte.

Bald nachher zerfiel Philipp mit seinem Schwiegervater Ferdinand und wurde durch eine zweite Heirath, welche dieser einging, in die Gefahr gebracht, Aragonien, Neapel und Sicilien zu verlieren, im Fall dem Könige von Aragonien noch ein Sohn geboren würde; denn in Castilien war Philipp schon seit dem Tode der Isabella König. Ferdinand kam nämlich mit Ludwig XII., der sich gegen die habsburgische Familie wieder enger an ihn anschloß, überein, dessen Schwestertochter, Germaine von Foix, zu heirathen. Im August 1505

erschienen Thomas Malferit und der Graf von Cifuentes bei Ludwig XII., um die Hand ihres Königs der Nichte Ludwig's anzutragen. Uebrigens nahmen es die Castilianer dem König Ferdinand sehr übel, daß derselbe schon so bald nach Isabella's Tod eine andere Verbindung eingehen wolle. Ludwig nahm den Antrag Ferdinand's an und es ward ein Vertrag abgeschlossen, welchen der französische König am 12. October zu Blois, der aragonische König am 16. October zu Segovia unterzeichnete. In diesem Vertrage wurde festgesetzt, daß Ferdinand die Nichte Ludwig's heirathe und daß Ludwig derselben alle seine Ansprüche an Neapel (auch, wie man hinzusetzte, an das Königreich Jerusalem) überlasse. Nur wenn Germaine ohne Erben sterbe, sollte sich Ferdinand mit der ihm früher durch den Theilungsvertrag angewiesenen Hälfte des neapolitanischen Reiches begnügen. Für die Kosten, welche Ludwig auf die Eroberung des Landes verwendet hatte, sollte Ferdinand ihm 1,000,000 Dukaten in Gold zahlen. Im März 1506 vermählte der 54jährige Ferdinand sich wirklich mit der damals 18 Jahre alten Germaine von Foix, einer Prinzessin von außerordentlicher und berühmter Schönheit, welche aber schon in so frühem Alter höchst leichtsinnig und verdorben war.

Wenige Monate nach der Vermählung Ferdinand's mit einer Nichte des Königs Ludwig XII. beleidigte der Letztere den römischen König und seinen Sohn dadurch, daß er das durch zwei oder drei Verträge bekräftigte Versprechen, seine Tochter Claudia mit Philipp's Sohn Karl zu verheirathen, brach. Ludwig hatte schon vorher auf eine treulose Weise insgeheim gegen dieses öffentliche, von den Prinzen von Geblüt und von den vornehmsten Kronbeamten bestätigte Heirathsversprechen protestirt; er hatte aber die Urkunde, in welcher dies geschehen war, nur drei oder vier Gardehauptleuten gezeigt. Sobald er jedoch mit Ferdinand von Aragonien wieder enger verbunden war, wagte er einen öffentlichen Schritt zu thun. Von einer schweren Krankheit ergriffen, berief Ludwig, welcher keine männlichen Erben hatte, die allgemeinen Stände seines Reiches auf Mitte Mai 1506 nach Tours. Hier ließ er sich, wie dies zu geschehen pflegt, von seinen Ständen und Räthen flehentlich bitten, daß er jenes Heirathsversprechen wieder aufheben und seine Tochter mit dem Erben seines Reiches verloben möge; Thomas Briçot, Kanonikus der Notre-Dame-Kirche zu Paris, führte das Wort. Die Bitte wurde nach gehöriger Bedenkzeit gewährt und das Testament, durch welches Ludwig in seiner Krankheit Alles geordnet hatte, in Form eines Manifestes (lettres patentes) bekannt gemacht. Erbe des französischen Reiches war Herzog Franz von Valois, der 10jährige Sohn des 1496 gestorbenen Grafen Karl von Angouleme und Enkel von Ludwig's Vatersbruder, Johann von Or-

leans. Dieser Herzog Franz wurde jetzt mit Ludwig's Tochter, Claudia, nicht etwa blos verlobt, sondern gewissermaaßen förmlich vermählt. Die Prinzessin, welche erst in ihrem fünften Lebensjahre stand, und der zehnjährige Herzog Franz wurden nämlich an den Altar geführt, wo sie der Kardinal von Amboise kirchlich verlobte.

In dieser Zeit waren Ferdinand und Philipp in einen so lebhaften Briefwechsel mit einander gerathen, daß der Schwiegervater dem Schwiegersohn vorwarf, er habe ihn durch sein Betragen gezwungen, eine zweite Heirath einzugehen, und er möge sich in Acht nehmen, daß er nicht vollends mit ihm entzweit werde. Ferdinand schrieb sogar in einem der Briefe, welche er an seinen Schwiegersohn richtete, die Worte: „Jetzt, mein Sohn, lassen Sie ab von dem verkehrten Treiben (sit satis pervagatum), und gehen Sie in Sich (redi in te)! Wenn Sie als Sohn, nicht als Feind zu mir nach Spanien kommen, so werde ich Sie trotz alles dessen, was vorgefallen ist, freundlich empfangen (his non obstantibus amplexabere). Das väterliche Gemüth kann gar Vieles übersehen und vergeben." Wegen dieses Mißverhältnisses zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn schrieb auch König Ludwig an Philipp, er werde ihn nicht durch Frankreich nach Spanien reisen lassen, wenn er sich nicht vorher mit Ferdinand ausgesöhnt habe. Philipp hielt daher für gerathen, einzulenken. Schon am 24. November 1505 schloß er mit Ferdinand, der in seiner Abwesenheit die Verwaltung von Castilien geleitet hatte, einen Vertrag; er hatte aber keineswegs die Absicht, diesen Vertrag zu halten, sondern er wollte sich nur die Möglichkeit verschaffen, wenn auch nicht durch Frankreich, doch zu Schiffe nach Spanien zu gelangen. Diese förmliche Uebereinkunft zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn ist unter dem Namen des Vertrages von Salamanca bekannt. Es ward in ihr ausgemacht, daß Castilien künftig zugleich im Namen von Ferdinand, Johanna und Philipp regiert werden, die Hälfte der Einkünfte aber dem Ersteren vorbehalten bleiben sollte.

Als Philipp sicher war, daß ihm sein Schwiegervater die Landung in Spanien nicht streitig machen werde, schiffte er sich am 8. Januar 1506 mit seiner damals schon völlig wahnsinnigen Gemahlin zu Middelburg ein. Unterwegs überfiel ihn ein heftiger Sturm, während dessen sein Schiff in Brand gerieth, und nur unter den größten Gefahren gelang es ihm, den Hafen Weymouth an der Küste von Dorsetshire zu erreichen. Sein prächtiges Schiff war verloren und der Rest seiner Flotte völlig zerstreut. Er mußte daher, bis seine Schiffe sich wieder gesammelt hatten, die von dem englischen König Heinrich VII. prahlerisch angebotene Gastfreundschaft annehmen, die sich bald in eine Art von gelinder Gefangenhaltung verwandelte.

Heinrich VII. blieb auch bei dieser Gelegenheit sich ganz gleich. Er nahm das fürstliche Paar zwar bei sich zu Windsor auf und bewirthete es drei Monate lang, allein er machte sich dafür reichlich durch Verträge bezahlt, welche er halb erzwang und halb erschlich. Heinrich und Ferdinand waren nämlich damals in einen schmutzigen Streit mit einander gerathen; denn Beide waren gleich arglistig, geizig, habsüchtig und tyrannisch, wogegen aber Heinrich VII. nicht so blindgläubig und verfolgungssüchtig war, als Ferdinand.

Der König von Aragonien hatte 1497, als er des englischen Königs bedurfte, seine vierte Tochter Katharina mit dem ältesten Sohne Heinrich's, Arthur, Prinzen von Wales, verlobt und dabei eine Mitgift von 200,000 Kronen versprochen. Die beiden Verlobten waren noch Kinder, da aber Heinrich das Geld nicht missen wollte, so wurde die Ehe im November 1501, kurz nachdem Arthur das 14. Jahr erreicht hatte, vollzogen. Der sanfte, liebenswürdige Prinz, der seine Gemahlin bei längerem Leben glücklich gemacht haben würde, starb schon im April 1502, und die junge Wittwe desselben ward durch ihres Vaters Politik und ihres Schwiegervaters Geiz für ihr ganzes Leben unaussprechlich unglücklich. Ferdinand hatte nämlich die Hälfte der Mitgift ausbezahlt und Heinrich VII. hielt, weil er diese nicht gern herausgab, Katharina in England zurück. Da nun auch Ferdinand die Verbindung mit England nicht aufgeben wollte, so wurde man einig, daß Arthur's kaum 12jähriger Bruder, der nachherige König Heinrich VIII., dessen um fünf bis sechs Jahre ältere Wittwe heirathen solle. Die dazu erforderliche Dispensation des Papstes wurde leicht erlangt. Dagegen mußte man warten, bis der junge Heinrich sein 15. Jahr erreicht hatte. Dies geschah im Jahre 1505. Da jedoch damals Ferdinand die zweite Hälfte der Mitgift noch immer nicht bezahlt hatte, so bediente Heinrich sich seines Sohnes zu einem Kniff, von welchem dieser später gegen seine Gemahlin einen schmählichen Gebrauch machte. Der Prinz mußte nämlich, um den König von Aragonien durch die Furcht vor einer Auflösung der Verlobung zu schrecken, am Vorabend seines 15. Geburtstages (27. Juni 1505) öffentlich erklären, daß er weder irgend etwas gethan, noch zu thun gedacht habe, um eine während seiner Minderjährigkeit eingegangene Verpflichtung rechtlich bindend zu machen. König Heinrich selbst dagegen gab, damit Ferdinand das Geld schicke, die Versicherung: er habe jene Erklärung nur darum von seinem Sohne geben lassen, damit er ihn von jeder früheren Verbindlichkeit frei mache; doch wünsche derselbe immer noch Katharina zu heirathen; es solle ihm aber freistehen, sich allenfalls auch mit einer anderen Prinzessin zu vermählen.

So standen die Sachen, als Philipp und Johanna im Anfange

des Jahres 1506 sich an die englische Küste retteten und hierauf von Heinrich VII. unter dem Scheine der Gastfreundschaft in Haft gehalten wurden. Heinrich versäumte nicht, die unerwartete Ankunft des Königs und der Königin von Castilien zu benutzen, um vermittelst seiner beiden Gäste oder vielmehr Gefangenen, sowie durch eine neue Heiraths-Spekulation noch mehr Geld zu erlangen. Philipp sah sich nämlich, wenn er anders nach drei Monaten endlich in das Erbreich seiner Gemahlin gelangen wollte, genöthigt, zum Besten Heinrich's mehrere Verträge mit ihm abzuschließen. Er machte sich zuerst verbindlich, daß seine Schwester Margaretha, die erst mit dem Prinzen von Asturien, dann mit dem Herzog von Savoyen vermählt gewesen war, nun in dritter Ehe den König von England selbst heirathen und eine Mitgift von 300,000 Kronen erhalten, daß ferner sein Sohn Karl, wie Heinrich VII. schon früher mit Maximilian ausgemacht hatte, die jüngste englische Prinzessin, Maria, heirathen solle. Außerdem schloß er in seiner Noth noch einen Handelsvertrag, welcher den Engländern vortheilhaft, den Flamländern dagegen nachtheilig war. Endlich mußte er auch die Auslieferung des Grafen von Suffolk, Edmund de la Pole, eines entfernten Sprößlings des Hauses York, versprechen. Diesem Prinzen, welchen Heinrich als einen ihm sehr gefährlichen politischen Feind betrachtete, hatte Philipp's Großmutter in den Niederlanden Schutz gewährt und die Verpflichtung zur Auslieferung desselben war daher für Philipp um so härter, weil Heinrich an dem Prinzen, der ihm damals gar nicht schaden konnte, eigentlich blos seine Rache kühlen wollte. Philipp ließ sich zwar von Heinrich versprechen, daß derselbe dem Herzog von Suffolk nicht das Leben nehmen wolle; Heinrich blieb aber auch bei dieser Gelegenheit seiner tückischen und falschen Natur getreu. Er selbst ließ nämlich den Herzog nicht tödten, befahl aber auf dem Todtenbette seinem Sohne, ihn alsbald hinrichten zu lassen.

In den Niederlanden hatte Philipp einen Feind zurückgelassen, der ihm weit gefährlicher war, als der Herzog Suffolk jemals für Heinrich hätte werden können. Karl von Geldern nämlich war kurz vorher von Philipp aufs Neue seines Herzogthums beraubt und gefangen genommen worden, bei dessen Abreise aber Denen, die ihn bewachten, entwischt. Deshalb mußten dann die Herren von Croy und Chimay, welchen Philipp seinen Sohn Karl und die Verwaltung der Niederlande überlassen hatte, sehr bedeutende Anstalten gegen den Angriff machen, der ihnen von Karl von Geldern und seinen Freunden drohte.

Ende April 1506 kamen Philipp und seine Gemahlin endlich nach Spanien. Sie landeten in dem entlegensten Winkel des Reiches, in der Bal von Coruna, weil sie der Zusammenkunft mit Ferdinand ausweichen wollten, der sich schon im März mit Germaine von Foix ver-

mählt hatte, und jetzt seinen Kindern vergebens entgegenreiste. Philipp sammelte sogleich die Großen Castilien's um sich, und sobald er eine hinreichende Macht erlangt hatte, um seinem Schwiegervater trotzen zu können, ward diesem deutlich, daß Philipp und sein Rathgeber, Don Juan Manuel, ihm seine treulose Politik und seine diplomatische Arglist vollständig abgelernt hätten. Philipp erklärte nämlich, er sei nicht gesonnen, sich durch den Vertrag von Salamanca binden zu lassen, sondern er nehme trotz desselben für sich und seine Gemahlin den ausschließenden Besitz von Castilien in Anspruch. Ferdinand suchte vergebens durch den Erzbischof Ximenez seinen Schwiegersohn zum Nachgeben bewegen zu lassen. Philipp beharrte auf seiner Erklärung. Endlich wurde zwar eine persönliche Zusammenkunft zu Stande gebracht; diese war aber keineswegs erfreulich, weil Philipp sie nicht wünschte, und weil Ferdinand fühlte, wie ungern er in Castilien gesehen werde. Die Zusammenkunft wurde am 23. Juni bei Puebla de Senabria auf der Grenze von Leon und Galizien gehalten, und zwar in freiem Felde und von Seiten Philipp's unter Vorsichtsmaaßregeln, welche an die Zusammenkünfte der Befehlshaber europäischer Schiffe mit den Häuptern roher und ganz wilder Volksstämme erinnern. Die beiden Könige erschienen, sagt Zurita, welcher seinen Ferdinand preisen will und muß, in ganz verschiedenem Aufzuge, der Eine, als wenn er sich fürchte und sich durch Waffen schützen müsse, der Andere, als wenn er auf seine Verdienste vertraue und sich durch sein Ansehen allein hinreichend geschützt glaube. Ferdinand konnte von Philipp nicht einmal das Eine erlangen, daß er seine unglückliche Tochter sehen durfte, die er doch so gerne gesehen hätte. Auch ein Zwiegespräch, welches Schwiegervater und Schwiegersohn ohne Zeugen mit einander hatten, war fruchtlos; Beide schieden, wie sie gekommen waren. Ferdinand kehrte jedoch beruhigt nach Aragonien zurück, weil er einsah, daß die Erbitterung der Castilianer gegen die von Philipp mitgebrachten Wallonen und Franzosen, denen dieser sein ganzes Vertrauen schenkte, schon sehr groß sei, und daß folglich bald heftige Unruhen in Castilien ausbrechen würden. In der That regte Philipp, dessen Charakter jedoch Robertson in seiner Geschichte Karl's V., nach den von Prescott gegebenen urkundlichen Beweisen, viel zu nachtheilig geschildert hat, durch seine grenzenlose Verschwendung, sowie durch seine französische Leichtfertigkeit und seinen Mangel an aller Grandezza die Castilianer bald heftig gegen sich auf.

Eine Uebereinkunft wurde zuletzt freilich durch Ximenez, welcher zwischen Ferdinand und Philipp vermittelte, zu Stande gebracht; Ferdinand beging aber dabei, wie die uns aufbewahrten Actenstücke beweisen, eine unerhörte Treulosigkeit gegen seinen Schwiegersohn.

Er schrieb nämlich jedes Mal, wenn er ein öffentliches Actenstück zu Philipp's Gunsten unterzeichnete, ein anderes nieder, durch welches er entweder dasselbe insgeheim zurücknahm oder das Gegentheil von dem, was er zugestanden hatte, betheuerte. Er beschwor einen Vertrag, in welchem er die ganze Oberherrschaft von Castilien an Johanna und Philipp überließ und sich, nur die Großmeisterschaften der drei Orden und die ihm in Isabella's Testament angewiesenen Einkünfte vorbehielt. Außerdem machte er sich verbindlich, seinem Schwiegersohne gegen alle Diejenigen beizustehen, welche unter dem Vorwande, seiner Gemahlin Freiheit und Antheil an der Regierung zu verschaffen, Unruhen stiften würden. In drei geheimen Urkunden aber erklärte er dies Alles für erzwungen und versicherte das Gegentheil thun zu wollen. König Ferdinand wurde damals wie immer von dem Argwohn geleitet, den er selbst in so reichem Maaße verdiente, weil er nie Wort und Treue hielt, wenn er nicht dazu gezwungen werden konnte. Dieser Argwohn trieb ihn unmittelbar nachher auch an, einen Verdacht auf Gonsalvo von Cordova zu werfen, welcher in Neapel mit unumschränkter Gewalt regierte und als großer Held und Wohlthäter angebetet ward, zugleich aber freilich, wie sich bei der Rechnungsablage zeigte, mit Hunderttausenden wie mit Hellern umging.

Ferdinand begab sich, als er seinem Schwiegersohne vorerst das Feld räumte, mit einer Flotte von 50 Segeln von Barcelona aus nach Neapel, um sowohl Gonsalvo tückischer Weise und ohne Gefahr für sich selbst von seiner Stelle entfernen zu können, als auch namentlich um die von den Venetianern besetzten Küstenstädte des neapolitanischen Reiches wieder an sich zu bringen. Was sein Verfahren gegen Gonsalvo betrifft, so bewies Ferdinand, wie uns scheint, ganz ohne Ursache schändliche türkische und maurische Künste gegen einen Mann, welcher ohne Zweifel viel zu klug war, um im Vertrauen auf ein gedungenes Heer und auf ganz unzuverlässige Neapolitaner von seinem alten Herrn abzufallen. Die Geschichtschreiber wissen zwar Verschiedenes als Grund des Verdachtes anzuführen, welchen Ferdinand gegen Gonsalvo gefaßt hatte und nachher durch sein eines türkischen Sultans würdiges Betragen an den Tag legte: allein alles dies läuft darauf hinaus, daß Gonsalvo die Allgewalt, die ihm sein Herr verliehen hatte, in dem eroberten Neapel rücksichtslos gebrauchte, und namentlich, daß er, ohne ordentliche Rechnung abzulegen, große Summen verschwendete und verschenkte. Dies war der Hauptgrund, warum er vorher mehrere Male, als der König ihn abrief, immer einen Vorwand zu finden wußte, seine Abreise zu verschieben, und gerade dadurch war Ferdinand's Argwohn geweckt worden. Der König gab übrigens weder vor seiner Ankunft in Neapel, noch nachher, ehe er wieder nach

Spanien zurückgekehrt war, das geringste Zeichen von Unzufriedenheit mit dem Eroberer der Reiche Granada und Neapel; er nahm denselben vielmehr sehr freundlich auf, als Gonsalvo, wie die meisten Schriftsteller und auch Guicciardini sagen, im Hafen von Genua oder, wie Gonsalvo's Lebensbeschreiber Paul Jovius sagt, an der Nordwestküste von Neapel zu ihm kam. Er schenkte ihm Terracina und das Herzogthum Sessa, ließ ihn in dem Besitze des Herzogthums St. Angelo, welches schon König Friedrich ihm verliehen hatte, sowie aller der vielen Herrschaften, die er in Calabrien besaß, bestätigte die ihm verliehene Connetable-Würde von Neapel, sagte ihm durch ein Handbillet (cedola di sua mano) das Großmeisterthum von St. Jago zu, und sprach in dem Patente, das er über die neuen Schenkungen erließ, die Versicherung aus, die von Gonsalvo geleisteten Verdienste seien so groß, daß es unmöglich wäre, sie nach Verdienst zu belohnen. Dies Alles war aber Lüge und Trug.

Ferdinand fand auf seiner Reise nach Neapel an den Küsten der Provence und in Genua, auf Veranstaltung seines Freundes Ludwig XII., eine sehr ehrenvolle Aufnahme. Im Hafen von Porto Fino, nicht weit von Genua, erfuhr er zu seiner großen Freude, daß sein Schwiegersohn Philipp am 25. September 1506 in Burgos plötzlich gestorben sei. Er war nur 28 Jahre alt geworden. Der Wahnsinn seiner Gemahlin gab sich in schwärmerischen Ehrenbezeigungen kund, welche sie dem Todten erwies; jede Theilnahme an Staatsgeschäften lehnte sie ab und so wäre ohne Ximenez' kräftiges Einschreiten die größte Verwirrung eingetreten. Vielleicht wollte Ferdinand gerade den Ausgang der Dinge in Castilien erst in der Ferne abwarten; wenigstens setzte er seine Reise nach Neapel fort, verweilte dort sieben Monate und machte Einrichtungen, welche später beibehalten wurden und die Macht der Vicekönige so sehr beschränkten, daß ein künftiger Gonsalvo nicht mehr zu fürchten war. Gegen Gonsalvo selbst heuchelte Ferdinand, welcher ihn immer in seiner Umgebung hielt, die größte Freundschaft und Dankbarkeit. Erst als Ferdinand den Gonsalvo nach Aragonien geführt hatte, mußte dieser dafür büßen, daß er einem heimtückischen Regenten durch Verrath, Treulosigkeit, Heldenmuth und Feldherrntalent bedeutende Dienste geleistet hatte und für einen Unterthanen viel zu groß geworden war. Auch Ludwig XII. erwies, als er mit Ferdinand bei dessen Rückkehr nach Aragonien zu Savona (südwestlich von Genua) eine Zusammenkunft hatte, dem Gonsalvo fürstliche Ehre. Gonsalvo, welcher übrigens in Spanien allgemein als Nationalheld empfangen wurde, erhielt das versprochene Großmeisterthum nicht, ward nicht zu Berathungen gezogen, sondern vernachlässigt, und fand deshalb bald rathsam, sich auf seine Güter

im südlichen Spanien zurückzuziehen. Indessen erlitt er, soviel wir wissen, keinerlei Art von Kränkung.

Bei der Zusammenkunft der Könige Ferdinand und Ludwig zu Savona, welche vier Tage dauerte (Juni 1507), fanden auch ganz geheime Besprechungen Statt, denen außer den beiden Königen nur Ludwig's Minister, der Kardinal d'Amboise, und der päpstliche Nuntius beiwohnten. In diesen war, wie die Folge zeigte, sehr wahrscheinlich wieder die Rede von dem in Blois zur Demüthigung der Republik Venedig entworfenen Theilungs-Project. Indessen konnte weder 1507 noch im folgenden Jahre an eine Unternehmung gegen Venedig ernstlich gedacht werden, weil man dazu des römischen Königs Maximilian bedurfte, mit welchem Ferdinand damals wegen der Vormundschaft über ihren gemeinschaftlichen Enkel Karl in Streit war und den sowohl Ludwig XII. als der Papst von Italien entfernt zu halten wünschten. Wahrscheinlich wäre es auch nachher nicht in Cambray zu einem zweiten Vertrage über die Theilung des venetianischen Landes gekommen, wenn nicht die Venetianer 1508 dem im Punkte der Ehre sehr empfindlichen romantisch-ritterlichen römischen Könige eine arge Kränkung angethan hätten.

Schon im Jahre 1507 war es zwischen Maximilian und den Venetianern zu sehr heftigen Erklärungen gekommen. Die deutschen Stände zeigten sich nämlich damals auf einem Reichstage zu Constanz endlich willig, ihrem Könige durch Geld und Truppen zu einem Römerzuge behülflich zu sein, damit er vom Papste zum Kaiser gekrönt werde. Indessen decretirten sie bald viel, bald wenig Geld und Truppen für Maximilian, der aus Oestreich weder das Eine noch das Andere ziehen konnte, und es kam zuletzt dahin, daß das Reich nach vielem Reden und Schreiben nur 3000 Reiter und 10,000 Mann zu Fuß und auch diese vorerst nur auf dem Papier stellen wollte. Den beabsichtigten Römerzug Maximilian's verbat sich nicht nur der französische Vicekönig in Mailand, Chaumont, sondern auch die Venetianer erklärten, daß sie zwar den Kaiser und sein unbewaffnetes Gefolge mit allen Ehren aufnehmen wollten, aber kein deutsches Heer durchlassen würden. Maximilian hatte daher nicht Unrecht, seinen Zorn so heftig gegen Venedig auszulassen, als er im August 1507 auf jenem Reichstage that. Dorthin hatten die Venetianer einen Gesandten geschickt, und Maximilian verlangte, daß dieser, um angehört zu werden, vor die Reichsversammlung gefordert und dann ihm das, was er seinen O b e r e n zu berichten hätte, angekündigt werden sollte, nach geschehenem Vortrage aber solle er sogleich weggeschafft werden, weil er ein Z w e i f ä l t e r und ein K u n d s c h a f t e r sei. Der Gesandte weigerte sich jedoch, das, was ihm gesagt wurde, auch nur s e i n e n O b e r e n zu berichten,

und beharrte dabei, daß Venedig blos unter den vorher angegebenen Bedingungen den Kaiser durchlassen und gastlich empfangen könne, wenn er nämlich friedlich und ohne die 4000 Mann komme, welche er angekündigt habe. Maximilian ließ deshalb den Gesandten von dem Reichstage hinwegweisen und ihm befehlen, den Reichsboden zu verlassen, was dann auch sogleich geschah.

Obgleich die Deutschen nachher ihrem König statt 13,000 Mann nur 4000 und statt der zugesagten 120,000 Gulden nur 30,000 gaben, obgleich der Papst ihm den kaiserlichen Titel vermittelst einer Bulle ertheilte und Maximilian dies von Botzen und Trient aus den deutschen Ständen kund that, so daß der Zug nach Rom überflüssig wurde*), bestand er doch auf seinem Abenteuer, welches nur dazu dienen konnte, ihn und das deutsche Reich in Venedig lächerlich zu machen. Er setzte nämlich ein Reichsgericht nieder, ließ durch einen Reichsherold den Dogen Leonardo Loredano und den ganzen venetianischen Senat vorladen und erklärte den Dogen und den Senat, als sie nicht erschienen, in die Reichsacht und Oberacht. Im Anfange des Jahres 1508 rückte dann Maximilian gegen Verona vor und besetzte zugleich die östliche Grenze. Chaumont hatte den Venetianern bei Verona einige tausend Mann Franzosen geliehen, so daß dieselben, nachdem sie alle Burgen mit Besatzung versehen hatten, noch 20,000 Mann gegen den Kaiser aufstellen konnten. Gleichwohl machte das kaiserliche Heer anfangs Fortschritte und eroberte auch mehrere Orte. Allein es fehlte, wie gewöhnlich, bald an allem Möglichen. Der Kaiser mußte daher im Reiche umherreisen, um Geld und Truppen zu erbetteln, und seine Generale in Italien mußten sich auf die Vertheidigung beschränken. Die Venetianer, welche an Nikolaus Orsini, Grafen von Pitigliano, Andreas Gritti und Bartolommeo d'Alviano drei ganz ausgezeichnete Feldherren hatten, wurden von den Franzosen unter dem Marschall Trivulzio so verstärkt, daß sie zugleich gegen das Friaul und gegen Tyrol vorrücken konnten. Schon in der zweiten Woche des März schlug Alviano den kaiserlichen General Sixt von Trautson und nahm bei dieser Gelegenheit 1000 Mann gefangen, welche nachher zu Venedig im Triumph aufgeführt wurden. Gleich darauf wurden von den Venetianern nicht nur die vorher verlorenen Plätze, sondern auch Gradisca, Görz, Portenau und andere Orte erobert, und der venetianische Admiral Contarini besetzte Triest, Capo d'Istria, Fiume und Rovigno. Auch Trient würde damals erobert worden sein, wenn nicht Trivulzio sich geweigert hätte, die venetianischen Truppen bei ihren weiteren Unternehmungen zu unterstützen.

*) Die Kaiserkrönung wurde überhaupt nur noch einmal (an Karl V.) vom Papste persönlich vorgenommen und zwar nicht in Rom, sondern in Bologna.

Der Kaiser wußte sich schon im Mai nicht anders zu helfen, als daß er den Venetianern einen Waffenstillstand antragen ließ. Die Venetiauer gingen auf seinen Antrag ein und es ward im April 1508 ein für den Kaiser höchst nachtheiliger Waffenstillstand geschlossen, in welchem die Venetianer Alles behielten, was sie von ihm und vom Reiche erobert hatten. Dieser Waffenstillstand, der im Juni bekannt gemacht wurde, gewährte übrigens auch den Franzosen gar keine Vortheile. Chaumont hatte gefordert, daß der Schützling Ludwig's XII., Karl von Geldern, welcher den Krieg um sein Erbtheil wieder begonnen hatte, in den Waffenstillstand eingeschlossen werde; die Venetianer waren aber, weil sie nur für Italien abschließen wollten, nicht darauf eingegangen und hatten also bei dieser Gelegenheit den französischen König beleidigt. Sie thaten dies besonders auch dadurch, daß sie ihre Besorgniß, die Macht der Franzosen in Italien möchte sich vermehren, gar zu deutlich merken ließen. Gleich darauf beschimpften sie den Kaiser und beschleunigten so die Ausführung des Kreuzzuges, welchen Ferdinand, Ludwig XII. und der Kaiser schon längst gegen sie beschlossen hatten. Der Kaiser, dessen Ehre schon durch den Verlust der festen Orte einen Makel erhalten hatte, wurde durch die Art, wie die Venetianer den Sieg über Sixt von Trautson verherrlichten, zur höchsten Wuth entflammt. Die Oligarchen benutzten nämlich auch diese Gelegenheit, wie alle übrigen, um das Volk durch glänzende Aufzüge und Feste über die finstere Tyrannei zu trösten, welche sie ausübten. Alviano durfte nach römischer Art einen glänzenden Einzug in Venedig halten, bei welchem die gefangenen Deutschen im Triumphe aufgeführt und der Kaiser sammt seinem Reiche von Künstlern und Dichtern in Spott- und Zerrbildern, in Satiren und Volksliedern, die man in alle Gegenden verbreitete, verhöhnt und verspottet wurde.

Unmittelbar nach dem Waffenstillstande in Oberitalien begünstigten die Umstände den Plan Ferdinand's und Maximilian's gegen Venedig, indem die Eifersucht der beiden Großväter über die Vormundschaft ihres Enkels Karl ziemlich beseitigt ward, obgleich Maximilian nach seiner Art nie aufhörte, auch an die vormundschaftliche Regierung von Castilien Anspruch zu machen, wovon Niemand etwas wissen wollte. Johanna, welche bis an ihren Tod von den Castilianern als eigentliche Herrscherin anerkannt wurde, war völlig wahnsinnig geworden; man hatte ihr endlich den Leichnam ihres Gemahls, den sie selbst auf einer Reise nicht von sich ließ, entzogen und hatte ihr selbst eine Wohnung im Schlosse zu Tordesillas am Duero eingerichtet*). Bis ihr

*) Johanna die Wahnsinnige lebte nach dem Tode Philipp's noch fast ein halbes Jahrhundert († 12. April 1555). Die vor einigen Jahren von Bergenroth aufgestellte Ansicht, sie sei in Folge von Ränken für wahnsinnig ausgegeben

Sohn Karl, dem die Regierung vorbehalten war, aus den Niederlanden, wo er erzogen wurde, nach Spanien kommen konnte, ward, dem Testamente der Isabella gemäß, Ferdinand als Regent anerkannt. In dieser Eigenschaft wurde Ferdinand auch im October 1507 durch die Cortes anerkannt. Ximenez, der die Castilianer, seine Landsleute, meisterhaft zu behandeln verstand, unterstützte ihn kräftig. Dieser Mann hatte königliche Würden und zog aus unzähligen Pfründen unermeßliche Einnahmen; er war vom Papste zum Kardinal ernannt worden, ward Primas in Spanien, vereinigte mit der ihm übertragenen Regierungsgewalt auch den furchtbaren Einfluß eines Ober-Ketzerrichters, und erhielt sogar die Leitung eines Kriegszuges nach Afrika, zu welchem er persönlich die Kosten herbeischaffte.

In den Niederlanden hatte Maximilian die Zustimmung der Niederländer zu seiner Vormundschaft über seinen Enkel Karl anfangs nicht erlangen können; sobald man aber seiner Hülfe im Felde bedurfte, erhielt er dort denselben Einfluß, welchen Ferdinand in Castilien besaß. Karl von Geldern war nämlich nach Philipp's Tode von allen wilden Wallonen, besonders von den beiden Grafen von der Mark, so kräftig unterstützt worden, daß er mit Hülfe gemietheter Franzosen Geldern zu einer Räuberhöhle machte und in den Niederlanden wie in Deutschland weit und breit raubend und mordend umherstreifte. Man erkannte daher auf Betreiben der beiden Herren von Croy und Chimay, welchen Philipp seinen Sohn und die Niederlande anvertraut hatte, Maximilian in den Niederlanden als Regenten an. Wie Ferdinand sich des Kardinals Ximenez bediente, so gebrauchte Maximilian seine Tochter Margaretha, die Wittwe des Herzogs Philibert von Savoyen, welche ihre Landsleute, die Belgier, auf französische Weise zu behandeln verstand. Margaretha überzeugte auch 1508 ihren Vater, daß es für seinen Enkel nützlich sei, wenn er sich mit den Franzosen aussöhne, welche den Herzog Karl von Geldern in seinem Kriege unterstützten. Sie erhielt daher Vollmacht, mit dem Kardinal von Amboise zu unterhandeln, und es ward darauf zugleich ein Waffenstillstand auf 40 Tage für den Herzog von Geldern geschlossen und eine Zusammenkunft der Statthalterin der Niederlande mit dem Kardinal von Amboise zu Cambray verabredet.

Um die Venetianer über den Zweck dieser Zusammenkunft zu täuschen und sie glauben zu machen, daß dieselbe blos dem Herzoge von Geldern gelte, berief man nur sehr wenige Personen nach Cambray. Margaretha unterhandelte nämlich zugleich in Ferdinand's und Maximilian's Namen, der Kardinal d'Amboise aber sowohl für den König

und unter Mitwissen ihres Sohnes (Karl's V.) arg mißhandelt worden, hat sich nicht als haltbar erwiesen.

von Frankreich, als für den Papst; doch hatte jene ebenso wenig von Ferdinand, als dieser vom Papste eine ordentliche Vollmacht. Margaretha und Amboise wurden bald einig, da sie ihrer Unterhandlung die Uebereinkunft von Blois aus dem Jahre 1504 zu Grunde legten. Dagegen ward, ehe sie einen Vertrag über die Theilung des venetianischen Gebietes zu Stande brachten, heftig über die Art der Huldigung, welche Maximilian's Enkel Karl dem Könige von Frankreich zu leisten hatte, sowie über die Verhältnisse Karl's von Geldern gestritten. In Betreff des Letzteren wurde nachher festgesetzt, daß derselbe vorerst (par provision) das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen behalten und nur einige Plätze herausgeben solle. Ueber die Theilung des venetianischen Gebietes ward am 10. December 1508 ein Vertrag abgeschlossen.

Dieser Vertrag oder die sogenannte Ligue von Cambray enthielt folgende Hauptbestimmungen: Der Papst solle den Bann über die Venetianer aussprechen und die Unterthanen derselben vom Eide der Treue entbinden. Sobald dies geschehen sei, solle der König von Frankreich persönlich den Krieg mit Venedig anfangen; die anderen verbündeten Mächte aber brauchten erst 40 Tage nach ihm im Felde zu erscheinen. Der Papst solle Ravenna, Cervia, Faënza, Rimini und Forli erhalten (nicht, wie hier und da irrthümlich noch hinzugefügt wird, auch Cesena und Imola, indem diese Städte schon in des Papstes Gewalt waren). An das Reich sollten fallen Padua, Vicenza und Verona, an Oestreich Roveredo, Treviso und Friaul. Ferdinand von Aragonien sollte die von den Venetianern besetzten Häfen und Städte des Königreichs Neapel, Trani, Otranto und Gallipoli, zurückerhalten, Ludwig XII. von Frankreich aber alles dasjenige, was jemals zum Herzogthum Mailand gehört habe, wie z. B. Crema, Cremona, Bergamo, Brescia und die Ghiara d'Adda. Die Florentiner sollten zur Theilnahme am Raube dadurch gelockt werden, daß man ihnen Pisa überlasse, welches nun über 15 Jahre lang mit ihnen heldenmüthig um seine Freiheit gekämpft hatte. Für diesen Verrath an Pisa aber solle der König von Frankreich 100,000 und Ferdinand von Aragonien 50,000 Dukaten von Florenz erhalten; doch dürfe der Letztere nicht erfahren, daß der Erstere mehr bekomme, als er. In der That wurde Pisa, das die bisherigen Verbündeten im Stiche ließen, im folgenden Jahre durch Absperrung des Arno zur Uebergabe gebracht und behielt zwar seine inneren Einrichtungen, verlor aber für immer seine Selbstständigkeit. Den Herzogen von Ferrara und Savoyen, dem Markgrafen von Mantua und dem Könige von Ungarn ward versprochen, daß auch sie Alles, was von ihrem Gebiete abgerissen worden war, wieder an sich reißen dürften, wenn sie innerhalb eines Monats ihren Beitritt zum Bunde erklärten.

Die zehn über Venedig herrschenden Oligarchen, welche das Kundschaftswesen zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatten, erfuhren von den wichtigen, über die Existenz ihres Staates gepflogenen Unterhandlungen nicht eher etwas, als bis der Papst ihnen einen Wink gab und auch ihr Gesandter zu Mailand Kunde erhielt. Ferdinand blieb nachher ganz ruhig, bis die Venetianer selbst ihre Besatzungen aus seinen Städten abrufen mußten und er, nachdem er das Seinige erlangt hatte, den Ausgang des Krieges abwarten konnte, um nach den Umständen zu handeln. Der Papst, welcher ein viel besserer Kriegsmann als Geistlicher war, warb zwar ein bedeutendes Heer, hätte aber doch gern gesehen, daß ihm die Venetianer die geraubten Städte des Kirchengebietes freiwillig zurückgäben, weil er keine Lust hatte, die Macht der Franzosen in Italien zu vermehren; der venetianische Senat verschmähte aber seine Anträge. Maximilian ward durch den erst kurz vorher mit Venedig geschlossenen Waffenstillstand gehindert, im Jahre 1509 Feindseligkeiten anzufangen; der Papst half ihm jedoch aus dieser Verlegenheit. Als nämlich der Papst den Bann gegen Venedig aussprach, rief er zugleich den Kaiser als Vertheidiger und Schutzvogt der Kirche an, diesen Bann mit den Waffen geltend zu machen.

Papst Julius II. war die Hauptperson bei der ganzen Verbindung von Cambray und gebrauchte seine Mitverbündeten außer Ferdinand als Werkzeuge; denn er stiftete nachher, sobald er von Venedig Alles, was er wollte, erlangt hatte, sogleich einen neuen Bund, um auch die Macht der Franzosen in Italien zu brechen. Er hatte in der ersten Zeit seines Papstthums zu aller Welt Erstaunen sich ruhig verhalten, nachdem er als Kardinal mehr einem Hauptmanne der Condottieren, als einem Bischofe geglichen hatte; schon 1506 aber war er wieder in seiner vorigen Rolle aufgetreten. Er erklärte damals im Kardinals-Collegium, er müsse aus dem Gebiete der Kirche die Tyrannen vertreiben (nettare la chiesa dei tiranni), und schritt alsbald zur Ausführung, indem er am 27. August 1506, begleitet von 24 Kardinälen, mit 400 Schwergepanzerten (gensdarmes) von Rom auszog. Der französische Statthalter in Mailand, Chaumont, und die Staaten Ferrara, Mantua und Florenz hatten ihm ihren Beistand versprochen; Venedig verhielt sich ruhig. Sein Kriegszug galt zunächst dem Johann Paul Baglione, welcher als Dictator der Demokratie von Perugia diese Stadt beherrschte, sich jedoch durch Grausamkeiten und Blutschande verhaßt gemacht hatte. Baglione wagte keinen Widerstand und der Papst ward in allen Burgen, sowie am 12. September auch in Perugia selbst aufgenommen. Baglione begleitete anfangs den Papst, traute aber der ihm zugesicherten Gnade auf die Dauer nicht, sondern entfernte sich heimlich. Von Perugia wandte

Julius II. sich gegen Bologna, wo dem Namen nach eine Republik bestand, in Wirklichkeit aber Johann Bentivoglio mit vier Söhnen ebenso aristokratisch herrschte, wie vorher Baglione in Perugia demokratisch. Bentivoglio hoffte, da er unter dem Schutze der Franzosen stand, mit Hülfe derselben sich vertheidigen zu können, wurde aber von ihnen getäuscht; denn Chaumont gewährte ihm nicht nur keine Unterstützung, sondern stieß sogar mit beinahe 7000 Mann zum päpstlichen Heere. Auch die Florentiner, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua, Franz Gonzaga, sandten dem Papste ihre Truppen, welche denn nebst dem päpstlichen Heere unter den Oberbefehl des Letzteren gestellt wurden. Bentivoglio fand daher den Widerstand unmöglich und begab sich in das Lager der Franzosen, indem er der Republik, an deren Spitze er bisher gestanden hatte, es überließ, mit dem Papste eine billige Uebereinkunft zu treffen. Die Bologneser nahmen den Papst mit Jubel in ihre Stadt auf, ließen aber die Franzosen nicht in dieselbe ein. Johann Bentivoglio ging gleich darauf mit den Franzosen nach Mailand und König Ludwig XII. nahm ihn in seinen Schutz, als er in demselben Jahre nach Italien kam, um Genua zu züchtigen.

In Genua hatten die Demokraten seit Jahren sich gegen den hohen Adel erhoben, dem die Familien der Doria, Fieschi, Grimaldi, Spinola angehörten und der unter der französischen Oberherrschaft bevorzugt wurde. Die Zugeständnisse des französischen Statthalters, Philipp von Ravestein, fruchteten nichts; man ging so weit, nach Entfernung desselben den reichen Seidenfärber Paolo da Novi an die Spitze des Staates zu stellen. Da zog König Ludwig XII. selbst heran, der neue Doge entfloh und Ludwig drohte die Stadt sehr hart zu behandeln. Er verfuhr jedoch nachher, obgleich er gepanzert und mit dem Schwerte in der Hand in die Stadt einzog, im Ganzen milde gegen sie. Nur forderte er eine sehr harte Brandschatzung; auch wurde der Vertrag, der die beiderseitigen Rechte feststellte, vernichtet und Ludwig gab aus eigener Machtfülle eine neue Verfassung, welche dem Adel, wie in früheren Zeiten, die Hälfte der Aemter zusprach. Die Schonung, welche Ludwig damals gegen Genua bewies, vermehrte den Ruhm der Freundlichkeit und Milde, den er sich in einer harten und eisernen Zeit, wie die seinige war, erworben hatte. Uebrigens hatten die französischen Stände den König Ludwig kurz vorher, als er schwer erkrankt war, gebeten, den Titel eines **Vaters des Vaterlandes** von ihnen anzunehmen, und zwar hatten sie dies nicht etwa auf die officielle Veranlassung eines Höflinges, der sich geltend machen wollte, sondern aus eigenem Antriebe gethan.

7. Von dem durch die Ligue von Cambray veranlaßten Kriege bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen.

Die Venetianer verzagten nicht, als sie von den Mitgliedern der Ligue von Cambray geistlich und weltlich bedroht wurden. Mit dem Papste hätten sie sich leicht abfinden können, wenn sie ihm nur Faënza und Rimini abgetreten hätten; dies erlaubte aber der starre römische Sinn nicht, den die venetianische Regierung, wiewohl nicht gerade auf Kosten der regierenden Familien, stets und bei jeder Gelegenheit bewies. Maximilian war für sie nicht gerade furchtbar. Ferdinand stellte sich, als wenn er gar nicht wisse, was zu Cambray ausgemacht worden sei; er erklärte, ihm sei es bei den Verhandlungen nur um einen Bund gegen die Türken zu thun. Der König von Frankreich dagegen, mit welchem die Venetianer es vorerst allein zu thun hatten, sammelte, um die von Mailand abgerissenen Landstriche wieder zu erobern, ein so furchtbares Heer, daß die Venetianer mit ihren eilig zusammengerafften Truppen unmöglich dem Kern der Franzosen und Schweizer widerstehen konnten. Dies war um so weniger möglich, als die Oligarchen von Venedig weder den Rath des alten und erfahrenen Grafen von Pitigliano, noch den des jüngeren und kühneren Alviano befolgten, sondern einen Mittelweg wählten, den keiner von Beiden billigte. Der Graf von Pitigliano wollte sich nämlich darauf beschränken, die festen Orte zu vertheidigen; Alviano aber wollte den Franzosen zuvorkommen und ihr Heer im Mailändischen angreifen, ehe noch die Verstärkungen aus Frankreich eingetroffen wären.

Noch ehe das von Ludwig gesammelte Heer in Italien eintraf, setzte der französische Statthalter Chaumont, welcher mit etwa 8000 Mann im Mailändischen lag, bei Cassano über die Adda und begann die Feindseligkeiten (April 1509). Hierauf ließ Ludwig durch einen Herold dem venetianischen Senat eine lange Reihe von Beschwerden vortragen und den Krieg erklären. Um dieselbe Zeit schleuderte Papst Julius II. gegen die Venetianer eine Bannbulle, in welcher er sie mit sehr heftigen und verdienten Beschuldigungen überhäufte. Er warf ihnen Treulosigkeit, Verletzung des positiven Rechtes und der Völkerrechte, Kirchenraub und Unmenschlichkeit vor. Der venetianische Senat blieb dem Papste nichts schuldig; er appellirte, wie er zu thun pflegte, von dessen ungerechtem Urtheile an eine allgemeine Kirchenversammlung und sagte in seinem Manifeste dem Papste gar arge Dinge, welche nicht weniger gegründet waren, als das, was der Papst von Venedig gesagt hatte. Auch ward dabei die Person des Papstes Julius, welcher von Jugend auf mehr das Handwerk eines Soldaten und Raufhelden, als das eines Priesters getrieben hatte und noch immer trieb, hart

mitgenommen. Gleichwohl war die Stimmung in Venedig gedrückt, besonders da einige Unglücksfälle auf den Aberglauben des Volkes wirkten; im Arsenal sprang ein Pulvermagazin in die Luft, das Archiv der Stadt, das reichste und vollständigste, das man kannte, nahm durch Einsturz Schaden; in die Citadelle von Brescia schlug der Blitz ein und auf der Fahrt nach Ravenna versank ein Schiff mit 10,000 Dukaten Soldgeldern.

Ludwig's Heer bestand aus 12,000 Mann leichter und schwerer Reiterei, 6000 Schweizern und 12,000 Mann französischen Fußvolkes. Die Venetianer, welche der alte Graf von Pitigliano und neben ihm Alviano nebst den venetianischen Patriziern Andreas Gritti und Georg Cornaro commandirten, waren dem französischen Heere an Zahl weit überlegen. Sie hatten, heißt es, 3000 Lanzen oder mit anderen Worten ungefähr 18,000 schwere und leichte Reiter, 4000 Mann albanesischer Stratioten, welche damals für die beste leichte Reiterei in der Welt galten, und endlich noch 30,000 Mann Fußvolk vereinigt. Auf die Letzteren war jedoch gar nicht zu zählen. Das französische Heer, bei welchem der König selbst sich befand, ging im Mai 1509 ebenfalls über die Adda, um die Truppen der Venetianer anzugreifen, sobald man sie finde. Der Graf von Pitigliano nahm sich jedoch sehr in Acht, mit dem französischen Heere zusammen zu treffen. Ludwig marschirte daher an der Adda herauf, um die Venetianer von ihren Magazinen zu Crema und Cremona abzuschneiden, welche Pitigliano auf einem kürzeren Wege erreichen konnte. Einige Zeit lang zogen auf diese Weise beide Heere, ohne einander wahrzunehmen, hinter den Gesträuchen und den hohen Dämmen her, mit welchen die Adda der Ueberschwemmungen wegen eingefaßt war. Plötzlich trafen aber Alviano und die Franzosen an einer Krümmung des Flusses auf dem Damme von Pandino und Vaila zusammen, während der Graf von Pitigliano weiter marschirte. Es kam zum Kampfe, und obgleich Pitigliano alsbald wieder umkehrte, so bewirkte doch seine anfängliche Abwesenheit, daß das Treffen vom ersten Augenblicke an für die Venetianer ungünstig war. In diesem Treffen bei Agnadello (14. Mai 1509) führten auf Seiten der Franzosen Chaumont und der Marschall Jakob Trivulzio die vorderen Schaaren, König Ludwig selbst die Mitte des Heeres, La Palisse und der Herzog von Longueville die Nachhut. Als der Graf von Pitigliano sah, daß seine Reiter denen der Franzosen nicht gewachsen seien, gab er den Befehl zum Rückzuge. Alviano mit dem Fußvolke blieb seinem Schicksale überlassen. Er leistete heldenmüth'gen Widerstand, seine Leute wurden aber theils zerstreut, theils niedergehauen, er selbst gefangen und nachher drei Jahre lang von den Franzosen festgehalten. Das für Venedig verderbliche Treffen

bei Vaila oder Agnadello ward unter dem Namen der Schlacht in der Ghiara d'Adda berühmt.

Auch der Papst hatte damals ein Heer aufgestellt, welches von seinem Sohne oder Neffen Franz Maria della Rovere angeführt wurde und im Gebiete von Faënza ebenso wild hauste, als die Franzosen ihrerseits thaten. Die Soldaten der Kirche verfuhren, wie die gleichzeitigen Berichte sagen, bei der Einnahme von Brisighella gerade so, als wenn sie Ungläubige wären*). König Ludwig besetzte unterdessen die ganze Ghiara d'Adda und erkaufte die Stadt Crema, welche die Venetianer einem Soncino Benzone anvertraut hatten, von diesem. Cremona und Bergamo öffneten ihm ihre Thore. Auch Brescia, dessen Adel und Bürgerschaft die Truppen, welche Venedig in die Stadt legen wollte, nicht aufgenommen hatten, ließ die Franzosen ein. In der kleinen Feste Peschiera lagen 500 Mann Venetianer; diese konnten den stürmenden Angriff der Franzosen nicht zurückschlagen und wurden alle zusammengehauen. Den Mincio wollte Ludwig nicht überschreiten. Er war nunmehr im Besitz alles dessen, was ihm in Cambray zugesagt worden war, und überließ dem Kaiser Maximilian, die Stadt Verona, welche wie Brescia die venetianischen Truppen nicht aufgenommen hatte, dem Vertrage gemäß zu besetzen.

An Maximilian, Ferdinand und Julius II. wandte sich die venetianische Regierung, als sie den Sturm zu beschwören suchte. Sie bot, weil Ludwig unerbittlich war, dem Kaiser, dem Papste und dem Könige von Aragonien an, daß sie ihnen Alles, was sie verlangten, einräumen wolle; nur sollten sie nicht weiter mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machen. Dies war dem Papste und dem König Ferdinand ganz erwünscht; denn sie fürchteten die Herrschaft der Franzosen in Italien noch mehr, als die der Venetianer. Beide erhielten ihre Städte zurück und Ferdinand wurde damals durch die Besitznahme seiner Handels- und Seeplätze am adriatischen Meere im Stillen endlich Herr des ganzen neapolitanischen Reiches. Kaiser Maximilian dagegen war zu ehrlich, als daß er sich so leicht von den Franzosen trennte, und zu arm, zu schwach und zu langsam, als daß er den günstigen Augenblick so benutzte, wie er gekonnt und gesollt hätte. Um nur mit einer ganz unbedeutenden Zahl von Streitern ins Feld rücken und Städte, die von Niemand vertheidigt wurden, besetzen zu können, mußte ein deutscher Kaiser vorher vom Könige von Frankreich, vom Papste und von Ferdinand Geld borgen, während die kleinen Herren von Mantua und Ferrara Alles wieder eroberten, was sie in Anspruch nehmen konnten. Das Reich hatte sich schon im Mai geweigert, die ihm im

*) Con trattar chiese e donne come avrebbono fatto i Turchi.

Vertrage von Cambray zugesicherten Vortheile durch irgend eine Anstrengung zu erwerben; es wollte gar keinen Antheil an einem Kriege seines Kaisers nehmen, der um leere, für Deutschland schädliche Ansprüche geführt werden sollte. Der ruhige und verständige Kurfürst Friedrich von Sachsen, welchem Maximilian von Ulm aus durch den Grafen Johann Ludwig von Nassau und den Propst des Sebaldus-Stiftes zu Nürnberg die Stelle eines Reichs-Oberfeldherrn im Kriege gegen Venedig antragen ließ, verbat sich diese Stelle, weil man, wie er sagte, einen Tüchtigeren wählen könne. Erst drei Wochen nach der Schlacht bei Aguadello konnte der Kaiser mit 1000 Reitern und mit 8 Fahnen Fußvolk nach Trient kommen, weil er hatte warten müssen, bis ihm das große Handelshaus des Jakob Fugger zu Augsburg das ihm vom englischen Könige geliehene Geld, sowie die 40,000 Dukaten, welche der Papst, die 60,000, welche Ferdinand von Aragonien, und die 70,000, welche der König von Frankreich hergab, durch Wechsel übermacht hatte.

In Trient hatte Maximilian eine Zusammenkunft mit dem Kardinal von Amboise. Dann mußte er noch warten, bis die Statthalterin der Niederlande, Margaretha, ihm Hülfstruppen geschickt hatte. Erst nachdem diese angekommen waren, konnte der Kaiser endlich mit einem Heere, das auf 15,000 Mann angegeben wird, auch seinen Antheil an der venetianischen Beute in Anspruch nehmen. Im Juli zog er ohne Widerstand in Verona und Vicenza ein, weil die venetianischen Statthalter selbst ihm die Thore öffnen ließen; auch das wichtige Padua ergab sich, als Leonardo Trissino mit einer kleinen deutschen Schaar an den Thoren erschien. Treviso hatte ebenfalls Gesandte an Maximilian geschickt, um deutsche Truppen herbei zu holen; allein die mit der Besetzung dieser Stadt beauftragten Officiere verloren beim Weintrinken viele Zeit; inzwischen hatte ein venetianisch gesinnter Schuhmacher das Marcusbanner aufgepflanzt und das Volk zu dessen Vertheidigung aufgeboten, so daß die Deutschen zu spät ankamen und die Thore geschlossen fanden. Die Venetianer sandten nun von Mestre aus 800 Mann Fußvolk nach Treviso und der Senat erklärte die treue Stadt auf 15 Jahre für steuerfrei. Die Behauptung von Treviso war der erste Hoffnungsstrahl für Venedig, und eine Zeit lang der einzige; denn zu gleicher Zeit eroberten Herzog Erich von Braunschweig und Graf Christoph von Frangipani Belluno, Feltre, Görz, Triest und alle Orte von Istrien und Friaul, welche die Venetianer im letzten Kriege dem Kaiser entrissen hatten.

Maximilian würde damals den Gipfel des lange vergebens gesuchten Ruhmes erreicht haben, wenn er sich zu rechter Zeit gemäßigt hätte; dazu war er aber zu poetisch und ritterlich. Die von allen Seiten

angegriffenen Venetianer demüthigten sich nämlich vor dem Kaiser. Sie schickten an ihn den Anton Giustiniani, der sich gefallen ließ, erst sehr lange um eine Audienz bitten zu müssen, ehe er sie in Bassano erhielt, und welcher dann im Namen seiner Regierung dem Kaiser ein unbeschriebenes Blatt überreichte, auf das dieser nur seine Bedingungen schreiben dürfe (carte blanche). Der vornehmste unter den Patriziern der stolzesten Aristokratie hielt bei dieser Audienz knieend eine sehr demüthige Anrede an den Kaiser. Dies ist ausgemacht; daß aber Giustiniani genau die servile Rede gehalten habe, welche Guicciardini ihm in den Mund legt, wird heftig bestritten, obgleich Guicciardini behauptet, er habe sie aus dem lateinischen Originaltext übersetzt. In dieser Rede bei Guicciardini sagt Giustiniani unter Andern: er bitte, der Kaiser möge doch eine unglückliche Stadt in Schutz nehmen, welche ihre Rettung und ihre Freiheit ganz allein seiner Güte und Großmuth zuschreiben werde. Da auch Muratori die Echtheit dieser Worte bezweifelt, so lassen wir unentschieden, ob es wirklich dieselben sind, welche Giustiniani gesprochen hat; im Wesentlichen stimmt die Rede mit dem Anerbieten überein, welches Venedig dem Kaiser machte. Obgleich nämlich genau betrachtet der Kaiser den Venetianern wenig furchtbar war, wohl aber dieselben von Ludwig XII. damals ebenso, wie 1797 von Bonaparte, wirklich mit der Vernichtung bedroht wurden, so erboten sie sich doch gegen den Kaiser, seinen Gesetzen, Geboten und öffentlichen Ausschreiben willig zu gehorchen und außerdem noch ihm und seinen Nachfolgern einen jährlichen Tribut von 500 Pfund Gold zu bezahlen. Der Kaiser verharrte jedoch trotzig beim Bunde mit den Franzosen. Er wurde nachher von diesen nicht unterstützt, als Ludwig nach Frankreich zurückgereist war und die Venetianer den Haß, welchen die Verheerungen der Deutschen und Franzosen in dem wohlhabenden und vortrefflich angebauten oberen Italien gegen Ludwig und Maximilian erregt hatten, zur Herbeischaffung neuer Heere benutzten.

Venedig hatte Ueberfluß an Geld, welches dem Kaiser ganz fehlte; die Sache nahm daher bald eine Wendung. Der venetianische Senat vereinigte alle die Besatzungen, welche in den vom Papste besetzten Orten der Romagna gelegen hatten, mit den aus den aufgegebenen neapolitanischen Städten zurückgekommenen, warb frische Albanesen und Dalmatier, und übergab dem Grafen von Pitigliano den Oberbefehl. Dieser alte General wußte eine große Zahl italienischer gedienter Leute für den Dienst zu gewinnen und stand daher bald mit einer ansehnlichen Truppenmacht im Felde. Schon am 17. Juli 1509 wurde Padua durch Andreas Gritti unter Mitwirkung des Landvolkes den Deutschen wieder entrissen, ausreichend besetzt und mit allem Vorrath versehen. So wichtig war den Venetianern der Besitz dieser Stadt,

daß gegen 180 Nobili, unter ihnen zwei Söhne des Dogen Loredano, sich dorthin verfügten, während sonst der Adel von Venedig fast nur zur See die Waffen führte. Inzwischen wurden die Deutschen in der Landschaft Cadore und an der Brenta von den Fürsten von Anhalt und dem Herzog von Braunschweig befehligt. Maximilian selbst erschien erst nach einer Zögerung von mehreren Wochen mit ungeheuren Zügen von schwerem Geschütz, auf das er großes Zutrauen hatte, und mit einem zwar zahlreichen, aber durchaus undisciplinirten Heere, um Padua wieder zu erobern. Er lag bis in den September vergebens vor der Stadt; als er einen allgemeinen Sturm anordnete, erklärten die französischen Herren, unter ihnen Bayard, sie könnten nicht gemeinschaftlich mit Landsknechten und Bauern Sturm laufen. Bald ließ des Kaisers Ausdauer nach; er hob die Belagerung wieder auf und ließ nach der Sitte der Zeit im Anfang October den Theil des Heeres auseinander gehen, der sich nicht schon vorher zerstreut hatte.

Sobald der Kaiser sich wieder entfernt hatte, begann der Graf von Pitigliano seinen Feldzug. Andreas Gritti nahm Vicenza und belagerte Verona. Die letztere Stadt wurde zwar anfangs von Chaumont gerettet, bald nachher aber ganz enge eingeschlossen, und auch Feltre, Belluno und andere ursprünglich venetianische Orte in Friaul wurden, zur großen Schmach des überall verspotteten ritterlich romantischen Kaisers, wieder erobert. Der Herzog Alfons von Ferrara, über welchen die Venetianer mehr erbittert waren, als über den Kaiser, und an dem sie eine grausamere Rache üben wollten, als an Maximilian, zog sich mit weit mehr Ruhm aus der Sache, als dieser. Die Venetianer hatten eine Flotte auf dem Po ausgerüstet und Truppen eingeschifft, um Ferrara selbst anzugreifen; sie verwüsteten beide Ufer dieses Flusses, schlugen die Truppen des Herzogs, die von ihm selbst angeführt wurden, am 30. November tapfer zurück und eroberten und zerstörten am 4. December die Stadt Comacchio. Hierauf traf aber der Kardinal Hippolyt von Este vortreffliche Anstalten zur Rettung von Ferrara. Er bediente sich der Dämme, welche das sich schlängelnde Ufer des Po einschlossen, als Batterien gegen die sehr große feindliche Flotte, indem er oberhalb und unterhalb dieser Flotte die allerschwersten Geschütze auf die Dämme bringen ließ. Die Venetianer erfuhren nichts von diesen Anstalten. Als daher ihre Schiffe an eine Stelle kamen, wo sie dem Kreuzfeuer jener Geschütze ausgesetzt waren, begann am 22. December eine furchtbare Kanonade auf dieselben. Ein Theil der Schiffe gerieth in Brand, ein anderer Theil ward zusammengeschossen, 15 Galeeren aber wurden nebst einer Menge kleinerer Fahrzeuge, vielen Fahnen und sehr großen Vorräthen von Lebensmitteln und Schießbedarf erobert und am anderen Tage in einem Triumphzuge nach

Ferrara gebracht. Ueber 3000 Venetianer waren durch das feindliche Geschütz getödtet und gleich darauf noch 600 Slavonier in einer erstürmten Bastei zusammengehauen worden. Der Admiral Trevisano, welcher die ganze Unternehmung geleitet hatte, war nur mit genauer Noth entkommen; er wurde mit dreijähriger Verbannung gestraft.

Im Anfange des folgenden Jahres (1510) änderten sich die Umstände zu Gunsten Venedig's. Die Republik wandte sich nämlich, nachdem sie vergebens den Kaiser Maximilian von der Verbindung mit Frankreich abzubringen gesucht hatte, mit mehr Glück an den kriegerischen und nach weltlicher Herrschaft strebenden Papst Julius II. Sie gewährte diesem jetzt die übertriebenen Forderungen, deren Bewilligung sie lange Zeit hindurch verweigert hatte. Sie versprach, ihre Rache gegen Alfons von Ferrara, dessen sich der Papst annahm, ganz aufzugeben, ihm Comacchio wieder abzutreten und ihn für die dort verübte gräßliche Verwüstung und Barbarei zu entschädigen. Dem Papste selbst versprachen die Venetianer, die geistliche Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiete nicht mehr zu beschränken, keinen Vicedom mehr in Ferrara zu halten und allen päpstlichen Unterthanen freien Handel und freie Schiffahrt auf dem adriatischen Meere zu gestatten. Auf diese Bedingungen hin wurden die venetianischen Gesandten vor den Papst gelassen und ihnen dann die Lossprechung ihrer Republik von Bann und Interdict kund gethan (20. Februar 1510). König Ludwig nahm dies sehr übel; Julius II. suchte aber, als Ludwig sich von ihm wandte, in England eine neue Stütze.

König Heinrich VII. von England hatte durch den Tod Philipp's von Castilien und Burgund die Aussicht auf den Geldgewinn verloren, welchen er aus dem von diesem erpreßten Vertrage zu ziehen gehofft hatte. Ferdinand's Tochter, Katharina, lebte als Wittwe des Prinzen Arthur noch immer in England, weil Heinrich die Prinzessin weder zurückschicken, noch mit seinem zweiten Sohne vermählen wollte; denn Ferdinand, der dem englischen Könige an Geiz, Habsucht und Arglist völlig gleich war, zögerte fortwährend mit der Zahlung der 100,000 Kronen, welche von der versprochenen Mitgabe seiner Tochter noch zu entrichten waren, und Heinrich wollte die zweite Ehe nicht vollziehen lassen, bis er die volle Ausstattung in Händen hatte. Die arme Katharina ward übrigens, wie aus ihren Briefen hervorgeht, von dem alten Tyrannen hart geplagt. Erst im letzten Jahre der Regierung Heinrich's VII. war Ferdinand, welcher auch immer an Geldmangel litt, im Stande, eine Zahlung zu leisten; Heinrich mußte sich aber vier Termine gefallen lassen und wollte seinerseits nicht eher als nach Empfang der ganzen Summe die öffentliche Verlobung veranstalten.

Noch ehe jedoch der dritte Termin bezahlt war, starb Heinrich VII.

(April 1509). Sein theologischer Sohn, Heinrich VIII., war wegen des Geldes weniger besorgt, hatte aber Gewissensbedenken über eine Heirath mit der Wittwe seines Bruders. Er erklärte gleich beim Antritt der Regierung, er werde sich, obgleich die beiden letzten Termine der 100,000 Kronen erst im Mai und September gezahlt wurden, mit Ferdinand's Tochter vermählen, sobald seine Gewissenszweifel gehoben und im geheimen Rathe bewiesen sei, daß die Ehe der Katharina mit seinem Bruder nie wirklich vollzogen worden wäre. Der geheime Rath gab nach langer Berathschlagung diese Erklärung und hierauf erfolgte dann am 24. Juni 1509 die Vermählung und Krönung der Katharina. Heinrich VIII. hatte eine sehr pedantische Erziehung erhalten, war ein gelehrter Theologe und vereinigte die Eitelkeit und den Stolz der Schulgelehrten mit dem Hochmuth, dem Egoismus und der Härte der Könige von Gottes Gnaden. Er glaubte in allem Meister zu sein, in der Theologie wie im Kriegswesen, er hoffte aber auch im Kriege leicht einen Heldenruhm erwerben zu können. Die Gelegenheit schien dazu gekommen zu sein, als Papst Julius II. mit den Franzosen zerfiel und sich stellte, als wenn er bei den Händeln der Hauptmächte Europa's, welche aus der Ligue von Cambray entstanden waren, den König von England zum Schiedsrichter machen wolle. Der Papst und die Geistlichen an Heinrich's Hofe, welche auf die Kenntniß des Charakters des Königs ihre weltliche Größe bauen wollten, hatten der Eitelkeit Heinrich's durch die Versicherung geschmeichelt, daß der Papst den Venetianern blos darum den Frieden gewährt habe, weil König Heinrich sich für sie verwendet habe. Es war daher auch natürlich, daß Julius II., als die Franzosen mit ihm gebrochen hatten, sich dem König Heinrich näherte, ja er übersandte ihm, um ihn günstig zu stimmen, um Ostern 1510 das Ehrengeschenk der geweiheten goldenen Rose.

Unter den Mitgliedern des Bundes von Cambray waren Papst Julius II. und Ferdinand der Katholische nie Willens gewesen, Venedig zu Grund zu richten, weil man diese Republik als Vormauer der Christenheit gegen die Türken und als diejenige Macht betrachtete, welche allein das Gleichgewicht in Italien erhalten und den Eroberungen der Franzosen eine Schranke setzen könne. Beide hatten sich daher auch, sobald sie das Ihrige von Venedig wieder erlangt hatten, mit der Republik leicht ausgesöhnt, und Julius II., welcher ein auserlesenes Heer von 15,000 Mann aufgestellt hatte, sah nicht mehr in den Venetianern, wohl aber in den Franzosen ein Hinderniß der Ausbreitung seiner weltlichen Herrschaft. Von den übrigen Mitgliedern der Ligue von Cambray war Maximilian so unbedeutend, daß man es ganz allein den ihm von La Palisse zugeführten Franzosen zuschrieb,

daß er nach seinem gezwungenen Abzuge von Padua mit heiler Haut davon kam. Seinen Streit mit Ferdinand wegen der Regentschaft in Castilien hatte seine Tochter Margaretha, die ihn an Politik und an Regentenklugheit weit übertraf und dem Könige von Aragonien als ehemalige Schwiegertochter desselben nahe stand, völlig ausgeglichen. Diese Frau ward jetzt von Ferdinand gebraucht, um den Kaiser ganz von Frankreich abzuziehen. Dahin arbeitete im Anfang des Jahres 1510 auch der Papst, dem es damals endlich gelang, die Schweizer und folglich das beste und zahlreichste Fußvolk in Europa für seinen Dienst zu gewinnen.

Die unersättliche Gier und Habsucht der Schweizer, ihre Gewaltthätigkeiten in eroberten Ländern, ihr Pochen auf ihre Unentbehrlichkeit und ihr republikanischer Hochmuth hatten den König Ludwig von Frankreich längst erbittert. Er hatte daher, um die Schweizer entbehren zu können, ein französisches Fußvolk zu organisiren gesucht und dabei einen Bayard und andere Ritter gebraucht; diese aber verschmähten den Dienst zu Fuß und wollten lieber gemeine Reiter, als Officiere des Fußvolkes sein. Schwerer noch hatte Ludwig die Schweizer gekränkt, als er ein 1499 mit ihnen auf 10 Jahre geschlossenes Bündniß, vermöge dessen sie jährliche Zahlungen erhielten, nicht hatte erneuern wollen, weil er den Kantonen wohl von Zeit zu Zeit Geld zufließen lassen, nicht aber förmlich tributpflichtig sein wolle. Er verlangte, daß, wenn er Zahlungen leisten solle, auch die bisherigen Unordnungen der unter ihm dienenden Schweizer aufhören und diese nicht bald das Eine, bald das Andere verweigern und mehr ihrem Vortheile und Eigensinne, als den königlichen Befehlen folgen sollten. Die schweizerische Tagsatzung zu Lucern nahm gar keine Rücksicht darauf, daß Ludwig jetzt zwölf Kantone statt der früheren zehn, die zugewandten Orte ungerechnet, pensioniren mußte; sie schickte Gesandte an ihn, welche in einem groben Ton eine unverschämte Forderung machten. Diese Gesandten schrieben alle von den Franzosen in den letzten Jahren erfochtenen Siege ganz allein den Schweizern zu und verlangten Geldbelohnung für das, was sie bisher geleistet hätten, sowie eine Erhöhung der Jahrgelder für die Kantone und des Soldes für die Truppen. Der König wurde dadurch sehr erbittert und erwiderte den Gesandten: sie möchten Denen, von welchen sie gesandt wären, verkündigen, daß er gar nicht begreife, wie armselige Bergbauern dazu kämen, ihn als ihren tributpflichtigen Untergebenen oder als ihren Zahlmeister zu betrachten; sie wären Leute, die sich Gnadenbezeugungen ausbitten, aber keine Gesetze vorschreiben dürften*).

*) Qu'il ne concevoit pas, sur quel fondement de misérables mon-

Die Verkündigung dieser Antwort beleidigte und erbitterte die Schweizer und machte sie geneigt, das Geld, welches ihnen die Franzosen verweigerten, in anderen Diensten zu suchen. Sie schenkten daher dem Papste Gehör, als derselbe verlangte, daß die Eidgenossen auch ihm Werbungen in ihrem Lande erlauben möchten. Vermittler zwischen dem Papste und den Kantonen war bei dieser Gelegenheit ein ehrgeiziger Schweizer Bischof, welcher nach der Kardinals-Würde strebte und dieselbe auch 1511 erhielt, und der außerdem die Franzosen tödtlich haßte. Matthias Schinner, ein Mann von niedriger Herkunft, aber von großer Rednergabe und gründlichen klassischen Studien, war im Jahre 1500 zum Bischof von Sion oder Sitten in Wallis erwählt worden, und hatte seither aufs Eifrigste gegen den fremden Kriegsdienst (das Reislaufen) gepredigt und gearbeitet. Er hatte es auch dahin gebracht, daß in mehreren Kantonen verordnet worden war, die Kantons-Bürger sollten durch einen Eid in der Kirche verpflichtet werden, den Jahrgeldern fremder Herren zu entsagen und keine auswärtigen Dienste zu suchen. Dies fruchtete jedoch wenig, weil der Boden der Heimath arm, der Kriegsdienst aber sehr einträglich war; und wir haben auch im Vorhergehenden gesehen, welche ansehnliche Rolle die Schweizer in allen Kriegen der ersten zehn Jahre des 16. Jahrhunderts spielten. Als nun der Papst mit Ludwig XII. zerfiel und dieser die Schweizer beleidigte, ward der Bischof von Sion nach Rom gerufen und Matthäus Schinner ließ sich dort ebenso durch seinen Franzosenhaß wie durch die Aussicht auf den Kardinals-Hut bewegen, seine Landsleute für den päpstlichen Dienst zu gewinnen. Der Bischof wußte, daß bei den Wallisern und in den kleinen Kantonen mit Geld und mit Urkunden über die Erlassung der Strafen, welche die Schweizer für den in fremden Diensten begangenen Raub und Mord fürchteten, Alles zu bewirken sei; er versah sich daher, als er nach Hause zurückkehrte, mit ganzen Päcken von Ablaßzetteln und Briefen, sowie mit bedeutenden Geldsummen, und redete im Februar 1510 den Kantonen zu, lieber päpstliches als französisches Geld zu nehmen. Es gelang ihm in der That, seine Landsleute dazu zu bringen, daß sie am 14. März ein fünfjähriges Bündniß mit dem Papste schlossen und diesem das Versprechen gaben, in keine Verbindung zu treten, welche dem heiligen Stuhle auf irgend eine Weise nachtheilig werden könne, sowie Jedem, der den Kirchenstaat beunruhigen wolle, nach besten Kräften zu widerstehen und, sobald sie aufgefordert würden, 6000 oder auch mehr kräftige und ganz auserlesene Soldaten zur Beschützung des Kirchenstaates zu stellen. Dagegen gab der Papst in dem Vertrage

tagnards osoient le regarder comme leur caissier ou leur tributaire, qu'ils etaient faits pour solliciter des graces et non pour dicter des loix.

nicht nur die Versicherung, daß diese Leute nicht zur See gebraucht werden sollten und daß die Kantone dieselben zurückrufen dürften, wenn sie ihnen selbst nöthig seien, sondern er versprach auch, was die Hauptsache war, jedem Orte eine jährliche Zahlung von 1000 Gulden in Gold. Außerdem erklärte er, daß er die Eidgenossen unter seinen schützenden Mantel nehme, und versprach ihnen, sie, wenn sie ungerechter Weise geschädigt würden, mit dem geistlichen Schwerte zu vertheidigen. Endlich wurden in dem Vertrage noch die alten Vorrechte der Eidgenossen bekräftigt, jedoch mit einer Clausel, deren Latein, gerade weil es nicht klassisch ist, gelegentlich so gedeutet werden konnte, wie es irgend ein Italiener gut fand*).

Im Vertrauen auf den mit der Eidgenossenschaft geschlossenen Bund und auf die Kabalen, durch welche im laufenden Jahre die Ligue von Cambray in eine Verbindung zu Gunsten der Kirche verwandelt und Heinrich VIII. in den Bund gegen Frankreich gezogen werden sollte, begann der Papst die Feindseligkeiten gegen die Franzosen im Jahre 1510 viel zu früh. Maximilian war damals noch dem Bunde mit den Franzosen getreu, und führte den Krieg auf der einen Seite von Friaul und von Istrien aus, auf der andern um Vicenza und Padua, wo ihn die Franzosen unterstützten, mit vielem Glücke. Im Juli belegte Julius II. den Herzog Alfons von Ferrara, der fortwährend zu Frankreich stand, mit dem Banne; gerade damals aber fingen die Dinge an, eine schlimme Wendung für ihn zu nehmen. Er sah sich daher im September genöthigt, durch den Bischof Schinner die 6000 Schweizer herbeizurufen, welche ihm von den kleinen Ka- tonen versprochen worden waren. Diese versuchten zuerst durch S- voyen nach Italien zu gelangen, erhielten aber vom Herzog den Dur- zug nicht und als sie hierauf über Como und Chiasso in das Mailä- dische eindringen wollten, erlitten sie bedeutenden Verlust. Das M- lingen dieses Zuges der Schweizer, welcher unter dem Namen des Chiasser Versuches berühmt ist, schlug den Muth derselben nieder und schadete dem Ruf und Ansehen Schinner's.

Den Venetianern ging es nicht besser, als dem Papste, weil Ma- milian in dem Jahre 1510 noch gemeinschaftliche Sache mit den Fr- zosen machte. Der Kaiser war freilich nicht im Stande, auch nur Stadt Verona zu behaupten; er mußte sie vielmehr, damit sie n- den Venetianern in die Hände falle, für 60,000 Dukaten an Lud- verpfänden. Es ist bezeichnend für die Gesinnung von Glanz lie- den, romantischen Regenten, daß der Kaiser zu derselben Zeit, al- auf solche Weise, um seine Söldner bezahlen zu können, eine be-

*) Wenn sie nicht forderten „quae honestate et rectitudine urgentibus -cessario negare oporteat."

tende Besitzung des Reiches veräußern mußte, nach den Erzählungen der Chroniken auf dem Reichstage zu Augsburg für Jagden, Tänze, Gastmahle, Mummereien, Rennspiele und dergleichen mehr unermeßliche Summen verschwendete und daß er bei einem zwischen ihm und dem Kurfürsten Friedrich gehaltenen Scharfrennen in einer Rüstung erschien, welche, wiewohl wahrscheinlich übertrieben, auf 200,000 Gulden geschätzt wurde. Rudolf von Anhalt, welchen Maximilian im April 1510 zum Feldhauptmann gegen Venedig ernannt hatte, war allerdings in Istrien, in Friaul und in den angrenzenden Gegenden eine Zeit lang glücklich; allein die Deutschen machten sich gleich den Franzosen durch ihre Rohheiten und Gräuelthaten verhaßt. Bevor Vicenza sich auf Gnade und Ungnade hatte ergeben müssen, waren viele Bürger wie auch Landbewohner der Umgegend nach Padua zu geflüchtet. Von diesen wurde eine große Anzahl, die in einer Höhle Zuflucht gesucht hatte, von französischen Truppen durch den Rauch der Flammen, die man am Eingang der Höhle angezündet hatte, erstickt. Uebrigens schlossen sich Trivulzio und Chaumont, nachdem sie zuerst dem Herzoge von Ferrara geholfen hatten, an das kaiserliche Heer an; doch ward nichts Glänzendes ausgeführt, weil die französischen Feldherren, deren Heer nur ein Hülfsheer war, sich den Oberbefehl Rudolf's von Anhalt gefallen lassen mußten.

In demselben Jahre 1510 wurde Kaiser Maximilian veranlaßt, gegen den Papst und gegen das ganze System des Ultramontanismus einen Schritt zu thun, welcher in Beziehung auf die bald nachher erfolgte Kirchenreformation höchst merkwürdig ist, obgleich er damals, als er gethan wurde, ohne alle Folgen blieb; denn es zeigt sich bei dieser Gelegenheit in Deutschland wie in Frankreich eine Stimmung und Bewegung, welche beweist, daß schon damals Alles für die acht Jahre später von Fürsten und Städten freudig begrüßte Reformation reif war. Die Streitigkeiten des Papstes mit dem Kaiser gaben nämlich der Politik des Letzteren und seiner auf dieselbe gegründeten Reichs-Polizei eine neue Richtung und Beziehung: er lieh den Beschwerden, die er vorher nicht hatte laut werden lassen, ein williges Gehör.

Mit dieser Sache verhielt es sich folgendermaaßen. Man brachte im April und Mai die Beschwerden der deutschen Nation über den römischen Stuhl (Gravamina nationis Germanicae), welche seit dem Constanzer Concil und auch unter Maximilian schon mehrmals dem Kaiser überreicht worden waren, aufs Neue zur Sprache. Die Kurfürsten, Fürsten und Stände, heißt es in den officiellen Urkunden, übergaben dem Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg zehn Hauptbeschwerden wider den Papst und die römische Geistlichkeit. Diese Beschwerden, heißt es weiter, waren besonders gegen die Anmaa-

ßungen des päpstlichen Stuhles bei den deutschen Bisthümern und Prälaturen, gegen die Geldschneidereien in Rücksicht der Annaten, des Ablasses und der Zehnten zum Türkenkriege, zumeist jedoch gegen die Verschleppung aller Angelegenheiten nach Rom gerichtet. Es waren aber 13 Mittel, dem Uebel abzuhelfen, angegeben und noch ein besonderer Rathschlag beigefügt, wie die Beschwerden der Reichsstädte, die nachher wegen derselben sich am ersten vom Papste lossagten, abgestellt werden könnten. Endlich waren noch Fingerzeige (Avisamenta) für den Kaiser beigefügt, sowie die Ermahnung, daß er, um Aergeres zu verhüten, die Abschaffung der ihm angezeigten Mißbräuche nachdrücklich betreiben möge. Der als Theolog und als Beförderer der Aufklärung Deutschland's durch klassische Studien berühmte Jakob Wimpfeling aus Schlettstadt erhielt den Auftrag, eine Schrift über die Anmaaßungen Roms und über die Rechte der deutschen Kirche abzufassen.

Maximilian schien wirklich an eine Reformation weltlicher Mißbräuche durch weltliche Macht zu denken, weil dies das einzige Mittel war, bei welchem man die Dogmen gar nicht zu berühren brauchte. So hatten es die Franzosen zur Zeit des Conciliums von Basel gemacht, so war ihre pragmatische Sanction oder privilegirte französische Kirchenordnung entstanden (Bd. VII, S. 392). Auf diese schien Maximilian eine kaiserliche und Reichs-Kirchenordnung gründen zu wollen; allein er machte es mit der Reformation der Kirchenordnung ebenso wie mit allen anderen Dingen, er fing Alles mit Heftigkeit an und setzte nachher nichts durch. Er schickte seinen Privatsecretär Jakob Spiegel, einen Neffen Jakob Wimpfeling's, mit der pragmatischen Sanction, die er sich aus Frankreich hatte kommen lassen, an den Oheim desselben, und ließ diesen ersuchen, aus dem französischen Gesetz einen dem deutschen Reiche angepaßten Auszug zu machen. Daß Wimpfeling dies wirklich that, ersehen wir aus den Briefen, die er von Straßburg aus schrieb; daß aber aus der Sache nichts ward, ist eben so gewiß. König Ludwig XII. machte es in dieser Sache wie sein Bundesgenosse Maximilian. Auch er benutzte die damals allgemein herrschende Unzufriedenheit über den Mißbrauch, den man mit der geistlichen Gewalt zu weltlichen Zwecken trieb, um den Papst mit einer Reformation zu schrecken; es fiel ihm aber nicht ein, das, was er so laut verkündigt hatte, auszuführen. Ludwig war über den Papst Julius II. so sehr erbittert, daß er die französische Geistlichkeit zu einem in Tours zu haltenden Nationalconcil einladen ließ und auch den deutschen Kaiser ersuchte, einige seiner deutschen Bischöfe dahin zu schicken, damit man gemeinschaftliche Maaßregeln ergreifen könne. Von diesem Schritte gab Ludwig dem Papste, ehe noch seine Geistlichkeit zusammen

gekommen war, Nachricht, indem er ihm zugleich Vorstellungen machen ließ, welche ziemlich drohend lauteten.

Papst Julius II. verfuhr bei dieser Gelegenheit auf eine sehr empörende Weise, weil er wüthend darüber war, daß seine kriegerischen Unternehmungen damals vielfach scheiterten. Er erlaubte sich sogar eine grobe Verletzung des Völkerrechtes. Als nämlich von Seiten der Republik Florenz und des Herzogs von Savoyen Gesandte zu ihm kamen, um sich an die französische Gesandtschaft anzuschließen und ebenfalls Vorstellungen zu machen, behandelte Julius Beide auf eine unerhörte Weise. Gegen den florentinischen Gesandten verfuhr er so daß derselbe rathsam fand, sich bei Nacht und Nebel aus Rom zu entfernen. Dem savoyischen Gesandten erging es sogar noch weit übler. Er ward verhaftet, in Ketten gelegt und als Spion hart gefoltert. Gleich darauf (September 1510) reiste der Papst nach Bologna, um sich dort, wenn es nöthig sei, selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen, was später auch wirklich geschah. Fünf seiner Kardinäle entzogen sich unter dem Vorwande, einen anderen Weg zu nehmen, dieser Reise, gingen nach Florenz, wo die französische Partei herrschte, und erklärten sich daselbst für Frankreich gegen den Papst. So sehr übrigens auch Julius II. von Sismondi und Anderen gepriesen wird, so können wir doch in dieses Lob nicht einstimmen*). Großartig mögen seine Plane, edel und ritterlich mag, wie Viele behaupten, sein Charakter gewesen sein, darüber wollen wir nicht streiten; aber geistlich und evangelisch war Beides unstreitig nicht. Es wird uns unter Andern berichtet, daß Julius einige französische Kardinäle, welche verhaftet wurden und von denen der eine plötzlich starb, grausam mißhandelte und auch die Dienerschaft derselben einer harten Folterung unterwarf; das läßt sich mit Sismondi's Lobeserhebungen über den kriegerischen Papst schwer vereinigen.

Das von Ludwig berufene französische Concilium wurde im September 1510 zu Tours gehalten. Der König ließ durch seinen Kanzler den versammelten Geistlichen acht Fragen über das von ihm zu beobachtende Verfahren vorlegen, damit er und besonders seine Gemahlin, Anna von Bretagne, welche wegen des Krieges mit dem Papste innig betrübt war, von Gewissensbedenklichkeiten befreit würden. Auf diese Fragen ertheilte die gesammte Geistlichkeit eine sehr entschiedene Antwort. Der König, erklärte sie, könne ohne Bedenken seine Macht gebrauchen, um seine Unterthanen von jeder Unterdrückung, auch von der päpstlichen, zu befreien. Er dürfe auch dem Papste die festen Plätze nehmen, deren dieser sich bediene, um die Ruhe seiner Nachbarn zu

*) Bei Ranke findet sich über Julius II. das Urtheil: „Seine edle Seele war voll hoher und für ganz Italien dringender Pläne."

stören; freilich nicht in der Absicht, dieselben zu behalten. Er dürfe sich dem Gehorsam des Papstes entziehen, zwar nicht absolut und in jeder Weise, aber doch so weit, als es zu seiner rechtmäßigen Vertheidigung nöthig wäre. Während dieser Zeit könne er sich in allen den Dingen, bei denen nach neuerem Kirchengebrauche der Papst befragt werde, an den Gebrauch der älteren Kirche halten, welche vom Papste nichts wisse. Alles, was der König zu seiner eigenen Vertheidigung thun dürfe, könne er auch ohne Bedenken für seine Verbündeten thun, wenn diese ungerechter Weise unterdrückt würden und ihr Nutzen mit dem seinigen innig zusammenhänge. Alle geistlichen Strafen (Censuren), welche der Papst schon verhängt habe oder noch verhängen werde, wären, wenn sie blos weltlicher Dinge wegen oder ohne alle und jede Formen des geistlichen Proceß-Ganges zu beobachten, ausgesprochen worden seien, null und nichtig. Die vornehmsten Glieder des französischen Klerus trugen sogar darauf an, daß man dem Papste diese ihre Aussprüche durch eine Deputation verkündigen und ihn zugleich ersuchen lassen sollte, sein weltliches Treiben zu unterlassen und lieber ein allgemeines Concilium zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu berufen. Ja, sie gingen sogar noch weiter. Sie ersuchten den König, er möge, wenn ihre Vorstellungen beim Papste keinen Anklang fänden, den Kaiser und alle anderen christlichen Fürsten bewegen, den Kardinälen (sie meinten die fünf, die sich vom Papst getrennt hatten) einen solchen Schutz zu gewähren, daß dieselben eine allgemeine Kirchenversammlung, wie die Constanzer und Baseler, ausschreiben und halten könnten. Die Glieder der Nationalsynode selbst gaben sich das Wort, daß sie am ersten März des folgenden Jahres sich in Lyon wieder versammeln und dann über die Antwort des Papstes einen Beschluß fassen wollten. Vorläufig verboten sie, sich in irgend einer Angelegenheit an den Papst zu wenden oder Geld nach Rom zu schicken. Endlich gewährten sie dem Könige noch eine freiwillige Abgabe von 100,000 Thalern von den geistlichen Gütern.

Maximilian's Gesandter, Matthäus Lang, Bischof von Gurk, erschien sehr spät in Tours und wohnte nur den letzten Sitzungen der Synode bei. Er ließ sich nicht blos die oben erwähnte Abschrift der Urkunde über die Freiheiten der gallikanischen Kirche geben, sondern nahm auch alle Beschlüsse der Versammlung von Tours an und versprach, daß der Kaiser seinerseits die deutschen Bischöfe versammeln und die Synode zu Lyon beschicken werde. Wenn auch nicht, erklärte er in Hinsicht auf das Letztere, alle Bischöfe des Reiches nach Lyon kämen, weil der Kaiser diesen nicht befehlen könne, so würde er doch die Bischöfe seiner Erblande dahin beordern. Indessen lag dem Matthäus Lang, welcher beim Kaiser das war, was wir einen dirigirenden

Minister nennen würden, an der Religion und an der Verbesserung des Zustandes der ganz zerfallenen alten Kirchenordnung gar nichts; er wollte nur die Franzosen benutzen, damit sein Kaiser ohne Kosten Eroberungen im oberen Italien machen und das Eroberte behaupten könne. Auch war zwischen Matthäus Lang und Ludwig von einem beständigen Bunde die Rede; am 17. November machte der König von Blois aus bekannt, daß er mit dem Kaiser den Bund von Cambray bestätigt und erneuert habe. Ludwig sollte ein Heer von Tausenden zum Dienste des Kaisers halten, welcher selbst nach Italien kommen und den Oberbefehl übernehmen solle, und dergleichen mehr. Uebrigens arbeitete schon um diese Zeit, als Ludwig und Maximilian noch gegen den Papst und gegen Venedig vereinigt waren, des Kaisers Tochter Margaretha in Verbindung mit Ferdinand dem Katholischen daran, einen Bund zur gänzlichen Vertreibung der Franzosen aus Italien zu Stande zu bringen.

Der Papst verweilte den Spätherbst in Bologna, suchte die neu gewonnene Stadt in ihrer Anhänglichkeit an die Kirche zu bestärken, beobachtete scharf die Partei der Bentivoglio und segnete die Bewaffneten, die sich um ihn versammelten. Auch unterhandelte er mit den Franzosen, ließ sich aber weder durch seine Bedrängniß, noch durch eine Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, bewegen, ihre Forderungen anzunehmen. Nach seiner Genesung übernahm er endlich (December 1510) in einem der härtesten Winter, deren die Annalen Italiens gedenken, persönlich das Commando seiner Truppen; er griff, weil Chaumont und Trivulzio durch Eifersucht entzweit worden waren, die Stadt Mirandola an, leitete, gepanzert, mit dem Schwerte in der Hand und umgeben von Türken, die er von den Venetianern gemiethet hatte, die Belagerung, nahm endlich die Stadt mit Sturm, und zog, zum Schauder und Entsetzen der ganzen Christenheit, gleich einem Husaren-General, über Leichen und Blut triumphirend, durch eine Sturm-Lücke in dieselbe ein (Januar 1511). Von der Plünderung mußte sich Mirandola durch Zahlung von 6000 Dukaten loskaufen. Zu der nämlichen Zeit war Chaumont in seinen Unternehmungen unglücklich. Er wollte zuerst das venetianische Heer angreifen und dann Modena besetzen, mußte aber zu seiner Beschämung jenen Angriff aufgeben und Modena dem Kaiser überlassen, dem der Papst dasselbe bereits abgetreten hatte. Er starb schon im Februar (1511), und an seiner Stelle übernahm Johann Jakob Trivulzio den Oberbefehl.

Nach Chaumont's Tode hoffte man einen Frieden zu Stande bringen zu können; denn selbst Ferdinand gab dem Kaiser den Rath, sich durch einen Vertrag mit dem Papste seine in Italien gemachten Eroberungen zu sichern, weil, wenn er nur einmal mit dem Papste fertig sei, die

Venetianer sich nothwendiger Weise zum Frieden verstehen müßten. Ferdinand und die Erzherzogin Margaretha, welche als Vormünderin ihres Neffen Karl die Regierung der Niederlande leitete, suchten aus verschiedenen Gründen Maximilian's Verbindung mit Ludwig XII. aufzulösen. Ferdinand fürchtete, die Franzosen, innig mit dem Kaiser und mit Florenz verbunden, möchten die Herrschaft von ganz Italien an sich reißen; Margaretha aber wünschte den ihr noch immer lästigen Herzog Karl von Geldern gänzlich zu unterdrücken, was nicht geschehen konnte, so lange Ludwig denselben schützte und ihr Vater Ludwig's Verbündeter war. Ferdinand bewog den Papst und die Venetianer, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke ward in Mantua ein Kongreß eröffnet, auf welchem sowohl von Seiten der Venetianer und des Papstes, als auch Maximilian's und Ludwig's XII. Gesandte erschienen. Die Verhandlungen waren jedoch ganz fruchtlos. Maximilian hatte seinen Minister, den Bischof Mathäus Lang von Gurk, geschickt, welcher mit einem lächerlichen Gepränge einherzog, sich einen Stellvertreter des Kaisers in Italien nannte und den Argwohn des Bischofs von Paris, welchen Ludwig nach Mantua gesendet hatte, erweckte, indem er vor der Eröffnung des Kongresses nach Bologna zum Papst reiste. Außerdem benahm sich Matthäus Lang gegen den Papst selbst, der ihm sehr freundlich entgegenkam, stolz und trotzig; noch viel unerträglicher aber war die Art, wie der Bischof von Gurk gegen die drei Kardinäle, welche der Papst mit den Unterhandlungen beauftragt hatte, und gegen die Venetianer auftrat. Man konnte sich also schon aus diesem Grunde von dem Kongreß zu Mantua nichts versprechen. Dazu kam aber noch, daß Papst Julius gegen den König Ludwig, gegen dessen Geistlichkeit und gegen die französische Nation, die sich im vorhergehenden Jahre der Sache ihres Königs so nachdrücklich angenommen hatte, gerade so verfuhr, als wenn er ein Gregor VII. oder ein Innocenz III. wäre. Er las nämlich am grünen Donnerstage die fürchterliche Bulle in coena domini gegen die Ketzer im Allgemeinen vor und schloß zwar den König von Frankreich nicht namentlich in den Bann ein, wohl aber den Herzog Alfons von Este und den Jakob Trivulzio, sowie den Bürgermeister und Rath von Mailand und von anderen lombardischen Städten, welche dem Könige behülflich waren, die Abgaben einzusammeln, die derselbe nachher zum Schaden der Kirche gebrauchte. Der Papst war überhaupt zu nichts zu bewegen. Der Bischof von Gurk entfernte sich daher am 25. April 1511 höchst unzufrieden mit ihm aus Bologna. Vielleicht hatte es den Letzteren auch verdrossen, daß Julius acht Kardinäle, darunter den Bischof Matthias Schinner von Sitten, ernannte, wobei er erklärte, einen neunten noch im Sinne (in petto) zu halten, so daß Lang sich mit der

vorerst sehr schwachen Hoffnung hätte begnügen müssen, dieser neunte zu sein.

Als jede Aussicht zum Frieden verschwunden war, bedienten die Franzosen sich der Familie Bentivoglio, um die Bolognesen, welche den Papst zwar früher mit Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft hatten, jetzt aber seiner längst überdrüssig waren, zum Abfalle zu bewegen. Der Papst weckte nämlich durch seine Streifzüge den französischen Feldherrn Trivulzio, der sich wegen des Kongresses von Mantua seither ruhig gehalten hatte, endlich aus dem Schlummer. Trivulzio zog, begleitet von dem in der Geschichte des deutschen Kriegswesens als Theoretiker und Praktiker berühmt gewordenen Georg von Frundsberg, welcher mit 2500 Landsknechten aus Verona zu ihm gestoßen war, schnell gegen Bologna und lagerte sich in geringer Entfernung von dieser Stadt. Gleich nach seiner Ankunft trat hierauf der Anhang der vertriebenen Glieder der Familie Bentivoglio, die sich im französischen Lager befanden, mit diesen in Verbindung und Trivulzio wurde aufgefordert, die Stadt zu überfallen. Der französische Feldherr würde dies jedoch nicht gewagt haben, wenn nicht sowohl der sonst so streitbare Papst, als auch gleich nachher sein Legat, der Kardinal Alidosio von Pavia, und sein Neffe, der Herzog von Urbino, sich ganz unbegreiflich schwankend gezeigt hätten. Der Papst verließ bald nach der Erscheinung der Franzosen die Stadt Bologna. Er hatte vor seinem Abgange den Senat der 40 Edeln, welche in Bologna die Regierung führten, zusammenrufen lassen und der Sitte der Zeit gemäß mit einer nach allen Regeln der Rhetorik schön und zierlich verfaßten Rede angeredet, welche uns vielleicht noch zierlicher, als sie gehalten wurde, von den theils italienisch, theils lateinisch schreibenden Geschichtschreibern seiner Zeit überliefert worden ist. In dieser Rede welche die Vierzig ebenso declamatorisch beantworteten, werden des Papstes Verdienste um die Stadt und seine vortrefflichen Absichten rednerisch gepriesen, am Ende aber doch den Bolognesern ans Herz gelegt, sie sollten sich selbst vertheidigen. Man findet beide Reden ausführlich bei Guicciardini, welcher als Advokat und Diplomat mehr Bedeutung auf das Reden und Schreiben legt, als wir; das Ende der Sache war, daß Papst Julius die Stadt Bologna eilig verließ, um sich in die Festung Ravenna einzuschließen. Er wagte nicht einmal auf geradem Wege nach Ravenna zu gehen, sondern begab sich über Forli dahin. Der Kardinal und Legat Alidosio, welchen er als Stellvertreter in Bologna zurückließ, schämte sich nicht, dem vom Papste gegebenen Beispiele zu folgen. Alidosio, dessen Gesinnung gegen den Papst zweideutig war, ließ freilich durch die Vierzig die ganze Jugend von Bologna als Nationalgarde aufbieten; da er aber an die Spitze

der 20 Abtheilungen derselben 20 Hauptleute stellte, von welchen die größere Zahl aus Anhängern des Hauses Bentivoglio bestand, so gehörte diese Volksbewaffnung mehr den Bentivoglio's als ihm an. Nichtsdestoweniger würde er die Stadt sehr leicht dem Papste haben erhalten können, wenn er nur Entschiedenheit besessen hätte; denn der Herzog von Urbino lag mit dem ganzen päpstlichen Heere in der Nähe von Bologna. Alidosio zog sich aber aus der Stadt in die Burg zurück und zwar mit solcher Eile, daß er Geld und Kleinodien mitzunehmen vergaß und erst nachher abholen lassen mußte. Dann glaubte er sich auch in der Burg nicht mehr sicher und floh aus derselben eilig nach Imola. Auch des Papstes Neffe, der Herzog von Urbino, verlor hierauf die Besinnung. Er erfuhr nämlich kaum, daß der Legat davon gegangen sei, als er seinem Heere mitten in der Nacht Befehl zum Aufbruche gab. Die Bologneser öffneten hierauf sogleich den Franzosen ihre Thore und nun löste sich alle Ordnung bei den päpstlichen Truppen auf; diese zerstreuten sich, ihr Lager wurde geplündert und auch die Burg von Bologna ergab sich nach fünf Tagen den Franzosen; sie ward auf grausame Weise geplündert und dann geschleift. Jetzt hätte Trivulzio, bei welchem Ludwig's XII. Schwestersohn, der Herzog von Nemours, Gaston de Foix, sich befand, den die Franzosen ihrem Bayard an die Seite setzen, leicht die ganze Romagna erobern können; allein er mußte Ludwig's Befehle erwarten und dieser suchte gerade damals, obgleich auf dem Nationalconcilium in Lyon eine Untersuchung gegen den Papst eingeleitet worden war, eine Aussöhnung mit der Kirche, theils um sich an den Venetianern rächen zu können, theils weil ihm und besonders der Königin Anna der Zorn des Papstes doch zu Herzen ging.

Es schien damals, als wenn Gott durch Verblendung der Kirchenfürsten und durch Begünstigung ihrer Frevelthaten, ihres Uebermuthes und ihres Mißbrauches der frommen Einfalt der Gläubigen diese zum Unwillen gegen die Entartung der sogenannten Kirche und zur Erneuerung des wahren Christenthums erwecken und anspornen wollte. Papst Julius, vor Wuth und Rache schäumend und dem unmäßigen Genusse des Weines ergeben, betrug sich wie ein Rasender. Er schonte auch seines Legaten Alidosio und seines Neffen, des Herzogs von Urbino, nicht, sondern ließ Beide seinen Grimm empfinden, während dieselben zugleich gegen einander wütheten. Alidosio war von Imola, wohin er sich aus Bologna geflüchtet hatte, zum Papste nach Ravenna gegangen und hatte alle Schuld des in Bologna erlittenen Unglückes auf den Herzog von Urbino gewälzt, und dieser war ihm nachgeeilt, um sich zu rechtfertigen. Der erbitterte Papst ließ seinen Neffen nicht vor sich, worauf der Letztere den Kardinallegaten aufsuchte und, als

er ihn außerhalb seines Palastes antraf, auf offener Straße niederstieß. Er ward dafür freilich durch den Papst aller seiner Stellen entsetzt, und dieser schien auch heftig auf ihn zu zürnen; allein schon nach fünf Monaten war sowohl der von ihm begangene Mord, als auch die in Bologna erlittene Niederlage vergessen und der Herzog genoß der früheren Ehre und Freundschaft wieder. Uebrigens that das Betragen der Bolognesen dem alten heftigen Papste ganz besonders wehe. Die Bolognesen hatten nämlich auch zu der Zeit, als sie von den Bentivoglio's beherrscht wurden, nicht aufgehört, den Papst der Form nach als ihren Oberherrn anzuerkennen, und außerdem während seines Aufenthaltes in Bologna ihm auf jede Weise geschmeichelt; gleich nach dem Einzuge der Franzosen aber hatten sie ihn dadurch verhöhnt, daß sie seine Statue, ein Meisterwerk des Michel Angelo Buonaroti, von dem Portal, auf welchem sie aufgestellt war, herabstürzten und schimpflich durch die Straßen schleiften; der alte Bentivoglio ließ aus den Stücken, in welche sie zerbrach, eine Kanone gießen.

Auch einen Theil der Geistlichkeit von Italien und Frankreich hatte Papst Julius gegen sich, so daß die schon oben erwähnten fünf Kardinäle, mit Vollmachten von einigen anderen versehen, einem Concilium beiwohnten, welches Maximilian und der König von Frankreich im Herbst des Jahres 1511 nach Pisa berufen hatten. Mit dieser Kirchenversammlung war es übrigens weder dem Könige, noch dem Kaiser ernst; sie wollten den Papst nur durch den Popanz einer Kirchen-Reform schrecken, welche unmöglich von den Prälaten ausgehen konnte, die man berufen hatte, um über den Papst zu Gerichte zu sitzen. Julius fand es bald sehr leicht, gegen das Concilium von Pisa ein anderes nach dem Lateran zu berufen, nachdem um dieselbe Zeit, wo Ludwig XII. alle europäischen Mächte zur Beschickung des Ersteren einlud, durch Maximilian's Tochter und Ferdinand's des Katholischen Werkzeug, Margaretha, zu Gunsten der päpstlichen Kirche ein Bündniß zu Stande gebracht worden war.

Ferdinand, welcher den Zweck der Liga von Cambray für erreicht hielt, sah mit Eifersucht die Fortschritte der Franzosen in Italien an; Margaretha aber, welche des wilden und rohen Karl von Geldern gern entledigt sein wollte, wußte, daß dieser von Ludwig unterstützt werde, obgleich der französische König ihr in den freundschaftlichsten Briefen seinen Unwillen über Karl aussprach. Karl von Geldern spielte in den Niederlanden eine ähnliche Rolle, wie Herzog Ulrich von Würtemberg und Franz von Sickingen in Schwaben und am Rhein. Er war Jahre lang als Räuber und Ruhestörer bald dieser, bald jener Provinz lästig und den Städten und Orten verderblich. Margaretha führte wegen seiner Streifzüge eine fortlaufende Correspondenz mit

Ludwig XII. Dieser stellte sich sehr erbittert über Karl, schrieb an Margaretha und an den Herzog Briefe, in denen er seinen Zorn gegen den Letzteren aussprach und den Herzog grob anließ*), und schickte sogar Abgeordnete an ihn, um Frieden zu stiften; allein Margaretha scheint in die Aufrichtigkeit des Königs wenig Vertrauen gesetzt zu haben. Sie ließ daher sogar einen seiner Herren, welche vorgeblich für sie nach Geldern gesendet wurden, aufheben und übel behandeln, wiewohl es auch sein könnte, daß sie schon damals den König absichtlich hätte reizen wollen.

Der Bund, welcher zu Gunsten der päpstlichen Kirche geschlossen wurde, kam am 4. October 1511 zu Stande, und führte den Namen einer heiligen Liga. In Betreff desselben hat der neueste Geschichtschreiber Ferdinand's des Katholischen sich große Mühe gegeben, seinen Helden wegen des Abfalles vom Bunde mit Ludwig XII. zu rechtfertigen; uns scheint es jedoch nicht nöthig, darüber ein Wort zu verlieren, da es ausgemacht ist, daß der katholische König der Erste war, der sich des in seinen weltlichen und geistlichen Rechten bedrohten Papstes annahm und auch den damals noch sehr orthodoxen König Heinrich VIII. von England bewog, ein Gleiches zu thun. Ferdinand fürchtete, wie er selbst an Peter Martyr schreibt, daß die Franzosen Rom besetzen möchten, in welchem Falle dann das, was er, Gott weiß warum, die Freiheiten von Europa nennt, untergehen würde. Der König von Frankreich, welcher damals das zur Reform der Kirche bestimmte Concilium von Pisa zu Stande brachte, hatte nach dem bekannten Charakter Ferdinand's ganz Recht, in demselben Grade Ferdinand's Abfall vom Bunde mit ihm für gewiß zu halten, als die Erklärungen des aragonischen Königs milder und freundlicher wurden. Die heilige Liga, welche zwischen Ferdinand, den Venetianern und dem Papste geschlossen wurde, hatte ausdrücklich die Beschützung des römischen Stuhles und der Kirche, wie sie damals war, zum Zwecke. In dem Vertrage war festgesetzt, daß Venedig und der König von Aragonien und Neapel zur Vertreibung der Franzosen aus Italien ein Heer und eine Flotte ausrüsten sollten, daß der Letztere zu jenem 1200 Mann schwerer und 1000 Mann leichter Reiterei, sowie 10,000 Mann Fußvolk und 11 Segelschiffe schicken, die vereinigte Bundesmacht aber unter den Oberbefehl des Vicekönigs von Neapel, Raimund von Cardona, gestellt werden sollte. Dem Kaiser Maximilian und dem König von England wurde der Zutritt zur Liga vorbehalten.

*) Ludwig schrieb unter Andern an Margaretha: qu'il regardoit le duc comme un fou, une mauvaise et perverse tête, qu'il voudroit que le grand diable l'emportât. An Karl von Geldern selbst schrieb er: que de par dieu ou de par le diable il eût à se tenir en paix.

Ehe man für und gegen den Papst mit weltlichen Waffen ins Feld zog, kämpften die von ihm abgefallenen und in Pisa zur Reform der Kirche zusammengetretenen Kardinäle und Prälaten mit Reden und mit geistlichen Waffen gegen ihn; ihre Beschlüsse konnten aber dem Papste unmöglich furchtbar sein, da Ludwig selbst merken ließ, daß die ganze Sache nur eine Komödie sei, die zum Zweck habe, den harten Sinn des Papstes zu beugen. Dieses sogenannte Concilium, welches nicht, wie es ausgeschrieben worden war, Ende September, sondern erst am 1. November zusammentrat und, von der Pisanischen und Florentinischen Regierung bedrängt, vom Volke angefeindet, schon am 14. nach Mailand übersiedelte, gründete sein Verfahren gegen Papst Julius II. darauf, daß derselbe ebenso, wie seine letzten Vorgänger, vor seiner Wahl den Kardinälen das eidliche Versprechen gegeben habe, innerhalb zwei Jahren eine Kirchenversammlung an einem ganz freien Ort halten zu wollen. Dies war damals um so mehr nöthig gewesen, da unter Alexander's VI. Regierung die kirchlichen Gebrechen bekannt geworden waren und auch unter den Fürsten eine allgemeine Unzufriedenheit erregt hatten; Ludwig's XII. Concilium vermehrte aber nur den Trotz der römischen Kirche, anstatt ihn zu brechen. Einige Bischöfe, welche von Schottland und von Navarra her nach Pisa gekommen waren, konnten aus den dort versammelten Franzosen und Mailändern kein allgemeines Concilium machen. Ueberdies war es dem Kaiser Maximilian mit dieser Versammlung nie Ernst gewesen; und wenn er auch anders gedacht hätte, so hörten ihn doch die deutschen Bischöfe nicht; bald nach dem Abschluß der heiligen Liga trat er sogar ganz zurück. Freilich hatte auch die Kirchenversammlung, welche vom Papste am 3. Mai 1512 im Lateran eröffnet wurde und, die Kardinäle abgerechnet, nur aus 83 größtentheils italienischen Bischöfen bestand, kein Recht, sich eine allgemeine zu nennen; allein sie hatte die Politik und die Diplomatie für sich, welche in der Welt, wie sie einmal ist, mehr gelten, als das Recht und die Wahrheit. Das Concilium im Lateran konnte darauf rechnen, daß seine Beschlüsse als päpstliche Decrete Geltung erhalten würden, während dagegen das französische lauter wirkungslose Decrete ausgehen ließ.

Die ersten Beschlüsse der in Pisa tagenden Väter waren gegen die Folgen des päpstlichen Zornes gerichtet, den die Mitglieder des Concils auf sich gezogen hatten. Julius II. hatte sie nämlich mit Absetzung bedroht, wenn sie sich nicht innerhalb 60 Tagen fügen würden. Sie decretirten dagegen, daß Alles, was der Papst gegen sie ausgesprochen habe oder noch aussprechen werde, null und nichtig sei, und daß alle Pfründner, auch während sie dem vom Papste verfluchten Concil beiwohnten, aller ihrer Einkünfte theilhaftig bleiben sollten. Man sieht,

daß dies nicht sehr reformatorisch lautete. Erst am 11. November erneuten die Väter zu Pisa das Decret des Constanzer Concils über die Reform der Kirche und über das Ansehen der Kirchenversammlungen. Sie erklärten nämlich damals zuerst, sich nicht eher trennen zu wollen, als bis die Kirche an Haupt und Gliedern reformirt sei. Dann beschlossen sie, daß ein rechtmäßig berufenes allgemeines Concilium sein Ansehen unmittelbar von Jesus Christus habe und daß Jedermann, selbst der Papst, sich in Allem dem, was den Glauben angehe oder die Kirchenspaltung hindere und zur Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse erforderlich sei, den Anordnungen eines Conciliums fügen müsse. Endlich faßten sie den Beschluß, daß Jedermann ohne Unterschied der Person, selbst der Papst, mit einer seinem Vergehen angemessenen Buße belegt und nach Verhältniß desselben bestraft werden solle, wenn er sich hartnäckig weigere, den Anordnungen und Beschlüssen eines solchen Concils zu gehorchen.

Nach dem Abschluß der heiligen Liga stellte Ferdinand der Katholische nicht nur (December 1511) ein Heer in Italien auf, welches sich mit dem venetianischen vereinigte und Bologna bedrängte, sondern er und der Papst zogen auch den englischen König, Heinrich VIII., in ihren Bund. Dieser König, welcher im April 1509 im 18. Lebensjahre seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, zeichnete sich während seiner ganzen Regierung durch Grausamkeit, Willkür und Fanatismus aus und theologische Gelehrsamkeit verschloß sein kaltes Herz allen Empfindungen der Liebe, Freundschaft und Religion. Aus theologischen Bedenken hatte er sich lange nicht mit Ferdinand's Tochter, Katharina, der Wittwe seines Bruders Arthur, vermählen wollen, nachher aber, um die Mitgift derselben nicht herausgeben zu müssen, sie doch zur Gemahlin genommen (Juni 1509). Dann hatte er gleich beim Antritte seiner Regierung das Recht gemordet, um sich populär zu machen. Der ganze Haß des Volkes ruhte nämlich auf zwei Ministern seines Vaters, Empson und Dudley, weil dieselben sich als Werkzeuge der unerhörten Bedrückungen und Rechtsverletzungen Heinrich's VII. hatten gebrauchen lassen; der junge König ließ sie deshalb gleich nach seines Vaters Tode ohne Urtheil und Recht als Verbrecher hinrichten und ward dafür vom Volke vergöttert. Er bewies durch ein solches Verfahren gleich anfangs, daß er besser zu der Theologie, als zu Recht und Gerechtigkeit angeleitet worden war. Die beiden Minister hätten nämlich beweisen können, daß Alles, was sie gethan hatten, auf Befehl seines Vaters geschehen sei; und da dies damals genügte, um sie vor Gericht zu rechtfertigen, so ließ Heinrich sie nicht vor ein Gericht stellen, sondern durch ein Gesetz (bill of attainder) für schuldig erklären und zum Tode verurtheilen. Diese bequeme Weise, sich der Leute zu

entledigen, die man keines Verbrechens überführen konnte, befolgte der furchtbare Tyrann nachher seine ganze Regierung hindurch. Nichts desto weniger wollte er bei jeder Gelegenheit das Ansehen haben, daß er ein Beschützer der Kirche sei, und zugleich schmeichelte er sich mit der Hoffnung, in den europäischen Angelegenheiten den Schiedsrichter zu machen. Es war daher auch für Ferdinand und den Papst leicht, den eiteln Jüngling durch die Aussicht zu locken, daß er das Haupt der heiligen Liga sein werde, zumal da der Papst ihn auf Erwerb von Ländern in Frankreich hinwies und ihm außerdem noch den Titel des allerchristlichen Königs versprach, dessen Ludwig XII. sich unwürdig gemacht habe. Noch vor dem Ende des Jahres 1511 kam zwischen Heinrich und Ferdinand ein Bundesvertrag zu Stande, in welchem festgesetzt war, daß gegen den Anfang des Monats April 1512 der Erstere 6500, Ferdinand aber 9000 Mann nach Guyenne schicken sollte, um diese Provinz, welche ehemals zu England gehört hatte, wieder zu erobern. Auch ward wirklich im Juni ein vom Marquis von Dorset commandirtes englisches Heer auf spanischen Transportschiffen eingeschifft, nachdem Heinrich vorher den Reichsherold (Wappenkönig) Clarenceaux an Ludwig geschickt hatte, um von diesem in seinem Namen alle Besitzungen, welche ehemals der englischen Krone gehört hatten, zurückzufordern.

In Italien waren schon vor Ende des Jahres 1121 die von Raub und Sold lebenden Schweizer der kleinen Kantone, welche Venedig und der Papst gedungen hatten, eingebrochen, und hatten den Versuch gemacht, den Neffen Ludwig's, Gaston de Foix, welcher zum Stellvertreter des Königs (lieutenant du roi) beim Heere und zum Statthalter von Mailand ernannt worden war, in Mailand zu überfallen. Begleitet von päpstlichen und venetianischen Commissären, waren sie von Trient her sengend und brennend durch die Landschaft Varese gezogen. Sie zeigten auf ihrem ganzen Marsche bäuerischen Uebermuth und höhnten die Franzosen sogar durch ihre Fahnen, welche prahlende Inschriften hatten, gleich jenen Feldzeichen, die nach Aeschylus den Zorn der Götter über die sieben Krieger vor Theben brachten, von denen Kapaneus durch Jupiters Blitz getroffen ward und Amphiaraus lebendig zur Hölle fuhr*). Die grausam wüthenden Miethlinge gelangten, da Gaston auf Trivulzio's Rath ihnen auswich, über Galerate bis zu den Thoren von Mailand. Hier erhielt aber Gaston eine Verstärkung von mehreren tausend Italienern und die Schweizer erkannten

*) Auf ihrem Hauptbanner las man mit großen goldenen Buchstaben geschrieben: Domatores principum, amatores justiciæ, defensores sanctæ Romanæ ecclesiæ. (Bändiger der Fürsten, Freunde der Gerechtigkeit, Vertheidiger der heiligen römischen Kirche).

bald, daß sie gegen die Stadt Mailand nichts würden ausrichten können. Sie zogen hierauf, wie wenn sie über die Adda gehen wollten, nach Cassano ab, als wollten sie sich mit den Venetianern vereinigen, erboten sich aber unvermuthet, ganz wieder nach Hause zu gehen, wenn er ihnen einen Monatssold zahlen wolle. Obgleich Gaston dies ablehnte, so scheint er doch einige der gierigen Hauptleute mit Geld abgefunden zu haben; wenigstens entstand Streit unter den Schweizern und sie zogen, trotz aller Gegenvorstellungen der päpstlichen und venetianischen Commissäre, im December über Como wieder ab, ohne daß sie für das empfangene Geld etwas gethan hätten.

Am 26. Januar 1512 begann das vereinigte Heer der Ligue unter Raimund von Cardona die Belagerung der Stadt Bologna; der Kardinal Johann von Medicis (der spätere Papst Leo X.) hatte demselben über 9000 Mann zugeführt. Gaston brach daher mit seinen Truppen zur Rettung von Bologna auf. Der König von Frankreich schickte damals seine Garde (sa maison) und seine ganze schwere Reiterei (les gensdarmes) über die Alpen und leerte alle Kassen, um Gaston's Kriegskasse zu füllen; dieser hatte außerdem die berühmtesten französischen Ritter und einige Tausend deutsche Lanzknechte bei sich. Er setzte sich von Finale im Modenesischen aus, wo er seine Truppen vereinigt hatte, in Bewegung und gelangte nach einem unerhört angestrengten Marsch, den er bei großer Kälte über Schnee und Eis machte, am 5. Februar bis zur Stadt Bologna, in welche er dann, was uns kaum glaublich scheint, vom Feinde unbemerkt durch das Thor von St. Felix einzog. Er wollte gleich am folgenden Tage den Feind überraschen, verschob dies aber auf Anrathen eines seiner Generale bis zum 7. Februar, damit seine Leute sich von den übermenschlichen Anstrengungen des Marsches erholen könnten. Die Verbündeten jedoch, welche am 6. von seiner Ankunft unterrichtet wurden, brachen am 7. (nicht wie Guicciardini sagt, erst am 19.) eilig auf, zunächst nach Imola.

Während Gaston jenen meisterhaften Marsch machte und das Heer Raimund's von Cardona zum schnellen Rückzug nöthigte, hatte sich in Brescia und Bergamo das Volk gegen die Franzosen erhoben, deren Uebermuth, besonders wegen ihres Betragens gegen das weibliche Geschlecht, überall großen Unwillen erregte. Die Brescianer, oder vielmehr ein Theil ihres Adels, riefen, vom Grafen Avogaro angeregt, venetianische Truppen herbei, um die Franzosen in ihrer Stadt zu überfallen. Dies mißlang zwar; die Venetianer blieben aber vor der Stadt liegen, und nun erhob sich plötzlich die ganze Bürgerschaft unter dem Rufe: St. Marcus! St. Marcus! so daß die Franzosen genöthigt waren, sich in die Burg zurückzuziehen; in die Stadt warfen sich nun die Venetianer unter Andrea Gritti. Aehnliches erfolgte gleich darauf

in Bergamo. Auf die Nachricht von dem, was in beiden Städten vorgefallen war, brach Gaston sogleich von Bologna auf und unternahm blitzschnell einen Marsch nach Brescia, welcher noch weit mehr bewundert wurde, als jener von Finale nach Bologna. Am achten Februar verließ Gaston, welcher seitdem der Blitz Italiens genannt wurde, Bologna, überfiel schon am 11. unweit Magnano den venetianischen General Baglione, dessen Heer er sogleich zerstreute, erschien am Dienstag der folgenden Woche vor Brescia, und warf eine Verstärkung in die Burg, während er selbst mit seinem Heere sich vor der Stadt lagerte. Sein Marsch von Bologna nach Brescia und der von ihm unterwegs erfochtene Sieg werden in der Chronik von Pavia, welche Muratori oft aus der Handschrift citirt, als eine unglaubliche Anstrengung des Feldherrn und seiner Reiter bezeichnet *).

Nach Gaston's Ankunft waren die Bürger vor Brescia und die venetianischen Truppen von der Burg aus mit Mord und Plünderung bedroht, wenn sie nicht die Gnade, welche Gaston ihnen anbieten ließ, annahmen, sondern einen Sturm erwarteten. Weder die Einen noch die Anderen verstanden sich jedoch zu einer Unterhandlung. Die Besatzung der Burg brach daher in die Stadt ein und öffnete, nachdem einige tausend Venetianer nach tapferem Kampfe erschlagen worden waren, den Truppen Gaston's die Thore. Diese drangen hierauf in Brescia ein. Sie wütheten zwei Tage lang mit so großer Grausamkeit, daß das Blut in Strömen floß und daß Gaston viele der Seinigen hängen lassen mußte, weil sie in den Nonnenklöstern unsäglichen Unfug übten. Alle Weiber hatten sich in die Kirchen geflüchtet und die französischen Soldaten benahmen sich nach dem Ausdruck eines Italieners, welcher sie Hunde schilt, gegen dieselben ärger als reißende Thiere. Ueber 5000 Menschen verloren das Leben. Das Morden und Rauben hörte nicht eher auf, bis Gaston alle seine Leute aus Brescia zog und jeden Zurückbleibenden mit der Todesstrafe bedrohte. Der Graf Avogaro und seine Freunde, welche das Ganze angestiftet und die Venetianer gerufen hatten, wurden gleich am anderen Tage hingerichtet, zwei Söhne desselben aber später in Mailand enthauptet. Bei dem Sturm gegen die venetianischen Verschanzungen kämpften die französischen Ritter barfuß, um auf dem durchnäßten Boden einen festen Stand zu haben. Der berühmte Bayard, welcher als Streiter und als General gleich furchtbar war, wurde gefährlich verwundet. Die Nachricht von dem Unglücke Brescia's schreckte die Bürger von

*) Es heißt dort: Dopo la pugna, che seguì circa le quattr' ora al chiaro della neve e al lume delle stelle, si trovò aver eglino fatto quel giorno, senza mai trarre la briglia a i cavalli, miglia cinquanta, cosa che non sarà creduta, ma io che fui presente sul fatto ne faccio vera testimonianza.

Bergamo. Sie ließen um Gnade bitten und erklärten sich bereit, nicht nur eine Geldbuße zu bezahlen, sondern auch die Franzosen wieder in ihre Stadt aufzunehmen. Gaston sandte ihnen darauf eine neue Besatzung und ließ 20,000 Dukaten Strafgelder von ihnen erheben.

Bald nachher schloß Kaiser Maximilian für eine Summe von 50,000 rheinischen Gulden Waffenstillstand mit Venedig und trennte sich auf diese Weise vom Bunde mit Frankreich. Sein Abgeordneter, der Bischof von Gurk, machte ihn um jene Zeit sogar lächerlich, indem derselbe mit dem Kardinals-Collegium über eine Vereinigung des Papstthums mit der Kaiserwürde unterhandelte. Dieser Gedanke war abgeschmackt; auch behandelte ihn Maximilian selbst wie einen Spaß. Man führt zwar einen Brief, den er über seine Aussicht, nach Julius II. Tode Papst zu werden, an seine Tochter Margaretha schrieb, als Beweis des Gegentheils an; allein dieser Brief ist in einem so scherzhaften Tone gehalten, daß man wohl sieht, wie Maximilian sich über die Sache nur lustig macht.

Da der gänzliche Abfall des Kaisers vom Bunde mit Frankreich vorauszusehen gewesen war und Ludwig XII. die nach Italien geschickten Truppen zum Kampfe mit Heinrich VIII. und Ferdinand dem Katholischen nöthig hatte, so erhielt Gaston de Foix den Befehl, wo möglich eine entscheidende Schlacht zu liefern. Dies war es, was der jugendliche Held wünschte. Er brach also schnell auf, um das von Raimund von Cardona commandirte Heer der spanischen, venetianischen und päpstlichen Truppen aufzusuchen. Am 26. März marschirte er mit 1800 Lanzen (von je 4 Mann) ritterlich gerüsteter schwerer Reiter (Gensdarmes), 4000 Bogenschützen und 16,000 Mann Fußvolk von Finale in die Romagna; unter dem Fußvolk waren 500 deutsche Landsknechte, die er noch benutzen wollte, da ihre Zurückberufung täglich bevorstand. Auf dem Marsche vereinigte er sich mit Alfons von Ferrara, der ihm einen bedeutenden Vorrath von Schießbedarf und sein Geschütz zuführte, das für das beste in Europa galt. Die Gegner, welche Raimund von Cardona und der Kardinal Johann von Medicis commandirten, zählten nur 1500 Lanzen, 3000 leichte Reiter und 18,000 Mann zu Fuß. Ihre Anführer wollten daher kein Treffen wagen, bis die Schweizer, einem gegebenen Versprechen gemäß, wieder in das Mailändische, eingefallen wären. Um dies abzuwarten, lagerte sich Raimund von Cardona am Gebirge von Faënza auf eine solche Weise, daß er die Stadt Ravenna decken könnte, welche von dem heranziehenden Gaston bedroht wurde. Dieser erfuhr erst auf seinem Marsche in die Romagna, daß Kaiser Maximilian endlich die Maske abgeworfen habe und aus einem Verbündeten des französischen Königs dessen Feind, aus einem Gegner des wüthenden und kriegerischen

Papstes dessen Freund und Bundesgenosse, aus einem Beschützer der Kirchenversammlung von Pisa (die nunmehr in Mailand tagte) ein Anhänger des bevorstehenden Lateranischen Conceils geworden sei. Maximilian schickte jetzt geradezu an die deutschen Hauptleute Philipp von Freiberg und Jakob von Empser, denen er früher erlaubt hatte, mit jenen 5000 Landsknechten in französische Dienste zu treten, Abberufungsschreiben, durch welche jedoch die wackeren Hauptleute nicht bewogen wurden, ihre bisherigen Bundesgenossen im Augenblicke der Gefahr zu verlassen.

Als Gaston in die Nähe der festen Stellung gekommen war, welche Raimund von Cardona eingenommen hatte, suchte er diesen vergebens herauszulocken. Er gerieth dadurch in die größte Verlegenheit; denn seine Leute hatten fünf Tage hindurch keine andere Nahrung als gekochte Getreidekörner und Wasser, und auch die Pferde der Franzosen konnten nur mit Waizen und Weidenblättern gefüttert werden. Es blieb daher dem tapferen Gaston nichts übrig, als sich entweder zurückzuziehen oder tollkühn anzugreifen. Er entschloß sich zu dem Letzteren. Am Ostersonntage (11. April 1512) führte er das französische Heer zum stürmenden Angriff auf die Verbündeten, obgleich er dabei sehr im Nachtheile war; denn er hatte außer den 5000 Landsknechten kein zuverlässiges Fußvolk, während die Gegner nicht nur 8000 gediente, von **Peter Navarro** gebildete und angeführte Leute zu Fuß hatten, sondern auch die aus Italienern zusammengesetzte sogenannte schwarze Bande, bei welcher sich Johann von Medicis aufhielt, aus ebenso kühnen und abgehärteten, als räuberischen und wilden Männern bestand. So lange das Heer der Verbündeten in seiner Stellung blieb, konnten die Franzosen nicht vordringen. Die Landsknechte und andere zuverlässige Truppen der Letzteren, welche dem einen Flügel der Feinde gegenüber standen, litten großen Verlust. Auf dem anderen Flügel derselben dagegen hatte Fabrizio della Colonna mit seinen Italienern durch das vortreffliche und auch vortrefflich bediente Geschütz des Herzogs von Ferrara so sehr zu leiden, daß er den Oberbefehlshaber oder vielmehr den Peter Navarro, welcher diesem mit seinem Talente und seiner Erfahrung aushalf, dringend bat, seine Stellung verlassen und den Franzosen entgegen gehen zu dürfen. Der Oberbefehlshaber und Peter Navarro wollten ihm dies durchaus nicht gestatten, weil dadurch die Franzosen in Vortheil kamen; Fabrizio ließ sich aber nicht mehr in einer Stellung zurückhalten, welche ihn dem mörderischen Geschütze des Feindes ganz preisgab. Er brach hervor und gab dadurch dem Feinde Gelegenheit, zum Handgemenge zu kommen und den Sieg zu erringen. Der Kampf war

heftig und blutig; denn es fielen auf beiden Seiten zusammen 18 bis 20,000 Mann.

Die Franzosen waren Sieger; die unvorsichtige Heftigkeit ihres Führers aber, welcher vergaß, daß man dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen muß, brachte sie um die Früchte ihres glänzenden Sieges. Die vortreffliche spanische Infanterie zog nämlich, als das Treffen verloren war, in geschlossenen Reihen an einem Graben her vom Schlachtfelde ab, und Gaston, welchen dies verdroß, hatte die unbegreifliche Tollkühnheit, in Begleitung Lautrec's und 18 schwerer Reiter ihnen gerade entgegen zu sprengen. Die Folge davon war, daß Gaston und Lautrec von ihren Pferden gerissen, mit Wunden überdeckt und in den Graben geworfen wurden. Gaston de Foix erlitt dabei den Tod; die Spanier achteten nicht darauf, daß er der Bruder ihrer Königin Germaine war. Lautrec wurde ins Leben zurückgerufen. Außer ihrem Oberanführer hatten die Franzosen auch ihre ausgezeichnetsten Officiere verloren, z. B. den Ive d'Allegre, dem sie den Sieg eigentlich verdankten, weil er den Punkt ausgesucht hatte, von welchem her Colonna's Flügel mit solchem Erfolg beschossen wurde. Unter den auf ihrer Seite Gefallenen befanden sich auch der wackere Philipp von Freiberg und Jakob von Empser, den man nur den guten Jakob zu nennen pflegte. Von den Anführern der Feinde geriethen Peter Navarro, der Cardinal Johann von Medicis, der Marquis von Bitonto, der später als Karl's V. Feldherr berühmt gewordene, damals erst 20 Jahre alte Ferdinand d'Avalos Marquis von Pescara, Carvajal Fürst von Bisignano und Fabrizio Colonna in Gefangenschaft. Der Letztere fiel in die Hände des Herzogs von Ferrara, wurde aber von diesem sehr großmüthig behandelt. Der Oberbefehlshaber Raimund von Cardona war einer der ersten gewesen, welche davon liefen. Die Franzosen bemächtigten sich der ganzen Artillerie und alles Gepäcks ihrer Feinde, sowie des größten Theiles der Fahnen und Zugthiere derselben. Den Rest des geschlagenen und zerstreuten Heeres sammelte Raimund von Cardona wieder bei Cesena.

Nach dem Siege der Franzosen bei Ravenna begab sich Marc Anton Colonna, welcher diese Stadt bis dahin tapfer vertheidigt hatte, nach Rimini. Die von ihm zurückgelassenen Befehlshaber unterhandelten, seinem Rathe gemäß, mit den Franzosen. Noch ehe aber eine Capitulation zu Stande gebracht worden war, wurde Ravenna und die Burg von den Feinden erstiegen. Auch hier mordeten und plünderten die Franzosen, wie in Brescia, auf entsetzliche Weise. Die ganze Romagna wurde dadurch mit Schrecken erfüllt; Faënza, Cervia, Imola, Cesena, Forli und Rimini öffneten ihre Thore, und nur in die Burgen dieser Städte wurden die Franzosen nicht eingelassen. Ja, der vom

Concilium zu Mailand aufgestellte Legat, Cardinal Sanseverino, ging so weit, von diesem Theil der Romagna im Namen des Concils Besitz zu nehmen. Ungeachtet solcher glänzenden Erfolge war dennoch der Sieg bei Ravenna das Ende des Glückes der Franzosen in Italien. Dies erkannte der Herzog Alfons von Ferrara gleich nach dem Siege. Er schlug deshalb das ihm von Ludwig XII. freundlich angebotene Commando des französischen Heeres aus, entließ seinen Gefangenen Fabrizio Colonna ohne Lösegeld und suchte Frieden mit dem Papste. Ein Italiener meint, er habe den Oberbefehl über die Franzosen aus dem Grunde abgelehnt, weil mit den nicht disciplinirten Leuten derselben nichts anzufangen gewesen wäre *). Der Papst lockte den Herzog nach Rom, löste ihn zwar vom Kirchenbanne, erklärte jedoch Ferrara für ein eingezogenes Lehen, besetzte Reggio und machte Anstalten, Alfons in Rom festzuhalten. Die Colonna verhalfen jedoch dem Herzoge aus Dankbarkeit zur Abreise, so daß des Papstes Absichten vereitelt wurden.

La Palisse, welcher den von Alfons abgelehnten Oberbefehl erhielt, konnte in der Romagna nicht verweilen, weil Mailand von allen Seiten bedroht ward, und weil die Engländer und Aragonier Guyenne und Gascogne angriffen. Er eilte, indem er nur wenige Truppen zurückließ, mit den übrigen an die Nordgrenze des Herzogthums Mailand. Sobald er die Marken verlassen hatte, wurden diese von den päpstlichen Truppen besetzt. Auch Bologna ward den Bentivoglio's wieder entrissen. Unterdessen hatte der Kardinal Schinner von Sitten die Schweizer aufgeregt und war mit dem Kaiser überein gekommen, daß Ludwig Moro's ältester Sohn, Maximilian Sforza, welcher nebst seinem Bruder Franz zum Kaiser geflohen war, als Herzog von Mailand eingesetzt werden solle. Dies hatte auch dazu beigetragen, daß der Kaiser vom Bunde mit Frankreich abgezogen wurde. Der Kaiser ließ die Schweizer über Trient nach Italien ziehen, die Graubündtner öffneten ihnen den Weg über Chur nach Chiavenna, und da die Venetianer den Schweizern, als dieselben in das Veronesische gekommen waren, Reiterei liehen, so mußte La Palisse vor ihnen überall zurückweichen. Das französische Heer ward jeden Augenblick schwächer; denn die Freiwilligen kehrten nach Frankreich zurück und der Kaiser schickte an die 4—5000 Landsknechte des französischen Heeres, die großentheils aus Tyrol gebürtig waren, neue Abberufungsschreiben, welche der Neffe des guten Jacob jetzt doch endlich annehmen mußte. Auch die Stadt Mailand wurde mit Ausnahme der Burg von La Palisse aufgegeben. Dieser konnte sich ebenso wenig in Pavia behaupten, ward

*) Der Italiener nennt dieselben gente indisciplinata, orgogliosa e bestiale.

bei Asti auf der Flucht sehr bedrängt und mußte erleben, daß Landleute den Kardinal Johann von Medicis aus seiner Gefangenschaft befreiten.

Dieser rüstige Kardinal vereinigte hierauf, als Raimund von Cardona mit einem neu organisirten spanischen Heere in Toskana einrückte, seine Bande wieder mit demselben und verhalf dadurch seiner Familie zur Herrschaft über Florenz, wo während der letzten Kriegszeiten ein Soderini Stadtschultheiß (gonfaloniere) gewesen war. Der Zug gegen Florenz wurde zu Mantua beschlossen, wo die Vertreter der verbündeten Mächte versammelt waren; Widerstand konnten die Florentiner nicht leisten, weil die Spanier bei Prato lagen, das sie am 30. August unter entsetzlichen Gräueln einnahmen; sie nöthigten also den französisch gesinnten Gonfaloniere zur Abdankung, dann zur Flucht, und verhandelten mit Raimund über die Bedingungen, unter welchen den Medicis die oberste Gewalt in der Stadt erhalten werden sollte, wenn auch die Form der Republik allerdings fortbestand. Während der Unterhandlungen litten die Spanier in Prato Mangel; sie stellten daher noch höhere Geldforderungen an Florenz. Die Mediceer kehrten zurück; anfangs schien es, als wollten ihre Anhänger sich mit Einschränkung der Demokratie begnügen. Bald aber mußte Johann Baptista Ridolfi, der als neuer Gonfaloniere diese mildere Ansicht vertrat, zurücktreten und es wurde eine durchweg oligarchische Balie eingerichtet. Diese ließ das Volk entwaffnen und die von den Feinden verlangten Gelder durch eine Zwangsanleihe aufbringen. Den Haupteinfluß unter den heimgekehrten Medicis erhielt sogleich Lorenzo, Neffe des Kardinals, ein Wüstling von tyrannischer Gemüthsart; das entscheidende Ansehen der Familie stand bald um so fester, als im folgenden Jahre der Kardinal unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Thron bestieg und seinen Vetter Julius zum Erzbischof von Florenz erhob.

Einen Tyrannen, Maximilian Sforza, führten auch die aus Tyrol und von Chur her gegen Mailand vordringenden Schweizer in diese Stadt ein, nachdem die Franzosen auch sie endlich hatten aufgeben müssen und die Fahne der Sforza dort, wie überall, aufgezogen worden war. Einige Städte und Burgen der Lombardei wurden von französischen Besatzungen noch zwei Monate lang vertheidigt. Die Venetianer hofften dieselben alle von ihren Commandanten an sich kaufen zu können; allein während dies ihnen bei dem Commandanten von Crema, Crivelli, gelang, wurde ihre Hoffnung in Bezug auf Brescia getäuscht. Diese Stadt ward von d'Aubigny tapfer gegen sie vertheidigt, bis der Vice-König Raimund von Cardona seine mit der Beute von Toscana beladenen Spanier heranführte. Raimund wollte nichts von den Ansprüchen Venedigs auf Brescia und Bergamo wissen; er forderte sogar Crema von ihnen zurück. Am 13. November übergab

d'Aubigny die Stadt unter ehrenvollen Bedingungen den Spaniern, welche auch Legnago, Peschiera und die Burgen von Trezzo und Novara mit Ausschließung der Venetianer besetzten. Auch Genua erhielt damals, doch vorerst nur vorübergehend, seine Selbstständigkeit wieder; denn Giano Fregoso, welcher von den Verbündeten in diese Stadt geschickt wurde, rief die Bürger zur Empörung auf, vertrieb die französische Besatzung und ward dann zum Dogen erwählt. Da La Palisse beim Uebergange über die Alpen, sowie schon vorher sehr viele Leute verloren hatte und da man in Italien überall über die Franzosen herfiel, so ward Maximilian Sforza in Alessandria, Pavia, Tortona und Como unter lautem Zurufe des Volkes als Herzog anerkannt. Asti und Novara wurden vom Markgrafen von Montferrat besetzt, die Burgen dieser Städte aber behaupteten sich vorerst. Die Schweizer, durch venetianische Truppen verstärkt, geleiteten den Herzog Maximilian Sforza nach Mailand zurück und am 15. December 1512 ward er mit großer Pracht und mit glänzenden Festen durch den Kardinal von Sitten im Namen des Papstes, durch den Bischof von Gurk im Namen des Kaisers und durch Raimund von Cardona im Namen Ferdinand's des Katholischen in Mailand eingeführt. Die Schweizer hatten sich auch auf ihrem Zuge nach Mailand wieder wie Räuber betragen. Ihr ganzer Marsch war durch Morden, Brennen und Rauben bezeichnet gewesen; sie hatten alle Orte ohne Schonung gebrandschatzt und, wenn die eine Summe bezahlt war, noch eine andere gefordert. Mit den so erworbenen Schätzen nicht zufrieden, besetzten sie, als sie endlich nach Hause zurückkehrten, auch noch Locarno, Chiavenna und das Veltlin als ihren Antheil an der Beute.

Papst Julius II., welcher ein Jahr vorher von aller Welt verlassen zu sein schien und zur Zeit des Treffens bei Ravenna im Begriffe stand, aus Italien zu entweichen, ward jetzt anmaßender, als er jemals gewesen war. Das Concilium von Pisa war nach Mailand und dann von hier nach Lyon getrieben worden und ward nur von den Franzosen anerkannt. Der Papst konnte aber, nachdem der Kaiser sich ganz von Frankreich getrennt hatte, ungehindert sein Concilium im Lateran halten und durch dasselbe Alles, was er wollte, beschließen lassen. Außerdem sollte ihm der Kaiser zum Besitze von Parma und Piacenza verhelfen, weil die Gelehrten der Curie ausgeklügelt hatten, daß diese beiden Herzogthümer ehemals Stücke des Exarchats von Ravenna gewesen und als solche in der bekannten Schenkung Pipin's (Bd. IV. S. 373) einbegriffen wären. Dagegen wollte der Papst dem Kaiser bedeutende Vortheile von den Venetianern verschaffen. Julius II. bot nämlich den Venetianern seine Vermittelung an; er wolle, sagte er, ihren auf nur acht Monate geschlossenen Waffenstillstand mit dem

Kaiser in einen Frieden verwandeln. Als er aber hierauf den Venetianern kund that, daß sie, um Frieden mit dem Kaiser zu haben, Verona und Vicenza herausgeben und für das übrige Reichsland, welches sie besetzt hatten, große Summen bezahlen sollten, bedankten sie sich für die päpstliche Vermittelung. Sie wußten damals schon, daß der Papst insgeheim mit dem Kaiser und mit dem Könige von Spanien einen Sonderbund geschlossen hatte, und suchten deshalb mit Ludwig XII. von Frankreich anzuknüpfen.

Auf dieselbe Weise, wie Ferdinand den Kaiser und den Papst gebrauchte, um den Venetianern die Vortheile eines Bundes zu entziehen, den sie durch ihr Geld und durch ihre Truppen furchtbar gemacht hatten, bediente er sich des englischen Königs Heinrich VIII., um den südlich von den Pyrenäen gelegenen Theil des Königreichs Navarra seinem Reiche einzuverleiben, während dieser sein Bundesgenosse die ganze Last des Krieges mit Ludwig XII. auf sich zog. In Betreff des Reiches Navarra wurde, wie wir früher berichtet haben, zwischen den Beherrschern Aragonien's und Frankreichs lange und heftig darüber gestritten, welcher von beiden den entscheidenden Einfluß auf die Regierung von Navarra haben sollte. Die ganze Ritterschaft dieses Reiches war in die zwei Parteien der Beaumonts und der Grammonts getheilt, von denen die Erstere mit Aragonien, die Zweite mit Frankreich verbunden blieb. Seitdem die Erbin von Navarra, Katharina von Foix, mit Johann d'Albret, der sich mehr zu den Franzosen neigte, vermählt war (1485), hatten die Grammonts sowohl im spanischen oder oberen Navarra, als in dem französischen (Bearn) überwiegenden Einfluß. Die Beaumonts wandten sich daher an Aragonien, und Ferdinand der Katholische, welcher vergebens den schwachen König von der Verbindung mit Frankreich abzuziehen gesucht hatte, bediente sich dieser Partei, um Unruhen im Lande zu erregen. Johann von Navarra war ein sogenannter guter Mann; er war mild und lustig, hörte alle Tage zwei oder drei Messen, speiste bei jedem zu Mittage, der ihn einlud, fand sich auf den Kirchweihen aller Dörfer ein und war überall anwesend, wo irgend eine Festlichkeit gehalten wurde. An Ceremonie und äußere Würde dachte er nicht; er war vielmehr immer mitten im Gedränge und tanzte ganz zutraulich mit Bäuerinnen und Bürgersweibern, und zwar selbst auf öffentlichen Plätzen und Straßen. Man kann sich also auch nicht wundern, daß Johann die Warnungen seines Verbündeten, des Königs Ludwig XII von Frankreich, verschmähte, welcher ihn dringend rieth, auf seiner Hut zu sein. Der lustige, harmlose und einfältige Fürst ließ sich nicht warnen, sondern fuhr fort, sorglos wie seine Bauern und unter ihnen zu leben, zu träumen und zu tanzen. Dies ward ihm verderblich, als Ferdinand der Katholische

seinen Schwiegersohn, den König Heinrich VIII., zu bereden wußte, daß derselbe das gegen die Franzosen gerüstete englische Heer nicht in die Normandie, sondern gegen Bayonne schicke.

Den Letzteren täuschte Ferdinand damals auf eine recht grobe Art. Zuerst wußte er ihn zu bewegen, daß derselbe seinen Plan, von Calais aus in Frankreich einzufallen, aufgab und seine Truppen, welche der Marquis von Dorset anführte, auf spanischen Schiffen nach Guyenne sandte. Dann ließ Ferdinand dieses Heer bei Fuentarabia (in Guipuscoa, ganz nahe der französischen Grenze) ans Land setzen, indem er den Marquis bereden wollte, von dort aus gegen Bayonne zu ziehen. Darauf ging jedoch der Letztere nicht ein, weil er, um diesen Marsch machen zu können, genöthigt gewesen wäre, zuerst Navarra zu besetzen und es nachher den Aragoniern zu überlassen. Er schiffte sich also mit seinen Truppen wieder ein und landete am Adour. König Ferdinand hatte aber unterdessen unter dem Herzog von Alba, Fedrique de Toledo, ein Heer ins Feld gestellt, bei welchem sich das Haupt der Beaumonts befand; und diese Truppen rückten, als König Johann dem Bunde gegen Ludwig XII. nicht beitreten wollte, erobernd in Navarra ein. Wir finden übrigens nicht, daß Ferdinand zur Rechtfertigung seines Raubes sich, wie man behauptet, einer Urkunde bediente, durch welche, nach der Versicherung des Jesuiten Mariana, Papst Julius II. den König von Navarra wegen der Verbindung desselben mit dem von ihm verdammten Beschützer des Concils von Pisa seines Landes verlustig erklärte; wohl aber, daß Ferdinand die Engländer im Stiche ließ, um Ober-Navarra für sich zu erobern. Obgleich nämlich Ferdinand versprochen hatte, sein Heer mit dem der Engländer zu vereinigen, um Bayonne zu belagern, that er es doch nicht, sondern faßte nur die Eroberung von Navarra ins Auge. Die Folge davon war, daß die ganze Macht der Franzosen unter La Palisse und den Herzogen von Longueville und Bourbon-Montpensier gegen die Engländer gerichtet wurde und daß das spanische Heer dadurch Zeit erhielt, sich in Navarra fest zu setzen. Während die Engländer das Hauptheer der Franzosen beschäftigten und bei diesem der Herzog von Longueville sich mit dem Herzoge von Bourbon-Montpensier so heftig um den Oberbefehl stritt, daß König Ludwig, um der Sache ein Ende zu machen, seinen Thronerben, den Herzog Franz von Valois, schicken mußte, besetzte der Connetable von Navarra, Ludwig von Beaumont, mit einer Abtheilung des aragonischen Heeres sein Vaterland. König Johann schickte seine Familie nach Bearn und schloß sich in der Burg Moya ein, um das französische Heer zu erwarten. Da dieses aber durch den erwähnten, im Feudalrechte begründeten Rangstreit der Oberbefehlshaber in Unthätigkeit erhalten wurde, so ward dem jovialen Fürsten endlich die

Zeit zu lange. Er verließ daher zum großen Verdruß seiner muthigen und rüstigen Gemahlin das Reich und begab sich zu ihr nach Frankreich, während der Herzog von Alba nicht nur die Hauptstadt Pampeluna ohne Gegenwehr einnahm, sondern das ganze Land bis an die Pyrenäen und sogar die jenseits derselben gelegene Stadt St. Jean Pied de Port besetzt (1512). Der Marquis von Dorset war, wie aus den Meldungen desselben an seinen König hervorgeht, mit der Besetzung von Navarra sehr unzufrieden; er beklagte sich, daß Ferdinand keinen Schritt thue, um ihm zur Einnahme von Bayonne behülflich zu sein, während auch dieser seinerseits Boten an Heinrich VIII. schickte, um sich zu beschweren, daß die Engländer sich nicht mit ihm vereinigten. Durch diesen Streit ward der Angriff bis zum October verzögert und als endlich Heinrich seinem General Befehl gab, sich den Spaniern zu nähern, hatte der Marquis von Dorset seine Truppen bereits wieder auf spanischen Schiffen eingeschifft, um nach England zurückzukehren. Heinrich erfuhr aber doch nachher, daß er von seinem Schwiegervater betrogen worden sei.

Sobald die Franzosen der Engländer entledigt waren, setzten sie sich in Marsch, um dem vertriebenen Könige von Navarra sein Land wieder zu erobern: der Herzog von Alba hütete sich aber wohl, ihnen entgegen zu gehen. Er zog sich vielmehr, in der unwirthlichsten Zeit des Jahres (im November) auf unwirthlichen Gebirgen durch den Paß von Roncesvalles zurück, und schloß sich in Pampeluna ein. Hier schlug er einen wüthenden Angriff der nachgedrungenen Franzosen, bei denen sich der König Johann d'Albret befand, mit großem Verluste derselben zurück und nöthigte sie noch im November zur Rückkehr. Katharina von Foix ahnte, wie die Geschichtschreiber jener Zeit berichten, damals sogleich, daß sie und ihre Nachkommen fortan nur den Titel von Navarra behalten und auf den Besitz von Bearn beschränkt werden würden. Man führt sogar die Worte an, mit welchen Katharina ihrem guten Johann seine Schläfrigkeit vorgeworfen habe *). Das Resultat aller diplomatischen und kriegerischen Unternehmungen Ludwig's XII. war, daß im Anfange des Jahres 1513 sein Bundesgenosse, der König von Navarra, seines Reiches beraubt war, und daß dem König Ludwig selbst von allen seinen Eroberungen in Italien nur die Burgen von Mailand, Cremona, Trezzo und die Leuchtthurmsbefestigung von Genua übrig blieben. Ein Waffenstillstand, welcher zwischen Ludwig und Ferdinand am 1. April zu Orthez für alle ihre Länder außerhalb Italiens auf ein Jahr geschlossen wurde und des Königs

*) Dom Juan, mon ami, si nous fussions nés vous Catherine et moi Dom Juan, nous serions encore rois de Navarre.

Johann gar nicht Erwähnung that, machte es dem Könige von Aragonien möglich, Navarra ruhig seinem Reiche einzuverleiben.

Ludwig gab die Hoffnung nicht auf, wieder festen Fuß in Italien zu fassen, besonders weil er die Venetianer geneigt fand, sich mit ihm gegen den Papst, den Kaiser und den König Ferdinand zu verbinden. Der Papst hatte die Venetianer nicht blos durch seinen Versuch, sie dem Kaiser zu Gefallen um Verona und Vicenza zu bringen, und durch seine geheime Verbindung mit Ferdinand dem Katholischen argwöhnisch gemacht: auch die Ansprüche, welche er an Parma, Piacenza und Reggio machte, waren für Venedig, das so viele Stücke des Reichslandes gewaltsam an sich gerissen hatte, sehr bedenklich. Dieses Verhältniß der Venetianer zum Kaiser und zum Papste und Ludwig's Wunsch, Mailand wieder zu erobern, bewirkten, daß am 24. März 1513 unter Trivulzio's Vermittelung in Blois ein Bündniß zum Angriff und zur Vertheidigung zwischen Frankreich und Venedig geschlossen ward. Dagegen wurde aber auch von Maximilian's Tochter, Margaretha, im Auftrage Ferdinand's und des Papstes am 5. April zu Mecheln ein Gegenbund zu Stande gebracht, obgleich Ferdinand kaum erst den zuvor erwähnten Waffenstillstand mit Ludwig geschlossen hatte. Dieser zwiefache Bund der Hauptmächte von Europa war das dritte jener Bündnisse und Gegenbündnisse, durch welche die politischen und diplomatischen Verhältnisse Europa's begründet wurden, die bis in unser Jahrhundert fortdauerten.

Als der Bund von Blois und der Gegenbund von Mecheln geschlossen wurden, war freilich Papst Julius II. schon gestorben (Februar 1513); allein die jüngeren Mitglieder des Kardinal-Collegiums, welche damals mit den älteren Kardinälen entzweit waren, hatten an seine Stelle den erst 37 Jahre alten Kardinal Johann von Medicis, den Sohn Lorenzo's des Prächtigen, erwählt, der noch weit weltlicher gesinnt war, als sein Vorgänger. Dieser Papst ist unter dem Namen Leo X. als Staats- und Weltmann, als Kenner und Beschützer von Künsten und Künstlern, von Dichtern und Gelehrten, als Schöpfer der glänzendsten Bauwerke alter und neuer Zeit mit Recht berühmt, hat seine Familie groß gemacht und dem natürlichen Sohne seines Oheims Julian den Weg zum Papstthume gebahnt, zugleich aber auch die Spaltung der lateinischen Kirche veranlaßt und die Freiheit und Nationalität Italiens an Spanien verkauft. Am 11. März bestieg Leo X. den päpstlichen Stuhl; aber erst am 11. April, dem Jahrestag seiner Gefangennehmung bei Ravenna, nahm er feierlich Besitz vom Lateran*). Er eröffnete seine Regierung mit Handlungen der Milde;

*) Bezeichnend für die damaligen römischen Zustände ist die Inschrift, welche bei dieser Feier an einem Haus in Rom zu lesen war: Erst habe Venus regiert

namentlich berief er den Gonfaloniere Soderini, der seit seiner Absetzung in Ragusa gelebt hatte, nach Rom und söhnte sich völlig mit ihm aus.

Der Vertrag von Mecheln ward zwischen dem Papst Leo X., dem Kaiser Maximilian und den Beherrschern von Spanien und England geschlossen und die Verbündeten übernahmen in demselben die Verpflichtung, den Franzosen sogleich den Krieg anzukündigen und diesen Krieg in Italien innerhalb zwei Monaten wirklich anzufangen. Die übrigen Artikel beweisen hinreichend, daß Ludwig von diesem Bunde wenig zu fürchten hatte. Heinrich VIII. von England sollte nämlich in der Normandie, in der Picardie und in Guyenne, Ferdinand in Bearn, Languedoc und Guyenne, der Papst in Provence und Dauphiné, der Kaiser in Burgund und im Inneren Frankreich's den Krieg führen, der Papst aber außerdem die Franzosen und ihre Verbündeten in den Bann thun und König Heinrich dem Kaiser 100,000 Goldkronen, davon 55,000 innerhalb eines Monats zahlen. Beim Abschlusse des Vertrages ward jedoch die Genehmigung Ferdinand's und des Papstes vorbehalten, und diese ertheilte weder der Eine noch der Andere. Der Kaiser und der englische König waren die Hauptveranlassung zum Bunde von Mecheln gewesen; gerade sie aber wurden die Betrogenen. Dem Ersteren war es damals wie immer nur um Geld zu thun. Heinrich VIII. von England wollte den Krieg mit Frankreich, der ihm im vorigen Jahre großen Verlust zu Wasser und zu Lande zugezogen hatte, fortsetzen, und hatte deshalb auch mit Bewilligung seines Parlaments und seiner Geistlichkeit bedeutende Summen von den Laien wie vom Klerus erhoben. Er schrieb bei dieser Gelegenheit eine Klassensteuer und eine Abgabe von den beweglichen und liegenden Gütern aus, wie sie in unseren Zeiten allgemein geworden sind*).

Von dem Kaiser und dem englischen Könige hatte Ludwig XII. wenig zu fürchten; er richtete daher, während Beide ihn von Calais und von Flandern aus bedrohten, seine Hauptrüstungen auf die Wiedereroberung von Mailand. Er hatte es dabei, ungeachtet des zwischen

(unter Alexander VI.), dann Mars (unter Julius II.) und nun besteige Pallas den Thron.

*) Ein Herzog, heißt es, zahlt 6 Pfund 13 Schillinge, ein Graf oder Marquis 4, die Frauen derselben ebensoviel, die Baronets, die Barone und ihre Weiber je 2 Pfund, andere Ritter und Lords, welche im Parlament sitzen, 1 Pfund 10 Schillinge, die Landeigenthümer aber, je nach dem jährlichen Ertrage ihrer Güter, von 40 Pfund eines u. s. w., so daß Diejenigen, welche weniger als 2 Pfund Einkommen haben, 1 Schilling entrichten. Wer ein Vermögen von 800 Pfund hat, zahlt 2 Pfund 13 Schillinge u. s. w., der Knecht und Taglöhner aber von 2 Pfund jährlichen Lohnes 1 Schilling und von 1—2 Pfund 6 Pence, alle anderen Individuen 4 Pence.

ihm und Ferdinand dem Katholischen bestehenden Waffenstillstandes, mit den Spaniern zu thun, da der Waffenstillstands-Vertrag nur Frankreich und Spanien anging und Italien ausdrücklich ausschloß. Uebrigens war damals auch Papst Leo X. mit den Spaniern zerfallen, weil er Parma und Piacenza für seine Familie zu erwerben suchte und deshalb seines Vorgängers Ansprüche auf diese Herzogthümer ernent, Raimund von Cardona aber nach Julius II. Tode die Bürger von Parma und Piacenza gezwungen hatte, den Herzog Maximilian Sforza von Mailand wieder als ihren Oberherrn anzuerkennen. Der Streit zwischen dem Herzoge von Mailand und dem Papste ward jedoch wieder beigelegt; der Herzog räumte Parma und Piacenza wieder und Leo leistete ihm dagegen seine Hülfe, ohne sich freilich deshalb öffentlich für ihn und gegen die Franzosen zu erklären. Dem Herzoge heimlich zu helfen, überließ der Papst den Schweizern, weil er in dem Augenblicke, als er mit den Spaniern unzufrieden ward, sich mit Ludwig XII. eingelassen hatte.

An der Spitze des ansehnlichen Heeres, welches Ludwig XII. im Frühling 1513 zur Wiedereroberung von Mailand nach Italien schickte, stand als sein Stellvertreter (lieutenant général du roi) und als Oberbefehlshaber der Herr de la Tremouille. Unter ihm dienten als Unterbefehlshaber der Marschall Johann Jakob Trivulzio und zwei Herren von der Mark, Nachkommen des Ebers der Ardennen, welche dadurch, daß ihre Güter an der deutschen und niederländischen Grenze lagen, in den Stand gesetzt wurden, das Geschäft der Raubritter des Mittelalters, gleich einem Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, auch noch im 16. Jahrhundert fortzutreiben. Robert von der Mark, Herr von Sedan, führte 7—800 Ritter und 8000 französische Miethlinge (aventuriers) zu Fuß, sein Sohn, der Marschall von Fleuranges, 6000 Landsknechte oder deutsche Miethlinge. Hätte Ludwig XII. statt des Herrn de la Tremouille den Marschall Trivulzio zum Oberanführer seines Heeres gemacht, so würde die Unternehmung schwerlich gescheitert sein. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten Tremouille's weiß freilich diesen gegen alle Vorwürfe zu vertheidigen; alle übrigen Schriftsteller behaupten aber, Tremouille allein sei Schuld daran gewesen, daß der Kriegszug einen für Frankreich schimpflichen und verderblichen Ausgang gehabt habe. Auch gibt jener Biograph wenigstens zu, daß Tremouille gleich anfangs nichts Gutes geahnt habe*).

Als die Franzosen in Italien erschienen, war Raimund von Cardona, dessen Heer zu schwach war, auf Ferdinand's Befehl ganz aus dem Mailändischen heraus in die Gegend von Piacenza gezogen, um

*) Qui n'osa le (das Commando) refuser, combien qu'il cogneust la charge estre dangereuse pour les causes susdites.

Digitized by Google

sich auf den ersten Wink nach Neapel wenden zu können. Asti und Alessandria wurden daher von den Franzosen ohne Widerstand genommen. Da nun überdies die uneinigen, hin und her wankenden Italiener jetzt dieselben Franzosen, welche sie im vorigen Jahre zu Tausenden gemordet hatten, zurückriefen, so beruhte die Rettung des Herzogs von Mailand ganz allein auf den Schweizern. Auch nach Genua schickten die Franzosen Truppen, um die Brüder Adorni gegen die Fregosi, die Demokraten der Riviera gegen die Aristokraten der Hauptstadt zu unterstützen. Die Letzteren mußten weichen und Genua ward mit Ausnahme des Castelletto durch die Adorni wieder französisch. Als das Heer der Franzosen in das Mailändische einrückte, waren eigentlich nur noch Como und Novara in den Händen des Herzogs Maximilian. Dieser hatte nämlich in der Stadt Mailand nicht zu bleiben gewagt und war mit seinen unzuverlässigen Italienern und mit 5000 Schweizern halb fliehend nach Novara gezogen. Zugleich hatte der venetianische Oberfeldherr Alviano eines Theils die Unzufriedenheit der Lombarden benutzt, um Peschiera, Valeggio und Cremona (dieses jedoch ohne Burg) zu besetzen, anderes Theils aber seinen Unterbefehlshaber Renzo da Ceri abgeschickt, um den Abfall der Bürger von Bergamo und Brescia, wo die Spanier sich in die Burg warfen, zu unterstützen. Auch Lodi und Soncino fielen vom Herzoge ab und erklärten sich für Frankreich.

Das französische Heer wandte sich zuerst gegen die Stadt Novara und begann sie zu beschießen. Die Schweizer ließen aus Uebermuth ein Thor offen und verhängten dieses wie auch eine von den Franzosen geschossene Breche mit Leintüchern. Bald erhielt Tremouille die Nachricht, daß er bei einem Sturm auf Novara Gefahr laufen werde, zwischen zwei schweizerische Heere zu kommen, da eine neue stärkere Schaar der Schweizer über den Simplon durch das Thal von Aosta zum Entsatze heranrückte, während zugleich ein dritter Zug derselben im Anmarsch war. Um also nicht vor Novara von zwei Seiten her angegriffen zu werden, lagerte sich Tremouille an einem Orte, den man la Riotta nannte. Diese Stellung war schlecht gewählt, weil zwischen den Bergen die schwere Reiterei, welche die Hauptstärke der Franzosen ausmachte, nicht gebraucht werden konnte, das französische Fußvolk aber dem schweizerischen nicht gewachsen war. Am 5. Juni erhielt Novara eine Verstärkung, durch welche die Zahl der dort befindlichen Schweizer auf 10,000 Mann vermehrt wurde, und nun beschlossen diese auf den Rath Jakob Matti's aus Livinen oder, wie er sonst genannt wird, Jakob's von Uri, das dritte schweizerische Heer, welches der Freiherr von Hohensax ihnen zuführte, nicht zu erwarten, sondern gleich am nächsten Tage aus Novara hervorzubrechen. Tremouille ließ sich überraschen; die Schweizer

erfochten daher am 6. Juni 1513, und zwar diesmal sie allein, einen glänzenden Sieg, und da die Franzosen, anstatt sich nach Asti und Alessandria zu wenden, in schimpflicher Flucht über die Alpen zurückgingen, so fielen auch das ganze Geschütz und alle Schießvorräthe derselben in die Hände der Sieger. Auch Genua ward der französischen Partei wieder entrissen und ein Franzose zum Dogen gewählt. Die elenden Lombarden fielen über die kurz vorher begünstigten Franzosen meuchelmörderisch her und suchten durch Niederträchtigkeit und durch Geld die Gnade des Herzogs Maximilian zu erlangen. Alle Städte mußten große Summen zahlen, Mailand 200,000 Dukaten, die Anderen im Verhältniß. Dieses Geld floß insgesammt den Schweizern zu, befriedigte aber ihre Habsucht nicht, obgleich sie sich auch noch unmittelbar auf Kosten der Piemontesen bereicherten, in deren Land sie und der Herzog unter dem Vorwande, den Franzosen die Rückkehr nach Italien unmöglich zu machen, gleich den Mongolen und Türken hausten; Savoyen mußte 50,000, Montferrat 100,000 Dukaten zahlen.

Nach dem Treffen bei Novara suchte auch Raimund von Cardona nach seines Herrn Art zu ernten, wo er nicht gesäet hatte. Er kehrte ins Mailändische zurück, um den Venetianern ihre Eroberungen wieder zu entreißen. Dies war jedoch nicht ganz leicht; denn er hatte den größten General, welchen die Venetianer je gehabt haben, den Grafen Bartholomäus von Alviano, gegen sich. Der Letztere machte den Spaniern, mit denen sich Ende Juli auch deutsche, von Maximilian gesandte Truppen vereinigten, jeden Fußbreit Landes streitig, mußte aber doch endlich das offene Land von Terra Firma preisgeben und sich auf die Vertheidigung der Städte Treviso, Crema und Padua beschränken. Im Anfange des August setzte Matthäus Lang, welcher einige Zeit vorher endlich Kardinal geworden war und Maximilian's Geschäfte bald als General, bald als Diplomat betrieb, bei den Verbündeten den Beschluß durch, einen Angriff auf Padua zu machen, wo Alviano selbst lag; man war aber bald genöthigt, mit Schimpf und Schande wieder abzuziehen, und der Kardinal mußte selbst gestehen, daß das Kriegswesen doch nicht seine Sache sei; die feuchten Ausdünstungen des Festlandes und der verhaltene Grimm der Landleute gegen die Fremden kamen den Vertheidigern zu Statten. Die Verbündeten wichen hierauf ganz aus dem Venetianischen zurück, bis der Kaiser Ende September ein neues Heer nach Italien schickte. Mit diesen deutschen Truppen und seinen Spaniern marschirte dann Raimund von Cardona an der Etsch herab, ging über die Brenta nach Mestre und feuerte von hier aus, wahrscheinlich nur zum Hohn, einige Kugeln auf die Lagunen, zog aber nachher mit seiner Beute nach Ve-

rona hin. Jetzt mußte Alviano, welcher bisher ruhig in Padua gelegen hatte, auf ausdrücklichen Befehl des venetianischen Senats ausziehen, um dem Feinde den Weg nach Verona zu verlegen. Er verließ also Padua und traf, nachdem er auch die vorher nach Treviso gelegte Truppenabtheilung an sich gezogen hatte, am 7. October 1513 etwa drei Viertelstunden von Vicenza auf den Feind. Als es hier zur Schlacht kam, nahmen der Oberbefehlshaber Prosper Colonna und Ferdinand d'Avalos, Marquis von Pescara, ihre Maaßregeln so gut, daß die Venetianer gänzlich geschlagen, ihre vornehmsten Anführer gefangen oder getödtet, ihr Geschütz und Gepäck genommen wurden. Nach dieser Niederlage der Venetianer war Italien für die Franzosen gänzlich verloren.

Der Papst und die Spanier ernteten den ganzen Vortheil der Veränderung der Dinge in Italien; auch die Schweizer gewannen um diese Zeit in Burgund auf Unkosten Frankreich's Beute und große Summen Geldes. Maximilian und Heinrich VIII. dagegen wurden betrogen, obgleich der Erstere, wie wir unten sehen werden, damals n den Niederlanden einigen Ruhm erfocht. König Heinrich VIII. war im Jahre 1513 ein bloßes Werkzeug des Kaisers Maximilian und seiner Tochter Margaretha, welche ihren Vater zu bewegen wußte, der Eitelkeit des jungen Königs auf jede Weise zu schmeicheln, sich bei demselben sogar als Condottieren-Hauptmann in Dienst zu geben und für ihn ins Feld zu ziehen. Maximilian trug Heinrich's Feldzeichen, die weiße Rose, und schämte sich nicht, einen täglichen Sold von 100 Kronen anzunehmen. Er wollte sogar nach der Art seiner Vorgänger dem eiteln Jüngling durch ein Diplom ohne Bedeutung Geld ablocken; dazu waren aber doch die Engländer zu praktisch. Maximilian wollte nämlich dem König von England die beständige Reichsverweserschaft unwiderruflich übertragen, gerieth aber, als Heinrich wissen wollte, welche Vorzüge und Rechte er dadurch erlange, in große Verlegenheit, und es ward deshalb aus der Sache nichts.

Margaretha übte damals gegen die Franzosen jene Meisterschaft in Verstellung und Lüge, welche wir später an ihrem Mündel und Neffen, Karl V., bewundern und verwünschen werden. Freilich ward sie auch seit 1507 unaufhörlich von dem unruhigen Herzog von Geldern, welchen Ludwig XII. insgeheim unterstützte, auf jede Weise geplagt. Sie täuschte, um Flandern, welches noch immer ein französisches Lehen war, neutral zu erhalten, den König von Frankreich sogar dann noch durch die freundschaftlichsten Briefe, als Heinrich VIII. bereits sein Heer ausschiffen wollte. Sie versicherte nämlich im Juni 1513 dem König Ludwig, daß, wenn gleich andere böse Leute im Begriff seien, sich mit den Franzosen zu verbinden, sie und ihr Vater doch

seine treuen Freunde wären*). Gerade zu derselben Zeit aber erhielt sie einen Brief von ihrem Vater, in welchem dieser ihr die Hoffnung ausspricht, daß Heinrich bei Crotoy landen und die Somme herauf marschiren werde, damit er (Maximilian) die Franzosen an demselben Platze schlagen könne, wo einst sein Schwiegervater sie geschlagen habe (nämlich bei Montlhery 1465; s. Bd. VIII, S. 234)**).

Heinrich landete im Juni 1513 in Calais und Maximilian verschaffte ihm 7000 Mann jener Leute, welche unter dem Namen Landsknechte in Deutschland das Gewerbe der Schweizer trieben und ebenso geübt, tapfer und geschickt, aber auch ebenso roh, räuberisch und gierig waren, als die Schweizer. Diese Schaar hieß die schwarze Bande gleich der italienischen, welche Papst Julius II. gehegt und genährt hatte. Maximilian selbst fand sich bei dem vereinigten Heere ein, als dasselbe zur Belagerung von Therouanne ausrückte, und der englische König war klug genug, ihm die Aufführung zu überlassen. Ludwig XII. hatte, um Therouanne zu entsetzen, ein bedeutendes Heer gesammelt, das unter dem Herzog von Longueville stand und bei welchem sich die ersten Herren und die vorzüglichsten Generale und Ritter seines Reiches befanden. Dieses Heer ließ sich bei dem Hügel Guinegate von Maximilian überfallen und der leichte, schnelle Sieg über dasselbe brachte dem Kaiser um so mehr Ehre, als die besten Ritter Frankreich's fast ohne allen Kampf vor ihm flohen und die ihm tödtlich verhaßten Franzosen also nicht blos besiegt, sondern auch beschimpft wurden. Dies wird man am besten erkennen, wenn man du Bellay's Denkwürdigkeiten liest, in denen ganz genau und namentlich alle die Herren aufgezählt werden, welche bei Guinegate flohen. Zu ihnen gehörten unter Andern der Oberbefehlshaber des Heeres und Statthalter der Picardie, Herr von Piennes, der Herzog von Longueville, der tapfere Bayard, La Palisse und Imbrecourt. Sie waren alle nach der ritterlichen Sitte der Zeit von ihren ungeheuren, schweren Rossen abgestiegen und hatten Helm und Harnisch abgelegt, als Maximilian, noch ehe sie wieder auf ihre hohen Pferde steigen und die Helme aufsetzen konnten, mit seinen Reitern herbeistürzte. Es blieb ihnen nichts als schnelle Flucht übrig und die Franzosen selbst nennen daher auch das Treffen bei Guinegate das Sporengefecht (la journée des éperons), weil sie mehr von ihren Sporen, als von ihren Waffen Gebrauch

*) Combien plusieurs pour leur gaing et prouffit particulier à leurs perils et fortunes soient allez au service du roi d'Angleterre.

**) Par ainsi, que pourrons, schreibt Maximilian, à grand honneur et puissance marcher oultre jusqu'à Montlhéry, où feu nostre beaupère le duc Charles eut grand bataille et victoire, au quel lieu il faut que les François combattent, car c'est au cœur du royaume, qui s'appelle Isle de France.

machten. La Palisse entkam; Bayard dagegen schämte sich zu fliehen und wurde nebst dem Herzoge von Longueville, dem Marquis von Rotelin, Bussy d'Amboise, Clermont und la Fayette gefangen. Therouanne, welches am Flusse Lys zwischen St. Omer und Hesdin gelegen war, konnte sich nach dieser Niederlage der Franzosen nicht halten, und ward den Niederländern zu Gefallen völlig geschleift. Heinrich VIII. ließ sich hierauf bewegen, die Stadt Tournay zu belagern und zu erobern, obgleich der Besitz derselben für England eine drückende Last werden mußte. Nachdem auch diese Stadt Ende September genommen worden war, gingen der Kaiser und der König in die Niederlande, wo Margaretha es an Festen und Feierlichkeiten nicht fehlen ließ.

In demselben Jahre 1513, in welchem Maximilian, Margaretha und der Papst den jungen König von England sowohl bei dem Zuge in den Niederlanden, als auch in Italien auf schmähliche Weise mißbrauchten, erfochten die Truppen desselben einen sehr glänzenden Sieg über König **Jakob IV.** von Schottland. Der Letztere war seit 1503 mit Heinrich's Schwester Margaretha vermählt; diese Verbindung brachte aber beiden Reichen keinen Frieden, sondern nur Uebel. Jakob hatte mit seinem Schwager schon früher wegen einiger Punkte Streit gehabt und gerieth zuletzt wegen eines Mannes aus der Familie der Bartons, welchen Heinrich als Seeräuber behandeln ließ, mit ihm in einen blutigen Kampf. Der Anlaß dieses Streites hängt mit dem Charakter der Schotten und mit einem Vorfalle in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts zusammen. Die Schotten waren, wie ihr Landsmann Walter Scott sie in romantischer Manier lobend schildert, Räuber zur See und zu Lande und dabei, gleich unserm Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, ganz wackere Ritter. Zu denen, welche Seehandel und Seeraub trieben, gehörten auch die bei Jakob in großer Gunst stehenden Brüder Barton. Der Vater dieser Bartons hatte wegen eines Schiffes, das ihm 1473 weggenommen und nicht ersetzt worden war, Entschädigungs-Forderungen an die portugiesische Regierung gestellt und dies bewog den König Jakob, volle 30 Jahre nachher den Söhnen desselben das Privilegium zu geben, die portugiesischen Schiffe so lange zu berauben, bis Schuld und Zinsen bezahlt seien. Diese Erlaubniß benutzten die Schotten, welche das Rauben und Raufen als Handwerk trieben, um auch andere Schiffe zu kapern, und die Bartons, welche in Jakob's Diensten waren, vergriffen sich dabei an englischen Schiffen. Heinrich VIII. schickte hierauf seine Flotte gegen sie aus und diese nahm nach einem Gefechte, in welchem Andreas Barton das Leben verlor, zwei schottische Schiffe hinweg. Heinrich sandte zwar die bei dieser Gelegenheit gemachten Gefangenen nach Schottland zurück, versagte aber dem schottischen Könige die verlangte Genugthuung. Der

Letztere fühlte sich dadurch tödtlich beleidigt und erneuerte deshalb im Jahre 1512 die alte enge Verbindung zwischen Schottland und Frankreich. Er erklärte sich zwar dessen ungeachtet anfangs nicht feindlich gegen England; als aber im Sommer 1513 die Engländer und Franzosen um Therouanne kämpften, schickte Jakob dem französischen Könige eine Flotte zu Hülfe und fiel, als kaum sein Herold in Heinrich's Lager vor Therouanne angelangt war, raubend in England ein. Eine unverständigere Unternehmung ward, wenn wir den Nachrichten der Engländer trauen dürfen, nie gemacht; denn wenn wirklich, wie diese sagen, 80,000 Mann Schotten raubend über die Grenze strömten, so waren diese schlecht bewaffneten, ungeübten Massen ja unfehlbar dem Verderben preisgegeben. Der Graf von Surrey, welcher mit Truppen in Pontefract lag, bot sogleich die Ritterschaft der Nordgrenze auf und zog dann nebst seinem Sohne Lord Howard an der Spitze derselben den Schotten entgegen. Diese hatten, als der Graf Surrey und sein Sohn auf sie stießen, auf dem Hügel von Flodden am Tweed eine nicht zu erstürmende Stellung eingenommen; die beiden Führer der Engländer zeigten dadurch, daß sie ihre Feinde aus derselben zu locken wußten, ein großes Talent. Die Schotten zogen ihnen, wie der officielle Bericht sagt, wohlgeordnet und besonnen nach Art der Schweizer, die hier als Deutsche bezeichnet werden, entgegen*), erlitten aber gleichwohl innerhalb einer einzigen Stunde eine blutige Niederlage (8. September 1513), und die Erbitterung der Engländer, deren Land sie wie Kannibalen verwüstet hatten, machte dieselbe vernichtend für sie. Zehntausend Schotten fielen, und unter diesen war König Jakob selbst nebst seinem natürlichen Sohne, dem Erzbischof von St. Andrews, sowie zwei andere Bischöfe, zwei Aebte, 12 Grafen, 13 Barone und 55 andere angesehene Herren. Auch das aus 17 Kanonen bestehende Geschütz der Schotten ward nebst 6000 Pferden von den Engländern genommen. Das Volk in Schottland wollte an den Tod seines Königs nicht glauben, um so mehr war Heinrich daran gelegen, ihn in London öffentlich bestatten zu lassen. Er bedurfte hierzu der Erlaubniß Leo's X., da Jakob wegen des Bündnisses mit Frankreich im Bann gestorben war.

Zu gleicher Zeit mit Heinrich's Einfall in Frankreich und mit dem Raubzuge der Schotten unternahmen die Schweizer, vom Kaiser bewogen, einen ähnlichen Raubzug in das östliche Frankreich, welcher aber durchaus glücklich war und eigentlich gleichfalls auf Unkosten England's unternommen wurde. Die ganze Schweiz schien um jene Zeit, wie wir bereits früher bemerkt haben, zum Verdruß aller ächten Schweizer und aller Freunde wahrer Freiheit unter ihnen, sich in einen

*) En bon ordre, en la manière que marchent les Allemans, sans parler, ne faire aucun bruit.

Sitz blutgieriger Söldner zu verwandeln. Schweizerische Kriegsleute hatten zuerst den Franzosen und ihrem schrecklichen Tyrannen, Ludwig XI., zum Besitze von Burgund verholfen, waren dann mit Karl VIII. nach Italien gezogen, und hatten endlich, als sie von Ludwig XII. beleidigt worden waren, nicht nur dem Kaiser und dem Papste gegen die Franzosen gedient, sondern auch, nachdem Leo X. ihnen unter dem Vorwande rückständigen Soldes 24,000 Dukaten hatte zahlen lassen, den jungen Herzog Maximilian Sforza von Mailand in Schutz genommen und die Franzosen aus Italien getrieben. Die zuletzt aus Italien zurückgekehrten Schweizer hatten sich theils durch die Zahlungen, welche der Herzog ihnen leistete, theils durch Brandschatzungen und Plünderungen so bereichert, daß endlich alle Schweizer ebenso eifrig in fremden Dienst strömten, wie unsere Zeitgenossen nach dem Golde von Californien. Als daher Kaiser Maximilian, welcher die englischen Subsidien für unerschöpflich hielt, den zugleich vom Papste und vom Herzoge von Mailand aufgeforderten Schweizern für 16,000 Mann eben so viele Kronen monatlichen Sold anbieten ließ, wenn sie ihm für seinen Enkel Karl das Herzogthum Burgund erobern würden, war die Begierde, Theil an Beute und Sold zu nehmen, in der Schweiz so groß, daß sich statt der gewünschten 16,000 Mann ein Heer von 25= oder nach Anderen gar von 30,000 Mann einfand, welches unter dem Oberbefehle des Herrn von Wattenwyl, Schultheißen von Bern, stand. Außer den Schweizern bot Maximilian, welcher nie zu berechnen pflegte, wie weit er mit seinem Gelde reichen könne, auch die Ritterschaft der Grafschaft Burgund auf und nahm zugleich den Herzog Ulrich von Würtemberg mit einigen tausend Reitern in Sold.

Diese Schaaren brachen verwüstend in Burgund ein, plünderten Kirchen, brachen sogar Gräber auf und drangen bis Dijon vor, ehe noch la Tremouille, der Statthalter von Burgund, Anstalten zur Befestigung dieser offenen Stadt hatte treffen können. In der Noth half la Tremouille sich dadurch, daß er Diejenigen unter den Schweizern und Deutschen, welche Französisch verstanden, gewann, um die Uebrigen betrügen zu können. Dies wird zwar in la Tremouille's Denkwürdigkeiten nicht ausdrücklich gesagt; es geht aber aus dem Berichte, welcher in denselben gegeben ist, klar hervor. Zuerst unterhandelte nämlich la Tremouille von der Stadt aus mit einem Albrecht von Stein und Anderen, die er von früher her kannte; dann ging er selbst zu diesen ins feindliche Lager und machte mit ihnen Französisch aus, was den guten Deutschen nachher nur summarisch mitgetheilt ward*).

*) Et leur (der Schweizer) sauf conduit reçu. le seigneur de la Tremouille sans armes et petitement accompagne selon la forme du dit conduit alla vers eux. Dann folgen Winke über die zweitägigen Unterhandlungen. Endlich

Der Betrug war sehr grob; denn wer die Bedingungen liest, welche den nur Deutsch Verstehenden mitgetheilt wurden, wird auf den ersten Blick erkennen, daß la Tremouille ohne ganz besonderen Auftrag so etwas nicht gewähren konnte und durfte. Selbst wenn der König und sein ganzes Heer in Dijon eingeschlossen gewesen wäre, würde dieser sich bedacht haben, den Raubhorden solche Dinge zu versprechen. La Tremouille schloß nämlich (13. September 1513) einen Vertrag, in welchem von Seiten der Franzosen versprochen wurde, den Schweizern 400,000 Goldthaler und dem Herzog Ulrich 8000 zu zahlen, dem Besitze von Mailand, Asti und Cremona zu entsagen, der römischen Kirche und dem deutschen Reiche Alles, was ihnen entrissen worden war, zurückzugeben und endlich keine Truppen mehr in der Schweiz werben zu lassen, wenn nicht vorher die Mehrzahl der Kantone ihre Einwilligung dazu ertheilt hätte. Freilich wurden den Schweizern auch einige Geiseln, nämlich Herr von Mezières, Neffe des Statthalters, ferner Franz Rochefort, Bailli von Dijon, und noch vier angeblich sehr reiche Bürger von Dijon für die Bestätigung dieses Vertrages überliefert*); la Tremouille selbst trug aber kein Bedenken, dem Könige zu rathen, daß er dieselben ihrem Schicksale überlasse und die Bestätigung verweigere. Ersteres konnte leicht geschehen; denn der Bailli Rochefort entfloh aus der Haft, worauf Herr von Mezières den Schweizern eröffnete, seine vier Mitgeiseln seien ganz geringe Leute in vornehmer Tracht; man ließ nachher alle zusammen für 13,000 Kronen frei. Allerdings geriethen die Schweizer, als sie in ihr Land zurückgekehrt waren, in große Erbitterung und an vielen Orten der Schweiz war von einem neuen Zuge die Rede; allein da Niemand die Kosten der Ausrüstung hergeben wollte, so blieben Alle zu Hause. Um die versprochenen 400,000 Goldthaler, von welchen die Schweizer nur 20,000 auf Abschlag erhielten, bettelten und plagten sie nachher so lange, bis Ludwig's XII. Nachfolger, Franz I., um sie wieder in seine Dienste zu bekommen, ihnen nach ihrer Besiegung mehr Geld gab, als sie im umgekehrten Falle hätten fordern können.

Die Hauptangelegenheit Ludwig's XII. blieb auch im Jahre 1514 die Wiedereroberung des Herzogthums Mailand, obgleich er scheinbar große Anstalten zu einer Landung in England machte und, um Krieg gegen England führen zu können, mit Ferdinand und mit Maximilian

heißt es: Ils (die Schweizer) furent si bien menés par exhortation dn dit seigneur de la Tremouille, qne moyennant qnelque grosse somme de deniers, qu'il leur promit, levèrent leur siège et retonrnèrent en lenr pays, sans antrement endommager le duché de Bonrgogne.

*) Le seigneur de Mezières, neveu de la Tremouille, François de Rochefort, bailli de Dijon, et qnatre des plns riches bourgeois de Dijon.

einen Waffenstillstand auf ein Jahr schloß. Dieser Waffenstillstand ward die Veranlassung, daß sich 1514 plötzlich das ganze politische Verhältniß der Staaten gegen einander veränderte. Heinrich VIII. hatte sich nämlich zur Theilnahme am Bunde gegen Frankreich besonders dadurch bewegen lassen, daß man ihm versprochen hatte, seine jüngere Schwester Maria mit Karl, dem Enkel und Erben Maximilian's und Ferdinand's, zu vermählen. In der Uebereinkunft aber, welche Maximilian mit Ludwig schloß, war eine ganz andere Heirathsverbindung ausgemacht worden, indem Maximilian sich hauptsächlich nur durch Ludwig's Versprechen, seine jüngere Tochter Renata mit dessen Enkel Karl zu vermählen und ihr Mailand als Mitgift zu geben, vom Bunde mit Heinrich entfernen ließ. So sehr man sich auch bemühte, diese Verabredung geheim zu halten, so gelang es doch nicht; denn Heinrich ward durch den Herzog von Longueville, welcher seit dem Treffen bei Guinegate als Kriegsgefangener in England lebte, von Maximilian's Treulosigkeit unterrichtet. Der englische König gerieth darüber in heftigen Zorn. Er verlangte von Margaretha Auskunft, warum ihr Vater nicht zur Vollziehung der verabredeten Heirath erscheine; aber auch selbst diese war von der Sache nicht unterrichtet. Heinrich war also offenbar geäfft.

Diesen Augenblick benutzte der Herzog von Longueville, welcher mit Heinrich oft Federball spielte und ihm den größten Theil seines auf 40,000 Dukaten berechneten Lösegeldes im Spiele abgewonnen hatte, um eine Verbindung zwischen England und Frankreich zu Stande zu bringen. Er setzte sich zu diesem Zwecke mit dem Geistlichen Thomas Wolsey in Verbindung. Dieser ungemein begabte Mann, Sohn eines Bürgers zu Ipswich, war schon damals der Mentor des jungen Königs und hatte von demselben das Bisthum Lincoln erhalten. Der Herzog von Longueville entwarf, da Ludwig's XII. Gemahlin, Anna von Bretagne, kurz vorher gestorben war, den Plan einer Vermählung dieses Königs mit Heinrich's Schwester Maria und schmeichelte also dem Stolze des jungen Herrschers durch die Aussicht, seine Schwester, welche Maximilian für seinen Enkel verschmäht hatte, unmittelbar auf den französischen Thron zu bringen. Heinrich ging auf diesen Plan ein und auch Ludwig, damals 53 Jahre alt, nahm nicht nur den Vorschlag an, sondern verliebte sich nachher sogar sterblich in die 16jährige englische Prinzessin. Die Unterhandlungen über diese Heirath wurden sehr geheim gehalten, um Maximilian ebenso zu überraschen, wie dieser vorher den König betrogen hatte. Deshalb bedienten sich auch der erste Präsident des Parlaments von Rouen, Johann de Selve, und der Generaleinnehmer der Normandie, Thomas Bohier, welche dem Herzoge von Longueville zum Abschlusse des Vertrages nöthig

waren, bei ihrer Reise nach England des Vorwandes, daß sie über das Lösegeld der bei Guinegate Gefangenen unterhandeln sollten. Der Abschluß selbst wurde zwar dadurch erschwert, daß einerseits Ludwig von Heinrich die Herausgabe der Grafschaft und Stadt Tournay und andererseits dieser von jenem die Abtretung aller ehemaligen Besitzungen der Engländer in Frankreich verlangte; allein Ludwig willigte zuletzt ein, daß Tournay in den Händen der Engländer bleibe, und statt der Rückgabe der früheren englischen Provinzen verstand er sich dazu, dem jungen Könige unter dem Vorwande alter Schulden, welche England von Frankreich zu fordern habe, mit Geld auszuhelfen. Heinrich hatte nämlich schon in den ersten Jahren seiner Regierung die reichen Schätze verschleudert, welche sein harter und geiziger Vater durch schlechte Mittel jeder Art zusammengebracht hatte. Drei Verträge wurden damals zwischen Ludwig und Heinrich abgeschlossen und durch dieselben der französische König in den Stand gesetzt, seine Absichten in Rücksicht auf die Wiedereroberung von Mailand mit englischem Beistande zu verwirklichen. In dem ersten dieser Verträge versprachen die beiden Könige, einander sowohl im Angriffs- als im Vertheidigungskriege mit einer bestimmten Anzahl Truppen zu unterstützen. Der zweite bestimmte die Ausstattung, welche Heinrich seiner Schwester geben, und das Wittwengut, welches Ludwig ihr anweisen sollte. In dem dritten übernahm Ludwig, in Betrachtung, daß England wegen einer Schuld Karl's VIII. an Heinrich VII. und des Herzogs Karl von Orleans an die Herzogin Margaretha von Somerset noch Forderungen an Frankreich habe, für sich und seine Nachfolger die Verpflichtung, dem König Heinrich VIII. und dessen Erben eine Million Goldkronen in 38 halbjährigen Terminen zu bezahlen.

Im October 1514 wurde die englische Prinzessin nach Abbeville gebracht und dort mit Ludwig vermählt. Dieser hatte die Zeit kaum erwarten können, bis seine Braut zu ihm komme, und war, als er sie endlich sah, von ihr ganz bezaubert. Seine ältere Tochter Claudia dagegen, welche in dergleichen Dingen ein schärferes Auge hatte, als Ludwig, erkannte sogleich, daß der Engländerin gar nicht zu trauen sei. Die neue Königin war nämlich weder durch Sanftmuth noch durch Keuschheit ausgezeichnet und brachte bereits einen erklärten Liebhaber, Charles Brandon, mit, welchen sie nachher auch, als Ludwig schon im nächsten Jahre starb, alsbald heirathete. Auf Betreiben der Claudia wurde Charles Brandon, welchen Heinrich, seiner Schwester zu Gefallen, zum Herzoge von Suffolk gemacht hatte, nebst einigen Damen, die sie mitgebracht hatte, nach England zurückgeschickt. Heinrich ließ dies ruhig geschehen, obgleich die Heimgekehrten sich darüber bei ihm beklagten. Nur drei Damen, darunter die nachher als Königin so

unglückliche Anna Boleyn blieben bei der neuen Königin in Frankreich zurück, wo sie allerdings nicht in guter Gesellschaft waren. Uebrigens beschwerten sich weder Spanien noch Maximilian, als die Heirath ihnen kund ward; Margaretha und ihr Neffe Karl wurden sogar in den Bund der Könige aufgenommen. Ludwig XII. starb wenige Monate nach seiner zweiten Heirath. Er war schon vor seiner Vermählung oft krank gewesen; die Veränderung seiner Lebensweise nach derselben stürzte ihn in das Grab. Er starb am 1. Januar 1515.

8. Franz I. von Frankreich bis zum Frieden von Noyon.

Ludwig's Nachfolger, Franz I., war der Enkel Johann's von Angouleme, eines Bruders von Ludwig's Vater Karl von Orleans und seit dreiviertel Jahren mit des verstorbenen Königs ältester Tochter, Claudia, welche von ihrer Mutter Anna die Bretagne geerbt hatte, vermählt. Diese Heirath hatte schon längst geschlossen werden sollen, war aber durch Anna immer verhindert worden, weil dieselbe ihr Erbland nicht ganz und für immer mit Frankreich vereinigt haben wollte; die Ehe der Claudia mit Franz wurde daher erst nach ihrem Tode vollzogen. In Folge derselben fiel die Bretagne beim Tode Ludwig's an die Krone, nachdem sie seit der Vermählung der Claudia auf kurze Zeit von ihr getrennt gewesen war; die förmliche Vereinigung fand im Jahre 1532 statt, wo Franz I. die Stände des Herzogthums dahin brachte, ihn um dieselbe zu ersuchen; er ließ hierauf unter Bestätigung aller Privilegien den Dauphin als Herzog krönen.

Franz I., welcher bei seinem Regierungsantritte erst in seinem 21. Lebensjahre stand, war das Ideal eines französischen Königs, eines galanten und eleganten Hofmannes und eines glänzenden, tapferen Ritters. Sein Vorgänger hatte für hart und geizig gegolten, weil er die Habe des Bürgers und Bauern nicht an große Herren, Hofleute, Ritter, Damen und Gelehrte verschwendete; Franz dagegen war ganz national und ist, wie Heinrich IV., bis auf unsere Tage Ideal geblieben. Er war freundlich und liebenswürdig, aber auch leichtsinnig, eitel und verschwenderisch, wie seine Hofleute, und dabei ein Beschützer der Kunst und der Wissenschaften, ohne jedoch von den Letzteren auch nur eine oberflächliche Kenntniß zu besitzen. Eine andere Bildung war auch von seiner Jugenderziehung nicht zu erwarten gewesen. Diese hatte Ludwig XII., welcher sie hätte leiten sollen, ganz der Mutter des jungen Franz, Luise von Savoyen, einer intriguanten und stets mit Liebesangelegenheiten beschäftigten Dame, überlassen; Luise aber hatte ihrem Sohne zuerst den Marschall von Gié und, als dieser sich nicht ganz ihrem Willen fügen wollte, den Herrn von Boissy, Arthur von Gouf-

fier, zum Hofmeister gegeben, und der Letztere hatte dem wilden Knaben im Schlosse von Amboise einige Söhne von Rittern als Gespielen zugesellt, welche eben so wild waren als Franz. Die Knaben spielten während ihrer Kindheit ganze Tage lang Federball und übten sich im Bogenschießen, im Stellen von Fallen und Netzen, sowie im Jagen von Rehen und Hirschen; als sie älter wurden, beschäftigten sie sich mit dem Zureiten von Pferden, dem Lanzenbrechen und dem Uebersetzen über Gräben und Schlagbäume. Dies Alles hatte nicht dazu dienen können, den jungen Franz in die Politik einzuweihen oder zu einer besonnenen, ruhigen und sparsamen Verwaltung seines Reiches zu befähigen und sich die Anbetung der Bauern und Bürger zu erwerben, deren Ludwig XII. genoß. Während daher der Letztere bei dem eigentlichen Volke der gute König, der Vater seines Volkes, bei den Hofleuten und Rittern aber, weil er ihnen nichts schenken wollte, was er vom Volke hätte erpressen müssen, ein Geizhals hieß, wurde Franz vom Adel, sowie von Künstlern, Gelehrten und Dichtern mehr gepriesen, als irgend ein anderer König bis auf Ludwig XIV. Er hat jedoch unstreitig, wie Ludwig XIV., unsterbliche Verdienste; auch erweiterten sich seine Ansichten und Bestrebungen, indem er nach einer adeligen Erziehung und nach der Verwöhnung durch seine Mutter noch einige Zeit hindurch sich des Verkehrs mit Ludwig's XII. Umgebungen erfreute, als dieser ihn endlich an seinen Hof gezogen und in seinen Rath aufgenommen hatte.

Der Anfang der Regierung des jungen Königs ward sogleich durch grenzenlose Verschwendungen an Begünstigte und große Herren, durch Ertheilungen von Statthalterschaften und Sinecuren bezeichnet. Besonders beschenkte Franz seine Mutter Louise von Savoyen mit Land und Leuten; sie wurde sogar in den Stand gesetzt, aus der bei Regierungsveränderungen gewöhnlichen Bestätigung der Privilegien ein einträgliches Gewerbe zu machen. Ihre Creatur Duprat ward zum Kanzler, Karl von Bourbon, dessen Liebe sie suchte, und den sie, wie die an Romanen reichen Franzosen sagen, später wegen verschmähter Liebe verfolgte, in seinem 24. Jahre zum Connetable und Statthalter von Isle de France ernannt und die ganze Familie des Letzteren empfing hohe Aemter und Güter. Odet de Foix, Herr von Lautrec, und Jakob de Chabannes, Herr von la Palisse, erhielten den Marschallstab; die Stelle eines Hofmarschalls aber, welche der Erstere bekleidet hatte, wurde dem servilen Hofmeister des Königs, dem Herrn von Boissy, übertragen, welcher dann als Hofmarschall auch einen Sitz im Kabinet hatte. Dieser und sein Bruder, dem er von Papst Leo X. den Kardinalshut verschaffte, spielten nachher sehr unrühmliche Rollen. Franz selbst nahm sogleich den Titel eines Herzogs von Mailand an

und erklärte, daß er sein Recht an dieses Land als Erbe seiner Urgroßmutter Valentine Visconti um so mehr geltend machen werde, als er die Mitbelehnung erhalten habe. Auch übernahm er den Oberbefehl über das Heer, welches Ludwig XII. zur Wiedereroberung von Mailand völlig ausgerüstet hatte, indem er zugleich für die Zeit seiner Abwesenheit seine Mutter zur Regentin von Frankreich erklärte.

In Italien trug seit dem Ende des Jahres 1513 Venedig ganz allein die Last des Krieges und kämpfte dabei gegen vier Mächte zugleich. Von seinen Feinden war und blieb Kaiser Maximilian der unbedeutendste; wenn dieser auch einmal bis nach Mestre drang, so wurde er doch stets wieder zurückgedrängt, weil es ihm im entscheidenden Augenblicke an Geld fehlte. Furchtbarer waren die Spanier unter Raimund von Cardona. Der Herzog von Mailand, welcher nur durch den Papst existirte und dem derselbe den Prosper Colonna zum Obergeneral gegeben hatte, konnte allein auf die Hülfe der Schweizer vertrauen; diese waren aber fern und sehr theuer. Was die Franzosen angeht, so verloren sie auch noch die wenigen Plätze, welche von ihnen bisher besetzt gehalten worden waren. Sie mußten zuerst die Burg von Mailand dem Herzoge überlassen, übergaben gleich nachher auch die Burg von Cremona und fanden sich am 26. August nicht mehr im Stande, die für uneinnehmbar geltende Leuchtthurmsfeste (la Lanterna) bei Genua zu behaupten. Die Venetianer zeigten übrigens gerade in dieser Zeit, wie unerschöpflich ihre Hülfsmittel und wie unerschütterlich ihre Standhaftigkeit und Festigkeit sei.

Als Franz I. sein Heer in Bewegung setzte, hatten zwar der Kaiser, der Herzog von Mailand, Ferdinand der Katholische und die damals von Lorenzo von Medicis tyrannisirten Florentiner einen Bund mit den Schweizern geschlossen, damit diese die Franzosen von Mailand abhielten; Franz hatte aber von demselben wenig zu fürchten, weil der Papst nicht beigetreten war. Leo X. schwankte hin und her; denn er war darauf bedacht, seinen Bruder Julian, wenn nicht zum Herrn von ganz Italien, doch zum bedeutendsten Fürsten in Oberitalien zu machen. Er hatte schon 1514 bedeutende Schritte gethan, um das Gebiet und den Reichthum der Kirche zu vergrößern und dann mit dem Kirchengute die verschiedenen Glieder seiner Familie zu bereichern. Er hatte den Herzog von Ferrara durch das täuschende Versprechen der Rückgabe um Reggio gebracht und ihn genöthigt, die sehr einträglichen Salinen von Comacchio abzutreten; er hatte von Kaiser Maximilian, welcher immer Geld brauchte, das vorgebliche Recht des Reiches an Modena für elende 40,000 Dukaten an sich gekauft und dachte immer noch auch Ferrara zu erwerben; er hatte endlich den armen Herzog von Mailand genöthigt, Parma, Piacenza und viele andere

Lehen und Orte wieder herauszugeben; es hieß sogar, daß er den Franzosen ihre Ansprüche an Neapel abkaufen wolle. Auch schloß er am 9. December 1514 für sich allein einen Vertrag mit den Schweizern, um sich ihrer im Nothfall gegen die Franzosen bedienen zu können, wenn diese in der That Mailand wieder erobern wollten.

Mit den Franzosen hatte Leo X. längst angeknüpft. Im April 1513 hatte er das lateranische Concil, das durch den Tod seines Vorgängers in Stillstand gekommen war, wieder eröffnet und bei dieser Gelegenheit, wie immer, wo er öffentlich auftrat, durch Milde, Würde und Sicherheit einen großen Eindruck hervorgebracht*). Ludwig XII. eröffnete neue Unterhandlungen, gab das von ihm beschützte Concil von Lyon völlig auf und erhielt in den ersten Tagen des Jahres 1514 Absolution für alle seine Vergehungen gegen den heiligen Stuhl. Gleich nachdem das Bündniß zwischen Ludwig XII. und Heinrich VIII. geschlossen worden war, hatte Leo dem Ersteren sehr freundlich geschrieben und zu verstehen gegeben, wie er mit ihm in Freundschaft zu sein wünsche, damit sie Beide vereint die Spanier aus Italien treiben könnten; und bei dieser Gelegenheit war schon von seinem Bruder Julian die Rede. Ludwig XII. hatte jedoch zu derselben Zeit erfahren, daß der Papst Alles aufbiete, um die Franzosen von Mailand abzuhalten**); er hatte deshalb in seinem Antwortschreiben darauf hingedeutet, daß er, wenn ihm Mailand überlassen werde, dem Bruder Leo's Neapel verschaffen könne. Die Antwort des Papstes auf diesen sonderbaren Antrag war ganz eines Fürsten würdig gewesen, welcher alle Bildung der Alten und der Neueren in sich vereinigte, und dem die größten Künstler und Gelehrten aller Zeiten, sowie alle Sophistik und das ciceronianische Latein eines Bembo und Sadoletus zu Gebote standen. Leo erwiderte nämlich: „Der König möge es ihm nicht übel nehmen, daß er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge vorerst nicht auf einen offenen Bund mit ihm eingehen könne; denn seine Bundesgenossen würden über ihn herfallen, sobald er sich mit Frankreich verbinde. Er bitte daher den König, seinen Zug gegen Mailand nicht zu unternehmen, da

*) Wie glänzend und gewinnend sein Auftreten war, ersieht man aus den Berichten über den Empfang einer portugiesischen Gesandtschaft, welche 1514 in Rom eintraf und von Seiten Emanuels des Großen über die Fortschritte der Eroberungen in Ostindien Meldung brachte. Sie übergab dem Papst asiatische Schätze, fremde, darunter seltene Thiere; ja sie führte in feierlichem Aufzug einen Elephanten mit, welcher vor Leo's Fenster niederknieete. Der Papst bezeigte durchweg eine anmuthige Heiterkeit; übrigens schenkte er dem König von Portugal nicht blos die goldene Rose für das laufende Jahr, sondern ausdrücklich nochmals die bekannten wie die noch unbekannten Länder nach Osten hin.

**) Roscoe (Life of Leo the Tenth) bemüht sich, den Papst von dem Vorwurf eines so zweideutigen Verfahrens zu befreien.

der Papst sich jetzt auch schon allein aus dem Grunde nicht mit ihm einlassen dürfe, weil der Krieg viel Christenblut kosten werde, welches man bei der großen Vermehrung der türkischen Macht schonen müsse. Wenn der König den Zug aufschieben wolle, so werde er nachher den Papst geneigt finden, ihm in Allem zu seiner Größe und seinem Ruhme so behülflich zu sein, wie er es früher gewesen wäre." Nach dieser ächt diplomatischen Antwort schickte dann der Papst, als Franz I. sich an die Spitze des bereits von Ludwig gesammelten Heeres stellte, auf der einen Seite die Schweizer gegen ihn und gewann auf der anderen die Mutter des Königs, welche Alles über ihren Sohn vermochte, für die zur Bereicherung seiner Familie entworfenen Plane. Er vermählte nämlich im Februar 1515 seinen Bruder Julian mit Philiberta, einer Schwester der Louise von Savoyen. Die Hochzeit Julian's wurde im Februar 1515 vollzogen und mit ungeheuerem Aufwande und königlicher Pracht in Rom, sowie nachher noch einmal in Turin, endlich auch in Florenz gefeiert und alle Fürsten Italien's ehrten das neue Ehepaar gleich einem königlichen. Dies war die erste eheliche Verbindung zwischen der französischen Königsfamilie und dem Hause der Medicis, an welche sich in der Folgezeit noch wichtigere Heirathsbündnisse zwischen Beiden anschlossen. Zur Ausstattung Giuliano's waren die Herrschaften Reggio und Modena bestimmt, die der Herzog von Ferrara nicht zurück erhalten sollte; ferner Parma und Piacenza; auch werde er, statt des Herzogs von Urbino, zum Generalcapitän der Kirche ernannt. Als Franz im Begriff war, über die Alpen zu gehen, zeigte sich des Papstes verdächtige Politik aufs Neue. Er gab dem Dogen Octavian Fregoso in Genua einen Wink, daß die Verbündeten es nicht aufrichtig mit ihm meinten; dieser wandte sich also an Frankreich, veranlaßte aber dadurch den mailändischen General Prosper Colonna und die nach Italien gekommenen Schweizer zu einem schleunigen Zuge gegen Genua, und gerieth, da Prosper die Adorni und Fieschi mit sich gebracht hatte, ins Gedränge. Doch trat hierauf der Papst, um es nicht mit den Franzosen zu verderben, als Vermittler auf.

Das Heer, mit welchem Franz im August 1515 nach Italien marschirte, war das zahlreichste und beste, welches bis dahin von irgend einem europäischen Monarchen ins Feld gestellt worden war. In demselben befanden sich unter Anderen 2500 Lanzen (je zu 4 Mann) und 22,000 Mann Landsknechte, welche beiden Truppentheile der wilde Herzog Karl von Geldern führte; ferner 10,000 Basken und Gascogner, welche Peter Navarro, vordem der vortrefflichste General Ferdinand's des Katholischen, meisterhaft eingeübt hatte. Dieser General war nämlich, nachdem er bei Ravenna gefangen genommen wor-

den war und sein König ihm jeden Beitrag zu seinem Lösegelde versagt hatte, in französische Dienste getreten.

Aus Frankreich führten damals nur drei gangbare Alpenpässe nach Italien, der über den Mont Genevre, der über den Mont Cenis und der über Nizza. Von diesen drei Pässen waren die beiden ersteren durch 16,000 Schweizer besetzt; der dritte war zwar offen, er bot aber andere Schwierigkeiten dar und die Schweizer konnten ihn jeden Augenblick sperren. Man richtete daher zwei Abtheilungen des französischen Heeres auf den Mont Genevre und den Mont Cenis, und führte, um den Schweizern, welche bei Susa und Coni lagen, in den Rücken zu kommen, eine dritte Heerschaar auf einem bis dahin unbekannten Wege, welcher am Mont Pelouze vorbei durch das Sturathal nach Coni und Saluzzo führte. Die schwergepanzerte Schaar der Franzosen, welche unter der Leitung eines Gemsenjägers diese Richtung einschlug, ward von Chabannes, d'Aubigny, Trivulzio und Bayard geführt; sie gelangte, indem Peter Navarro mit seinen Basken voran kletterte und den Weg bahnte, auf unbekannten Steigen nach Saluzzo. Zu gleicher Zeit machten nicht nur die Venetianer den spanischen Truppen von Piacenza bis nach Verona hin genug zu schaffen, sondern Octavian Fregoso nahm auch ein kleines, zu Schiffe nach Genua gebrachtes Heer der Franzosen in die Stadt auf. Von Saluzzo aus überraschte die dort erschienene Schaar alsbald den mailändischen General Prosper Colonna. Dieser lag nämlich in Villafranca, drei Stunden von Saluzzo, ganz nahe bei den Schweizern, welche in Coni standen, und anstatt auf die Nachricht von der Ankunft der Franzosen in Saluzzo sich schnell mit den Schweizern zu verbinden, speiste er, als Bayard und la Palisse mit ihren Reisigen am 15. August vor Villafranca erschienen, ganz gemüthlich mit seinem Generalstabe. Die Franzosen stürmten daher auf die Stadt los, hinderten durch das Einschieben ihrer Lanzen die Verschließung des Thores und nahmen dann Colonna und seine Generale, einen Cäsar Feremosca, Peter Margano und Andere, gefangen. Als die Schweizer herbeikamen, waren die Franzosen schon wieder abgezogen. Jetzt konnten auch jene zwei Abtheilungen der Franzosen über den Mont Genevre und Mont Cenis nach Susa und von da bis Turin vordringen, da die Schweizer aus Furcht, im Rücken angegriffen zu werden, sich vom Gebirge zurückgezogen. In Turin sammelten sich die Franzosen, um von da in das Mailändische einzubrechen. Dort hatte sich der Herzog Maximilian hoffnungslos in die Burg von Mailand eingeschlossen, und man sagte sogar, er sei, seit sein General Colonna durch Unvorsichtigkeit in die Hände des Feindes gefallen war, seines Verstandes nicht mehr mächtig gewesen.

Jetzt sahen sich die Schweizer zugleich im Rücken durch das von Genua bis an den Po vorgedrungene Heer, auf der Seite durch Chabannes, d'Aubigny und Trivulzio und endlich von vorne durch die vom König Franz selbst geführte Hauptmacht der Franzosen bedroht. Sie schickten daher ihr Geschütz in die Citadelle von Novara, um zu Fuß in geschlossenen Reihen, mit Lanze, Schwert und Streitaxt gegen die Artillerie und Ritterschaft der Franzosen anzustürmen. Sie waren schon bis nach Galerate unweit Mailand gekommen, als der Herzog von Savoyen mit Verräthern unter ihnen Verhandlungen anknüpfte und im Namen des französischen Königs ihre Forderungen befriedigte. Franz ließ ihnen damals sogar die Auszahlung der in Dijon versprochenen 400,000 Goldthaler zusagen. Die Solothurner, Freiburger, Berner und Ober-Walliser, mit denen ihre Patricier, ein Johann von Diesbach, ein Albrecht von Stein, ein Freiherr von Hohensax und Andere, Handel trieben, zeigten sich bereit, ihren Schützling, den Herzog Maximilian von Mailand, für Geld zu verrathen; allein Wattenwyl, die Schwyzer, Züricher, Urner und Glarner weigerten sich dessen und wollten für den Herzog fechten. Auch der Papst und sein Neffe, Lorenzo von Medicis, welcher das florentinische Heer anführte, spielten eine sehr zweideutige Rolle. Die Briefe des Ersteren an Lorenzo, welche Raimund von Cardona auffangen ließ, lauteten so sonderbar, daß Raimund im Modenesischen Halt machte, um das Weitere abzuwarten, und daß also die Vertheidigung von Mailand im September ganz auf den Schweizern beruhte. Nur der Kardinal von Sitten zeigte den entschiedensten Franzosenhaß. Er reiste sogar, als die Schweizer Geld von ihm forderten und, weil er keines hatte, sein Leben bedrohten, in das spanische Lager und verschaffte sich dort eine Summe, welche aber den Schweizern zu unbedeutend schien.

Der König von Frankreich hatte damals den Schweizern alle ihre Forderungen gewährt. Er hatte ihnen versprochen, nicht allein dem Herzog Maximilian statt des Mailändischen das Herzogthum Nemours nebst einem Jahrgelde zu geben, sondern auch den Schweizern die von Ludwig XII. versagten Jahrgelder wieder regelmäßig auszuzahlen und 600,000 Dukaten in Terminen zu entrichten, sowie noch 300,000 dazu, wenn sie die vom Herzogthum Mailand abgerissenen Stücke, nämlich Tessin und das Veltlin, wieder abträten. Alles dies war bereits ausgemacht und Lautrec hatte eine Summe Geldes, welche Franz durch die Beisteuer seines ganzen Heeres gesammelt hatte, schon nach Buffalora gebracht, als plötzlich die ganze Verhandlung wieder rückgängig ward. Die Hauptursache davon war die Ankunft von 15,000 Mann frischer Schweizer unter dem Bürgermeister von Zürich, Marcus Röust, welche, wenn der Vertrag ausgeführt worden wäre, um

ihren Antheil an dem gehofften Raube und an der erwarteten Belohnung gekommen sein würden. Doch trug gewiß auch eine vom Kardinal von Sitten an seine Landsleute gehaltene Ansprache viel dazu bei, die Schweizer aufs Neue gegen die Franzosen zu entflammen. Wir glauben freilich nicht, daß der Kardinal diejenige Rede gehalten habe, welche der Advokat Guicciardini ihm in den Mund legt, und trauen ihm eben so wenig die zu, welche der Latinist und Rhetor Paul Jovius ihn halten läßt; denn er hatte gewiß eine Art von Beredsamkeit, welche seinen Schweizern handgreiflicher war, als das Schulgepränge dieser beiden Rhetoren. Genug, die Schweizer beschlossen auf seine Anrede, jedenfalls zu schlagen. Sie zogen nach Mailand, wo sie freundlich aufgenommen wurden; als Franz eine Truppenabtheilung dorthin sandte, wurde dieselbe zurückgewiesen. Noch waren viele Schweizer, darunter Röust selbst, für Annahme der Bedingungen des Königs; aber die übrigen, die vom Kardinal Schinner geleitet wurden, machten einen Ausfall und brachte auch die Zurückgebliebenen in die Nothwendigkeit, ihnen nachzuziehen. So kam es, daß die Schweizer das um die Hälfte stärkere französische Heer zu einer Schlacht zwangen. Nur mit genauer Noth brachte Lautrec das in Buffalora niedergelegte Geld vor ihnen in Sicherheit. Am 13. September 1515 begann die entscheidende Schlacht bei **Marignano** oder Melignano, zwischen Mailand und Lodi.

Franz hatte sich, um die Schweizer ganz von dem päpstlichen und spanischen Heere abzuschneiden, auf der von Piacenza nach Mailand führenden Straße, etwa acht Stunden von der letzteren Stadt, zwischen Marignano und Santa Brigitta am Flüßchen Lambro gelagert, ging aber nachher den Schweizern bis San Donato entgegen. Hier wären er und sein Connetable, Karl von Bourbon, am 13. September von den ohne Geschütz und Musik ausgezogenen Schweizern überrascht worden, wenn ihn nicht Trivulzio in dem Augenblicke, als die Schweizer wüthend heranstürmten, gewarnt hätte. Das Treffen war am 13. September höchst blutig, der Ausgang aber war eher den Schweizern günstig. Die ganze darauf folgende Nacht hindurch standen die beiden Schlachtordnungen einander gegenüber und am 14. begann der Kampf aufs Neue und mit verdoppelter Wuth. Er war furchtbar und die Schweizer bewiesen nicht blos unerschütterlichen Muth, sondern auch eine überlegene Taktik, da sie der zahlreichen Artillerie der Franzosen nur einige wenige Kanonen entgegenzustellen hatten; um 10 Uhr Morgens aber verschaffte die unerwartete Erscheinung des venetianischen Feldherrn Alviano den Franzosen den Sieg, da gleichzeitig die Schweizer durch das ausgetretene Gewässer des Flusses Lambro bedrängt wurden, dessen Dämme Trivulzio durchstechen ließ. Alviano hatte den

größten Theil seines Heeres den Spaniern gegenüber stehen lassen und war mit einer kleinen Anzahl Reiter nach Marignano geeilt. Die Hülfe, welche er brachte, war unbedeutend; seine Anwesenheit wurde aber bald bekannt und das Geschrei St. Marcus! St. Marcus! veranlaßte die Meinung, daß das ganze venetianische Heer im Anmarsche sei. Die Schweizer zogen sich deswegen nach Mailand zurück. Sie verließen jedoch das Schlachtfeld in bester Ordnung und der König Franz verbot, sie scharf zu verfolgen, weil das von Alviano verlassene Heer der Feinde diesem leicht nachgezogen sein konnte. Ob übrigens in der Schlacht bei Marignano die Schweizer 10,000, die Franzosen 5000 Mann verloren, lassen wir unentschieden. Gewiß ist, daß König Franz durch seinen Sieg Alles erlangte, was er nur irgend hatte wünschen können. Er war der Erste, der die bis dahin kaum jemals besiegten Schweizer auf offenem Felde geschlagen hatte, und er ward zugleich durch den erfochtenen Sieg wieder Herr von Mailand. Diese Schlacht, welche der krieggewohnte Trivulzio als einen Riesenkampf bezeichnete, hob den französischen Nationalstolz und einzelne Momente derselben wurden in nie ermüdender Nacherzählung ausgeschmückt; so namentlich, daß in diesen Stunden der Gefahr der junge König sich von Bayard den Ritterschlag ertheilen ließ. Der rohe, in blutigen Raufereien unersättliche Herzog von Geldern hatte der Schlacht bei Marignano nicht beigewohnt; er war aus Verdruß über den Vertrag von Galerate nach Hause zurückgekehrt, weil er nicht mehr hoffen durfte, daß es zum Blutvergießen kommen werde. Die Nachricht von seinem Irrthume warf ihn auf das Krankenlager*)

Die Schweizer kehrten nach der Schlacht bei M rignano größtentheils in ihre Heimath zurück, nachdem sie, um unte einem schicklichen Vorwande den Dienst aufgeben zu können, von de Herzoge Maximilian eine recht bedeutende Summe gefordert hatte ; denn sie wußten wohl, daß derselbe kein Geld habe. Nur 1500 vo ihnen warfen sich mit dem Herzog in die Burg, die er, wenn er ht elend und feige gewesen wäre, lange hätte vertheidigen können. Die Mailänder schickten Abgeordnete ins französische Lager und mußten 3 ,000 Dukaten bezahlen; doch ging der König nicht nach Mailand, dern nach Pavia. Zum Statthalter jener Stadt ernannte er den C netable Karl von Bourbon, die Belagerung ihrer Burg dagegen ü rug er dem Peter

---

*) Le duc de Gueldre, sagt du Bellay, voyant la x conclue et ayant nouvelles que les Brabançons estoient entrés en ses , prenant congé du roi laissa sa charge au comte de Guise, son nepveu, rint la poste, pour aller secourir ses sujets, mais arrivé à Lyon estant rti, que la bataille se donnoit, il en print tel ennuy qu'il tomba en fièv ntinue, dont il fut en danger de mort.

Navarro. Schon nach drei Wochen verzweifelte der Herzog an der Möglichkeit, sich in der Burg so lange zu behaupten, bis der Kaiser, zu welchem sein Bruder Franz geflohen war, zum Entsatze herbeigekommen sei; er ward daher am 5. October mit dem Connetable über die Bedingungen der Uebergabe einig. Der König versprach ihm ein jährliches Einkommen von 30,000 Dukaten; dafür überließ der Herzog nicht allein die Burg den Franzosen, sondern er erkannte auch des Königs Recht auf das Herzogthum an, entsagte dem seinigen und nahm seinen Aufenthalt in Frankreich. Hierauf ergab sich auch die Burg von Cremona, welche der Bastard von Savoyen belagert hatte.

Der Papst, welcher längst eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, schloß jetzt einen förmlichen Vertrag mit den Franzosen und bestätigte am 13. October die Bedingungen, welche von dem Herzoge von Savoyen schon lange für ihn ausgemacht worden waren, deren Annahme er aber verzögert hatte, bis jede Aussicht für seine Verbündeten verschwunden war. Eine Verständigung war zwischen beiden Theilen bald zu Stande gebracht, da der König von Frankreich für seine weit aussehenden Plane den Papst eben so nöthig hatte, als der Papst ihn. Leo X. mußte freilich Parma und Piacenza, die bei Mailand, sowie Reggio und Modena, die bei Ferrara bleiben sollten, aufgeben; der König versprach aber dagegen, die Familie Medicis auf andere Weise versorgen zu helfen. Die Herrschaft in Florenz ward dem Hause Medicis gesichert: Leo's Bruder, Julian, erhielt ein Jahrgeld und das Versprechen eines Fürstenthums in Frankreich, und Franz sah nachher ruhig zu, wie Leo X. den Herzog von Urbino, der mit allen diesen Händeln nichts zu thun gehabt hatte, seines Herzogthums beraubte und es seinem Neffen gab. Ein besonderer Artikel des Vertrags bestimmte, das Herzogthum Mailand habe seinen Salzbedarf einzig aus den päpstlichen Salinen zu beziehen.

Raimund von Cardona war über diesen Frieden sehr unwillig; es blieb ihm aber doch am Ende nichts übrig, als mit seinen Spaniern nach Neapel zurückzugehen. Ein eigentliches Bündniß zum Angriff und zur Vertheidigung schlossen übrigens der Papst und der König von Frankreich erst auf einer Zusammenkunft in Bologna. Der Vorschlag zu einer solchen im Allgemeinen ging von Franz aus und wurde vom Papste eifrig ergriffen. Auf der Reise nach Bologna, das er selbst zum Orte der Besprechung bestimmt hatte, kam Leo durch Florenz, wo die Bürgerschaft sich an Processionen und Schaustellungen, wie sie in keiner anderen Stadt mit solchem Reichthum und so hohem Geschmack veranstaltet werden konnten, ergötzte und für die verlorene bürgerliche Freiheit zu entschädigen schien. Unter den berühmten Bildhauern, die für diese Gelegenheit arbeiteten, ist Baccio Bandinelli, unter den Malern

Andrea del Sarto hervorzuheben. In Bologna dagegen, wo Leo im December eintraf, war der Empfang ziemlich kühl. Dagegen überboten sich Papst und König in Gunst- und Ehrenbezeigungen. Franz richtete gleichwohl nichts aus, als er die Vertreibung der Spanier aus Neapel, und nur wenig, als er die Zurückgabe von Modena und Reggio zur Sprache brachte; doch versprach Leo seinen Beistand zur Aufrechthaltung der französischen Herrschaft in Mailand, und einigte sich mit Franz wegen eines Concordates über das Verhältniß der französischen Geistlichkeit zum Papste und zum Könige. Dieses Concordat, auf das wir später zurückkommen werden, sollte den französischen Klerus aller Vortheile jener bekannten pragmatischen Sanction berauben, welche den Inbegriff des durch das Baseler Concil dem päpstlichen entgegengesetzten bischöflichen Kirchenrechtes enthielt, vom französischen Klerus als das ursprüngliche Recht anerkannt und von Parlament und König zum Landesgesetz gemacht worden war. Es ward nämlich durch das Concordat von Bologna die französische Kirche ganz unter die Gewalt des Königs und des Papstes gebracht, indem die freie Wahl der Bischöfe und Aebte aufgehoben wurde und König und Papst sich fortan in die Besetzung der geistlichen Stellen theilten.

Kaiser Maximilian verhielt sich auch nach der Unterwerfung des Herzogthums Mailand unter den König von Frankreich noch immer drohend und war mit Heinrich VIII. für die Familie Sforza thätig; er war aber nicht zu fürchten. Dies zeigte sich, wie wir sogleich sehen werden, bei dem Zuge nach Italien, welchen Maximilian im Jahre 1516 unternahm. Die Schweizer dagegen mußte König Franz I. zu gewinnen suchen, nicht allein weil er sie fürchtete, sondern auch weil er nicht hoffen durfte, seine abenteuerlichen Plane ohne ihre Hülfe ausführen zu können. Er bot daher auch Alles auf, um sie an sich zu ziehen. In dieser Absicht unterhielt er seine Verbindungen mit Albrecht von Stein und anderen Solothurner, Freiburger und Berner Patriciern und gewann die Mehrzahl der Orte für einen Bundesvertrag; er ließ durch den Herzog von Savoyen nicht nur mit denselben in Genf unterhandeln, sondern auch 200,000 Dukaten dorthin bringen, um sie unter die leitenden Männer zu vertheilen. Eine Versammlung von fünf Kantonen zu Zürich war freilich dem Bunde mit Frankreich abgeneigt, es wurden sogar heftige Schimpfworte gegen die Franzosen und ihre Clienten gesprochen und Albrecht von Stein nebst den Anderen, welche ihren schlecht erworbenen Reichthum üppig zur Schau trugen, Nichtswürdige und Verräther gescholten; allein die Intriguen dauerten fort, und die meisten Orte betheiligten sich an dem Empfange des in Genf niedergelegten Geldes. Dagegen blieben fünf derselben, nämlich Zürich, Uri, Schwyz, Basel, Schaffhausen, ferner die Stadt

St. Gallen und die Graubündtner dem Kaiser ergeben; ja als dieser im Frühjahre 1516 von König Heinrich VIII. Geld erhielt und an die Schweizer vertheilte, zogen sie wieder mit ihm nach Italien, um einen Sforza einzusetzen. Maximilian's Zug scheiterte aber nicht blos an denselben Klippen, an welchen bisher alle Unternehmungen dieses Kaisers gescheitert waren, sondern Maximilian sagte auch laut, er sei schnell wieder umgekehrt, weil er gefürchtet habe, von dem französisch gesinnten Theile der Schweizer verrathen zu werden. Sämmtliche Kantone nahmen hierauf die Anerbietungen des Königs von Frankreich an und schlossen mit ihm am 29. November 1516 zu Freiburg ein Schutz- und Trutzbündniß.

Die wichtigsten Bestimmungen dieses sogenannten ewigen Friedens sind in den nachfolgenden Artikeln desselben enthalten. Es solle, heißt es in den beiden ersten Artikeln, ewig Friede und Freundschaft zwischen Frankreich und den Eidgenossen bestehen und alle Kriegsgefangenen sollten ohne Lösegeld freigegeben werden. In dem fünften Artikel verpflichtete sich König Franz, den Schweizern freiwillig für den Zug nach Dijon 400,000 Goldthaler und für den in Italien erlittenen Schaden 300,000 Sonnenkronen*) zu zahlen, und zwar so, daß die Zahlungen in vier Jahresfristen zu Bern geleistet und Verschreibungen für dieselben gegeben, alles das aber, was einige Kantone von den nach Genf abgeführten 200,000 Kronen bereits empfangen hätten, abgezogen werden sollte. Außerdem erhielt der Vertrag noch folgende Hauptbestimmungen: „Jedem Kanton und den Wallisern bezahlt der König jährlich 2000 Livres, sowie den drei Bünden (d. i. den Graubündtnern) das, was Ludwig XII. ihnen zugestanden. Der Abt von St. Gallen nebst seinen Gotteshausleuten und die Toggenburger erhalten 600 Livres, die Stadt St. Gallen 400, die Unterthanen der Grafschaft Greierz (nicht der Graf) 600 Livres. Bellenz, Lugano, Locarno und Maienthal behalten ihre bisherigen Vorrechte in Beziehung auf den mailändischen Staat; die Schweizer können aber wählen, ob sie 300,000 Sonnenthaler annehmen oder im Besitze von Lugano, Locarno, Maienthal, Veltlin, Cleven und anderen zu Mailand gehörenden Plätzen bleiben wollen. Auf jeden Fall verbleibt Bellenz und was dazu gehört den drei Ländern. Das Bündniß soll nicht gelten, wenn von Angriffskriegen gegen Leo X., das Reich, den Kaiser, den römischen Stuhl, Oestreich, Savoyen, Würtemberg, das Haus Medicis, Florenz und den Herrn von Vergier, Marschall von Burgund, die Rede sein sollte." Einige Monate vorher (im August 1516)

*) Der Werth der Sonnenkrone wird von schweizerischen Autoritäten auf 5 Gulden 18 Kreuzer rheinisch angegeben.

war zu Noyon auch zwischen Spanien und Frankreich ein Friede geschlossen worden, dessen wir unten näher gedenken werden.

Nach dem Abschlusse des ewigen Friedens und des Vertrages von Noyon, und nachdem auch Maximilian dem Letzteren beigetreten war, triumphirten die Venetianer mit allem Recht; sie waren aus dem langen Kampfe mit Ruhm hervorgegangen und hatten ihren Besitz behauptet. König Franz hatte nichts gewonnen als den glänzenden Ruhm des Sieges bei Marignano; denn der Besitz von Mailand ward ihm verderblich, weil die Erwerbungen in Italien sich nur durch Geldopfer und Anstrengungen behaupten ließen, welche Frankreich erschöpften. Venedig dagegen war zu Anfang des Jahres 1517 wieder im Besitze von Salo, Peschiera, Bergamo, Brescia, Crema, Verona, Vicenza, Padua, Treviso, Rovigo und Udine, und der venetianische Senat ließ unter der Leitung der ausgezeichneten Generale Gritti und Cornaro die Festungswerke aller dieser Plätze wieder herstellen, sowie neue anlegen. Doch begann gerade damals der Verfall der reichsten Stadt des Erdbodens, obgleich die Weisheit, die Macht und der Reichthum derselben, ja sogar das Ding, welches in Venedig Freiheit genannt ward, und die Blüthe der Künste und Gewerbe, sowie die königliche Pracht der venetianischen Patricier, die man noch jetzt an den verfallenen Landhäusern zwischen Padua und der Lagune sehen kann, ebenso angestaunt wurden, wie man jetzt England anstaunt. Im Osten wurden nämlich die Türken immer mächtiger und der Handel mit Ostindien und China kam nach der Entdeckung und Eroberung der reichen Gegenden des Ersteren durch die Portugiesen in die Hände dieses Volkes, welches im fernen Asien, sowie bald auch im neuentdeckten Süden von Amerika Fürstenthümer, Länder und Inseln besaß. Die Produkte Ostindien's, China's und der indischen Inseln kamen nicht mehr über Venedig, sondern über Portugal und Spanien nach Europa. Spanien verblutete sich freilich schon im Laufe des 16. Jahrhunderts und sank in Trägheit, weil es in Amerika nicht durch Betriebsamkeit, sondern durch die Waffengewalt und den Egoismus eines despotischen Handelssystems herrschen wollte; vorerst bedeckten aber doch seine Schiffe alle Meere, und verdrängten die venetianischen aus denselben. Dagegen zogen die Niederlande, welche unter Margaretha und ihrem Neffen Karl an Spanien geknüpft wurden, den Vortheil von den Entdeckungen der Spanier und Portugiesen. Ihre Betriebsamkeit und ihr Handel nahmen in eben dem Grade zu, als Venedig sank, und erst am Ende des 16. und im Laufe des 17. Jahrhunderts gingen Seemacht, Handel, Reichthum und Gewerbe an die Engländer über.

9. Spanien vom Tode der Isabella an bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen.

Ferdinand der Katholische beherrschte Aragonien, Sicilien und Neapel in seinem eigenen Namen. Im Reiche Castilien hatte er mit Ausschluß Maximilians die vormundschaftliche Regierung wieder erhalten, nachdem er durch seinen Schwiegersohn und dessen belgische Umgebung ganz aus demselben verdrängt worden war. Er war in diesem Reiche Regent, da der Kardinal Ximenez, welcher dasselbe verwaltete, unter seiner Oberaufsicht stand.

Ferdinand und Ximenez verstanden meisterhaft, den Glauben, die Sitten und die Vorurtheile ihrer Landsleute zu benutzen, um in einem Reiche, welches seit vielen Jahren durch bürgerliche Unruhen und durch grausame Kriege mit dem besten Theile der Einwohner zerrüttet worden war, Ordnung und Polizei wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke gebrauchten Beide nicht nur die Allmacht und das ganze willkürliche Rechts- und Gerichtsverfahren der geistlichen Inquisition, sondern sie hoben auch die Gemeinden und Magistrate der Städte und bedienten sich der Hermandad oder Polizeimacht derselben. Auch vereinigte Ferdinand, dessen Hauptziel im Leben die Demüthigung der in Castilien wie in Deutschland nach fürstlichem Ansehen und völliger Unabhängigkeit strebenden geistlichen und weltlichen Großen war, die Großmeisterschaften der drei ganz unabhängigen Ritterorden (St. Jago, Calatrava und Alcantara) in seiner Person, und sah mit Vergnügen, ja wirkte selbst dazu mit, daß dem Ximenez fast alle geistliche und weltliche Macht im Reiche übertragen wurde. Ximenez hatte nämlich schon zur Zeit der Isabella die höchsten Würden der Hierarchie in Spanien erlangt; nach dem Tode dieser Königin aber war er nicht nur Reichsverweser, sondern Papst Julius II. ernannte ihn auch zum Kardinal und Ferdinand machte ihn an der Stelle des Erzbischofs Diego Deza von Sevilla, der als Gönner des Columbus berühmt ist, zum Oberketzerrichter von Castilien.

Der Hauptgedanke des mächtigen Erzbischofs und Kardinals war die Vertilgung der Ungläubigen und die Feststellung der Einheit und Gleichförmigkeit des Cultus. Er entwarf daher auch, wie er denn nach dem Zeugnisse des Alvaro Gomez viele Anlagen zu einem Kriegshelden hatte, alsbald den Plan zu zwei gegen die Mauren in Afrika gerichteten Kriegszügen. Durch diese erreichte er zugleich einen politischen und einen fanatischen Zweck. Er sicherte nämlich zuerst die spanischen Küsten gegen die Raubzüge der Mauren und machte es den vielen noch im Lande befindlichen heimlichen Mohammedanern unmöglich, bei einer Empörung auf Hülfe von Außen zu rechnen. Dann aber setzten beide Kriegszüge ihn auch in den Stand, eines Theils die Ungläubigen

in Afrika, wenn sie nicht gläubig werden wollten, zu verfolgen und zu tödten, und anderes Theils die Juden und Moslim, die Marannos und Moriscos in Spanien durch sein Ketzergericht ungestört einkerkern, verbrennen und verjagen zu lassen. Auf dem ersten Zuge eroberte Ximenez im September 1505 einen Hauptsitz der Christenfeinde und Seeräuber, den der Stadt Cartagena gegenüber gelegenen Hafen Mazarquivir. Der glückliche Ausgang dieser Unternehmung ermuthigte ihn, dem König Ferdinand den Plan zu einer zweiten, größeren vorzulegen. Es sollte jetzt der Stadt Oran gelten, welche damals 20 bis 30,000 Einwohner hatte. Ferdinand zögerte jedoch, auf diesen Vorschlag einzugehen, da er trotz des amerikanischen Goldes immer um Geld verlegen war. Ximenez half ihm aus der Verlegenheit. Er erbot sich, jede erforderliche Summe darzuleihen, sich persönlich zum Heere zu begeben und das ganze Unternehmen allein zu leiten. Jetzt gab der König seine Einwilligung und im Mai 1509 segelte eine Kriegsflotte unter der Führung des Kardinals, der den berühmten Peter Navarro bei sich hatte, nach Afrika. Ein Theil des Heeres landete weit im Osten von Oran, während der andere nahe bei der Stadt ausgeschifft wurde. Beide Theile kamen fast um dieselbe Zeit vor Oran an und es ward hier sogleich ein Treffen geliefert, in welchem die Spanier siegten und mit den fliehenden Feinden stürmend in die Stadt eindrangen. Diese wurde von ihnen geplündert und Tausende wehrloser Einwohner verloren das Leben; doch zog Ximenez nicht, wie bald nachher Papst Julius II. bei der Eroberung von Mirandola, über Leichen in Oran ein, sondern er begab sich erst dann in die eroberte Stadt, als Blut und Leichen hinweggeschafft worden waren. Mehrere hundert christliche Sklaven wurden bei dieser Gelegenheit aus den Gefängnissen von Oran befreit und eine ungeheure Beute gemacht.

Die Geschichten der Spanier schreiben den schnellen und glänzenden Erfolg des Zuges gegen Oran ausschließlich der Leitung des Kardinals zu; Peter Navarro nahm aber diesen Ruhm für sich in Anspruch und in der That bewies derselbe sich später auch als den besten Feldherrn aus Gonsalvo's von Cordova Schule, namentlich als den ersten Meister im Belagerungswesen. Ferdinand, der auf jede Art von Größe eifersüchtig war, weil seine kleine Seele überall nur durch Arglist, Tücke und Verrath zu herrschen suchte, benahm sich damals ebenso undankbar gegen Ximenez, als er sich gegen Gonsalvo von Cordova und später, wie wir bereits gesehen haben, auch gegen Peter Navarro bewies. Der Kardinal hatte das Geld zu dem Unternehmen hergegeben und rechnete darauf, daß er seinen großen Plan, die ganze Küste von Afrika bis nach Aegypten hin unter seiner Leitung besetzen zu lassen, ausführen könne; Peter Navarro nahm aber zur Fortsetzung des Krie-

ges das Commando für sich in Anspruch und Ferdinand schrieb hierüber einen so zweideutigen Brief an Navarro, daß Ximenez, als dieses Schreiben ihm gezeigt wurde, sich sogleich nach Spanien einschiffte. Der König hatte die Heimkehr des Kardinals nicht ohne Weiteres zu befehlen gewagt, und deshalb dem Peter Navarro gerathen, denselben hinzuhalten. Ximenez, welcher am 16. Mai in Afrika gelandet war, trat schon am 22. voll Verdruß die Rückfahrt an.

Peter Navarro, welcher statt des Kardinals die Ausführung des von diesem entworfenen Eroberungsplanes übernahm, wurde, so lange Alles glücklich ging, von Ferdinand mit Geld und Truppen freigebig unterstützt; als aber eine Niederlage erfolgte und das spanische Heer in Italien Krieg führen mußte, wurden die afrikanischen Eroberungen zum Theil eben so schnell wieder verloren, als sie vorher gemacht worden waren. Navarro's Feldzug begann im Januar 1510 mit der Eroberung von Bugia, der Hauptstadt eines der kleinen, unter sich entzweiten mohammedanischen Fürstenthümer oder sogenannten Königreiche, welche an der Küste des mittelländischen Meeres bestanden. Nachher unterwarf Navarro nicht nur Algier, Tunis, Tremesen und andere Küstenstädte, sondern am 26. Juni ergab sich ihm auch das mächtige Tripolis nach einem langen und heftigen Widerstande. Die Eroberung dieser Stadt war jedoch das Ende von Navarro's Siegen; denn die Glaubensgenossen der Mauren fanden sich auf der See wie zu Lande zu einem Kampfe ein, den sie gleich den Christen für einen Glaubenskampf hielten, und erfochten im August auf der Insel Gelves einen großen Sieg, bei welchem Navarro 4000 alte Soldaten, also in jener Zeit ein ganzes Heer, verloren haben soll. Unter den Gefallenen war Don Garcia von Toledo, Vater des berühmten Herzogs von Alba; man beschuldigte ihn, durch sein tollkühnes Vorangehen die Niederlage herbeigeführt zu haben.

Der Kardinal schmollte bei seiner Rückkehr aus Afrika mit dem Könige; er besuchte ihn nicht mehr. Ferdinand dagegen kam 1513 zu ihm nach Alcala am Henarez, wo Ximenez im Jahre 1500 angefangen hatte, eine neue Universität zu gründen, welche 1508 eingeweiht wurde. Diese Stiftung zeugte von königlichen Reichthümern, sowie von königlicher Pracht und Freigebigkeit; sie ist in ganz Europa durch zwei Dinge berühmt geworden, welche nur Ximenez neu zu begründen vermochte. Das Eine war die bedeutende Bibliothek kostbarer arabischer Handschriften, welche Ximenez aus Oran nach Alcala brachte, das Zweite die von ihm besorgte und bereits oben erwähnte Bibelausgabe in verschiedenen Sprachen (Biblia polyglotta Complutensis), die ihresgleichen in Europa nicht hatte, noch hat. Den Bauten und Einrichtungen, welche Ximenez in und um Alcala mit wahrhaft kaiserlichem Auf-

wande machte, widmet sein Lebensbeschreiber Alvaro Gomez einen recht bedeutenden Raum in seinem Werke; er führt aber dabei freilich auch manches Sonderbare an. Dahin rechnen wir namentlich das Statut des Kardinals, vermöge dessen die Professoren von Alcala nach der Zahl ihrer Schüler besoldet und alle vier Jahre neu gewählt werden sollten. Uebrigens richtete Ximenez 42 Professuren ein, zu welchen er auch auswärtige Gelehrte berief; nach 20 Jahren zählte Alcala über 7000 Studirende.

Da Ferdinand seit dem Jahre 1509 in Italien Krieg zu führen hatte und zugleich viele Kräfte und Mittel auf die Vereinigung Navarra's mit Aragonien verwandte, seine Tochter Johanna aber noch lebte und Königin hieß und sein Enkel Karl nicht nur abwesend, sondern auch in Castilien unbekannt war, so herrschte Ximenez dort ganz unbeschränkt und vereinigte die höchste geistliche Macht mit der weltlichen. Er regierte nicht als Mönch und verfolgte kein mönchisches oder pfäffisches Ziel, sondern er gebrauchte als Staatsmann sein kirchliches Ansehen zu eigentlichen Regierungszwecken. Es war daher auch, wenn man seine fanatische Wuth gegen Juden, Mohammedaner und Amerikaner ausnimmt, die Zeit seiner Verwaltung die wohlthätigste, welche Castilien je gehabt hat. Die Polizei der Regierung war im eigentlichen Sinn eine Bürgermacht oder auch eine geistliche Polizei. Diese ließ man sich gefallen, weil in Spanien und Portugal die Religion Volkssitte, Herkommen, Poesie und Kunst, nicht aber, wie bei uns, eine Sache des Glaubens, der Meinung oder gar des Verstandes war. Aus dem nämlichen Grunde fragte nachher auch, als die Reformatoren in Deutschland, in Frankreich und in der Schweiz das Urchristenthum wiederherstellen wollten, in Castilien Niemand nach der Bibellehre oder nach Gründen der überlieferten religiösen Nationalsitte, sondern den Bewohnern dieses Landes blieb stets ebenso der Cultus, wie dem Mohammedaner das Waschen und Beten, die einzige Religion. Von Reform der Kirche war auch in Spanien viel die Rede; aber man verstand darunter vorzugsweise eine strenge Organisation und Rückführung der Geistlichen zu einem ernsten und reinen Lebenswandel.

Das Verhältniß des von lauter Belgiern oder, was fast für einerlei gelten konnte, von Franzosen umgebenen Infanten Karl war, seitdem man seines Großvaters Maximilian Ansprüche an die Vormundschaft in Spanien verlacht hatte, sonderbar genug. Seine Mutter Johanna hieß Königin von Castilien, ihr Vater Ferdinand ließ das Reich durch Ximenez verwalten, der Erbe des Reiches selbst aber befand sich in Flandern unter der Vormundschaft seiner Tante und blieb vom Antheile an der Beherrschung Spanien's auch dann noch ausgeschlossen, als er die Regierung der Niederlande bereits übernommen hatte. Das

Letztere geschah im Jahre 1515; denn damals beschwor Karl im Februar den Brabantern, im April den Flämingern, im Mai den Seeländern und im Juni den Holländern die Blyde Inkomst (Joyeuse entrée) oder mit anderen Worten die Verfassung. Karl, welcher damals erst 15 Jahre alt war, hatte seine Kindheit in den Niederlanden zugebracht und durch seine Tante Margaretha, deren Talente allgemein bewundert wurden, eine ganz französische Erziehung erhalten. Sein Bruder Ferdinand dagegen war in Spanien zurückgeblieben und ganz spanisch erzogen worden. Der Letztere stand daher auch seinem Großvater Ferdinand weit näher als Karl, dessen Lehrer, Freunde und Gespielen lauter Belgier oder Niederländer waren. Auch sagte man, daß Ferdinand der Katholische Aragonien und die italienischen Besitzungen nicht auf seinen Enkel Karl habe vererben wollen; denn das Reich Castilien, in welchem er selbst blos Regent war, konnte er ihm nicht entziehen. Er habe, hieß es, seine zweite Ehe besonders aus dem Grunde geschlossen, damit er, wenn ihm ein Sohn geboren werde, diesem die zuerst genannten Reiche hinterlassen könne; nachher aber, als das von der Königin Germaine geborene Kind nach wenigen Tagen verstorben war, sei er mit dem Gedanken umgegangen, seinen jüngeren Enkel dem abwesenden älteren vorzuziehen. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit diese Angaben begründet sind, da wir in dem vorliegenden Werke uns auf Gerüchte, Projecte, Reden, ministerielle Noten und diplomatischen Quark nicht einlassen. Gewiß ist, daß die Spanier mit den Leuten, welche den jungen Karl umgaben, durchaus nicht zufrieden waren. Unter diesen Leuten war der wackere und gelehrte Pedant Hadrian aus Utrecht, welcher später als Papst Hadrian VI. hieß, damals aber nur noch Dechant von Löwen war, unstreitig der redlichste. Hadrian hatte seinen Schüler in Dingen der anderen Welt unterrichten wollen; Karl hatte aber wenig Notiz davon genommen, obgleich er den guten Pedanten später aus Dankbarkeit zum Bischof von Utrecht machte. Während Karl von den theologisch-metaphysischen Grübeleien, in welchen dieser Niederländer stark war, nie etwas hatte erlernen wollen oder können, war er dagegen für seine Tante Margaretha und für seinen Hofmeister Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, ein sehr aufmerksamer Schüler. Diese weihten ihn früh in die diplomatische Weisheit ein, und zum Diplomaten war er geboren. Mit Eifer lernte er ferner lebende Sprachen und Alles, was sich auf Kriegskunst bezog.

Ferdinand der Katholische litt schon lange an einer Krankheit und diese nahm am Ende des Jahres 1515 einen sehr bedenklichen Charakter an. Karl oder vielmehr sein Mentor, der Herzog von Chievres, schickte daher den erwähnten Jugendlehrer des Ersteren mit dem ge-

heimen Auftrage nach Spanien, gleich nach Ferdinand's Tode die Regentschaft im Namen Karl's in Anspruch zu nehmen. Der Letztere ward nämlich dadurch in eine schwierige Lage gebracht, daß seine Mutter Johanna zwar wahnsinnig, ja zuweilen rasend war, daß aber dessen ungeachtet die Castilianer von keinem Könige etwas wissen wollten, so lange ihre unglückliche Königin noch lebte. Daher dauerte nicht blos die Regentschaft bis auf Ferdinand's Tod, welcher am 23. Januar 1516 auf einer Reise in einem andalusischen Dorfe erfolgte, fort, sondern Ferdinand glaubte auch das Recht zu haben, durch ein Testament zu verordnen, wie es nach ihm mit derselben gehalten werden sollte. Nach diesem Testament sollten Johanna und ihre Erben dem König Ferdinand in seinen Reichen nachfolgen, Ximenez aber die Verwaltung von Castilien so lange, als Karl abwesend sei, behalten und Ferdinand's natürlicher Sohn Alfons, Erzbischof von Saragossa, einstweilen die Regierung von Aragonien führen. Dem Bruder Karl's vermachte Ferdinand einige Herrschaften im Neapolitanischen und 50,000 Dukaten, die ihm jedes Jahr aus der Staatskasse gezahlt werden sollten. Die Königin Germaine schloß nachher noch zwei Ehen, die unfruchtbar blieben. Gonsalvo de Cordova, der große Feldherr, den der König noch in den letzten Jahren mit seinem Mißtrauen kränkte, war zwei Monate vor dem Letzteren in Granada verschieden.

10. Spanien und die Niederlande in der ersten Zeit Karl's V.

Nach dem Testamente Ferdinand's des Katholischen würde Karl I. oder, wie er nachher als Kaiser hieß, Karl V., bis zu seiner Ankunft in Spanien nichts behalten haben, als 50,000 Dukaten, die ihm einst sein Großvater ausgesetzt hatte, als demselben die Verwaltung der spanischen Reiche überlassen worden war. Karl nannte sich daher nicht nur König, sondern der von ihm nach Spanien geschickte Hadrian wurde auch zur Uebernahme der durch Ferdinand's Tod erledigten Regierungen bevollmächtigt. Hadrian war mit den spanischen Angelegenheiten ganz unbekannt. Er konnte daher nicht füglich im Namen eines Prinzen, welcher weder als König anerkannt war, noch auch bis dahin die Regentschaft geführt hatte, ein Recht in Anspruch nehmen, in dessen Besitz Ximenez sich befand und das diesem durch ein Testament zugesichert worden war. Er verständigte sich mit Ximenez dahin, daß Beide bis zum Eintreffen neuer Befehle aus Flandern die Regierung gemeinschaftlich führen wollten. Diese Einrichtung wurde zwar im Februar 1516 von Flandern aus bestätigt; allein die Rathgeber Karl's forderten zugleich von den beiden geistlichen Herren, daß sie Karl sogleich als König anerkennen lassen sollten, obgleich seine Mutter noch lebte.

Dies würde unmöglich gewesen sein, wenn nicht Hadrian bescheiden genug gewesen wäre, die ganze Verwaltung in Ximenez Händen zu lassen und sich mit einer Nebenrolle zu begnügen. Ximenez wußte die Spanier zu behandeln, war der mächtigen Städte, welche er und Ferdinand unabhängig gemacht hatten, ganz sicher und rechnete besonders auf die Stadt Madrid, in der zu jener Zeit mehrentheils, sowie nachher von Philipp II. an beständig die Residenz war. Er rief nach Madrid die Prälaten und die Ritterschaft, um ihnen den Wunsch des Reichserben mitzutheilen. Als diese Herren zusammengekommen waren, bediente er sich des grundgelehrten Publicisten Carbajal, um ihnen historisch und juristisch darzuthun, daß Karl's Forderung, die sie selbst in ihren Schreiben an denselben für eine unvorsichtige und ungewöhnliche erklärt hatten, durch das Recht und den Gebrauch gerechtfertigt werde. Carbajal drang jedoch mit seiner Gelehrsamkeit und seinen juristischen Sophismen nicht durch, und nun zerhieb Ximenez den Knoten, indem er geradezu erklärte, „es handle sich nicht um Berathschlagen, sondern um Gehorchen," und den Thronerben ohne Weiteres in Madrid als König ausrufen ließ. Dem Beispiele Madrid's folgten alsdann auch die anderen Städte, und die Prälaten und Ritter wagten hierauf nicht, sich zu widersetzen. Dies galt indessen nur für Castilien; in Aragonien wurde Karl zwar als rechtmäßiger Nachfolger seines Großvaters, nicht aber als König anerkannt. Den zweiten Prinzen, Ferdinand, der in Spanien erzogen war, ließ Ximenez unter einem Vorwande nach Madrid kommen und beobachten, damit sich der unzufriedene Adel seiner nicht bedienen könne.

Zur Belohnung der castilianischen Städte und folglich zugleich auch zur Demüthigung der unabhängigen Großen vermehrte Ximenez das Fußvolk, dessen sich schon Ferdinand gegen die Ritterschaft bedient hatte. Er ermunterte nämlich durch Worte und durch Geldunterstützungen die Stadtobrigkeiten, Compagnieen von Bürgern zu bezahlen und von Zeit zu Zeit in den Waffen üben zu lassen, damit sie dem Könige bei der Unterdrückung des Faustrechtes Hülfe leisten könnten. Die alten gedienten Officiere, welche mit dem Kardinal die Ungläubigen bekriegt hatten und von einer Constitution nichts wußten, hatte er schon längst gebraucht, um Miethlinge in Dienst zu nehmen. Durch seine Sparsamkeit und durch die vortreffliche Ordnung der Finanzen machte er es möglich, diese Officiere und mit ihnen gegen 30,000 Mann zu besolden, also zugleich eine Bürgermacht und ein geübtes Heer zu seinen Diensten zu haben, wie es damals keine europäische Macht besaß. Auch der Bildung jenes bürgerlichen, scheinbar zur Beschützung der Bürgerfreiheit gegen den Trotz und Uebermuth mächtiger Großen bestimmten Heeres widersetzten sich die beiden höheren Stände; Ximenez richtete aber

dasselbe ein, ohne auch nur im Geringsten die Antwort des Königs erwartet zu haben.

Mit derselben Energie, mit welcher Ximenez diese Einrichtung durchgesetzt hatte, stellte er auch die Finanzen wieder her und untersuchte genau, wie die Gelder, welche Ferdinand als Großmeister der drei Ritterorden bezogen hatte, verwendet worden waren. Er fühlte sich an der Spitze der Stadtgemeinden stark genug, um den vornehmen Leuten Spanien's, welche damals in diesem Lande ebenso, wie es später in England der Fall war, ihren Luxus und ihre Familien aus der Staatskasse unterhielten, die erschlichenen Jahrgelder zu schmälern, die Sineeuren und Titular-Aemter zu nehmen und die Besoldungen zu beschneiden. Dies Alles ließ sich freilich von zwei Seiten her verschieden beurtheilen und wird um so mehr pfäffisch-militärischer Despotismus gescholten, als die Untersuchungen und Verfolgungen der geistlichen Inquisition immer furchtbarer wurden. Die Großen schrieen laut gegen den Kardinal; auch die Belgier, welche Karl's Umgebung und Rath bildeten, darunter der Herr von Chievres, waren unzufrieden; sogar Hadrian fühlte sich unbehaglich, weil er nichts galt. Gleichwohl kann man nicht leugnen, daß Ximenez damals für den König Karl dasselbe that, was später Richelieu und Mazarin für das französische Königthum gethan haben; nur vernichtete er dabei nicht, wie diese, die bürgerliche Freiheit, und war oft menschlicher, als Hadrian und die niederländischen Doctrinärs. Das Letztere geht besonders aus seinem Verhalten in Bezug auf die Einführung von Negersklaven in Amerika hervor, welche zur Erleichterung der zum Goldgraben bis dahin ausschließlich gebrauchten Indianer ersonnen worden war. Ximenez widersetzte sich dieser Maaßregel, weil er alle die Uebel, welche nachher aus ihr entsprangen, voraussah. Er mußte in diesem Falle freilich dem flämischen Philantropen nachgeben. Uebrigens beklagte sich Hadrian bei Karl's Umgebung, daß Ximenez Alles anordne, ohne ihn auch nur zu fragen, und es wurden deshalb noch zwei andere Niederländer, Amersdorf und Lachaux, welche nicht so nachgiebig als er waren, nach Spanien geschickt, um an der Regierung Theil zu nehmen; diese konnten aber ebenso wenig, als der gute Hadrian, sich geltend machen.

Auch die Familienhäupter des castilianischen Adels, der Herzog von Infantado, der Graf von Benavente und der Amirante (Admiral) von Castilien, mußten sich mit dem Testamente Ferdinand's abfinden lassen, als sie den Kardinal trotzig fragten, wo die Vollmacht sei, vermöge deren er monarchischer handle, als ihre Könige gethan hätten. Wir glauben jedoch nicht, daß, wie in allen Geschichten erzählt wird, Ximenez diese Herren an das Fenster geführt und auf die untenstehenden Kanonen als auf sein bestes Patent gedeutet habe, obgleich auch Robertson

und Prescott die Sache berichten*). Dazu war der Kardinal viel zu fein; so etwas konnte nur der ehemalige Schneider Joyce thun, welcher, als er den gefangenen englischen König Karl I. abführte und nach der Vollmacht (warrant) gefragt wurde, blos auf das Pistol deutete, das er in der Hand trug. Dem Papst Leo X. und dem Anhange des Pedro Portocarrero, sowie dem Kapitel des Ritterordens von St. Jago zeigte Ximenez gleich nach Ferdinand's Tode seinen monarchischen Ernst, ohne daß er vorher bei Karl auch nur angefragt hätte. Leo's Vorgänger hatte nämlich die Anwartschaft auf die drei Großmeisterthümer dem Enkel Ferdinand's (Karl) übertragen, damit die großen Güter und Herrschaften der Orden nicht von der Krone getrennt würden; Leo ertheilte aber die Anwartschaft auf die Großmeisterwürde von St. Jago dem Pedro Portocarrero und dieser nahm die Würde gleich nach Ferdinand's Tode in Anspruch. Auf des Papstes Schreiben gestützt, versammelte sich hierauf sogleich das Ordens-Kapitel und schon waren alle Anstalten getroffen, um Portocarrero einzusetzen, als der Kardinal einen Commissär mit Truppen schickte und die Erwählung Portocarrero's vereitelte. Auch der vertriebene König von Navarra, Johann d'Albret, wollte Ferdinand's Tod benutzen und fiel mit einem Heere in sein früheres Reich ein; Ximenez schickte aber eine bedeutende Kriegsmacht gegen den Marschall von Navarra, welcher Johann's Heer anführte, schlug denselben und ließ ihn gefangen setzen. Der Marschall blieb bis zum Jahre 1523, wo er sich selbst das Leben nahm, in Gefangenschaft; Johann d'Albret selbst und seine Gemahlin starben 1516. Eine Verbindung, welche jeder anderen Regierung höchst gefährlich gewesen sein würde, diente dem Kardinal nur, um sein Ansehen oder vielmehr das des Königs zu vermehren. Es war nämlich unter den Großen ein Streit über die Erbschaft des Herzogs von Medina Sidonia entstanden, und als dieselben ihre Sache mit den Waffen hatten ausmachen wollen, hatte Ximenez sie durch seinen General als Rebellen behandeln lassen. Fast alle großen Häuser waren hierauf zusammen getreten und hatten Abgeordnete nach Brüssel geschickt; diese wurden aber daselbst nicht angenommen.

Ungeachtet aller dieser Dinge befand sich der Kardinal während des Jahres 1516 in einer bedenklichen Lage, weil der Herr von Chièvres bei allen anderen guten Eigenschaften, ebenso wie seine belgischen Freunde, sehr geldgierig war und das amerikanische Gold für unerschöpflich hielt, so daß aus Spanien sehr bedeutende Summen nach Belgien gezogen und die Castilianer sehr unzufrieden gemacht wurden. Auch bildete sich in Folge des langen Ausbleibens Karl's eine Partei

*) „Seht hier," soll er gesagt haben, „meine Vollmacht; damit werde ich Castilien regieren, bis Euer und mein Herr vom Reiche Besitz nimmt."

für dessen Bruder Ferdinand, und es war überdies bedenklich, daß die Stadtgemeinden sich zu regen begannen und ungestüm die Berufung der Cortes forderten. Der Kardinal drang daher endlich selbst darauf, daß Karl nach Spanien kommen sollte. Besonders war es das erwähnte Verlangen der Städte, welches den Kardinal bewog, Karl's baldige Reise nach Spanien zu betreiben, obgleich er auch dieser Forderung vorerst zu widerstehen wußte. Karl konnte die Niederlande nicht eher verlassen, als bis er dieselben durch einen Friedensschluß mit König Franz I. gegen diesen und gegen Karl von Geldern zu Wasser und zu Lande gesichert hatte. Es wurde daher jetzt in Noyon an der Oise ein Kongreß gehalten und auf demselben im August 1516 ein Vertrag für die Niederlande, sowie ein anderer für die ganze Monarchie Karl's zu Stande gebracht.

Um die Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und den Niederlanden hatte der damalige Statthalter von Holland, Heinrich von Nassau, das größte Verdienst, und er gewann bei dieser Gelegenheit des Königs Franz I. volle Gunst. Franz versprach in dem Vertrage den Niederlanden seinen Schutz; dafür leistete Heinrich in Karl's Namen ihm die Huldigung für Artois und Flandern. Den Vertrag für die Monarchie Karl's schlossen zwei Bevollmächtigte, welche nach den Befehlen der Erzieher der Könige Franz und Karl handelten. Ihre Vollmachtgeber, der Herr von Chievres und Arthur von Boissy, halfen sich aber dabei nur für den Augenblick aus der Verlegenheit und fragten gar nicht danach, ob der Vertrag vollzogen werden könne. Die Freundschaft zwischen Franz und Karl, hieß es in dem Vertrage, solle durch die künftige Vermählung der einjährigen Tochter des Ersteren mit Karl, welcher bereits 16 Jahre alt war, befestigt werden, und des französischen Königs Ansprüche an Neapel sollten die Mitgabe seiner Tochter sein, die Vermählung aber im 12. Lebensjahre der Prinzessin geschlossen werden und Karl bis dahin jährlich 100,000 Goldkronen, sowie nachher noch die Hälfte bezahlen. Wie konnte eine solche Verabredung jemals vollzogen werden? Was die übrigen Bestimmungen des Vertrages angeht, so blieb Navarra zwar vorerst mit Spanien vereinigt, es waren aber diesem Artikel sonderbare Clauseln beigefügt, wie denn auch die Aufgebung des Besitzes von Neapel so verklausulirt war, daß Franz sogar nach der Heirath immer noch seinen Anspruch geltend machen konnte. In Betreff Navarra's wurde nämlich ausgemacht, daß Karl in seinem Rathe juristisch prüfen lassen sollte, ob sein Großvater Ferdinand ein Erbrecht auf Navarra gehabt habe, was offenkundig nicht der Fall war. Auch sollte Franz die Königin-Wittwe von Navarra — Johann d'Albret selbst war kurz vorher gestorben — auf jede Weise unterstützen dürfen, wenn sie nicht billig

(raisonnablement) entschädigt würde. Von Mailand war in dem Vertrage keine Rede, weil Franz im Besitze dieses Herzogthums war und Chievres in Karl's Namen versprach, daß auch Maximilian den Frieden annehmen werde.

Sowohl Heinrich VIII. von England, als auch der Kaiser Maximilian waren mit dem Vertrage von Noyon sehr unzufrieden. Der Letztere hatte, wie bereits oben bemerkt worden ist, mit einer von Heinrich erhaltenen Geldsumme Schweizer gemiethet und war an der Spitze derselben über die Alpen gezogen; sobald er aber das englische Geld ganz ausgegeben hatte, waren die Schweizer gegen ihn so trotzig und grob geworden, daß er fürchtete, es möchte ihm am Ende gehen, wie es früher dem Herzog Ludwig Moro gegangen war oder mit andern Worten, er möchte von ihnen an den Feind verkauft werden. Er war daher eilig nach Deutschland zurückgekehrt. Hier ließ er sich von seiner Tochter Margaretha bewegen, den Vertrag von Noyon anzunehmen. Doch erfüllte er den Artikel nicht, in welchem ausgemacht war, daß er Verona räumen solle.

Durch den Vertrag von Noyon wurde wenigstens Margaretha in den Niederlanden gegen den fürchterlichen Führer der schwarzen Banden, den Herzog Karl von Geldern, geschützt. Dieser war nämlich nicht sobald aus Italien zurückgekehrt und genesen, als er in Holland und Friesland eingefallen war und daselbst zu Lande gräßliche Verwüstungen angerichtet hatte, während sein würdiger Genosse, ein Seeräuber, welcher der große Peter (de Groote Pier) genannt wurde, alle Schiffe wegnahm. Lange hatte Heinrich von Nassau, der Statthalter von Holland, vergebens gegen die Räuber und Ritter gekämpft, bis er endlich das ganze Land aufbot und den Herzog Karl nach Arnheim hin drängte. Dies war zu derselben Zeit geschehen, als Heinrich den Frieden von Noyon vermitteln half. König Franz bewirkte daher auch, daß am 17. September zu Utrecht ein sechsmonatlicher Waffenstillstand zwischen dem Herzoge von Geldern und dem König Karl geschlossen ward. Nach diesem Waffenstillstands-Vertrage erhielt der Letztere das ihm vom Herzoge entrissene sogenannte westerlauerische Friesland wieder, er mußte aber demselben dafür 100,000 Goldkronen geben und also eine halbjährliche Ruhe theuer bezahlen. Am besten stand sich bei allen diesen Unterhandlungen Heinrich von Nassau; denn er ward bei Gelegenheit derselben ein Glied des souveränen Hauses Oranien, welches von dem kleinen Fürstenthum Orange an der Rhone den Namen hat. König Franz erlaubte ihm nämlich, die Schwester und Erbin Philibert's von Orange und Chalons, Claudia, zu heirathen, welche, weil sie auch in Burgund große Güter besaß, ohne Erlaubniß ihres Lehensherrn, des französischen Königs, sich nicht vermählen durfte.

Karl wurde auch nach dem Frieden von Noyon noch lange in den Niederlanden zurückgehalten, so daß er erst ein ganzes Jahr später nach Spanien reisen konnte, wo er am 17. September 1517 bei Villaviciosa in Asturien landete. Er war, als er in Spanien ankam, von einem ganzen Hofstaate von Belgiern umgeben, welche wegen ihres leichtfertigen französischen Wesens, ihrer Habgier und ihrer hohen Einbildung von sich den ernsthaften und ceremoniösen Spaniern ein arger Gräuel waren. Von seiner Schwester Eleonore begleitet, reiste Karl nach Tordesillas zu seiner Mutter, deren Freude über den Anblick ihrer Kinder, wie Mariana's Fortsetzer, Miniana, sich sehr zart ausdrückt, für einen Augenblick selbst über ihren rasenden Wahnsinn siegte*). Dem Minister dagegen, welchem Karl es verdankte, daß er ganz Spanien in einem Zustande fand, wie es noch nie ein König bei seinem Regierungsantritte gefunden hatte, lohnte er auf das Eingeben seiner Niederländer in einer sehr schnöden Weise. Er ließ nämlich dem 80jährigen Verwalter des Reiches ganz kalt wissen, er möge mit ihm in Mojados zusammenkommen und über die Staatsangelegeheiten verhandeln, dann könne sich der Kardinal zurückziehen, um der Ruhe zu pflegen**); seine Verdienste, hieß es ferner, seien so groß, daß nur Gott sie belohnen könne. Ximenez war allerdings schon durch die Energie, mit welcher er den Großen Castilien's und, wenn sie seinem Willen widerstrebten, auch den Städten Trotz geboten hatte, der niederländischen Umgebung Karl's ein Dorn im Auge. Außerdem hatten die Männer, welche Karl's Gefolge bildeten, schon in Brüssel mit den Aemtern, Stellen, Pfründen, Titeln und Privilegien dreier Welttheile Handel getrieben und waren darin durch die Allmacht des Kardinals gestört worden. Er mußte also weichen. Ximenez starb zwar sehr bald nach seiner Entfernung von den Geschäften (8. November 1517); Prescott hat aber mit Recht bemerkt, daß es lächerlich ist, wenn man dieses Umstandes wegen behauptet, der alte Mann sei vor Verdruß über Undank gestorben. So starke und kalte Seelen, wie die des Kardinals war, ergreift innerer Schmerz nur augenblicklich; wer der Welt widerstanden hat, der widersteht auch dem Kummer und Neid. Ximenez hatte noch ganz neulich den ersten Herren des Reiches, den Herzogen von Alba und Infantado, dem Grafen von Uregna und dessen Sohne, Don Pedro Giron, handgreiflich bewiesen, daß in Folge seiner kräftigen

*) Cui in filiorum amplexu etsi graviter affectae mirifice natura gaudium expressit.

**) Miniana's kurzer Bericht hierüber ist beredter, als die längste Declamation: Ut sibi ad Mogiados occurreret, ubi, postquam de reipublicae rebus, cum de privatis, tum de familia constituenda in commune egissent, domum quieti suae consultum discederet.

Leitung Castilien eine bessere Polizei und mehr Sicherheit habe, als Deutschland. Diese Herren und eine Anzahl anderer Junker hatten sich den königlichen Beamten mit Gewalt widersetzt und Faustrecht geübt. Als darauf Gewalt gegen sie gebraucht werden sollte, warfen sie sich nach guter alter Sitte in die befestigte Stadt Villafranca, um dort die königliche Polizei so lange aufzuhalten, bis sie des Belagerns müde würde. Der Kardinal schickte aber sogleich einige Tausend Mann der von ihm eingerichteten Milizen gegen die Stadt, nahm dieselbe ein, schleifte alle ihre Befestigungen und nöthigte die stolzen Feudalherren, die Gnade des Königs anzurufen.

Karl versammelte, ehe er noch von Aragonien Besitz ergriffen hatte, die Cortes von Castilien zu Valladolid (1518), und fand bei ihnen heftigen Widerstand, als er die auf Ximenez Befehl geschehene Ausrufung seines Königthums geltend machen wollte. Die Stände widersetzten sich zwar nicht, als er fortfuhr, sich König zu nennen; sie bestanden aber darauf, daß nur seine Mutter Königin sei, und alle Befehle und Verordnungen mußten in der Weise ausgefertigt werden, daß ihr Name dem seinigen vorangestellt wurde. Noch ehe Karl nach Aragonien reiste, machten die Niederländer ihn den Spaniern so sehr verhaßt, daß er oder vielmehr seine Räthe für rathsam hielten, seinen Bruder Ferdinand in Begleitung des Herrn de Vere nach Deutschland zu schicken, um einer Vereinigung der spanischen Unzufriedenen zu seinen Gunsten zuvorzukommen. Die Castilianer waren besonders über die Anstellung von Niederländern unzufrieden, da man sich sogar nicht gescheut hatte, das Primat und Erzbisthum Toledo nach Ximenez Tode nicht dem natürlichen Sohne des verstorbenen Königs, dem Erzbischof Alfons von Saragossa, sondern dem Neffen des Herrn von Chievres zu ertheilen. Der neue Primas von Spanien war freilich schon Erzbischof von Cambray, allein auch dies war er nur als belgischer Junker. Auch den Schultheißen von Toledo setzte Karl ab und gab einem Belgier die Stelle desselben. Den Belgier Sauvage, welcher mit Chievres den Frieden von Noyon abgeschlossen hatte, machte er sogar zum Kanzler von Castilien, und als dieser im folgenden Jahre starb, ernannte er an seine Stelle nicht einen Spanier, sondern den Burgunder Galinara, der ihm in den folgenden Jahren im Kabinet sehr nützliche Dienste leistete. Als er endlich im Jahre 1518 nach Aragonien reiste, um von diesem Reiche und von Catalonien Besitz zu nehmen, und deshalb einen Regentschaftsrath für Castilien ernannte, mußten sich die castilianischen Pairs sogar gefallen lassen, daß eine Anzahl Belgier neben ihnen Sitz und Stimme erhielt und durch die Willensverkündigung des Königs ihnen Schweigen auferlegen konnte. Die spanischen Granden waren der Connetable, der Amirante, der Herzog von Alba,

der Erzbischof von St. Jago und einige Andere. Zu den Fehlern, die Karl um diese Zeit beging, gehört auch, daß er die Cortes von Valencia nicht persönlich eröffnete, sondern seinen Lehrer Hadrian mit anderen Niederländern dazu absandte.

Die Städte waren aus anderen Ursachen unzufrieden, als der Adel, welcher die Vortheile des Regierens nicht mit Fremden theilen wollte. Die Bürgerschaften waren nämlich darüber unwillig, daß man so viel Geld aus Spanien in die Niederlande schickte. Die Geschichtschreiber pflegen die Summe, welche durch die sparsamen Niederländer vom spanischen Reichthum erübrigt ward, in einer runden Zahl anzugeben; wir wollen dies jedoch nicht thun, weil wir solchen Angaben und Berechnungen um so weniger trauen, je genauer sie sind und je mehr sie scheinbar aus Urkunden gezogen und durch sogenannte wissenschaftliche Combinationen und Berechnungen begründet wurden. Gewiß ist, daß 1519, während Karl in Aragonien verweilte, die von Ferdinand und Ximenez sehr begünstigten und fast freien Städte Castiliens eine Verbindung unter sich zu knüpfen begannen, welche der Monarchie sehr gefährlich hätte werden können. Den Vorwand zur Gründung dieses castilianischen Städtebündnisses gab die Nichterfüllung der Versprechungen, welche der König auf der ersten von ihm gehaltenen Ständeversammlung zu Valladolid gegeben hatte. Segovia machte den ersten Entwurf eines solchen Bundes und theilte denselben der Stadt Avila mit. Diese forderte dann die Stadt Toledo, mit welcher sie seit langer Zeit in Verbindung gestanden war, zur Theilnahme auf, Toledo aber lud Cuença und Jaën zum Beitritt ein. Vorerst war jedoch nur von dringenden Vorstellungen, die man dem Könige machen wolle, die Rede.

Soweit war es mit der Unzufriedenheit in Castilien gekommen, als Karl zu Barcelona von seines Großvaters Maximilian Tode benachrichtigt wurde, und durch denselben die Aussicht erhielt, zum römischen Kaiser gewählt zu werden und so nicht blos einen leeren Titel, sondern als unumschränkter Beherrscher der meisten Provinzen des weströmischen Reiches auch einen Theil der Rechte der alten römischen Kaiser wieder zu erlangen. Das Letztere war um so eher möglich, als der gewählte deutsche Kaiser vom Papste zum Nachfolger Constantin's des Großen gemacht zu werden pflegte und als die Deutschen einfältig genug waren, Justinian's öffentliches Recht und das auf dasselbe gegründete Kriminalrecht in Hochverraths-Sachen als kaiserliches Recht der Deutschen anzuerkennen. Wir werden nach einer kurzen Uebersicht der Hauptereignisse in Maximilian's letzter Zeit zu berichten haben, wie Karl V. jenem Gedanken Folge gab und wie er die damals in der deutschen Kirche eintretende Spaltung zur Einführung einer absoluten

Monarchie im Staate zu benutzen hoffte. Am 20. Mai 1520 verließ er Spanien; als er zwei Jahre später dort eintraf, war er der Regierungskunst ganz anders Meister geworden.

II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

I. Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Italien in der ersten Zeit der Reformation.

1. Politische Angelegenheiten Deutschland's in den letzten Jahren Maximilian's I.

Maximilian I. und sein Vater waren, wie aus dem Früheren bekannt ist, fast beständig mit den Reichstagen in Streit gewesen, und der Krämersinn der Städte, sowie der Trotz, die Raubsucht und die Rohheit der deutschen Fürsten und Ritter, die sich nur durch die Größe ihrer Besitzungen von einander unterschieden, hatten schwere Leiden über das arme Land gebracht. Man hatte daher schon unter Friedrich III. ernstlich daran gedacht, statt einer kaiserlichen Regierung eine ständische Reichs- und Gerichtsverwaltung einzuführen. Man war auf den Gedanken gekommen, das Reich in Kreise zu theilen, jedem dieser Kreise eine Organisation zu geben, als wenn er einen besonderen Staat bilde, und von Reiches wegen ein Gericht zu bestellen, welches die Streitigkeiten, die noch immer mit den Waffen ausgemacht wurden, nach dem Rechte schlichten sollte. Ueber die Art, wie dieses Gericht und die Kreise einzurichten seien, ward ein halbes Jahrhundert hindurch gestritten, das Faustrecht aber wurde dabei nach wie vor geübt. Die Räuber hießen tapfere und edle Ritter, und ihr rohes Saufen und Raufen wird noch bis auf den heutigen Tag als poetisches Ritterthum romantisch gepriesen. Um jedoch zu zeigen, wie verschieden die prosaische Ansicht des Ritterthums, welche wir aus Franz von Sickingen's und seiner Freunde eigenen Nachrichten entnehmen, von der poetischen Darstellung der Ritterromane eines Walter Scott und Anderer ist, wollen wir einige Beispiele aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts anführen.

Franz von Sickingen, in Maximilian's Zeit der mächtigste unter den reichsunmittelbaren Edlen des Rheinlandes, berühmt als Feldhauptmann und das Musterbild wegelagernder Ritter, hatte von seinem

Notarius, Balthasar Ploer, einen Streit mit der Stadt Worms an sich gekauft und in diesem das Recht in seine Faust genommen. Er hieß zwar selbst kaiserlicher Rath und Kämmerer, wollte aber von dem Reichskammergericht und dem kaiserlichen Hofrath durchaus nichts wissen, denn er dachte, wie er später (1522) dem ihn von seinen Gewaltthaten abmahnenden Reichsregiment mit dürren Worten erklärte: „Es seynd die alten Geigen, an Befehlen mangelt's nicht, aber an denen, die ihnen gehorchen." Alle Kaufleute waren ihm Wormser, und er nahm alle Waaren, welche auf die Frankfurter Messe gebracht werden sollten, auf der Landstraße weg. Man sprach zwar deshalb schon 1517 die Acht gegen ihn aus; er und die anderen Herren kümmerten sich jedoch gar nicht darum. Sickingen behauptete, die Acht hätten die Wormser durch Geld bei den kaiserlichen Hofräthen, besonders bei Herrn Nikolaus Ziegler, ausgewirkt. Trotz der Achtserklärung belagerte Sickingen die Stadt Worms acht Tage lang und er hatte sie schon auf das Aeußerste gebracht, als endlich der Graf von Hagen, Präsident des Reichskammergerichts, die Zwietracht, welche zwischen Rath, Bürgerschaft und Geistlichkeit bestand, beilegte und in Folge davon Sickingen sich zurückziehen mußte. Der Letztere fuhr aber noch zwei ganze Jahre lang fort, die Stadt zu befehden oder mit anderen Worten Straßenraub gegen die Bürger derselben zu üben. Als endlich ein sogenannter römischer Zug gegen ihn nach Landau ausgeschrieben ward, mußten dafür die armen Landauer Bürger seine schwere Hand fühlen. Er raubte diesen nämlich ihre ganze weidende Heerde oder, wie das Original sich ausdrückt, allen ihren Käse. Dabei war Sickingen originell naiv; denn als er bei St. Victor, in der Nähe von Mainz, 12 Frachtwagen, auf denen sich auch Parmesan-Käse befand, weggenommen hatte, schickte er einen dieser Käse dem Reichs-Kriminalrichter, dem Pfalzgrafen Ludwig V., aus unterthäniger Meinung. Der Pfalzgraf wies das gestohlene Gut zurück; Philipp von Flörsheim aber, Domherr von Speier und Sickingen's Schwager, war nicht so zarten Gewissens und nahm einen ihm geschickten Käse an. Dieser Domherr rieth 1518 seinem Schwager, nach Innsbruck zu Kaiser Maximilian zu gehen, der ihn trotz der ausgesprochenen Acht mit Ehren empfangen werde. Dies geschah auch wirklich: mehr als 30 Reichsritter holten Franz von Sickingen mit Ehren ein und der oben erwähnte Herr Nikolaus Ziegler schickte ihm einen Legel Wittlacher Wein, welchen Sickingen und der Graf Emicho von Leiningen alsbald ganz austranken, da Beide ebenso im Trinken wie im Raufen Meister waren.

Das Benehmen Sickingen's zeigt, wie wenig es auch nach der Errichtung des Reichskammergerichts, welches alle Augenblicke stille stand

oder auch ganz verschwand, und nach der Eintheilung des Reiches in Kreise eine gesetzliche Gewalt gab, welche im Stande gewesen wäre, der Reichsritterschaft, die von der Plünderung der Handelsleute und von der Unterdrückung des Landvolkes lebte und sich damit brüstete, die Spitze zu bieten. Im Jahre 1512 war es nämlich mit der sogenannten Reichs-Executionsordnung, zu welcher das Reichskammergericht und die Kreise gehörten, endlich Ernst geworden, nachdem Maximilian auf dem Reichstage zu Köln sich die Vorschläge der Stände hatte gefallen lassen. Dem Faustrecht ein Ende zu machen, war der Hauptzweck; man nannte deshalb auch die Kreise zuerst ausdrücklich Landfriedens-Kreise. Auch wurde damals zu den bisherigen acht Kreisen das Herzogthum Burgund als neunter und Oestreich als zehnter hinzugefügt, weil Maximilian sich schon längst bemühte, beide Länder unter den Schutz des Reiches zu bringen. Doch trat auch durch den Kölner Beschluß die Einrichtung noch nicht ins Leben, sondern dies geschah erst volle zehn Jahre später, unter Maximilian's Nachfolger, Karl V. Jeder Kreis war ein Bild des Reiches; denn wie der Kaiser und ein Reichs-Regiment in den letzten Zeiten gemeinschaftlich das Reich hatten regieren sollen, so sollte in jedem Kreise von dem Kreisobersten und den ihm zugeordneten Räthen die öffentliche Ruhe und Sicherheit überwacht und für die schnellere und gleichförmige Vollziehung der Reichsbeschlüsse gesorgt werden.

Da beide Behörden lange Zeit hindurch nicht im Stande waren, die ihnen gewordene Aufgabe zu erfüllen, so trat, während noch die Fürsten und Städte über die Erzwingung des Landfriedens stritten, eine besondere, nicht von Reiches wegen angeordnete Verbindung in den Vordergrund, welche Gewalt mit Gewalt bekämpfte und nach und nach den Kreishauptleuten und Gerichten es möglich machte, ihren Zweck zu erreichen. Dies war der schwäbische Bund, an dessen Bildung Friedrich's III. vertrauter Rath, Hugo von Werdenberg, Graf von Bregenz, großen Antheil gehabt hatte. Hugo von Werdenberg hatte überhaupt dem Kaiser Friedrich in Reichsangelegenheiten die wesentlichsten Dienste geleistet: er hatte namentlich bewirkt, daß die deutschen Stände nicht nur im ungarischen und im türkischen Kriege sich ihres Kaisers annahmen, sondern daß sie auch nach langem Widerstreben noch bei Friedrich's Leben dessen Sohn Maximilian auf dem Frankfurter Reichstag (1486) zum römischen König erwählten. Im Jahre 1488 hatte derselbe Hugo von Werdenberg dem Kaiser angegeben, wie man den Bund vom Georgen-Schild, dessen Hauptmann Hugo selbst war, zu einem schwäbischen Bunde erweitern und zur Erhaltung des Landfriedens benutzen könne. Diesem Rathe gemäß hatte Friedrich im Februar 1488 die Prälaten, Grafen und Ritter des Bun-

des vom Georgen-Schild nach Eßlingen berufen, und hier hatten nicht nur die Abgeordneten von 22 Reichsstädten sich eingefunden und dem Bunde angeschlossen, sondern auch Graf Eberhard der Aeltere von Würtemberg und Sigismund von Tyrol waren demselben beigetreten. Als ritterlicher Bund vom Georgen-Schild war der Verein ein östreichischer mit östreichischen Farben gewesen; sobald er sich aber „des Kaisers und des Reiches Bund im Lande Schwaben zur Erhaltung des Landfriedens" oder kürzer den schwäbischen Bund nannte, traten auch rheinische und fränkische Fürsten, wie die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, endlich auch der Kaiser als Nachfolger Sigismund's von Tyrol, demselben bei. Der Bund wurde anfangs nur auf bestimmte Jahre geschlossen; der Kaiser hörte aber nicht auf, durch Bitten, Drohungen und Befehle immer mehr Stände zum Eintritt in einen Bund zu bewegen, der zur Sicherheit seiner Mitglieder ein Heer von 10,000 Mann aufstellte, welches jedoch nicht dem Kaiser, sondern einem Bundesrathe untergeben sein sollte. Dieser Bundesrath bestand aus einem ritterschaftlichen und einem städtischen Collegium; dem ersteren gehörten auch die Prälaten an und sein Hauptmann wurde Graf Hugo; das städtische Collegium wählte zu dem seinigen den Bürgermeister von Ulm, Wilhelm Besserer. Später errichteten die beigetretenen Fürsten noch einen besonderen Bundesrath. Im Jahre 1496 ward auf Betreiben des wackeren Kurfürsten Berthold von Mainz der Bund auf drei Jahre verlängert und auch Eberhard der Jüngere von Würtemberg in denselben aufgenommen.

Maximilian sah in dem Bunde eine so tüchtige Bürgschaft des nur durch eine stehende Mannschaft zu erhaltenden Landfriedens, daß er im Juni 1498 die drohende Auflösung desselben durch einen scharfen Strafbefehl verhinderte. Er verbot nämlich bei Strafe der Acht jedem Gliede, aus demselben auszutreten. Zugleich forderte er nochmals alle Glieder des deutschen Reiches dringend auf, sich dem Bunde anzuschließen. Damals trat auch Ulrich, dem sein Vetter, Eberhard der Jüngere, das Herzogthum Würtemberg hatte überlassen müssen in den schwäbischen Bund, welcher bald nachher wieder auf zwölf Jahre verlängert wurde. Der Bund sorgte dann in Süddeutschland für die Erhaltung der Ruhe, an welcher besonders den Städten viel lag, weil damals noch der ganze Handel zwischen dem Norden und dem Süden durch Deutschland ging, ein Handel, durch welchen nicht nur die italienischen Städte, besonders Mailand, Florenz und Venedig, sondern auch die süddeutschen in Franken und Schwaben und die Hanse in Norddeutschland reich und mächtig wurden. Auch über die Wahl der Bundes-Hauptleute ward zu derselben Zeit, in welcher man die zwölfjährige Verlängerung des Bundes beschloß, eine Verordnung gemacht.

Ueber alles dies wurde jedoch nach der leidigen Art der Deutschen sehr lange berathen und geklügelt, um das Beste zu finden, während man das Gute fahren ließ. Seit 1498 war nämlich immer von der Verlängerung des Bundes auf 12 Jahre die Rede; aber erst 1500 kam es wirklich dazu. Um dieselbe Zeit gerieth der Bund in eine Fehde mit den Schweizern, in welcher Maximilian wieder manches ritterliche Abenteuer bestand, am Ende aber doch ebenso wie die Schwaben wenig Ehre davon trug. Sein sehr gebildeter Geheimschreiber Wilibald Pirkhaimer, einer der um die Wiederherstellung der alten klassischen Litteratur unsterblich verdienten Männer, hat diesen Krieg (bellum Helveticum) in klassischem Latein beschrieben. Hätte Wilibald es in Luther's Styl deutsch gethan, so würden wir ein klassisches Werk in unserer Sprache erhalten haben, während wir jetzt nur eine im Ciceronischen Styl verfaßte Arbeit mehr besitzen.

Im Jahre 1512 wurde der schwäbische Bund auf zehn Jahre erneuert und bei dieser Gelegenheit dem Bundesgerichte ein fester Sitz in Augsburg angewiesen. Damals wurden auch der Bischof von Bamberg und die Städte Heilbronn, Wimpfen und Weißenburg im Nordgau in den Bund aufgenommen. Dagegen war Herzog Ulrich von Würtemberg nicht zum Wieder-Eintritt in denselben zu bewegen; er gerieth im Gegentheil schon 1512 mit dem Bunde in Streit. Dieser Fürst, welcher früh anfing, gleich dem Herzoge von Geldern eine Söldnerbande zu unterhalten, eignete sich, als Graf Emicho von Leiningen in die Acht fiel, die Güter und Burgen desselben gewaltsam zu. Er gebrauchte dabei zwar einen scheinbaren Vorwand; diesen wollte aber der Kaiser nicht gelten lassen, und als hierauf der Letztere dem Grafen Emicho die in Folge der Acht eintretende Confiscation seiner Güter erließ, war Ulrich nicht zu bewegen, seinen Raub wieder herauszugeben. Drei Jahre später (1515) erbitterte Ulrich sogar durch einen Mord, dessen wir unten näher gedenken werden, die ganze Reichsritterschaft von Schwaben in noch höherem Grade. Seinen Beitritt zu dem erneuten schwäbischen Bunde hatte er aus dem Grunde verweigert, weil er in Folge desselben das Bundesgericht in Augsburg hätte anerkennen müssen. Als er endlich seine Beitrittserklärung gab, knüpfte er sie an so viele Bedingungen und Clauseln, daß man sie nicht annehmen konnte.

Neben dem schwäbischen Bundesgerichte bestand das Reichskammergericht fort; dies konnte aber seine Urtheile nur selten gegen die Reichsritterschaft, geschweige denn gegen Fürsten und Städte zur Ausführung bringen. Auch war es nicht immer in der Verfassung, Recht sprechen zu können; denn bald war es zu schwach besetzt, bald blieb es unbesoldet, weil die zur Bezahlung bestimmten Gelder fast nie ordentlich

einkamen. Sehr oft waren auch die Beisitzer unter sich oder mit den Bürgern der Stadt, in welcher das Gericht seinen Sitz hatte, uneinig. Zur Zeit des Streites zwischen Franz von Sickingen und den Wormsern befand sich das Reichskammergericht in Worms. Es wurde, wie wir oben bemerkt haben, in diesen Streit verwickelt und mußte in Folge desselben seinen Sitz nach Speier verlegen, wo es dann, nachdem es noch einmal für einige Zeit nach Worms zurückgekehrt war, so lange blieb, bis es nach Wetzlar wandern mußte.

Der Kaiser hatte eben so wenig, als die Reichsgerichte, einen festen Sitz oder eine gebietende Gewalt im Reiche. So gelehrt, romantisch und poetisch Maximilian auch war, und so wenig er es an Reisen, Reichstagen, Projekten und Unternehmungen fehlen ließ, so dürfen wir ihm doch durch die Labyrinthe seines abenteuerlichen Lebens nicht folgen. Unerwähnt darf aber nicht bleiben, daß Maximilian ebenso, wie er seines Enkels Herzogthum Burgund und sein eigenes Herzogthum Oestreich dem System der Kreisverfassung einreihte, sich Mühe gab, das Land Tyrol zum Kurfürstenthum erheben zu lassen, daß ihm dies jedoch nicht gelang.

Da wir europäische, nicht blos deutsche Geschichte im Auge haben, so wollen wir, um den Faden der Letzteren an den der allgemeinen Geschichte anzuknüpfen, aus den Begebenheiten der letzten Regierungsjahre Maximilian's nur diejenigen ausheben, in welchen sich der traurige Zustand der Staatsregierung in Deutschland zeigt und die mit den ersten Regierungshandlungen von Maximilian's Enkel und Nachfolger unmittelbar zusammenhängen. In dieser Hinsicht sind besonders zwei Ereignisse wichtig, welche in dem Augenblicke, als Maximilian's Enkel, Ferdinand und Karl, nach Deutschland kamen, große und dauernde Veränderungen im Inneren des Reiches veranlaßten. Das eine ist die sogenannte Hildesheimische Stiftsfehde, das andere Ulrich's von Würtemberg Streitigkeit mit seinen Unterthanen und mit dem schwäbischen Bunde, welche mit seiner Verjagung aus dem Lande endigte. Diesen beiden Ereignissen ist dann später noch eine Unternehmung dreier rheinischen Fürsten gegen Franz von Sickingen beizufügen, in welcher der Sieg des Fürsten-Regiments über das Ritter-Regiment sich kund gab.

Maximilian's Plane scheiterten in den letzten Jahren seines Lebens fast insgesammt, weil er nie vorher überdachte, ob er die Mittel zur Ausführung habe, und weil er stets, ehe er noch das Eine vollbracht hatte, zu etwas Anderem überging. Er erwarb jedoch zuletzt, im Sinn eines oft angeführten Spruches handelnd (Felix Austria, nube!), seinem Hause die beiden Reiche Böhmen und Ungarn, welche weder seine Heere noch seine Diplomaten ihm hatten verschaffen können.

In Böhmen und Ungarn, welche Länder Kaiser Albrecht II. vorübergehend mit Oestreich vereinigt hatte, herrschte seit dem Tode Georg Podiebrad's (1471) und des Matthias Corvinus (1490) der Jagellone Ladislaus VII., der älteste Sohn des polnischen Königs Kasimir II. und der Tochter des Kaisers Albrecht, Elisabeth, während in Polen zuerst der zweite Sohn Kasimir's, Johann I. Albert, dann (1501) ein jüngerer Sohn, Alexander, und endlich (1506) der jüngste, Sigismund I., ihrem Vater nachgefolgt waren. Maximilian hatte anfangs wenigstens Ungarn gegen Ladislaus zu behaupten versucht, nachher aber, wie immer, sich mit einer Geldsumme abfinden lassen, welche er gleich darauf in lächerlichem Ritter- und Hofgepränge verschwendete. Doch war ihm damals (1491) in dem Frieden von Preßburg, den er mit Ladislaus schloß, außer jener Geldsumme auch die eventuelle Nachfolge in Ungarn und das Recht, sogleich den Königstitel dieses Landes anzunehmen, zugestanden worden. Ladislaus war mit einer französischen Prinzessin, Anna von Foix oder von Candale, einer Nichte Ludwigs XII., vermählt; diese gebar ihm eine Tochter, Anna, und (1506) einen Sohn, Ludwig, nach dessen Geburt sie verschied. Letzterer, ein schwächlicher Knabe (wegen seiner vorschnellen Entwickelung manchmal der Frühzeitige genannt) wurde bereits im Jahre 1508 sowohl in Ungarn, als in Böhmen zum König gekrönt. Maximilian suchte seiner Familie den Heimfall der beiden Reiche, welche Ladislaus beherrschte, durch Heirathsverbindungen zu sichern. Die darüber eingeleitete Unterhandlung ruhte nachher mehrere Jahre lang, bis sie 1514 wieder aufgenommen und durch die geschicktesten Geschäftsmänner und Freunde Maximilian's glücklich zum Ziele geführt wurde. Diese Männer waren zwei um die Verbesserung des Geschmackes in Deutschland, um die Einführung eines klassischen lateinischen Styls und um die Erhellung des klösterlichen Dunkels der Schule verdiente Gelehrte, der uns bereits bekannte Matthäus Lang (Kardinal von Gurk) und Johann Cuspinianus (Spießhammer), ein Schüler des in der Geschichte der klassischen und der deutschen Litteratur als Dichter und Gelehrter so wichtigen Konrad Celtes und dessen Nachfolger in der Bibliothekar-Stelle zu Wien. Durch die Geschicklichkeit dieser beiden Männer brachte der Kaiser nach langen Unterhandlungen es endlich dahin, daß Ladislaus VII. von Böhmen und Ungarn und sein Bruder, König Sigismund I. von Polen, in eine Verlobung der Tochter des Ersteren mit einem der beiden Enkel Maximilian's, sowie einer Enkelin des Kaisers mit des Ladislaus Sohne, dem nachherigen König Ludwig II., einwilligten.

Die Geschichte dieser Verlobung, sowie der ihr vorausgegangenen Verhandlungen und aller dabei in klassischem Latein gewechselten Schrif-

ten und gehaltenen Reden hat uns Cuspinianus schriftlich hinterlassen und Burkard Struve hat dieselbe im zweiten Theile seiner aus Marquard Freher's Nachlaß gesammelten Beiträge zur deutschen Geschichte abdrucken lassen. Wir halten uns jedoch dabei nicht auf, sondern erwähnen jener Schrift nur als eines der Denkmale des aus Italien herüber gebrachten edlen Strebens, der Barbarei und Unwissenheit des Mittelalters ein Ende zu machen. Die beiden Könige Ladislaus und Sigismund kamen im Juli 1515 mit einem barbarischen Pomp und Aufzuge von Preßburg nach Wien, wo Maximilian seiner gewohnten Weise nach für Luxus und Festlichkeiten 150,000 Gulden verschwendete, um nachher wieder von den Fugger, denen er auch Rechte und Güter verkaufte, gegen Wucherzins borgen zu müssen. Der Kaiser erreichte jedoch diesmal seinen Zweck; denn Ladislaus und Sigismund verlobten den Sohn des Ersteren mit Maximilian's Enkelin Maria, und willigten ein, daß Maximilian selbst sich die Schwester seines künftigen Schwiegerenkels, Anna, antrauen ließ, ohne daß dabei bestimmt wurde, ob er bei der Trauung die Stelle seines Enkels Karl oder Ferdinand vertrete. Im nächsten Jahre (1516) starb König Ladislaus zu Ofen; ihm folgte sein zehnjähriger Sohn, Ludwig II. Im Jahre 1521 wurde derselbe mit der jungen Erzherzogin Maria und seine Schwester Anna mit dem Erzherzog Ferdinand vermählt. Letzterer erbte demnach 1526, als Ludwig II. in der Schlacht bei Mohacz das Leben verlor, Böhmen und Ungarn, zugleich aber auch Kriege mit den Türken, welche zwei Jahrhunderte lang für Oestreich höchst verderblich waren.

Nicht so glücklich als in den Heirathsbewerbungen für seine Nachkommen war Maximilian in seinen Bemühungen, die Kurfürsten dahin zu bringen, daß sie noch bei seinen Lebzeiten seinen ältesten Enkel Karl zum römischen König wählten. Die Kurfürsten lehnten dies mehrere Male ab und der französische König Franz, sowie der Papst gaben sich alle mögliche Mühe, es zu verhindern. Die deutschen Wahlherren gebrauchten dabei sogar einen lächerlichen Vorwand, mit welchem es ihnen durchaus nicht ernst sein konnte; da nämlich Maximilian zwar den Titel eines gewählten Kaisers (imperator electus) mit Bewilligung des Papstes angenommen hatte, aber doch von demselben nicht förmlich zum Kaiser gekrönt worden war, so dürften sie nicht zwei römische Könige zugleich haben. Im Jahre 1518 erneuete Maximilian, der sich damals schwach und kränklich fühlte, noch einmal den Versuch, die Erwählung seines Enkels Karl durchzusetzen. Er benutzte die ihm übertragene Vormundschaft des jungen Königs Ludwigs II. von Ungarn und Böhmen, um seinen Zweck zu erreichen, und Karl selbst ließ durch seine spanischen Gesandten viel Geld austheilen. Allein England,

Frankreich und der Papst arbeiteten der Wahl mit Erfolg entgegen, obgleich die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg schon im September 1518 ein Wahl-Decret zu Gunsten Karl's abfassen wollten. Die Franzosen schickten zur Hintertreibung der Sache große Summen, sie ließen auch bei den Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg Kabalen anspinnen und zogen sogar den Herzog Heinrich von Lüneburg in ihr Interesse. Die genannten drei Kurfürsten blieben bis zuletzt französisch gesinnt; alle Fürsten aber benutzten den Streit über die Kaiserwahl, um das künftige Reichsoberhaupt durch eine Wahl-Capitulation zu fesseln und ihm das wohlthätige Recht, zwischen ihnen und ihren Unterthanen zu richten und zu vermitteln, zu schmälern. Der geachtetste und beste unter den deutschen Fürsten, Kurfürst **Friedrich von Sachsen**, den man durch den Beinamen des **Weisen** auszeichnete, war gegen den Kaiser verstimmt, und fand es wohl auch wegen der von seiner neuen Universität Wittenberg aus verkündigten Kirchen-Reformation nicht rathsam, den König von Spanien schon während Maximilian's Lebzeiten zum römischen Könige zu wählen.

Ueber die Kabalen, welche Franz I. von Frankreich seit 1516 machte, um entweder selbst zum römischen Könige gewählt zu werden oder doch Karl's Wahl zu hindern, gibt uns der Sohn des bekannten Robert von der Mark, der nachherige Marschall von Fleurange, Nachrichten. Diese zeigen zugleich, daß die Franzosen den gerühmten Helden der Zeit des Faustrechts, Franz von Sickingen, als einen ganz gewöhnlichen, obgleich sehr begabten Räuberhauptmann ansahen; über Führer von Miethlingen aber hatte der Marschall von Fleurange (l'Aventureux, wie ihn die Memoiren nennen) ein Urtheil, weil er selbst als Anführer von einigen tausend deutschen Landsknechten in französischen Diensten berühmt ward. Fleurange berichtet uns, zu der Zeit, als er Sickingen's Bekanntschaft machte, sei dieser noch nicht als Feldherr berühmt gewesen, sondern erst nach dem Lothringischen Zuge, auf welchem er Sickingen kennen lernte. Dagegen rühmt er ihn als einen Mann von Bildung und Beredsamkeit*). In Lothringen erschien Sickingen, als seine Genossen, die Reichsritter und Grafen, dem Grafen von Geroldseck und dem Herzoge von Bouillon gegen den Herzog von Lothringen Hülfe leisteten. Er allein hatte damals 800 Reisige und 6000 Mann Fußvolk unter seinen Befehlen. Der Herzog wandte sich

*) François de Sickingen estoit gentilhomme Allemand de bien petite race, mais bien gentil compaignon, et du temps, que je vous parle, avoit environ quarante ans, point homme de guerre, mais homme de grand honnesteté, et aimoit fort la guerre, et jamais n'y avoit esté, et estoit le plus beau langageur que je pense en ma vie avoir veu.

in seiner Noth an die Franzosen; diese riethen ihm jedoch, sich mit Sickingen abzufinden, und der Letztere erhielt damals vom Herzog eine Summe Geldes, sowie außerdem einen lebenslänglichen Gehalt von 500 Gulden. Mit denselben Raubhorden, welche den Sickingen nach Lothringen begleitet hatten, zog er gleich darauf gegen die Reichsstadt Metz, von deren Bürgern er 30,000 Goldgulden für sich und einen Monatsold für seine Ritter erpreßte. Nachher nahmen der Abt von Fulda und die Darmstädter Ritter Sickingen in ihren Sold, um den Landgrafen Philipp von Hessen, welcher damals erst 14 Jahre alt war, zu ängstigen. Er belagerte mit ihnen den jungen Fürsten in Darmstadt und brandschatzte das Land desselben auf so grausame Weise, daß Markgraf Philipp von Baden, welcher zur Hülfe herbeieilte, gleich dem Herzoge von Lothringen für rathsam fand, das Raubvolk durch Geld zu entfernen. Sickingen und seine Genossen erhielten damals 50,000 Goldgulden Brandschatzung und 35,000 Goldgulden Kriegskosten.

Als Sickingen diese Züge nach Metz und nach Darmstadt, sowie gleich darauf einen dritten gegen Ulrich von Würtemberg machte, war er gewissermaaßen schon der General aller Raubritter; und von dieser Zeit an ward er an der Spitze seiner Bande ebenso furchtbar in Deutschland, als Franz Sforza und sein Vater in Italien gewesen waren. Der Marschall von Fleurange suchte ihn daher für seinen König zu gewinnen. Er nahm ihn mit sich nach Amboise, wo König Franz den Ritter und seine Freunde mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäufte. Der König sagte ihm freilich nicht ausdrücklich, daß er sich seiner bei der Kaiserwahl bedienen wolle; Sickingen merkte es aber doch. Er erhielt ja ein Jahrgeld von 3000 Thalern, sowie eine Kette, welche ebensoviel werth war, und auch seinen Begleitern wurden Ketten von 500 bis 1000 Thalern an Werth gegeben. Dafür gelobte er freiwillig mit einem Eide, dem Könige von Frankreich in allen Fällen und gegen jedermänniglich beizustehen, nur nicht gegen das Haus Mark. Die Fürsten, sagte er, welche des Königs Geld angenommen hätten, würden demselben ungetreu werden*), er aber niemals. Sickingen rühmte sich damals, daß er jeden Augenblick 2000 Pferde und 10,000 Mann Fußvolk ins Feld stellen könne. Wegen der großen Macht, über welche er jeden Augenblick gebieten konnte, empfing ihn auch Kaiser Maximilian, der ihn 1517 wegen der Wormser Geschichte in die Acht erklärt hatte, 1518 zu Innsbruck aufs freundlichste; denn er bedurfte seiner damals, um die Wahl Karl's durchzusetzen. Diese wurde aber von Maximilian mit solchem Eifer betrieben, daß er am Ende des nämlichen Jahres auch den Fürsten und Kurfürsten auf

*) Dites lui, que les grands princes le tromperont.

Unkosten des Volkes und des Reiches neue Rechte und Privilegien gewährte, welche nachher sein Enkel in der sogenannten Wahl-Capitulation bestätigen mußte.

Sickingen zerfiel übrigens mit dem Könige von Frankreich und dem Marschall von Fleurange bald wieder gänzlich, weil er gleich schlechten Advokaten schlechte Streitigkeiten an sich kaufte, um sie dann ebenso mit der Faust, wie diese mit der Zunge und der Feder, zu seinem Vortheile durchzusetzen. Ein deutscher Kaufmann hatte nämlich Forderungen an die Stadt Mailand und verkaufte dieselben an Sickingen, welcher dann nach seiner Gewohnheit die Waaren aller Mailänder auf den Heerstraßen wegnehmen ließ. Die Mailänder beschwerten sich bei dem Könige von Frankreich, welcher damals ihr Herzog war, und dieser machte hierauf dem Ritter Vorstellungen, wurde aber von ihm zurückgewiesen. Sickingen, meint der Marschall von Fleurange, habe geglaubt, das Faustrecht gelte ebenso in Frankreich, wie in Deutschland. Er habe, fügt Fleurange hinzu, dem Könige eine recht grobe Antwort gegeben; und grob war die Antwort in der That*). Der König entzog darauf dem Ritter das früher ertheilte Jahrgeld und der Herzog von Bouillon gewann dann den Letzteren für Karl.

Maximilian starb am 12. Januar 1519 zu Wels in Oberöstreich und das Reich blieb hierauf 5 Monate lang ohne Oberhaupt. Die beiden Kurfürsten Friedrich der Weise von Sachsen und Ludwig V. von der Pfalz führten jeder in dem Theile des Reiches, der ihm durch das Grundgesetz der goldenen Bulle angewiesen war, das Reichsvicariat oder stellvertretende Amt; die deutschen Fürsten aber suchten aus den Bewerbungen fremder Fürsten um den Kaisertitel den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England und Karl von Aragonien und Castilien bewarben sich um die Kaiserwürde und suchten durch Geschenke und Intriguen Stimmen für sich zu gewinnen. Von ihnen ward Heinrich VIII. bei den Kurfürsten nur aus dem Grunde genannt, weil die deutschen Herren sich mit englischem Gelde bereichern wollten; selbst Papst Leo X., der sich seiner anzunehmen schien, meinte es nicht aufrichtig mit ihm. Als der Wahltag herankam, lagerten sich Franz von Sickingen und Kasimir von Brandenburg, welche durch den Herzog von Bouillon für Maximilian's Enkel, Karl, gewonnen worden waren, mit ihren in Diensten des schwäbischen Bundes gebrauchten, aus etwa 20,000 Mann bestehenden Truppen auf den nach Frankfurt

*) De quoy le dict seigneur Roy en advertit le dict Francisque, lequel luy fist *response d'un vray Allemand; car il pensoit, qui'l n'y eust justice non plus que'n Allemaigne;* mais il s'abusoit. Et feust la response du dict Francisque telle au Roy, que ce qu'il en avoit faict il l'avoit faict pour ung mieux, et afin que les dicts Milanois entendissent raison.

führenden Straßen und schreckten nicht nur die Fürsten von der Erwählung eines fremden Königs ab, sondern machten es auch den Gegnern Karl's unmöglich, die Wahl desselben zu hintertreiben. Sickingen lauerte auch den Geldwagen auf, welche von den Franzosen nach Frankfurt geschickt worden waren; der Kurfürst von Trier aber, welcher sehr für Franz I. arbeitete, sorgte dafür, daß dieselben glücklich fortgebracht werden konnten.

Inzwischen gingen die Verhandlungen fort. Franz I. legte auf Erlangung der Kaiserwürde einen hohen Werth, weil dieselbe nicht nur in der Meinung der Völker noch immer einen großen Glanz verlieh, sondern ihm ganz positive Vortheile bot; so konnte sie ihm den Besitz von Mailand vollständig sichern. Den Kurfürsten von Trier, Richard von Greiffenklau, wußte er für sich zu gewinnen; ebenso einige andere Fürsten, darunter den Herzog Ulrich; doch brachte ihm die Parteinahme des Letzteren, der damals in gehässige Händel verwickelt war, eher Schaden. Die meisten Kurfürsten erwogen, daß der König von Frankreich an eine durchgreifendere Regierung und an strengeren Gehorsam gewöhnt sei, als die deutschen Kaiser, und daß unter ihm Dasjenige, was sie ihre Freiheit nannten, sehr gefährdet sein würde. Zudem war Franz der deutschen Nation völlig fremd, während Karl wenigstens von Geschlecht ein Habsburger war, deutsche Länder besaß und, da die Letzteren im Osten lagen, zum Schutze des Reiches gegen die Türken berufen schien. Immerhin mögen Viele geahnt haben, daß auch seine Regierung zum Nachtheil des Reiches ihren Schwerpunkt außerhalb desselben haben werde. Im Juni 1519 fand in Frankfurt unter allgemeiner Spannung die Wahlhandlung statt; die französischen wie die spanischen Abgesandten schickten Reden ein, da am Wahltage selbst kein Ausländer die Stadt betreten durfte*). Bei der Verschiedenheit der Ansichten lag der Gedanke nahe, einen Dritten, rein deutschen Bewerber aufzustellen und so wandten sich die Stimmen dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen zu; dieser aber, vielleicht weil er dachte, die Kaiserwürde könne nur durch große Machtfülle den nöthigen Nachdruck und Werth erhalten, sprach sich entschieden für Karl aus, dem nun in der That alle Stimmen, auch die trier'sche, zufielen. Doch wurde vornehmlich auf Veranlassung Friedrich's beschlossen, dem neuen Kaiser einen Vertrag vorzulegen, der die Bedingungen seiner Wahl

*) In der französischen Rede hieß es unter Anderem: „Kein Grund sei vorhanden, warum die Deutschen sich nicht den Franzosen anschließen sollten, den sanftesten und feinsten unter allen Menschen durch Anlage, Gewohnheit und Erziehung." Die Stadt Frankfurt heißt in einer Zuschrift des Königs aus St. Germain: „celeberrimum non modo Germaniae, sed universi paene orbis terrarum emporium."

zusammenfassen sollte und den er beschwören mußte. Dies war allerdings die erste förmliche **Wahlcapitulation**, und von dieser Zeit an wurde die Annahme einer solchen zur Bedingung bei jeder neuen Kaiserwahl gemacht. Indessen erhielt sie keine eigentlich neuen Forderungen, sondern fast nur diejenigen Bestimmungen, die man theils früher schon festgesetzt, theils bei den Reformvorschlägen unter Kaiser Maximilian als nothwendig bezeichnet hatte. Er sollte die Reichsgesetze bestätigen oder nur mit Zuziehung der Stände verändern; er sollte den ordentlichen Rechtsgang frei erhalten, ein Reichsregiment errichten und mit Zustimmung der Stände Reichsbündnisse schließen und Reichskriege führen. Einige Satzungen waren einzig auf den Vortheil der Fürsten berechnet; so z. B. mußte der Kaiser sich verpflichten, auf dem Rhein die bestehenden Zölle nicht eigenmächtig aufzuheben, sowie auch den Kurfürsten das Recht freier Bündnisse nicht zu schmälern; wohl aber sollte er gegen Bündnisse der Unterthanen, also der Ritter, Städte und Bauernschaften einschreiten und die Kaufmannsgesellschaften (also doch vor Allem die Hansa) nicht länger dulden. Endlich sollte er die Wahlfreiheit aufrecht erhalten, also seiner Familie nicht etwa ein Erbfolgerecht zusprechen. Einige neue Bestimmungen waren durch die persönliche Stellung des neuen Reichsoberhauptes bedingt, welches über so viele Länder zu gebieten hatte: der Kaiser sollte sich meist im Reich aufhalten, keinen Reichstag jenseits der Grenzen versammeln, fremde Truppen **höchstens zu seiner Vertheidigung** in die deutschen Lande bringen (ein gefährliches Zugeständniß) und in öffentlichen Verhandlungen außer der lateinischen Sprache sich nur der deutschen bedienen. Die Gesandten gingen auf alle diese Punkte ein und so wurde Karl I. von Spanien oder, wie er als Beherrscher von Deutschland heißt, Karl V. am 28. Juni 1519 zum römischen Könige gewählt.

Wenn man bei Gelegenheit dieser Wahl liest, daß sowohl Maximilian als sein Enkel Karl weniger zur Bestechung verwenden konnten, als Franz I., so darf dies nicht auffallen, obgleich Karl nicht blos über die Reichthümer Spanien's und des neuentdeckten Amerika gebot, sondern auch die Niederlande beherrschte, welche den Stapelplatz des zwischen Nord- und Süd-Europa bestehenden Verkehrs bildeten. In Frankreich war nämlich damals die Kunst, das Geld der Unterthanen in die Kassen der Regierung zu bringen, oder das, was man jetzt Finanzwissenschaft nennt, bereits erfunden; in Spanien und Deutschland dagegen mußte dieselbe erst noch erfunden werden. Dies wollen wir durch zwei Beispiele erläutern. Als Maximilian 1518 von Augsburg nach Innsbruck zurückkam, hatte er für die Zehrung seiner Leute und Pferde weder Geld noch Credit und alle seine Hofbedienten, Pferde und Wagen mußten eine ganze Nacht hindurch unter freiem Himmel

bleiben; denn von den Bürgern der Stadt wollte keiner sie aufnehmen, weil man ihnen die frühere Zehrung noch nicht bezahlt hatte und es ungewiß war, ob der Kaiser im Stande sei, die neue zu berichtigen. Als ferner der neue Kaiser 1520 nach Deutschland kam, war er nicht zahlungsfähiger als sein Großvater gewesen war. Er mußte damals 20,000 Gulden von Franz von Sickingen borgen, den er übrigens zum Dank für seine Mitwirkung bei der Wahl von der Reichsacht, die den Ritter nicht schwer gedrückt hatte, lossprach.

Mit der Staatspolizei, der Sicherheit der Straßen und der Ruhe im Lande sah es nicht besser aus, als mit den Finanzen. Dies geht aus der Geschichte der Fehden, welche in allen Gegenden Deutschlands geführt wurden, klar und deutlich hervor. Um uns hierbei nicht in das Labyrinth der Specialgeschichte zu verlieren und doch den allgemeinen Satz wenigstens durch einiges Einzelne zu erklären, wollen wir die beiden Fehden erwähnen, welche Karl V. bei seiner Ankunft vorfand und sogleich für die Zwecke des Habsburgischen Hauses benutzte. Diese Fehden waren: der Kampf des schwäbischen Bundes mit Ulrich von Würtemberg und die sogenannte Hildesheimische Stiftsfehde. Wir würden auch noch den Bericht über den Sickingischen Krieg mit den Fürsten oder über das Ende ritterlicher Gewaltherrschaft und den Anfang der fürstlichen Alleinherrschaft hinzufügen, wenn die Geschichte des tragischen Unterganges von Sickingen's Raubwesen und Ritterthum nicht weiter unten eine passendere Stelle fände.

2. Geschichte des Herzogs Ulrich von Würtemberg bis zum Jahre 1519.

Die Abenteuer des Herzogs Ulrich von Würtemberg sind für die allgemeine Geschichte sowohl aus anderen Gründen wichtig, als auch namentlich deshalb, weil sie die Veranlassung waren, daß unter allen großen und kleinen Staaten Deutschlands die Würtemberger allein schon im Anfange des 16. Jahrhunderts durch förmlichen Vertrag mit ihrem Landesherrn eine geschriebene Constitution, wie wir dies jetzt nennen, erhalten haben. Kein deutscher Staat war freilich ohne Landstände, noch auch ohne Freiheiten und Privilegien Einzelner und ganzer Klassen; von einem Vertrage oder einem Grundgesetze aber war nirgends die Rede. Außerdem lagen nicht nur jene Freiheiten und Rechte in unzähligen Urkunden und Briefen der Kaiser und der Landesherren zerstreut, sondern die Letzteren waren auch in lateinischer Sprache geschrieben, so daß über ihren Sinn und ihre Anwendung bis ins Unendliche gestritten werden konnte und auch wirklich überall gestritten ward. Wir wagen allerdings nicht zu behaupten, daß die Würtemberger durch ihre im Jahre 1514 erhaltene Constitution glücklicher

wurden, als die anderen deutschen Staaten ohne geschriebene Constitution waren; allein sie selbst glaubten es und dies reicht zum Glücke denkender Wesen hin. Bis auf unsere Tage und vielleicht noch in unseren Tagen war deshalb den Würtembergern auch ihr Würtemberg so viel als Deutschland, sie waren in einem beschränkten Kreise ganz abgeschlossen und für ihre Verkehrtheiten wie für ihre Vorzüge blind eingenommen. Doch hatte jedenfalls der Sinn für Volksrechte ganz allein in Würtemberg alle Schichten des Volkes durchdrungen. Dies verdankten sie der Thorheit und Tollheit ihres Herzogs Ulrich, sowie dem Mangel eines stehenden, dem Fürsten zu blindem Gehorsam verpflichteten Heeres und der Ohnmacht des Kaisers.

Eberhard der Aeltere, den man lächerlicher Weise den Bärtigen (Eberhard im Bart) nannte, bei den Gelehrten als Stifter der Universität Tübingen berühmt, hatte sich als Graf von Würtemberg durch Tugend und Verdienste die Liebe und Achtung seiner Unterthanen, sowie großes Ansehen bei der deutschen Nation und die Zuneigung des Kaisers Maximilian erworben und der Letztere hatte 1495 die Grafschaft desselben, wie oben erzählt ist, zum Herzogthum erhoben. Sein Vetter und Nachfolger seit 1496, Eberhard der Jüngere, dagegen war ein roher und wüster Rittersmann. Er hätte die Räthe seines Vorgängers beibehalten, seine Gemahlin, die tugendhafte Elisabeth von Brandenburg, welche er verjagt hatte, wieder zu sich nehmen und das Gesetz ehren sollen. Er that dies aber nur während einer ganz kurzen Zeit, regierte, seit er den durch seinen Streit mit Reuchlin berüchtigten Augustiner-Mönch Konrad Holzinger aus dem Kriminalgefängniß abgeholt und zum Kanzler gemacht hatte, ganz nach Willkür und muthete seinen Räthen und Beamten Dinge zu, die sie aus Gewissenhaftigkeit ablehnen mußten. Er beklagte sich, die Unterhaltung seiner Gemahlin sei für ihn zu kostspielig, und forderte die Einwilligung seiner Räthe dazu, daß er seine Gemahlin, nachdem er dieselbe auf Verlangen jener Räthe wieder zu sich genommen habe, fortschicken dürfe. Außerdem verlangte er von ihnen, daß sie nicht nur die Verlegung seiner Kanzlei von Stuttgart nach Tübingen, Urach oder Nürtingen zugeben, sondern auch seine Städte und Burgen wie zu einem Kriege ausrüsten und mit allem Nöthigen versehen sollten. Hieraus entstand ein langer Streit, welcher zuletzt damit endigte, daß der Herzog nach Ulm fliehen mußte, daß nicht nur der Landhofmeister, die Prälaten, die Räthe und die gemeine Landschaft, sondern nachher auch des Herzogs Amtleute, Diener und Hofgesinde ihm die Pflicht aufkündigten und daß ein Regiments-Rath bestellt wurde. Die Gegner des Herzogs ließen damals ein an die deutschen Stände gerichtetes Manifest gegen ihn drucken, welches von den Dienern, den Lehens-

leuten, der Kanzlei, dem Hofgesinde, ja sogar von den reitenden Boten, dem Küchenmeister und den beiden Trompetern unterschrieben werden mußte. Sie erklärten zugleich, weil Eberhard's Bruder Heinrich selbst blödsinnig war, dessen Sohn Ulrich zu ihrem Herzoge, was Kaiser Maximilian, welcher deshalb nach Rottenburg am Neckar kam, bestätigte (1498).

Ulrich war um diese Zeit erst elf Jahre alt. Seine Erziehung kam nebst der stellvertretenden Regierung des Herzogthums an den Landhofmeister, den Grafen von Fürstenberg, und zwölf Regimentsräthe. Ob die alten Würtemberger Recht hatten, welche verlangten, daß der Knabe nichts als Reiten, Jagen und Fechten lernen solle, weil das Regieren gar keiner Lehre bedürfe*), oder Spittler, welcher wünscht, der dickköpfige Junge möchte, statt mit Latein und Theologie gequält zu werden, nach Paris geschickt worden sein, um Französisch und Hofsitte zu erlernen, lassen wir dahin gestellt sein. Jedenfalls hatten die schwäbischen Pedanten, welche den jungen Herzog erzogen, Unrecht. Thetinger nämlich, dessen Worte man bei Schardt**) nachlesen kann, rühmt, man habe den Herzog so schulmäßig dressirt, daß er nachher vor dem versammelten Hofe lateinische Reden (natürlich für ihn fabricirte) gehalten habe. Sicherlich besaß Ulrich gute Anlagen und war in seinen besseren Zeiten mehr beim Adel unbeliebt als beim Volke, das die persönlichen Ausschreitungen verwöhnter oder verwilderter junger Prinzen leicht vergißt. Sobald er sich der Pedanten entledigen konnte, that er es; und der Aufzug, in welchem er 1507 zu Constanz erschien, beweist, daß er schon damals ein recht lustiges Leben führte. Er kam dort mit Maximilian zusammen, welcher auch gern lustig lebte und noch kurz vor seinem Tode, als er zum letzten Male aus Augsburg ritt, diese Stadt gesegnet haben soll, weil er daselbst so oft in Saus und Braus gewirthschaftet habe. Ulrich hatte, als er in Constanz einzog, nicht nur 300 Ritter und ein großes Gefolge bei sich, sondern er war auch von einem Wagen voll Musikanten begleitet, ein Knabe schlug die Pauken, und von allen Enden strömten Musikanten herbei, weil Ulrich als Freund der Musik bekannt war. Auch bewirthete er in Constanz das kaiserliche Hofgesinde sehr herrlich. In Folge seines vielen Essens und Trinkens und seines bequemen Lebens ward er so dick und fett, daß man sich schon in seinem 20. Lebensjahre über seine Wohlbeleibtheit lustig machte. Er begann daher ein wüthendes Jägerleben und hielt ganze Heere von Hunden.

*) Nam reipublicæ gubernandæ sufficere patrias leges et instituta majorum.

**) In dem Werke: Rerum Germanicarum scriptores (deutsche Geschichtschreiber) II., 911. — Schardt † 1573.

Schon als Ulrich im 16. Lebensjahre stand (1503), wurde er durch Maximilian's Gunst für majorenn erklärt. Das bisherige Regiment hörte also jetzt auf und der Knabe regierte selbst, d. h. er machte Schulden über Schulden, während der Landhofmeister, der Kanzler und die Landschreiber das Herzogthum nach ihrer Art verwalteten oder vielmehr für sich und ihre Verwandten nutzbar machten. Der Anfang seiner Regierung war glücklich; durch seine Theilnahme am wittelsbachischen Erbfolgekrieg wurde Würtemberg bedeutend vergrößert. Aber im Laufe von zehn Jahren lud Ulrich die für jene Zeit fast unerschwingliche, für die unserige freilich, wenn von Verschwendungen vornehmer Leute die Rede ist, ganz unbedeutende Schuldenlast von einer Million Gulden auf sich. In Folge davon sollten die von Feudallasten gedrückten, gleich den aegyptischen Bauern ausgepreßten Landbewohner dem Herzoge, der eine Bande von Kriegsknechten unterhielt, sich selbst aber mit seinen Leuten in fremden Sold gab, auch noch von den ersten Lebensbedürfnissen Steuern bezahlen. Allein Ulrich brachte dadurch nicht nur die armen Bauern gegen sich auf, sondern er erbitterte auch durch seine Schulden, seine Veräußerungen des Landeigenthums und seine eigenmächtig gemachten Verfügungen die Feudalstände, welche Rechte hatten, die er nicht achtete. Die Letzteren versagten ihm den Gehorsam, weil seit 13 Jahren kein Landtag gehalten worden war. Das arme Landvolk aber, welches gar keine Rechte hatte, wurde durch das Verfahren der Amtleute Ulrich's, durch die drückenden Auflagen auf Wein, Korn, Fleisch u. dgl. m. und durch die Einführung eines kleineren Maaßes und Gewichtes bei unverminderten Preisen und Abgaben zur Verzweiflung gebracht.

Auf diese Weise entstand 1514 in Würtemberg ein Bauernkrieg, welchen man ebenso den des armen Konrad, wie einen weit früher ausgebrochenen, den des Bundschuh, zu nennen pflegte. Der Bundschuh galt nämlich für ein Sinnbild des Bauernstandes und kommt als solches schon zur Zeit der Armagnacenkriege (Bd. VIII, S. 202) vor. Im Jahre 1502 wurde mit diesem Namen (meist Bundschuch geschrieben) eine Verbindung der gedrückten Bauern bezeichnet, welche von Untergrumbach, im Bisthum Speier, ausging und bald über 7000 Menschen umfaßte; dieselbe war gegen Adel, Fürsten und Pfaffen gerichtet und hatte an dem jungen Bauer Jost Fritz einen unternehmenden Führer, richtete jedoch nichts aus, eben so wenig bei ihrem zweiten Auftreten 1513 in Breisgau. Der Bundschuh wurde bald auf einer Stange getragen, bald erschien er gemalt unter anderen Sinnbildern auf einer Fahne. Der Name „armer Konrad" oder „armer Kunz" bezieht sich nicht auf eine bestimmte Person, sondern er war nur ein Witz, wie man ihn von tobenden Bauern des Mittelalters erwarten

darf. Die empörten Landleute nannten sich die Republik der armen Kein-Rath, was nach ihrer Aussprache wie ein armer Konrad lautete. Sie scherzten ebenso über ihre Güter, welche in Nirgendheim lägen, und über ihre Heimath auf dem Hungerberge. Die Bauern empörten sich zu derselben Zeit, als auch die Feudalstände dem Herzoge den Gehorsam versagten. Sie wurden zuerst von einem gemeinen frechen Taugenichts, Gaispeter von Beutelspach, aufgeregt, sammelten sich in der Nähe von Schorndorf zu Tausenden und begannen wilde Greuel zu verüben.

Ulrich war damals gerade, um dem Drange seiner Feudalstände und Gläubiger auszuweichen, mit seinem Schwager, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, zu Philipp von Hessen zum Besuche gereist. Er kehrte auf die Nachricht von der Bauern-Empörung sogleich nach Würtemberg zurück, und fand hier Alles im Aufstande. Jetzt sah er sich daher genöthigt, wenigstens die Feudalstände oder mit anderen Worten die Prälaten, Ritter und Städte zu versöhnen, da sie gegen das arme, gedrückte Volk einerlei Interesse mit ihm hatte. Zu diesem Zwecke wandte er sich, nachdem er einen Landtag nach Stuttgart berufen hatte, an den Kaiser und an mehrere Fürsten um Vermittelung. Die Bauern wollten mit Recht von Landtagen nichts wissen, weil jeder derselben neue Steuern bringe und sie stets für die Fürsten und für die Aristokratie zahlen müßten. Doch reichten sie, nachdem Ulrich ihnen die Erlaubniß dazu hatte geben müssen, ihre Beschwerden schriftlich ein. Mit dem Landtage gerieth Ulrich bald in einen so heftigen Zwist, daß er mit demselben abbrach und ihn nach Tübingen verlegte. Allein die Ausbreitung der demokratischen Bewegungen im Herzogthum und der Terrorismus, welchen das unverständige, keiner Ordnung und Zucht fähige Landvolk über alle vermögenden Klassen verhängte, nöthigten gleich darauf den Herzog, sich wenigstens mit der adeligen und bürgerlichen Aristokratie seines Landes zu vergleichen. Auf diese Weise kam dann im Juli 1514 die erste deutsche Constitution oder der Tübinger Vertrag zu Stande, welcher bis auf die Zeiten des Rheinbundes Grundgesetz in Würtemberg geblieben ist.

Diesen Vertrag halfen der Kaiser und alle die Fürsten schließen, welche von dem Bauernkriege, der sich gleich einer Feuersbrunst in Franken, Niederbaiern und am Rhein ausbreitete, bedroht waren. Es wirkten nämlich als Vermittler und als Bürgen des Vertrages mit: die Bischöfe von Constanz und Straßburg, die Gesandten des Kaisers, des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und seines Bruders Friedrich, des Bischofs von Würzburg und des Markgrafen Philipp von Baden. Die Stände übernahmen in dem Tübinger Vertrage die 910,000 Gulden Schulden ihres wüsten Herzogs, natürlich um sie nachher von

ihren Untergebenen zahlen zu lassen. Dafür gewährte der Herzog ihnen eine verbürgte Urkunde, in welcher er versprach: daß er ohne Willen der Stände keinen Krieg anfangen, kein Stück Landes verpfänden und keine Schatzung ausschreiben wolle, daß Jeder sein Vermögen aus dem Lande solle bringen dürfen und daß von demselben nur noch in den ersten 20 Jahren gewisse Procente, nachher aber gar keine Abzugsgelder mehr zu entrichten seien. Endlich gewährte Ulrich noch ein Privilegium, welches beweist, wie weit es schon damals in Deutschland mit der willkürlichen Gewalt der Regierenden gekommen und was durch das römische Recht aus dem guten alten Volksrechte der Nation geworden war. Er versprach nämlich, daß künftig in peinlichen Sachen Niemand mehr ohne Urtheil und Recht gestraft werden könne. Durch den Tübinger Vertrag wurde der herzoglichen Gewalt eine Art ständischer Oligarchie entgegengesetzt, für die armen Bauern aber nichts gewonnen. Diese verfielen daher auf eine Art von Radiealismus. Sie erlagen jedoch bald den Waffen und der Grausamkeit der Ritter und des Herzogs, bis neun Jahre später der eigentliche Bauernkrieg, von welchem weiter unten die Rede sein wird, seinen Anfang nahm und sich über Schwaben, Franken, Thüringen und die Rhein-Gegend verbreitete.

Herzog Ulrich setzte sein rohes und wüstes Treiben auch im Jahre 1515 fort und muthete schon damals seinen Ständen zu, neue 130,000 Gulden Schulden für ihn zu bezahlen. Die Stände dagegen erklärten ihm, er solle an Maximilian's Hof gehen, wo er mit 5000 Gulden leben könne, und mit dem auf solche Weise zu Ersparenden wollten sie die Schulden bezahlen. Auch forderten sie, er solle in den schwäbischen Bund treten; das wollte er aber gar nicht, weil er dann das Bundesgericht zu Augsburg hätte respectiren müssen. Er konnte um so weniger geneigt sein, dem Bunde beizutreten, da er durch seinen Streit mit seiner Gemahlin den Bruder derselben, Herzog Wilhelm IV. von Baiern, und durch die Ermordung seines ersten Hofbeamten, des Ritters Hans von Hutten, die Reichsritterschaft Schwaben's, also das Haupt und die Glieder des Bundes, tödtlich beleidigt hatte. Seine Gemahlin Sabina, eine Tochter des verstorbenen Herzogs von Baiern-München und einer Schwester Maximilian's, welche schon als Kind mit Ulrich, der damals auch noch ein Kind war, verlobt und nachher vermählt worden war, hatte, wie es scheint, eine ebenso heftige, sinnliche und üppige Natur, als ihr Gemahl. Wenn wir nämlich auch nur einen kleinen Theil von dem glauben, was Ulrich dem ganzen deutschen Reiche von seiner Ehehälfte in Manifesten kund that, so müssen wir doch zugeben, daß ihr Verhältniß zu Hans von Hutten, dessen Frau dagegen sich dem Herzog Ulrich in die Arme warf, höchst

zweideutig und ihr Umgang mit den beiden Herren von Späten und Anderen sehr ärgerlich war. Ulrich klagt außerdem, sie habe ein „loses Maul" gehabt und sei so zänkisch gewesen, daß sie ihn mit ihren üppigen, stolzen, heißen Worten oft aus dem Bette getrieben habe. Er sei, versichert er in einer von ihm veröffentlichten Druckschrift der ganzen deutschen Nation, dann immer ohne Fluchen und Schelten und ohne ihr einen Schlag zu geben, aus dem Bette gesprungen; nur einmal, als sie ihn gar übermäßig bewegt, habe er ihr einen Schlag mit der Hand gegeben, und das nicht hart. Von anderer Seite wurde versichert, er habe sie mit Sporen gestoßen und spaßhafter Weise einen Hund auf sie gehetzt. Jedenfalls muß sich Sabina bei ihrer verwittweten Mutter besonders über viele Schläge beklagt haben; denn durch diese wurde sie gerade der Schläge wegen eingeladen, sich zu ihr zu flüchten. Dies geschah, die Art aber, wie Sabina sich entführen ließ, warf einen Schatten auf sie, so daß weder ihr Oheim, der Kaiser, noch ihr Bruder, Wilhelm IV. von Baiern, sich ihrer Sache anfangs sehr lebhaft annahmen. Dagegen ward ihr Gemahl sowohl wegen seiner Tyrannei, als auch wegen der später zu berichtenden Ermordung ihres Buhlen, Hans von Hutten, die er eine ihm als Freigrafen des westfälischen Vehmgerichts aufgetragene Strafvollziehung nannte, gerichtlich verfolgt. Der Streit dauerte ein ganzes Jahr lang (1515 bis August 1516) fort.

Wäre nicht die Reichsritterschaft in Schwaben und Franken und der schwäbische Bund gegen Ulrich so heftig erbittert gewesen, daß die Hutten und ihre Freunde nur mit Mühe vom Kaiser abgehalten wurden, wegen der Ermordung ihres Verwandten sich selbst Genugthuung zu verschaffen, so würde wahrscheinlich aus dem Processe der Stände ebenso wenig geworden sein, als aus allen Processen der Schwachen gegen die Starken und der Armen gegen die Reichen zu werden pflegte. Der Herzog hatte aber an Ulrich von Hutten, der dem Geschlechte des Ermordeten angehörte, einen furchtbaren Feind. Wir werden an einem anderen Orte näher angeben, wie Ulrich's von Hutten Invectiven und Satiren den ganzen, damals noch streitbaren Adel gegen den Herzog in das Feld brachten*), so daß Kaiser Maximilian doch endlich im October 1516 die Acht gegen Herzog Ulrich aussprechen oder mit anderen Worten allen Feinden desselben das Recht geben mußte, über ihn herzufallen. Die Hutten und ihr Anhang waren schon bereit, ihn anzugreifen, als der Kaiser noch einen Aufschub von mehreren Tagen gewährte und seinen Minister, Matthäus Lang, bevollmächtigte,

*) Strauß in seiner meisterhaften Biographie Ulrich's von Hutten gibt zu verstehen, daß der Letztere durch die ungemessenen Invectiven, in denen er sich gefiel, der betheiligten Familie selbst auch wohl unbequem wurde.

eine Zusammenkunft und eine Vermittlung in Blaubeuren zu veranstalten. Bei dieser Zusammenkunft verstand Ulrich sich am 21. October zu den ihm vorgelegten Bedingungen, und nun sprach ihn der Kaiser von der Acht und Aberacht los. Maximilian faßte die mit Ulrich getroffene Uebereinkunft in eine unter seinem Siegel ausgefertigte Urkunde, welche des Kaisers Urtheil oder Machtspruch genannt wurde. Diese Urkunde lautete: Der Herzog solle für die nächsten sechs Jahre der Regierung entsagen; statt seiner aber sollten der Landhofmeister, der Kanzler, ein Prälat, zwei Leute von dem Adel, zwei von den Städten des Landes und ein vom Kaiser zu ernennender Beisitzer die Regierung im Namen und mit dem Siegel des Herzogs führen und unter dem Titel Statthalter und Räthe des Herzogs alle Einkünfte einnehmen, um von demselben sowohl die Schulden, die Zinsen und was sonst nöthig sei, zu berichtigen, als auch dem Herzoge und seiner Gemahlin einen jährlichen Gehalt auszubezahlen. Außerdem sollte eine Summe Geldes an des Hans von Hutten Vater, Ludwig, bezahlt werden. Um aber zu verbergen, daß dieser sich für den Mord seines Sohnes durch Geld habe abfinden lassen, wurde die ausbedungene Summe nicht unmittelbar an ihn, sondern an den Kaiser gezahlt. Die Landschaft stellte nämlich eine Verschreibung aus, daß sie drei Jahre hintereinander je 9000 Gulden an den Kaiser zahlen wolle, und diese Verschreibung überließ Maximilian im Mai 1517 an Ludwig von Hutten.

Herzog Ulrich war so wenig Willens, das Regiment fahren zu lassen, daß er schon auf der Reise von Blaubeuren nach Stuttgart durch seine gedungenen Knechte im eigenen Lande Verwüstung, Mord und Brand verüben ließ. Auch führte er nachher die Regierung grausamer als je; ja, er sorgte nicht einmal dafür, daß die ersten 9000 Gulden an Maximilian bezahlt wurden, und verfuhr gegen Jedermann, selbst gegen die Beamten, welche lange Zeit in seinem Namen das Land gedrückt und gequält hatten, mit cannibalischer Grausamkeit. Wer nur davon redete, daß der Vertrag von Blaubeuren ausgeführt werden müsse, ward auf die Folter gespannt, nicht um Geständnisse von ihm zu erpressen, sondern blos um ihn zu quälen. Da der Kanzler Lamparter entflohen war, wurde ein anderer von Ulrich's Räthen, der schon sehr bejahrte Breuning, auf des Herzogs Geheiß an Armen und Beinen mit Zangen gezwickt, dann aber der Leib desselben mit Branntwein begossen und dieser angezündet. Den ältesten seiner Räthe, einen 80jährigen Mann, ließ Ulrich enthaupten und dann viertheilen. Wilddiebe wurden an beiden Augen geblendet u. dgl. m. An kaiserlichen Schreiben, Befehlen und Urtheilen fehlte es freilich nicht; allein es war Niemand da, der dieselben hätte ausführen wollen oder können.

bis Ulrich durch einen neuen Frevel den schwäbischen Bund wieder gegen sich reizte.

Dieser Frevel bestand darin, daß Ulrich, als Kaiser Maximilian kaum gestorben war, ganz plötzlich die zum Bunde gehörende Stadt Reutlingen besetzte. Die Bürger dieser Stadt hatten nämlich mit Ulrich's Förster lange einen Streit über Forst und Jagd gehabt, bis endlich der würtembergische Burgvogt in Achalm einen Reutlinger Bürger erschlug und hierauf die Reutlinger den Burgvogt tödteten. Die Nachricht davon wurde dem Herzoge, gerade als er zu Tische saß, überbracht; er sprang sogleich auf, rief sein Landvolk zu den Waffen, schloß die Stadt enge ein und nöthigte dieselbe schon nach vier Wochen, ehe noch die schwäbische Bundesmacht hatte vereinigt werden können, zur Uebergabe und zur Huldigung. Bei diesem gewaltthätigen Verfahren verließ er sich offenbar auf die Unterstützung Frankreichs, dessen König sich gerade damals um die Kaiserkrone bewarb. Allein bald erschien auch das schwäbische Bundesheer, welches von dem beleidigten Schwager Ulrich's, dem Herzog Wilhelm von Baiern, und von dem in den letzten italienischen Kriegen als Feldherr berühmt gewordenen Georg von Frundsberg angeführt wurde, im würtembergischen Lande. Dieser Macht konnte Ulrich mit seinen 12,000 Bauern, welche er zur Einschließung von Reutlingen aufgeboten hatte, unmöglich widerstehen; eine etwa ebenso große Zahl Schweizer aber, welche er erwartete, kehrte sogleich wieder um, als sie erfuhr, daß der Herzog nicht im Stande sei, das versprochene Geld zu bezahlen; einigermaaßen wirkte hierbei auch der berühmte Zwingli mit, welcher als Prediger in Zürich von dem Zuzug abmahnte. Ulrich ergriff im Mai 1519 die Flucht und begab sich nach Mümpelgard oder Montbéliard, welches bis zur Revolution der Hauptort einer würtembergischen Grafschaft unter französischer Oberhoheit war. Sein ganzes Land wurde hierauf von den Bundestruppen besetzt, welche einen harten Druck übten, aber doch eigentlich nicht recht wußten, was jetzt zu thun sei. Als die Besetzung von Würtemberg vollendet war, löste sich das Bundesheer wieder auf und nun suchte Ulrich sein Herzogthum wieder zu erobern. Er sammelte mit leichter Mühe streitbares Gesindel, an welchem es damals nie mangelte, weil Heere nur für den Augenblick geworben und dann wieder entlassen wurden. Mit diesen Leuten fiel er im August in sein Land ein und eroberte es wieder. Anstatt aber jetzt seine Unterthanen fester an sich zu knüpfen und sich so an ihnen eine Stütze gegen den Bund zu verschaffen, trieb Ulrich seine Tyrannei noch viel weiter als vorher. Ein solches Verfahren war um so unvorsichtiger, als viele Städte, wie Eßlingen, Göppingen und Urach, sich gegen ihn behaupteten und den schwäbischen Bund anriefen. Dieser stellte, nachdem er

freilich erst auf mehreren Bundestagen lange Berathschlagungen gehalten hatte, das Bundesheer wieder ins Feld und Ulrich mußte zum zweiten Male entfliehen. Jetzt ward auf einem am 19. November 1519 zu Augsburg gehaltenen Bundestage der Beschluß gefaßt, daß man Ulrich nicht wieder zum Besitze seines Landes gelangen lassen wolle; außerdem wurde eine Kostenrechnung gemacht, welche er nie würde haben bezahlen können.

Weil damals Karl V. bereits zum Kaiser erwählt war und die würtembergische Sache mit ihm und seinem Bruder ausgemacht wurde, so kann das Ende dieser Geschichten erst weiter unten berichtet werden. Hier dagegen müssen wir zunächst der Hildesheimischen Stiftsfehde gedenken; denn dieselbe war noch nicht beendigt, als Maximilian's I. beide Enkel, Ferdinand und Karl, nach Deutschland kamen.

3. Die Hildesheimische Stiftsfehde.

Die unglückliche Sitte der deutschen regierenden Familien, ihre Länder gleich eigenen Gütern unter die Söhne zu vertheilen, schwächte die Nation und macht die Geschichte der Reichsterritorien so schwierig, daß sie ohne genealogische Tafeln ganz unverständlich ist. Wir wollen daher hier auch den Streit des sächsisch-ascanischen und des welfischen Hauses über den Besitz eines niedersächsischen Bisthums nicht weiter verfolgen, als durchaus nothwendig ist.

Niedersachsen war fast auf gleiche Weise unter die welfischen Fürsten oder die Nachkommen Heinrich's des Löwen, wie Obersachsen unter die Enkel Friedrich's des Streitbaren von Thüringen und Meißen vertheilt; nur in Lauenburg, wo das Recht der Erstgeburt eingeführt war, herrschte noch eine Linie des sächsisch-ascanischen Stammes, welcher sich von Bernhard, dem Sohne Albrechts des Bären, herleitete. Die welfischen Fürsten zerfielen gleich den Pfalz-Baierischen abwechselnd in mehrere oder wenigere Linien, welche bald nach diesem, bald nach jenem Orte benannt wurden, je nachdem beim Tode eines Fürsten die Vertheilung unter dessen Söhne ausgefallen war. Zu der Zeit, als die Hildesheimische Stiftsfehde ausbrach, bestanden in Kalenberge Grubenhagen, Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel besonder, Linien des welfischen Hauses, welches auch viele Bisthümer von Niedersachsen und Westfalen durch sein Ansehen bei den Domkapiteln derselben an sich gebracht hatte. Das Bisthum Hildesheim dagegen besaß Johann, ein Prinz aus dem in Lauenburg herrschenden sächsisch-ascanischen Hause, welchem dasselbe 1504 durch seinen älteren Bruder abgetreten worden war. Dieser Bischof von Hildesheim gerieth, bald nachdem er Bischof geworden war, mit dem Reichsadel seines Stiftes in einen ähnlichen Streit, wie derjenige war, welchen Franz von

Sickingen, Götz von Berlichingen und ihre Freunde damals am Rhein, in Schwaben und in der Wetterau mit den Fürsten von Hessen, Mainz, Pfalz und Trier hatten. Die Güter des Hildesheimischen Stiftes waren nämlich früher um geringe Summen an den Adel verpfändet worden und Johann brachte deshalb durch Sparsamkeit und durch Verminderung der Hofstellen und Aemter Geldsummen zusammen, mit welchen er dieselben wieder einzulösen begann. Dies erbitterte in hohem Grade den Adel, welcher schon längst nicht mehr daran gedacht hatte, daß die Güter zurückgenommen werden könnten. Die Familien, an welche die Reihe des Auslösens zuerst kam, beschwerten sich sowohl über die Sache an und für sich selbst, als auch darüber, daß sie für die an den Gütern gemachten Verbesserungen nicht hinreichend entschädigt würden. Vor Allen glaubten die Herren von Saldern sich beeinträchtigt, und diese stifteten daher 1516 einen Bund von 65 ritterschaftlichen Gutsbesitzern des Bisthums Hildesheim. Die Verbündeten begaben sich unter den Schutz der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel und Kalenberg und des furchtbaren Bischofs **Franz** von Minden, eines braunschweigischen Prinzen, um nach Sitte der Zeiten des Faustrechtes ihren Landesherrn zu befehden.

Diese Fehden wurden in den Jahren 1516 bis 1518 dem Bischof Johann so beschwerlich, daß er sich nach einem Bundesgenossen, der ihn schützen könne, umsehen mußte. Er suchte und fand ihn 1519 in einem Fürsten der braunschweigischen Familie, dem Herzog **Heinrich dem Mittleren** von Lüneburg. Diesen gewann der Bischof von Hildesheim dadurch, daß er den damals erst 10 Jahre alten Sohn desselben zum Coadjutor oder mit anderen Worten zum Nachfolger in der Regierung annahm. Heinrich von Lüneburg hob hierauf den Familienvertrag, der ihn mit den Feinden des Bischofs vereinigt hatte, auf, fiel, ohne daß er vorher Fehde angekündigt hätte, in Braunschweig, Kalenberg und das Bisthum Minden ein, vertrieb im April 1519 den unruhigen Bischof Franz aus seinem Lande und besetzte ganz Kalenberg. Vergebens bemühte sich der Kurfürst von Sachsen als Reichs-Vicar in diesem Theile des Reiches, sowie Herzog **Heinrich der Jüngere** von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Herzog von Lüneburg zur Einstellung seiner feindlichen Maaßregeln zu bewegen; auch die von dem Ersteren aufgebotenen Truppen richteten nichts aus. Endlich zogen die drei Feinde Heinrich's von Lüneburg und Johann's von Hildesheim, von denen **Erich** von Kalenberg und der Bischof von Minden sich in vielen Fehden berühmt gemacht hatten, mit ihrer ganzen Macht ins Feld. Sie trafen in der **Soltauer Heide** auf das vereinigte Heer ihrer Gegner und lieferten ihnen ein blutiges, für sie selbst aber unglückliches Treffen, in welchem nach einem hartnäckigen

Kampfe über 4000 Mann das Leben verloren und Erich von Kalenberg nebst einem Bruder Heinrich's des Jüngeren in die Hände seines Vetters von Lüneburg fiel (28. Juni 1519). Bei Gelegenheit dieser Schlacht gibt sich ebenso die große Tapferkeit vieler deutschen Fürsten jener Zeit und die naive Aeußerung ihrer Homerischen Rohheit zu erkennen, wie wir weiter unten bei den Streitigkeiten über Luther's Lehre sehen werden, daß damals noch viele deutsche Fürsten einfach, wahrhaft fromm und gemüthlich waren, und ganz so wie ihr noch nicht durch Luxus, französische Eitelkeit und spanischen Hochmuth verdorbenes Volk dachten und fühlten. Heinrich von Lüneburg schrieb vor dem Treffen an Heinrich von Braunschweig einen Brief, in welchem er diesem vorschlug, auf beiden Seiten das Geschütz wegzuthun, um dann zu sehen, wer von ihnen durch seine Mannheit das Feld behalte. Nach dem Treffen stand der gefangene Herzog Erich von Kalenberg, welcher 12 Mal in entscheidenden Schlachten gekämpft und gesiegt und 20 Mal Burgen erstürmt hatte, neben dem Herzog Heinrich von Lüneburg am Fenster, als die eroberte Fahne des Ersteren vorüber getragen wurde; Heinrich war unzart genug, ihn höhnend zu fragen, wem nun das Banner da gehöre, und bei diesen Worten brach Erich gleich einem Homerischen Helden in helle Thränen aus.

Da kein Kaiser im Lande war und die Gerichte wie die Reichs-Vicare den Friedensstörern nicht gewachsen waren, so mußten die Gefangenen in Betreff ihrer Befreiung ein Schiedsgericht gelten lassen, in welchem, neben dem Herzoge von Mecklenburg und Johann von Sachsen, die Kurfürsten von Brandenburg und Mainz die Hauptstimme hatten. Die beiden Letzteren hatten aber nach Maximilian's Tode französisches Geld angenommen und gleich dem Kurfürsten von Trier die Wahl auf den König von Frankreich zu lenken gesucht, während auch Herzog Heinrich von Lüneburg bei dem Kriege mit seinen Vettern auf französische Hülfe und vorzüglich auf den Erbfeind des burgundischen Hauses, den Herzog Karl von Geldern, gerechnet hatte. Das Schiedsgericht fällte daher zu Gunsten der Sieger einen offenbar parteiischen Spruch, welchen nachher der neue Kaiser cassirte. Erich mußte, ehe er im Juli 1519 seine Freiheit wieder erlangen konnte, 18 seiner besten Schlösser zum Pfande geben. Karl V. war gerade am Tage der Schlacht auf der Soltauer Heide gewählt worden. An ihn wandte sich, als er nach Brüssel kam, der Herzog von Braunschweig, um ihn zu ersuchen, daß er den ungerechten Schiedsspruch, Austrag genannt, durch sein kaiserliches Machtwort niederschlagen möge; und Karl V. erließ wirklich, obgleich er damals noch nicht als römischer König gekrönt worden war, schon von Brüssel aus eine Entscheidung, deren Ausgang wir weiter unten zugleich mit dem der würtembergischen

Händel und dem der Sickingen'schen Fehde berichten werden. Natürlich hatten die Sieger in dem Kaiser einen ebenso gegen sie parteiischen Richter zu erwarten, als es vorher die beiden Kurfürsten für sie gewesen waren.

4. Reuchlin und Ulrich von Hutten und ihre Freunde im Kampfe mit Barbarei, Unwissenheit und Fanatismus.

Wir haben im achten Bande dieses Werkes (S. 38) bemerkt, daß sich schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Zahl deutscher Männer bemühte, das Licht, welches in Italien aufgegangen war, unter den Deutschen zu verbreiten, daß sich aber am Ende des Jahrhunderts die meisten dieser Männer in einen engen Freundschaftsbund vereinigten und nach Art der freien italienischen Akademie die rheinische Gesellschaft zur Cultur der Humanitäts-Wissenschaften bildeten. Der Lorenzo von Medicis dieser deutschen Akademie war Johann von Dalberg, welcher theils als Bischof von Worms, während er in Ladenburg wohnte, theils als pfälzischer Kanzler die Universität Heidelberg zum Sammelplatz der in Italien für die neue Bildung und Litteratur gewonnenen Männer machte (Bd. VIII, S. 42). Wir wollen hier blos ergänzen, was wir dort berührt haben, weniger um vollständige Notizen nachzutragen, als um anzudeuten, wie lange es in Deutschland schon dämmerte, ehe nach Luther's Auftreten volles Licht hereinbrach. Leider ward gleich darauf durch eine neue Dogmatik und eine neue theologische Klopffechterei die wahre und innere Bildung wieder verdunkelt. Uebrigens ist jene schöne Zeit des Kampfes der freien Seelen mit den servilen, der Bildung des Verstandes und Herzens mit dem Gedächtnißwesen und mit mechanisch eingeübter und eingequälter dialektischer Fertigkeit im Haarspalten so oft beschrieben worden, daß wir in ein allgemeines Werk nicht vollständige Notizen über Männer und Bücher derselben aufnehmen dürfen. Außerdem hat Meiners am Ende des vorigen Jahrhunderts, sowie Erhard im gegenwärtigen*) das Material, welches zur Kenntniß dieser

*) Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland, 3 Bde., 1827—1832. Das oben bezeichnete Werk von Meiners hat den Titel: „Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften“ und erschien in Zürich, 1795—97. Ueber die literarhistorischen Werke von Heeren, Hallam und Anderen haben wir Bd. VIII, S. 6 Einiges angegeben; von den hierher gehörigen Monographien über deutsche Humanisten heben wir als die bedeutendste hervor: „Ulrich von Hutten“ von Strauß, Leipzig 1858—60, seitdem in zweiter Auflage erschienen. Ferner: „Leben des Erasmus von Rotterdam“ von Adolf Müller, Hamburg 1828. Ludwig Geigers Darstellung des „Reuchlin“ (Leipzig 1871) gibt namentlich auch über die

Zeit nöthig ist, so vollständig gegeben, daß wir uns beschränken zu müssen glauben. Wenn sich nicht bei Erhard (Th. I, S. 389—400) ein vortrefflicher Auszug aus der Schrift fände, welche das Resultat der Bemühungen eines Rudolf Agricola und seiner Freunde, die ganze Bildung ihrer Zeit auf neuen Grundlagen zu gründen, enthält *), so würden wir hier einen solchen Auszug einrücken, um das Verdienst, welches die Gelehrten jener Zeit sich um das Volk erwarben, nachzuweisen, gerade weil dies eine Art Verdienst ist, welche wir der Gelehrsamkeit unserer Zeit nur mit großen Einschränkungen zuschreiben würden. Agricola hielt, wie im 16. Jahrhundert Petrus Ramus, die herrschende aristotelische Philosophie, welche bekanntlich auch Luther tödtlich haßte, für ein Haupthinderniß einer durchgreifenden Volksbildung. Er wirkte nicht so erfolgreich, wie Peter Ramus, weil ihm, einem edlen Manne, der die Bildung um ihrer selbst willen, nicht wegen des Rufes liebte, das Secten-Wesen zuwider war: Ramus stiftete die mächtige Schule der Ramisten, Agricola begnügte sich, ein Buch (De inventione dialectica, Löwen 1515) für die Reformation der geltenden Logik zu schreiben.

Die Hauptrolle in dem Kreise der Männer, welche, ohne den Kirchenglauben angreifen zu wollen, das Leben und die Studien nach italienischer Weise zu verbessern suchten, hatte Johann Reuchlin, dessen Bruder Dionysius Professor der griechischen Sprache war und der rheinischen Gesellschaft angehörte. Reuchlin's Leben, sein Wirken und seine Schriften zeigen deutlich, daß die Erweiterung, welche die einzelnen Wissenschaften in der neueren Zeit erhalten haben, im Allgemeinen (denn Ausnahmen gibt es allerdings) der rein geistigen Ausbildung und dem Antheile aller Gebildeten an jedem Streben in jeder Wissenschaft im Sinne des Ausspruches: homo sum, nihil humani a me alienum puto (ich bin ein Mensch, und halte nichts Menschliches für fremd) eher nachtheilig als förderlich gewesen ist. Das Fach verschlingt die allgemeine Wissenschaft, besonders bei Rechtsgelehrten, Geschäftsleuten und Naturforschern. Wir bemerken daher besonders, daß Reuchlin ursprünglich Jurist war, daß er sogar Bundesrichter des schwäbischen Bundes ward und 11 Jahre lang blieb, aber nichts desto-

Entwickelung der hebräischen Sprachstudien, sowie über den Pfefferkorn'schen Streit werthvolle Aufschlüsse. Züge zu einer Gesammt-Darstellung des deutschen Humanismus gibt der erste Band von Karl von Raumers „Geschichte der Pädagogik"; sodann Carriere (Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, Stuttgart 1847); und Karl Hagen (Deutschlands litterarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, Frankfurt 1868).

*) Libellus de formando studio vere aureus, dignus, qui studiosorum omnium manibus teratur, cujus auctores sunt doctissimi viri Rodolphus Agricola, Erasmus Roterodamus, Philippus Melanchthon, Coloniae, 1532.

weniger dabei unternahm, das Studium der griechischen Sprache in Verbindung mit seinen Freunden, das der hebräischen fast ganz allein in Deutschland zu begründen, eine dramatische Dichtung in gebildeter Sprache zu schaffen und den Mönchen den Jugendunterricht zu entziehen. Im Hebräischen folgten unter Anderm Konrad Pellicanus, Johann Böschenstein *) und Sebastian Münster seinen Spuren. Auch in die deutsche Sprache, welche er recht gut schreibt, suchte Reuchlin einen gebildeten Ton zu bringen und eine Feinheit des Ausdruckes und der Wendungen einzuführen, die man weder in der Poesie des Theuerdank, noch in der Prosa des Weißkunig findet. Reuchlin ermunterte deshalb Leute von Kenntnissen und Ansehen, wie Dietrich von Pleuningen, Bernhard Schöffer und Andere, durch Uebersetzungen zur Vervollkommnung der Muttersprache zu wirken.

Die Jugendbildung des im Jahre 1455 zu Pforzheim geborenen, für das Rechtsstudium bestimmten Johann Reuchlin war ganz geeignet, seinen Trieb, das gesammte Wissen seiner Zeit zu umfassen, zu nähren. Er wurde als Knabe wegen seiner guten Singstimme in die Kapelle des Markgrafen Karl von Baden aufgenommen und begleitete später den Sohn desselben auf die Universität Paris. Hier hatte er zuerst 1473 und 1474 einen Deutschen zum Lehrer, welcher in der Grammatik, Philosophie und Theologie gleich stark war, dabei aber durch ein Buch über die Messe (Resolutiones dubiorum circa missae celebrationem) berühmt wurde. Dieser von uns bereits früher (Bd. VIII, S. 453) erwähnte Mann hieß in Deutschland Johann Heinlin von Stein, bei den Franzosen de la Pierre, mit seinem gelehrten Namen a Lapide und war 1469 Rector in Paris. Er war es hauptsächlich, durch welchen 1470 Gering bewogen wurde, seine Pressen im Saale der Sorbonne aufzuschlagen. Später (1477) wurde Heinlin von Stein vom Grafen Eberhard bei der Einrichtung der Universität Tübingen gebraucht und er trat dann nicht nur dort als Lehrer auf, sondern auch in Basel, wo er freilich Karthäuser ward, aber auch in diesem Stande der Buße und der Entfernung von der Welt den als Buchdrucker berühmten Brüdern Amerbach durch seinen Rath ebenso nützlich wurde, als er vorher dem Reuchlin durch seinen Unterricht für dessen weitere Studien gewesen war. Neben Heinlin von Stein lehrte in Paris Hermonymus aus Sparta das Griechische, und Reuchlin setzte, als er 1475 nach Basel kam, die unter einem Griechen begonnenen griechischen Studien unter der Leitung eines anderen Griechen, des Andronikus Kontoblakas, fort. Um diese Zeit lernte er auch den edeln und frommen Gröninger Johann Wessel kennen, dessen wir im achten Bande (S. 42) erwähnt haben.

*) Ueber diesen und die von ihm erlittenen Verfolgungen berichtet Ludwig Geiger in „Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland", Berlin 1870.

Dieser hatte, weil seine Rechtgläubigkeit verdächtig geworden war, Paris verlassen müssen. Reuchlin verdankte ihm viel, nach Einigen auch namentlich die erste Anregung zum Studium der hebräischen Sprache. Dieselben Brüder Amerbach, denen später Heinlin von Stein durch seinen Rath nützlich ward, ließen von dem damals erst 20 Jahre alten Reuchlin eines der ersten lateinischen Wörterbücher zum Schulgebrauche, dem Vocabularius breviloquus, verfertigen und druckten dasselbe. Reuchlin lehrte in Basel mehrere Jahre hindurch die neue Wissenschaft, welche er und seine Freunde aus den Alten schöpften. Dann begab er sich, vollständig klassisch gebildet, nach Orleans und Poitiers, wo das alte römische Recht als klassische Wissenschaft in inniger Verbindung mit dem, was wir jetzt Philologie nennen, getrieben ward. Auch dort lehrte er, bis er als praktischer Geschäftsmann und eigentlicher Rechtsgelehrter nach Tübingen ging. Sein Landesherr, Graf Eberhard der Aeltere oder der Fromme, nahm ihn zugleich als Geheimschreiber in seine Dienste. Im Jahre 1482 machte Eberhard aus Frömmigkeit eine Reise nach Italien und nahm Reuchlin mit. Dieser ward dort als Staatsmann und als Gelehrter auf gleiche Weise geachtet und schloß in Italien mit Lorenzo von Medicis und Marsilius Ficinus nicht blos Freundschaft, sondern wurde auch in den mystischen Platonismus derselben ganz eingeweiht. Auf ihn, der, wie so viele große Gelehrte in Deutschland, von ehrbaren, aber wenig bemittelten Eltern stammte, machte die geschmackvolle Pracht in Lorenzo's Hofhaltung einen tiefen Eindruck. Er sah die Töchter unter Aufsicht der Mutter, die Knaben unter der Leitung des Angelus Politianus ihre Studien treiben; von diesen Knaben war einer nach etwa 30 Jahren Papst Leo X. Als Reuchlin später (1489) von seinem Herrn noch einmal nach Italien geschickt wurde, schöpfte er aus dem Umgange des Pico von Mirandola orientalisch-platonische Weisheit; doch beweist seine Correspondenz, daß er auch mit den helleren, für die Wiederherstellung des alten gesunden wissenschaftlichen Lebens begeisterten Köpfen in inniger Verbindung stand. Sein Schwärmen und seine reine Begeisterung fällt gerade in dieselbe Zeit, in welcher er Eberhard's juristische und diplomatische Geschäfte besorgte und zweimal an Kaiser Friedrich III. und an Maximilian I. gesendet wurde, die ihn zum Rath machten und ihm Sitz und Stimme in Collegien gaben.

Mit Eberhard's Tode änderten sich die Verhältnisse in Würtemberg so sehr, daß Reuchlin das Geschäftsleben ganz verlassen und sich als Gelehrter und Schriftsteller eine Existenz suchen mußte. Er hatte als Schützling und Freund des frommen Eberhard die Beschäftigung mit Wissenschaften und Sprachen nicht um des Nutzens und Gebrauchs willen, sondern als reines und geistiges Vergnügen fortgesetzt; auch

hielten ihn Friedrich III. und Maximilian I. deshalb nicht, wie jetzt geschehen würde, für unpraktisch oder in seiner allerdings sehr starken Idealität für unbrauchbar. Er selbst fand nach Eberhard's Tode in der Wissenschaft mehr Trost und durch sie mehr Ruhm, als ihm alle Titel und Ehrenämter hätten verschaffen können. Uebrigens nützte er den deutschen Studien auch auf andere Weise: denn seine Correspondenz beweist, daß er die Verbindungen, die er auf Reisen und als Eberhard's Minister angeknüpft hatte, vortrefflich benutzte, um seltene Handschriften klassischer Werke für Deutschland zu erhalten. Daß sein Freund Rudolf Agricola reicher und auch glücklicher im Sammeln war als er und daß die von diesem gesammelten Handschriften die Grundlage der berühmten Heidelberger Bibliothek bildeten, haben wir bereits erzählt. Schon als Reuchlin im Auftrage Eberhards des Aelteren in Staats- und Rechtsgeschäften am Hofe Kaiser Friedrich's zu Linz verweilte, ließ er sich von dem gelehrten Talmudisten Jakob Jehiel Loans, den der Kaiser zum Ritter geschlagen und zu seinem Leibarzte gemacht hatte, in die Geheimnisse der höheren jüdischen Grammatik einweihen; denn die Elemente der hebräischen Sprache hatte er bereits inne. Er überzeugte sich so sehr von dem Nutzen und der Nothwendigkeit, die Juden für die genaue Kenntniß der hebräischen Sprache und für die Erklärung des alten Testaments zu benutzen, daß er, der doch bei Luther's Auftreten ruhig blieb und von Natur vorsichtig und diplomatisch war, ganz aus seinem Charakter heraustrat, als ein fanatischer Ketzermeister die Bücher der Juden vertilgen wollte. Da diese Geschichte großes Aufsehen erregte und ihr Ausgang dem Obscurantismus in Deutschland verderblich wurde, indem er alle guten Köpfe gegen die Mönche und deren Schulen vereinigte und das ganze Treiben der unwissenden Feinde jedes Denkens und jedes Lichtes lächerlich machte, so müssen wir hier etwas weiter ausholen.

Die Regierung des würtemberger Landes fiel, als Eberhard der Aeltere 1496 starb, an den schon mehrfach erwähnten ganz ausschweifenden und verdorbenen Eberhard II., welchem nachher sein Neffe Ulrich folgen sollte. Der neue Regent entfernte alle Räthe und Minister seines frommen Vorgängers und überließ Alles einem gottlosen, frechen Augustiner-Mönch, Holzinger, welchen Eberhard I. ins Gefängniß hatte werfen lassen. Diese Veränderung nöthigte Reuchlin, Würtemberg zu verlassen; denn sowohl Eberhard II. als der Augustiner-Mönch Holzinger, welcher diesen leitete, waren persönlich von Reuchlin gereizt worden; der Erstere dadurch, daß Reuchlin auf Befehl seines Herrn, Eberhard I., dem schmählichen und ausschweifenden Leben des Nachfolgers Schranken gesetzt hatte, der Andere dadurch, daß Reuchlin ihn 1488 in Mainz hatte verhaften und nach Tübingen ins Gefängniß

bringen lassen, weil derselbe dem jüngeren Eberhard zu allem Schlechten Anschläge gab und dessen Kuppler bei den Nonnen machte, die er selbst ebenso gut kannte, als sein Zögling. Reuchlin begab sich nach Heidelberg und fand dort in Dalberg's Hause Aufnahme, in welchem auch andere Gelehrte Zimmer hatten, aber nicht gerade glänzend gehalten wurden. In Heidelberg schrieb Reuchlin ein dramatisches Stück, welches er daselbst aufführen lassen wollte, um an den Obscuranten Rache zu nehmen, die sich in Würtemberg der Regierung bemächtigt hatten. Dieses Stück dreht sich um die frömmelnden Gaunereien einer Anzahl Schurken, von denen einer den Schädel des aus Mohammed's Geschichte bekannten Mönchs Sergius (Bd. IV, S. 38) für eine Reliquie ausgibt und mit ihr denselben Spuk treibt, den man vor etwa 30 Jahren mit dem vorgeblichen Rocke Christi getrieben hat. Reuchlin schildert bei der Empfehlung jenes Schädels den Mönch Sergius in solchen Ausdrücken, daß Niemand den würtembergischen Mönch Holzinger mit seiner Bande und seinem Treiben verkennen konnte. Ueberhaupt zielt das ganze Stück darauf, zu zeigen, wie lächerlich es ist, wenn man Mönchen und Frömmlern die Verwaltung eines Landes überläßt und diese nachher dasselbe gleich einem Kloster regieren. Dalberg fand jedoch nicht rathsam, das Stück aufführen zu lassen; denn er war ein vornehmer Mann und nahm Rücksichten, wie die Vornehmen zu thun pflegen. Er fürchtete nämlich, der Franziskaner Capellus, welcher in der Pfalz beim Kurfürsten Philipp Alles vermochte, werde Reuchlin's Satire auf die Bettelmönche übel nehmen und die Schilderung des Mönchs Sergius auf sich beziehen. Die Aufführung unterblieb also; Reuchlin verfertigte aber darauf ein anderes komisches Stück, welches er dramatische Vorübungen (progymnasmata scenica) nannte, und dieses wurde nicht nur aufgeführt, sondern Dalberg ertheilte auch Denen, welche es aufführten, Geschenke, weil sowohl das Stück als die Schauspieler von ganz anderer Art waren, als die Dramen und Darstellungen der Schüler in den Mönchsschulen oder der Bürstenbinder bei den Meistersängern. Diese progymnastica hat noch im Jahre 1531 Hans Sachs unter dem Titel „der Henno, ein Comedi mit 10 Personen" in deutsche Reime gebracht; der „Sergius" aber, der nicht zur Aufführung kam, fand weite Verbreitung in akademischen Kreisen und es wurden sogar Vorlesungen über ihn gehalten.

In Heidelberg war Reuchlin für die Wissenschaft thätig, während er zugleich seit 1497 für pfälzische Geschäfte gebraucht wurde; er bewirkte namentlich, daß dort ein Kollegium für Jurisprudenz eingerichtet und eine Professur der griechischen Sprache gestiftet ward. Seine Liebhaberei für das Hebräische betrieb er mit erneutem Eifer, als er 1498 mit juristischen und diplomatischen Aufträgen abermals

Digitized by Google

nach Rom zu Papst Alexander VI. geschickt wurde*). Er bezahlte sogar den Unterricht, den ihm der Jude Abdias dort ertheilte, mit einem Dukaten (einer Goldkrone) für jede Stunde, was selbst heut' zu Tage in London oder Petersburg ausreichen würde; dessen ungeachtet kannte er den Talmud nicht und hatte ihn nicht einmal gesehen. Uebrigens war es ihm, dem Platoniker, nach Marsilius Ficinus Art nicht blos um die hebräische Grammatik zu thun, obgleich er auch diese durch seinen grammatischen Folianten (Rudimenta Hebraica, 1506) den Deutschen zuerst zugänglich machte, sondern vielmehr besonders um die jüdische, mit der neuplatonischen nahe verwandte Philosophie. Wir wollen die Letztere weder rühmen noch empfehlen, aber wir gestehen zur Ehre eines Pico von Mirandola, eines Ficinus und eines Reuchlin, daß diesen edeln Männern, denen wir die Erneuerung der alten Studien verdanken, das, was wir schwärmendes Grübeln nennen, der einzige Lohn langer Entbehrungen war. Die Meisten opferten jeden äußeren Vortheil auf, um in den Labyrinthen des Paradieses, welches sie in ihrem eignen Geiste erschufen, unmittelbar Gott zu schauen und darüber gleich den Berauschten die ganze Außenwelt zu vergessen. Dies scheint uns auch der Grund zu sein, warum Reuchlin, nicht für das große Publikum, sondern für die kleine Zahl der Erleuchteten und Eingeweihten, zugleich des Ficinus platonische Mystik und der Juden Kabbala den Deutschen zugänglich zu machen suchte. Das Erstere, die Verkündigung eines phantastischen Platonismus, geschah in einem Buche (de verbo mirifico, 1499 und 1514), aus welchem Erhard einen ausführlichen Auszug gegeben hat, das Andere in den drei Büchern über die hebräische Philosophie der Talmudisten (De arte cabbalistica, 1517)**). Im Jahre 1499 konnte Reuchlin wieder in sein Vaterland zurückkehren, und gerade in den fünf oder sechs folgenden Jahren machte er sich als Schriftsteller um deutsche Schulen, um hebräische und griechische Sprache in Deutschland ebenso verdient, als die Italiener und Griechen, in deren Spuren er trat, sich um Italien gemacht

*) Auf dieser Reise geschah es, daß der berühmte Lehrer des Griechischen, Argyrozulos (Bd. VIII, S. 9), ihn aufforderte, eine Stelle aus dem Thucydides zu interpretiren. Reuchlin that es in so glänzender Weise, daß Jener ausrief: „Unser verwaistes und verbanntes Griechenland hat nun bereits die Alpen überstiegen."

**) Um dieser Studien willen hat Wieland, der in seinen deutschen Werken sich das große Verdienst erwarb, auf bedeutende Geister des 16. Jahrhunderts (z. B. auch auf Hans Sachs) mit Nachdruck hinzuweisen, Reuchlin entschuldigen zu müssen geglaubt. Die hebräische Wissenschaft, sagt er, die der edle Mann von den Todten auferweckte, sei auch einem Leichname gleich erstanden, mit den Schweißtüchern der Kabbala und verworrener Geheimlehre umwunden. Im „Neuen Amadis" (IX, 22) werden als Dämonenverehrer zusammengestellt „ein alter Porphyrist, ein Reuchlin, ein Cardan, ein Rosenkreuzer".

hatten. Ja es ist für den deutschen Humanismus in hohem Grade bezeichnend, daß er sich dem Volksunterricht zuwandte, während die Italiener mehr die Gebildeten und die höheren Stände im Auge hatten. In dieser Beziehung wurde freilich Reuchlin später von Melanchthon, dem Enkel seiner Schwester, der sich den schönen Ehrennamen praeceptor Germaniae (der Lehrer Deutschlands) erwarb, noch bei Weitem übertroffen. Nach seiner Heimkehr war Reuchlin 11 Jahre lang durch die ihm aufgetragene Würde eines Bundesrichters mit juristischen, diplomatischen und administrativen Geschäften überhäuft; sobald er aber sein Amt niedergelegt hatte, lebte er mit doppeltem Eifer ganz dem Berufe der Verbreitung des neuen Lichtes in Deutschland. Wir übergehen jene Zeit und die von Reuchlin damals verfaßten Schriften ganz, weil wir weder sein Leben schreiben, noch seine Schriften aufzählen und charakterisiren wollen, und schieben, ehe wir seinen Streit mit den groben, unwissenden und fanatischen Kölner Judenfeinden darstellen, nur ein flüchtiges Wort über sein Bundesrichteramt ein. Es bestand nämlich im Anfange des 16. Jahrhunderts (wir werden unten das Nähere erzählen) noch immer der schwäbische Bund zur Erhaltung des Landfriedens. Der Kaiser, die Kurfürsten und die Fürsten ernannten drei Richter, welche bei den Streitigkeiten der Mitglieder des Bundes die Entscheidung hatten; Reuchlin war Maximilian's besonderer Freund und die anderen Fürsten achteten ihn, er ward also (1502) einer der Bundesrichter.

Sein Streit wegen der Juden knüpft sich an die Geschichte des zum Christenthum bekehrten Juden Johann Pfefferkorn, der sich durch Verfolgung seiner ehemaligen Glaubensgenossen dem christlichen Pfaffenthum empfehlen wollte. Reuchlin kam übrigens ganz unschuldiger Weise wegen der Juden in üble Händel; denn wer sein 1505 erschienenes Buch: „Ein tütsch Missive an einen Junkherrn, warumb die Juden solange im Ellend" gelesen hat, wird nicht glauben können, daß er ihnen auffallend günstig gewesen sei. Sie haben nach ihm alles Elend von 1500 Jahren reichlich verdient, weil sie den Messias verworfen haben und ihn fortwährend lästern. Wir wollen in Betreff des Letzteren Reuchlin's eigene Worte anführen: „Darob zu merken ist, daß diese sünd der gotzlesterung die gröst und höchst wider Gott ist, deshalb die eigenschafft des ersten stücks obgemelt an solcher sünd, darumb sye so lang bestraft werden, clerlich erfunden würde; das andere stück, daß all Juden in dieser zyt, so lange sye Juden sind, an solcher gotzlesterung theilhaftig syen und ein sonder freud daran haben, so sye etwas zu schand und laster künnen erdenken und erdichten, ist offenbar an allem ihren tun und lassen und an ihrem gewöhnlichen gebet, auch an ihren büchern, die sye wider uns schriben, und lesen, alles us dem

buch Nizahon und Brudersol, auch in dem gebet nieschumadim wol zu merken ist." Bei dieser Ansicht Reuchlin's ist es nicht zu verwundern, daß der bekehrte Jude Pfefferkorn, als er eine Art von Kreuzzug gegen die Juden und ihre Litteratur im Sinne hatte, besonders auf Reuchlin rechnete, welcher vom Kaiser Maximilian sehr begünstigt wurde und im Reiche viel galt, und daß Pfefferkorn wüthend wurde, als gerade Reuchlin ihm entgegen trat. Pfefferkorn, welcher 1506 Christ geworden war, beschäftigte sich 1508 und 1509 damit, die Juden durch seine Predigten zum Christenthume zu bekehren; diese wollten aber nichts von ihm wissen. Er schrieb das Mißlingen der Bekehrungsversuche den jüdischen Gelehrten und ihren Büchern zu, was nach der obenangeführten Stelle auch Reuchlin that, ohne jedoch deshalb, wie Pfefferkorn, die hebräischen Bücher polizeilich vernichten zu wollen. Um das Letztere bewirken zu können, reiste Pfefferkorn nach Italien, wo sich der Kaiser befand, und redete dem gelehrten Maximilian so lange zu, bis derselbe ihm am 19. August 1509 im Lager vor Padua den Auftrag gab, alle die hebräischen Bücher verbrennen zu lassen, welche Schmähungen gegen das Christenthum enthielten; doch nahm der Kaiser die Religionsbücher ausdrücklich davon aus. Pfefferkorn, welcher nicht einmal Lateinisch verstand, würde dies für sich allein nicht ausgerichtet haben, wenn nicht die Dominikaner und besonders der Ketzermeister ihres Ordens in Köln, Hoogstraten, ihn unterstützt hätten. Uebrigens ward die Sache im Anfange für ein Erpressungsmittel der Oberen des Dominikaner-Ordens gehalten; denn man betrachtete damals die Juden überall als Saugschwämme, welche von Zeit zu Zeit ausgedrückt wurden, und es war vorauszusehen, daß die Juden ihre Bücher um jeden Preis loskaufen würden. Wir vermuthen, obgleich dies nirgends gesagt wird, daß der Kaiser den polizeilichen Theil des Bücherverbrennens doch nicht allein dem Pfefferkorn und den Dominikanern überlassen wollte, sondern daß er Pfefferkorn mündlich an Reuchlin wies; wenigstens begab sich Pfefferkorn sogleich zu diesem, um sich dessen Unterstützung auszubitten. Reuchlin war damals eine der angesehensten Personen in Deutschland; denn er war seit acht Jahren schwäbischer Bundesrichter und im Ganzen beinahe 30 Jahre hindurch Rath, Gesandter und Consulent des Kaisers Friedrich und seines Sohnes, sowie vieler anderen deutschen Fürsten und Städte und der Advokat unzähliger Familien und Privatpersonen. Er betrieb außerdem das Hebräische in wissenschaftlicher Weise und war mit der jüdischen Litteratur bekannt. Gestützt auf die beiden Dominikaner Arnold von Tongern und Hoogstraten ersuchte Pfefferkorn den Reuchlin, mit ihm an den Rhein zu gehen und die Bücherverbrennung weltlich zu leiten. Dies Geschäft lehnte Reuchlin natürlich ab und die Sache wurde ohne

ihn betrieben. Nach einiger Zeit ward er auf Befehl des Kaisers um ein Gutachten angegangen, als die Juden sich dem Verfahren der Kölner Theologen und des von diesen beschützten Pfefferkorn widersetzten und der Kurfürst von Mainz dem Bücherverbrennen Einhalt that. Die Juden hatten nämlich bei dem Letzteren als dem Reichskanzler, sowie beim Kaiser Hülfe gesucht, und der Kurfürst von Mainz, welcher zum kaiserlichen Commissarius in der Sache ernannt worden war, forderte im Jahre 1510 von Reuchlin, von fünf Universitäten, von Hoogstraten und von einem anderen Gelehrten Gutachten, um sie dem Kaiser einzuschicken, bis zu dessen Entscheidung dann die Sache ruhte.

Dies versetzte die Dominikaner in doppelte Wuth. Reuchlin, welcher sehr ängstlich und behutsam war, faßte sein Gutachten so ab, wie man es, ohne daß wir in die Einzelheiten einzugehen brauchen, von einem verständigen Manne erwarten wird. Er sagt übrigens in demselben ausdrücklich, daß er kein Exemplar des Talmud habe erhalten können und Niemand kenne, welcher denselben verstehe. Die Kabbala, erklärt er, sei selbst von Päpsten hochgeschätzt, ja auf Befehl Sixtus' IV. zum Theil übersetzt worden; die jüdischen Erklärungsschriften zur Bibel seien von unzweifelhaftem Werthe. Das Verbrennen räth er auf diejenigen Bücher zu beschränken, in welchen Lästerungen gegen Christus nachweislich enthalten seien. Jedenfalls hält er es für belehrend, sich mit den Ansichten Andersgläubiger bekannt zu machen; fromme Concilsväter zu Basel hätten sich sogar mit dem Koran beschäftigt; und nützlicher als alles Verbrennen würde es sein, wenn man an deutschen Universitäten Lehrstühle für die hebräische Sprache errichtete. Sein Gutachten wurde im October 1510 versiegelt an den Kurfürsten von Mainz gesandt; Pfefferkorn öffnete dasselbe aber, wozu er, obgleich Reuchlin es bestreitet, ein Recht hatte, weil er kaiserlicher Sollicitator in der Sache war. Er ward über den Inhalt des Gutachtens so erbittert, daß er in Verbindung mit seinen fanatischen und groben Kölner Freunden auf der Frankfurter Ostermesse unter dem Titel „Handspiegel" eine Schmähschrift herausgab, in welcher er aus Anlaß des von Reuchlin verfaßten Gutachtens diesem vorwarf, er begünstige die Juden und die jüdische Gotteslästerung und mache sich der gefährlichsten Irrthümer schuldig. Auf diese Weise rief Pfefferkorn einen Krieg gegen die Freunde des Lichtes hervor, welcher den Reuchlin ganz gegen seinen Willen zum Vorläufer Luther's machte, mit dem er sich nachher vom Jahre 1518 an wenig mehr einlassen wollte*). Als Maximilian bald nach dem Erscheinen jenes Pasquills nach Reut-

*) Doch schrieb er nach Luther's Auftreten: „Gottlob, da haben sie einen gefunden, der ihnen solche Arbeit machen wird, daß sie mich alten Mann in Frieden lassen werden."

lingen kam, beschwerte sich Reuchlin bei ihm über dasselbe und der erzürnte Kaiser versprach, durch den Bischof von Augsburg eine Untersuchung vornehmen zu lassen; dieser ließ aber, weil eine Krähe nie der anderen die Augen aushackt, die Sache liegen, und nun ward der sonst so vorsichtige Reuchlin dreist. Er griff zur Feder, um nach der Art seiner Zeit Derbheit mit Derbheit zu vergelten, und gab im Herbst 1511 unter dem Titel: „Augenspiegel" ein deutsches Buch in Quart heraus, welches eine Widerlegung des Handspiegels enthielt und nachher auch in lateinischer Uebersetzung weit verbreitet wurde. Er warf in demselben dem Pfefferkorn 34 Lügen vor, namentlich auch die, daß Reuchlin die berühmtesten Lehrer des Dominikaner- und Franziskanerordens feindlich angegriffen haben sollte. Die theologische Facultät zu Köln ließ hierauf Reuchlin's Schrift durch eines ihrer Mitglieder, Arnold von Tongern, in der Absicht prüfen, damit in derselben Ketzereien entdeckt würden.

Von diesem Augenblicke an benahm sich Reuchlin eine Zeit lang sehr schwach. Er schrieb an Arnold von Tongern und an dessen Collegen schmeichelnde Entschuldigungsbriefe, welche zeigten, daß er Angst habe, und die also gerade das Gegentheil von dem bewirken mußten, was Reuchlin bezweckte. In der That verfuhr seitdem die Kölnische Facultät, welche ihn auf eine sehr vornehme und beleidigend gnädige Weise behandelte, gerade so, als wenn sie seine Richterin wäre. Sie ließ sich in eine lange Correspondenz mit ihm ein, war mit keinem Anerbieten Reuchlin's zufrieden, sondern verlangte von ihm die öffentliche Erklärung, daß er die Herausgabe des Augenspiegels bereue, sowie eine förmliche Zurücknahme dieses Buches. Die Kölner, von Hoogstraten geleitet, ließen, im Herbst 1512, 43 Anklageartikel gegen Reuchlin drucken und verbreiten, in welchen sie Alles zusammenfaßten, was ihrem Ausdrucke nach in Reuchlin's Gutachten und in dessen verschiedenen, ihnen mitgetheilten Erklärungen „ärgerlich, übellautend und frommen Ohren anstößig" sei. Jetzt aber faßte sich endlich Reuchlin wieder und seine edeln Freunde rüsteten sich zu einem Sturme gegen die finsteren Theologen, welche Meister im Ketzer-Machen waren. Reuchlin antwortete den Kölnern in einem Tone, wie man ihn zwar von einem Hutten und Luther, keineswegs aber von dem ängstlichen, diplomatischen und vorsichtigen Reuchlin erwartet hätte. Er gab in der Ostermesse 1513 eine an den Kaiser Maximilian gerichtete Vertheidigungsschrift heraus, welche den Titel: „Vertheidigung gegen die Kölnischen Verleumder (Defensio contra calumniatores Colonienses)" hat, und gleich von vornherein, sowie am Schlusse die derbsten Schmähungen gegen die Kölner Fanatiker enthält. Es findet sich nämlich auf dem Titelblatte dieser lateinisch abgefaßten Apologie folgende kurze

Angabe des wesentlichen Inhalts in deutscher Sprache: „Summarium libri: Welcher schreybt und sagt, daß ich besagter Doctor in meynem Rathschlag der Juden Bücher betreffend, den ich aus bevelch Kaiserl. Majestät gemacht habe, anders gehandelt, dan ein frumm christlicher erber bidermann, der lügt als ein unglaubhafter, lychtfertiger, erloser Bösewicht, dessen erbeut ich mich zu eren und recht für zu kommen." Am Schlusse stehen sogar die Worte: „Arnoldus Tungarus calumniator, falsarius per secula seculorum." Die Kölner stellten hierauf zwar einen förmlichen Inquisitions-Proceß gegen Reuchlin an und dieser fand sich auch, als er von Hoogstraten citirt wurde, in Mainz ein; allein er war durch den Schutz des Kurfürsten von Mainz vollkommen sicher gestellt, und wenn auch die Bettelmönche zu Köln schon 1514 sein Buch verbrannten, so hatte diese ohnmächtige Rache doch nur die Wirkung, daß die Verfolger sich vollends lächerlich machten. Nachdem später noch der elende Pfefferkorn eine gemeine Schmähschrift gegen den angesehensten Mann in Deutschland, den Freund des Kaisers, den berühmten Gelehrten, herausgab, schlug selbst Papst Leo X. die ganze Proceßhandlung durch ein sogenanntes mandatum de supersedendo nieder. Jene Schrift Pfefferkorn's war betitelt: „Sturm Johannsen Pfefferkorn über und wider die drulosen Juden, Anfechter des Leichnahmes Christi und seiner Gliedmaszen; Sturm über einen alten Sünder Johann Reuchlin, Zuneiger der falschen Juden." Der Streit erregte das lebhafteste Interesse selbst über Deutschland hinaus. Die Anhänger der neuen, auf Studium der Alten und freie Forschung gegründeten Denkweise wurden als Reuchlinisten bezeichnet, während für die Gegner der Name Obscuranten aufkam. Diese selbst nannten die Freunde der jungen Schule, welche einen guten lateinischen Styl schrieb und auf denselben Werth legte, in verächtlicher Weise **Poeten**. Der edlere Ausdruck **Humanismus** deutet darauf hin, daß man in Italien und Deutschland an der Hand der großen Alten eine Bildung erstrebte, die zunächst wenigstens keinen staatlichen Vortheil gewährte und nicht auf theologischer Grundlage beruhte, sondern innere Befriedigung verlieh und ihrem Wesen nach rein menschlich war. An Mißgriffen und Ausartungen fehlte es dabei nicht. Eitelkeit und Eifersucht waren unter den Gelehrten nicht selten; und wenn auch die einseitige Richtung auf schönen Styl und geschmackvolle Darstellung mehr in Italien heimisch war, so ist doch auch bei manchen deutschen Humanisten, besonders in ihrer lateinischen Dichtung, eine frivole Glätte, ein leeres Spiel mit antikem und heidnischem Schmuckwerk und ein gegenseitiges Beräuchern oft recht anstößig. Daß sie ihre ehrlichen deutschen Namen ins Lateinische und Griechische übersetzten, war eine Modethorheit; ebenso, daß man um diesen Dienst gewöhnlich einen

21*

befreundeten Gelehrten ersuchte, ihn also gewissermaaßen zur Pathenschaft bat*). Um solcher Züge willen unseren Humanisten vaterländische Gesinnung abzusprechen, wäre ungerecht; denn, ganz abgesehen von ihrem Wirken für Volksbildung, wandten sie mit edlem Eifer die neu gewonnene Sprachkenntniß und Kritik auf die Quellen der deutschen Geschichte an und zeigten großentheils ein lebhaftes Gefühl für die Würde des Reichs und für die Wiederherstellung seiner Kraft.

Luther, welcher schon damals den Vorsatz hatte, Buße und Bekehrung statt Systems, Ceremoniels und mechanischen Gottesdienstes zu predigen, schrieb über diese Schrift an Reuchlin und frohlockte, daß derselbe es gewagt habe, in das Wespennest zu stechen; und die Freunde der neuen Wissenschaft, welche witziger waren, als Reuchlin, vereinigten sich zu einer Satire, durch welche die Mönche, ihre Lehre und ihr Leben so lächerlich gemacht wurden, daß fortan das ganze alte System des blinden Glaubens unhaltbar ward. Diese meisterhafte Satire sind die Briefe der Dunkelmänner**). Sie erschienen zuerst 1516 mit falschen Namen des Druckorts und des Druckers, und schon in demselben Jahre wurden drei neue Auflagen nöthig. Das Werk war die reife Frucht der Verbrüderung mehrerer bedeutenden Männer Deutschlands gegen Mönche und Mönchswesen, die sich durch persönliche Berührung auf Reisen, sowie durch einen lebhaft geführten Briefwechsel in ihren Ansichten bestärkten; denn die Sendschreiben ausgezeichneter Gelehrten waren in gewissem Sinne Gemeingut der gebildeten und gleichgesinnten Kreise. Mehrere dieser Männer geben in ihren Schriften gelegentlich ein Verzeichniß der vorzüglichsten Reuchlinisten, die an verschiedenen Orten in Deutschland wirkten; das umfassendste liefert der schon erwähnte Wilibald Pirckheimer von Nürnberg, der auch als genauer Freund Albrecht Dürer's unsere Achtung verdient. Wir wollen des Beispiels wegen nur einige dieser Männer nennen. Es befanden sich unter ihnen: der Graf Hermann Neuenaar zu Köln, Konrad Peu-

*) Dabei sind gerade die Berühmtesten zuweilen fehlgegangen. Desiderius Erasmus leitete seinen Namen „Gerhard, Gerhard's Sohn" von Begehren ab, während demselben das Wort Ger (Lanze) zu Grunde liegt. Melanchthons Vater schrieb sich allerdings Schwarzerd, doch, wie Strauß richtig bemerkt, ist nie aus „schwarzer Erde" ein Name gebildet worden; die richtige Form wäre Schwarzert, das zu Namen wie „Grauert, Grunert" gehört. Dem Reuchlin gab Hermolaus Barbarus den griechischen Namen Capnio, welcher einen kleinen Rauch bedeutet; doch meinen Einige, es könnte auch hier eine andere Ableitung, nämlich von rauch (Rauchwerk, Pelzwerk) richtiger sein, was wir nicht vertreten wollen.

**) Epistolae obscurorum virorum ad venerabilem virum Ortuinum Gratium Davenstriensem, Coloniae Agrippinae bonas literas docentem, variis et locis et temporibus missae ac demum in unum volumen redactae. In Venetiis impressum in impressoria Aldi Manutii. 4.

tinger zu Augsburg, Pirckheimer selbst zu Nürnberg, Hermann Busch, Eobanus Hessus, Petrejus Aperbach (Eberbach) in Erfurt, Croeus zu Leipzig, Vabianus zu Wien, Kaspar Ursinus, Geheimschreiber des Bischofs von Gurk, Philipp Melanchthon, Jakob Wimpfeling, Beatus Rhenanus, Nikolaus Gerbelius, Ulrich von Hutten, Paul Riccius, Johann Cuspinianus und der in seinem Kreis besonders einflußreiche Konrad Mutianus zu Gotha. Diese verbundenen Freunde und ihre Geistesverwandten in Italien trugen durch ihre laute Zustimmung und durch ihr Ansehen nicht wenig dazu bei, daß die meisterhaften, satirisch in Mönchs-Latein abgefaßten Briefe über Reuchlin's Feinde, ihre Schulen und ihre Sitten einen unbeschränkten Beifall erhielten. Diese Briefe wurden zwar im März 1517 durch eine päpstliche Bulle verdammt, noch in dem nämlichen Jahre aber erschien schon ein zweiter Theil derselben, an welchem Ulrich von Hutten großen Antheil hatte. Die Verfasser nannten sich vorsichtiger Weise nicht, und viele der obengenannten Freunde des Lichtes wurden fälschlich als Mitschuldige verdächtigt; auch wollen wir in das Gebiet der von Strauß trefflich geführten Untersuchungen nicht eintreten; doch nehmen wir an, daß Eobanus Hessus und Graf Neuenaar schon am ersten Theile Antheil hatten, und daß Crotus zu Erfurt sowohl zum Entwurf als zur Ausführung das Meiste that. Dieser Gelehrte, welcher eigentlich Johann Jäger hieß, sich aber zuerst den lateinischen Namen Venator und dann den von ihm selbst fabricirten griechischen Namen Crotus gab, weshalb Luther ihn Kröte nennet, war einer von jenen auch in neuerer Zeit unzähligen Leuten, die nicht blos mit ihren Talenten, sondern auch mit ihren Ueberzeugungen wechseln oder gar Handel treiben. Er schrieb nämlich zuerst für religiöse Aufklärung, nahm für Luther Partei und holte, als derselbe nach Worms zog, ihn ein, eiferte aber 9 Jahre später auf des Kurfürsten von Mainz Betreiben gegen Luther. Uebrigens würden wir, um von der Art Satire, welche in den Briefen der Dunkelmänner herrscht, einen Begriff zu geben, Proben mittheilen, wenn nicht unsere Leser in leicht zugänglichen Büchern Auszüge fänden; zudem beruht ein großer Theil der Wirkung auf der überaus gelungenen Verwendung des bei den Mönchen üblichen Küchenlateins. Die Kölner selbst hatten geglaubt, sich im Kampfe gegen so hochgebildete Männer, wie Reuchlin und seine Freunde, eines Mitstreiters von belletristischem Anstrich bedienen zu müssen und hatten zu dieser Rolle den Magister Ortwinus Gratias (Hardouin de Grace nennt ihn Rabelais) aufgestellt; an diesen sind nun die Briefe gerichtet, als gingen sie von seinen Meinungsgenossen, also von den „Dunkelmännern" aus.

Die beiden witzigsten Mitarbeiter an dieser dem Mönchsthum und seiner Lehre verderblichen Satire waren Crotus und Ulrich von Hutten.

Beide waren Jugendfreunde und ganz vortreffliche Köpfe, aber höchst lose Gesellen. Von ihnen ist **Ulrich von Hutten** schon als Freund des Franz von Sickingen und als rüstiger Mitkämpfer Luther's für Licht, Wahrheit und Recht gegen Finsterniß, Lüge und Heuchelei merkwürdig; da er aber überdies auch als Schriftsteller in der deutschen und in der klassischen Sprache wenige Seinesgleichen gehabt hat, so müssen wir etwas länger bei ihm verweilen. Hutten's ganzes Leben war unstät und flüchtig. Seinen Charakter und seinen Wandel wagen wir eben so wenig, als Lord Byron's Moralität zu vertheidigen; an Geist und Dichterfähigkeit stand er diesem kaum nach, an Gelehrsamkeit und Kenntnissen war er ihm überlegen. Deutschland hätte an ihm seinen größten Schriftsteller haben können, wenn er Muße, Ruhe und Ausdauer genug besessen hätte, um größere Werke auszuarbeiten; er würde aber als Gelehrter niemals so viel haben wirken können, als er gerade durch die Flugschriften, deren er unzählige schrieb, gewirkt hat. Jede seiner Schriften und Satiren war eine Handlung unmittelbar für das Leben seiner bewegten Zeit. Hutten hatte nicht, wie die anderen Schriftsteller, einen langsamen mittelbaren Einfluß, sondern er wirkte wie der Blitz augenblicklich vernichtend. Es ist daher auch bei ihm schwieriger, als bei vielen Anderen, einen Begriff von seiner Bedeutung zu geben, wenn man sich nicht, wie gemeiniglich geschieht, auf die Zeugnisse der Gelehrten berufen will, an denen es bekanntlich den breitesten und plattesten Schriftstellern, also gerade Denen, welche dem Hutten am meisten ungleich sind, am wenigsten fehlt. Man kann aus dieser Ursache nicht leicht von Hutten's litterarischer Thätigkeit reden, ohne wenigstens hie und da einen Blick auf seine Schicksale und sein Leben zu werfen. Wir werden jedoch nur wenige Hauptpunkte ins Auge fassen, da von Luther an bis auf Herder so viele klassische Schriftsteller Deutschlands das Lob Huttens verkündigt haben*).

Schon als Knabe fand Ulrich von Hutten (geboren 1488 auf der Burg Steckelberg in Hessen) Schutz und Fürsprache von Seiten des edeln wahrhaft aufgeklärten und gelehrten Kanzlers von Mainz, Eitelwolf von Stein, als ihn sein Vater in das Kloster gab und einen Mönch aus ihm machen wollte. Schon als Knabe begann er sein abenteuerndes Leben und machte sich vieler Ausschweifungen schuldig: er ward aber auch schon als Jüngling durch Gedichte und besonders durch eine heftige Satire (In Wedegum Loetz et filium ejus Henningum Quere-

---

*) Durch Herders Darstellung wurde Hutten zuerst, wie Strauß bezeichnend sagt, in das Licht der Neuzeit gerückt; den betreffenden Aufsatz hat man hie und da fälschlich Goethe'n zugeschrieben, weil der Berliner Nachdrucker Himburg ihn in seine Sammlung von Goethe's Werken aufnahm.

larum libri duo) als ausgezeichneter Dichter allgemein bekannt. Da er aus dem Kloster entwich, verleugnete ihn sein Vater und er kam 1504 nach Erfurt, wo Eobanus Hessus und Busch sich befanden. Dort schloß er sich enge an Crotus an, mit welchem er dann auf einige Zeit nach Köln wanderte. Hier hatten Beide Gelegenheit, einen Hoogstraten und Arnold von Tongern und deren barbarische, von ihnen später so bitter verspottete Lehre kennen zu lernen. Sie wurden hierauf von einander getrennt, blieben aber stets in Correspondenz und führten den Krieg des neuen Lichtes gegen die alte Finsterniß mit vereinigten Kräften. Crotus wie Hutten schrieb nachher für Luther, Hutten hatte aber das Glück, nicht zu erleben, daß sein Freund für äußere Vortheile seine Ueberzeugung änderte. Liederlich war Hutten ebenso wie Crotus; aber er opferte doch lieber Glück und Leben auf, als daß er die Wahrheit verleugnete; Crotus dagegen ließ sich vom Erzbischofe von Mainz durch Pfründen bewegen, gegen Luther zu schreiben. Hutten irrte arm und elend, aber stets dichtend und schreibend, von Frankfurt an der Oder bis nach Greifswalde und Rostock umher. Sein Freund Crotus söhnte ihn zwar wieder mit seinem Vater aus, Hutten's Leben und Schicksal änderten sich aber dessen ungeachtet nicht. Schon 1510 war er wieder als fahrender Schüler in Wittenberg. Er wanderte von dort 1511 in zerrissenen Kleidern und von der Hand in den Mund lebend nach Wien, wurde aber doch endlich auf der Reise dahin zu Olmütz zum Bischofe standesgemäß ausgerüstet. Ein von ihm verfaßtes Lobgedicht auf Kaiser Maximilian I. nützte ihm wenig, obgleich dieser ihn später (1517) in Augsburg zum kaiserlichen Dichter krönte, wobei Elisabeth Peutinger, die Tochter des oben unter den angesehenen Humanisten genannten Rathsherrn, ihm den Kranz aufsetzte.

Im Jahre 1512 kam Hutten abenteuernd nach Pavia und Bologna; er weigerte sich jedoch, dem Wunsche seines Vaters gemäß dort Jurisprudenz zu studiren, und mußte 1514 nach Würtemberg zurückkehren. In den folgenden Jahren erschienen Ulrich's von Hutten heftige Flugschriften gegen den jungen Herzog Ulrich von Würtemberg. Sie sind in lateinischer Sprache ebenso vortrefflich geschrieben und haben in politischer Rücksicht dieselbe schlagende Wirkung gegen den Tyrannen gehabt, welche im 18. Jahrhundert Lessing's deutsche Flugschriften gegen den Hamburger Pastor und dessen theologischen Despotismus hatten. Der Herzog Ulrich hatte die Gemahlin des Ritters Hans von Hutten, von dessen Vater, dem Oheim Ulrich's von Hutten, dieser viel Gutes empfangen hatte, verführt, und wünschte ihn selbst, den er immer als seinen besten Freund behandelte, der Gemahlin wegen an seinem Hofe zu behalten; Hans von Hutten ahnte aber das Ver-

hältniß und wollte nicht bleiben. Der Herzog ermordete ihn darauf am 5. Mai 1515 auf der Jagd, wo er ihn vom übrigen Gefolge zu trennen wußte, mit eigener Hand, beschuldigte den Getödteten der Verrätherei und des Umganges mit seiner Gemahlin und erklärte mit einer Tyrannen-Frechheit, welche Ulrich von Hutten als Phalarismus bezeichnet, er habe ein Urtheil gesprochen und es eigenhändig vollzogen. Er verweigerte sogar dem Vater die Auslieferung des Leichnams und verfolgte auch den Bruder des Gemordeten. Ulrich von Hutten ließ hierauf zuerst 1515 und 1516 Klagen über jenen Mord und eine ganz matte Tröstung für den Vater des Ermordeten drucken. Er wußte damals noch nicht, daß die Gemahlin des Hans von Hutten, welche nachher Jahre lang mit dessen Mörder als Geliebte lebte, Mitschuldige des Verbrechens sei. Von ganz anderer Art, als jene beiden ersten Schriften, waren die fünf Reden, welche Ulrich von Hutten in der Zeit von 1515 bis zum März 1517 gegen den mörderischen Tyrannen herausgab, sowie die im März 1517 geschriebenen vier Blätter über blutiges Tyrannenthum (De Phalarismo dialogus Huttenicus). Jene fünf Reden kann man dreist denen des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien und denen des Cicero gegen Catilina an die Seite setzen; sie sind um so mehr zu bewundern, als Demosthenes und Cicero ihre feurigen Pfeile in ihrer Muttersprache schleuderten, Ulrich von Hutten aber in einer fremden Sprache schrieb. Uebrigens erschienen diese fünf Reden, welche erst 1517 zusammen herausgegeben wurden (In Ulricum Wirtenbergensem orationes V.), anfangs einzeln, so daß sie wie Schlag auf Schlag wirkten. Die dritte derselben erschien im August 1516, als die zahlreiche Schaar der Hutten sich mit den ihnen befreundeten Rittern zum Kriege rüstete, weil Ulrich von Würtemberg sich geweigert hatte, vor Gericht zu erscheinen oder auch nur den Kaiser als Richter anzuerkennen.

Fast zu derselben Zeit, als Hutten sich der Sache seines Oheims gegen Ulrich von Würtemberg annahm, schrieb er auch für Reuchlin und nahm außerdem, als er im Herbst 1516 Gelegenheit hatte, noch einmal nach Italien zu gehen, den bereits oben erwähnten Antheil an der Fortsetzung der Briefe der Dunkelmänner. Seit 1517 erklärte er sich für Luther, was weder Erasmus von Rotterdam, noch Reuchlin geradehin zu thun wagten, während Crotus zuerst für, dann gegen Luther eiferte. Von den vortrefflichen Dialogen, welche Hutten für Luther's Sache zu Gunsten der Rechte der deutschen Nation gegen römische Anmaaßungen geschrieben hat, müssen wir hier um so mehr reden, als Hutten kein Theologe war oder sein wollte, sondern die Reformation blos von der politischen Seite her betrachtete. Diese Dialoge enthalten die treuesten und wahrsten Schilderungen der Zeit, sind

die bedeutendsten satirischen Schriften des 16. Jahrhunderts und wirkten zuerst in lateinischer Sprache durch ihren klassischen Styl auf die Gelehrten, nachher aber in der von Hutten selbst verfaßten Uebersetzung noch weit mächtiger auf die ganze deutsche Nation. Luther und Hutten allein verstanden das deutsche Volk in seiner Muttersprache für große und hohe Zwecke anzuregen. Jene Dialoge wurden zuerst einzeln als Flugschriften gedruckt und gleich Zeitungen unglaublich schnell unter das Volk verbreitet, dann aber zu drei, vier oder fünf zusammengedruckt und als Buch ausgegeben. Eine dieser Sammlungen, welche die beiden Fieber, den Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit, die Anschauenden (Inspicientes) und die Fortuna enthält, wurde schon gleich bei ihrer Erscheinung im Jahre 1521 als ein Inbegriff des Stärksten angesehen, was sich gegen die Mißbräuche der Kirche des Mittelalters sagen lasse. Sie erschien daher auch bei Scheffer in Mainz zuerst lateinisch und dann unter dem Titel: „Natürliche Abmalung des Papstthums“ deutsch, und wurde 1632, als Gustav Adolf den Protestantismus in Deutschland neu belebt hatte, unter dem Titel: „Aufwecker der deutschen Nation“ wieder gedruckt. Der Titel der von Hutten selbst verfertigten deutschen Uebersetzung dieser Sammlung lautet: „Gesprächbüchlein herrn Ulrich's von Hutten. Feber das Erst. Feber das Ander. Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit. Die Anschauenden.“ Beigefügt ist ein deutsches Reimgedicht, das mit den Worten schließt: „Ich hab's gewagt, Ulrich von Hutten.“ Vor den Anschauenden steht Hutten's Bildniß, und unter diesem findet man die des Ritters ganz würdigen Worte:

Umb Wahrheit ich ficht,
niemand mich abricht;
es brech oder gang,
gots geist mich bezwang.

Die Anschauenden enthalten, wie die anderen Dialoge, zwar eine scharfe Satire gegen die römischen Bedrückungen und gegen die Sendungen nach Deutschland, besonders die des Kardinals Cajetanus in der Luther'schen Angelegenheit; allein Hutten gibt zugleich auch der von ihm bei jeder Gelegenheit hochgepriesenen und über Alles geliebten deutschen Nation derbe Geiselhiebe wegen ihres ewigen Berathens ohne Resultat, wegen ihres Saufens und wegen ihrer einfältigen, von den Italienern mißbrauchten Gutmüthigkeit. Nachdem nämlich in diesem Dialog, in welchem Phöbus, Phaëthon und Kardinal Cajetanus sich unterreden, der Sonnengott die Wolken entfernt hat, sieht Phaëthon in Augsburg vielen Lärm, ein unbändiges Saufen und eine große Procession und fragt deshalb seinen Vater, was denn dort vorgehe. „Es ist da ein deutscher Reichstag“, erwidert Phöbus, „des Papstes Legat, der Kardinal Cajetanus, will die Deutschen aufs Neue prellen

und unter dem Vorwande des Türkenkrieges Geld nach Rom schleppen." Gleich darauf legt Hutten dem Sonnengott ein prächtiges Lob der deutschen Nation, besonders der Sachsen, in den Mund, nur macht er den Deutschen dabei ihr viehisches Saufen zum Vorwurf. Gelegentlich wird an den Deutschen gepriesen, daß sie von Aerzten nichts wissen wollten, sowie daß die Advokaten bei ihnen ausgepfiffen würden. Den deutschen Adel entschuldigt Phöbus wegen der ihm gemachten Vorwürfe des Raufens und der Raubsucht mit den Worten: es sei gar nicht so unbillig, daß die Ritter die Kaufleute ausplünderten; denn diese wären es, welche das deutsche Blut verderbten und fremde Weichlichkeit gleichsam durch Schleichhandel hereinbrächten. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Hutten selbst in Beziehung auf fremde Waaren sehr streng war und sogar bei Hofe, wo der Etikette nach der Adel nur in Seide erscheinen sollte, in Tuchkleidern von inländischer Wolle erschien*).

Eine andere Sammlung von Dialogen, welche gegen die kirchlichen Mißbräuche gerichtet sind, enthält unter Anderen eine heftige Vertheidigung von Luther's Unternehmen. Dieses meisterhafte, durch Inhalt und Sprache ausgezeichnete Gedicht, aus welchem wir weiter unten einige Verse anführen wollen, wurde nicht blos zu Hutten's Lebzeiten, sondern auch nach seinem Tode sehr oft aufgelegt und gewann Viele aus dem Volke, welche gelehrte Streitschriften nicht lesen konnten, für die Reformation. Es hat den Titel: „Clag und vermanung gegen den übermäßigen, unchristlichen gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen geistlichen durch herrn Ulrich von Hutten, Poeten unn Orator, der ganzen Christenheit unn zuvoran dem Vatterland Teutscher Nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner beschwernuß und auch wegen seiner eignen nottdurfft in Reymens weiß beschrieben. Ich hab's gewagt (Alea jacta est)". Hutten lebte damals bei seinem Freunde Franz von Sickingen auf der Ebernburg, wo nicht nur die meisten der genannten kleinen Schriften, sondern auch die historisch merkwürdigsten Dialoge des großen Satirikers zuerst gedruckt wurden. Die Letzteren, welche dem Pfalzgrafen Johann bei Rhein, Herzogen von Baiern und Grafen von Sponheim, gewidmet sind, erschienen 1521 unter dem Titel: Dialogi Huttenici novi, perquam festivi. Bulla vel Bullicida. Monitor primus. Monitor secundus. Praedones (die Räuber); und einer dieser Dialoge, der Bullicida, hat mehr als irgend etwas Anderes dazu gewirkt, daß der von Leo X. gegen Luther erlassenen Verdammungsbulle alles Gewicht geraubt und das ganze Verfahren lächerlich gemacht

*) Auch Luther erklärt sich mit ungemeiner Heftigkeit gegen das, was ihm als Uebermaaß des Handelsbetriebes erscheint, namentlich gegen ausländische Waaren und gegen die Frankfurter Messen.

wurde. Da sogar der größere Theil der deutschen Bischöfe den Schritt des Papstes, weil er ein Eingriff in ihre Rechte war, nicht billigte, und sich weigerte, die erwähnte Bulle bekannt zu machen, so erschien Ulrich von Hutten jetzt wirklich in der Form, in der er sich auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe jener Dialoge hat abbilden lassen. Er ist nämlich dort als völlig geharnischter Ritter dargestellt mit der beigefügten lateinischen Umschrift: „Ulrich von Hutten, der deutschen Freiheit Verfechter. Ich hab's gewagt (Ulricus ab Hutten, Germanicae libertatis propugnator. Jacta est alea)". In der That erklärt Hutten auch in der zuvor erwähnten gereimten „Clag und vermanung gegen den übermäßigen, unchristlichen gewalt des Babsts zu Rom" ausdrücklich, daß er sich nicht mehr an die Gelehrten, sondern unmittelbar an das Volk in einer diesem verständlichen Sprache wenden wolle:

Latein ich vor geschriben hab,
Das war ein reden nit bekanndt.
Jetz schrey ich an das vaterlandt.
Den Teutschen muß man diesen rauch
Vond Augen blasen, der sie blendt,
Das trügerei blieb unerkendt.
Denn wo die Nation wär clug,
So hätt das Evangelium
Vor diesen Fabeln seinen rum.

Dieses ganze, durch innere Wahrheit und durch die aus jedem Worte hervorleuchtende Ueberzeugungstreue (Conviction) und Deutschheit des Verfassers unschätzbare Gedicht (die clag und vermanung u. s. w.) ist im dritten Bande von Meiners' Lebensbeschreibungen (s. oben) abgedruckt; Bruchstücke davon finden sich in neueren litterarischen Anthologieen. Wir wollen deshalb nur noch eine Stelle ausheben, in welcher Hutten deutlich ausspricht, daß er sich, was ihm sehr leid thue, an die schwer zu zügelnde Menge wenden müsse, weil die Privilegirten ihm alles Gehör versagten (flectere si nequeo superos, Acheronta movebo). Diese Stelle heißt:

Den aberglauben tilgen wir,
Die wahrheit bringen wieder dir,
Und derweil dies nicht mag sein in gut,
So muß es kosten aber blut.
Do nem im keiner bschwernis ab,
Wiewol ichs selbst geschewet hab,
Hofft zu erfinden ander mas,
Nun aber nit will helfen das,
So muß man thun, wie's fügen will;
Wohlauf! es ist die Zeit und Ziel! — —
Vil harnisch han wir und vil pferd,
Vil hellebarden und auch schwerd',
Und so hilft freuntlich warnung nit,
So wollen wir die brauchen mit.

An die veränderte Stellung der Wissenschaft zum Leben mahnt Hutten seine Zeitgenossen deutlich und kräftig, wenn er sagt:

Vor (sonst) waren nur die Pfaffen g'lehrt,
Jetzt hat uns Gott auch Kunst bescheert,
Daß wir die Bücher auch verstahn,
Wohlauf, ist Zeit, wir müssen dran!

Was nun die obenangeführten, im Jahre 1521 gedruckten Dialogi Huttenici novi betrifft, so unterreden sich in einem derselben, dem Bullicida oder Bullen-Würger, die deutsche Freiheit, die personificirte päpstliche Bulle, Ulrich von Hutten (der allerdings von dem Drange, sich in den Vordergrund zu stellen, nicht freizusprechen ist) als Bullen-Würger und Franz von Sickingen. Die deutsche Freiheit gibt der Bulle den wohlgemeinten Rath, sich nicht mehr mit ihrem früheren Trotze nach Deutschland zu wagen, wo man sie nicht mit der gewohnten Ehrerbietung, sondern mit Verachtung empfangen werde. Daran kehrt sich jedoch die Bulle nicht; die Freiheit ruft daher Ulrich von Hutten zu Hülfe, dieser tritt, begleitet von Franz von Sickingen, hervor, und verweist der Bulle den Unfug, den sie in Deutschland angerichtet habe. Als sie aber weder auf die ihr gemachten Vorwürfe hört, noch die gegebenen Rathschläge befolgt, behandelt Hutten sie ebenso, wie sie selbst vorher die deutsche Freiheit behandelt hat, d. h. er geiselt sie furchtbar. Die Bulle ruft nach gewohnter italienischer Weise die gutmüthigen Deutschen zu Hülfe; diese hören aber auf ihre Stimme nicht, weil sie wunderbar erleuchtet sind und für den Aberglauben echte Religion, für den Götzendienst wahre Frömmigkeit eingetauscht haben. Die Bulle schwillt hierauf von ohnmächtiger Wuth an, bis sie endlich zerplatzt und bei dieser Gelegenheit die wunderbar schön beschriebenen Ränke und Laster, von welchen sie erzeugt oder die durch sie genährt und befördert wurden, insgesammt von sich gibt. Dann hält ihr Hutten mit folgenden zwei Versen die Standrede: „Hic jacet Hetrusci temeraria bulla Leonis, Quae cum alios vellet se dedit ipsa neci. (Da liegt nun des toscanischen Leo verwegene Bulle, die, während sie Andere zu morden gedacht, sich selber dem Tode gegeben).“

Die beiden folgenden Dialoge, welche der erste und zweite Monitor oder Warner heißen, machen, durch die Unterhaltung von zwei Egoisten, erst mit einem für die Wahrheit und die Religion Gut und Leben opfernden Geistlichen und sodann mit einem von Vaterlandsliebe glühenden Ritter, ganz vortrefflich anschaulich, wer für Luther's Sache und wer gegen dieselbe sein mußte. Im ersten Warner unterhalten sich nämlich Luther und ein anderer Geistlicher über die große Gefahr, in welcher jener bei seinen Neuerungen schwebe. Luther widerlegt alles, was der Warner vorbringt, und gibt die Gründe seines Handelns an. Diese kann der Warner zwar nicht widerlegen; er er-

klärt aber am Ende, er wolle dessen ungeachtet mit Luther nichts zu thun haben, da man in der alten Kirche besser sein Glück machen könne, als in der neuen, und da er selbst nächstens Kardinal zu werden hoffe. Im zweiten Monitor unterhält sich Franz von Sickingen mit einem warnenden Freunde, der ihm wegen des Lutherthums, wegen Hutten's, den er hege, wegen der Fürsten, die er befehde, große Gefahren in der Ferne zeigt. Dabei erfahren wir dann aus den Worten, welche Hutten seinem Freunde Sickingen in den Mund legt, was die beiden Ritter damals im Sinne hatten, und dies ist sowohl in Betreff der besonderen Geschichte der beiden Männer, auf welche die Augen von ganz Deutschland gerichtet waren, als auch in Hinsicht auf das Verhältniß des damals noch streitbaren Theils der Ritterschaft zu den anderen Ständen und endlich in Beziehung auf die Zeitverhältnisse überhaupt bedeutend. Sickingen redet über seine Ansicht von der Lage der Kirche und über sein Verhältniß zu Luther und Hutten ausführlich, und zählt hintereinander die Gründe auf, warum er sich enge an beide Männer anschließe. Auch in seinen deutschen Schriften widmete Hutten seinem ritterlichen Beschützer Lobsprüche, die weite Verbreitung fanden; er ruft ihm zu: „Wo etwas mein Geschrifft vermag, Dein Lob soll sterben keinen Tag;“ und er bezeichnet die Ebernburg bei Kreuznach, wo Sickingen die Freunde der Reformation bei sich aufnahm, als „Herberge der Gerechtigkeit“.

Das auf die beiden Monitores folgende Gespräch, die Räuber (Praedones), ist unstreitig für die Sitten und die Zustände jener Zeit wichtiger, als irgend eine andere Schrift, die wir kennen. Es enthält meisterhafte Schilderungen, welche ein Dichter und großer Redner von den Sitten der ersten Stände aus eigener Anschauung entworfen hat, sowie geistreiche Betrachtungen über die Mängel des ganzen deutschen Staatswesens und über die Mittel, denselben abzuhelfen. Die Personen, welche sich unterreden, sind: Ulrich von Hutten, ein Kaufmann oder Commis des großen Hauses der Fugger, und Franz von Sickingen. Diese treffen in einer Reichsstadt zusammen; Ulrich von Hutten wird über den Kaufmann böse, weil derselbe die deutschen Ritter Räuber genannt hat, Franz von Sickingen besänftigt aber seinen Freund und sucht dem Kaufmann bessere Begriffe von den deutschen Rittern beizubringen, indem er nachweist, daß die wenigsten Straßenräuber (denn ganz kann er die Sache doch nicht läugnen) von Adel seien, daß vielmehr jeder ächte Rittersmann das Rauben ohne vorher angekündigte Fehde von Herzen verabscheue. Weil wir dem Einzelnen nicht folgen dürfen, so wollen wir nur andeuten, sowohl daß man in diesem Gespräche Sittenschilderungen von der Meisterhand eines Dichters und Redners wie Ulrich von Hutten entworfen findet und daß der Ritter

socialistische Grundsätze entwickelt, als auch auf welche Weise derselbe das Rauben, das den Rittern allein zur Last gelegt ward, über die anderen Stände vertheilt. Hutten's Erklärung über das Rauben läßt sich übersichtlich in folgende vier Sätze fassen: 1) Räuber sind alle Diejenigen, welche auf der Landstraße den Wanderer und Kaufmann überfallen, um Beide zu berauben. Dies thut der Adel nicht. Er kündigt entweder ordentliche Fehde an, wo sich dann der Gegner wehren mag, oder er fordert Geld für den Durchzug durch sein kleines Gebiet, da mag man bezahlen. 2) Aergere Räuber sind aber die Kaufleute, welche durch die Einführung fremder Waaren, Gewürze, Seide und ausländischer Kleider das Geld aus Deutschland ziehen; die ärgsten unter ihnen sind die aus dem großen Hause Fugger; denn diese unterdrücken die anderen Kaufleute durch ihr Geld, und es ist, als wenn der Weg nach Indien blos für sie offen wäre. 3) Räuber sind ferner die Schreiber und Advokaten. 4) Räuber sind endlich die bösen Pfaffen; denn zum hohen Pfaffenthum gelangt Niemand, als wer Geld hat oder doch Geld aufzutreiben weiß, um in Rom oder bei anderen geistlichen Oberbehörden eine Pfründe zu kaufen; natürlich verwalten aber die Geistlichen, welche ihre Stellen gekauft haben, ihr Amt nachher nur für Geld und um des Geldes willen.

5. Reformations-Angelegenheit bis zur Ankunft Karl's V. in Deutschland.

In dem Augenblicke, als Karl V. nach Deutschland kam, hatte eine Uebereilung, zu welcher Papst Leo X. sich durch einen deutschen und einen italienischen scholastischen oder nach dem Ausdrucke unserer Tage wissenschaftlichen Theologen verleiten ließ, aus einem Schul- und Kanzelgezänke eine politische Streitigkeit gemacht. Karl wäre in Betreff derselben gewiß nach spanischer Weise willkürlich verfahren, hätte er nicht eines Theiles dem Papste, dessen er bedurfte, mit diesem Streite, der in Deutschland theologisch geführt ward, bange machen und anderes Theiles sich den Kurfürsten Friedrich von Sachsen zum Freunde erhalten wollen. Friedrich der Weise von Sachsen hatte nämlich nicht allein ebenso, wie Ludwig V. von der Pfalz, sehr viel zu Karl's Erwählung beigetragen, sondern er war auch fast der einzige deutsche Fürst, welcher aus Achtung für das Gesetz der goldenen Bulle*) weder Bedingungen gemacht, noch Geld angenommen hatte. Er hatte sogar die 30,000 Dukaten, welche Karl's Gesandte nach der Wahl

*) Jeder Kurfürst solle schwören: Vocem meam et votum seu electionem præfatam dabo absque omni pacto, stipendio, pretio vel promisso, seu quocunque modo talia valeant appellari (mein Wort und meine Stimme bei genannter Wahl werde ich abgeben frei von jeder Uebereinkunft, Zahlung, Belohnung oder Zusage oder wie immer sonst dergleichen genannt zu werden vermöchte).

hatten auszahlen lassen wollen, zurückgewiesen und die Vertheilung von 10,000 Gulden an seine Hofdienerschaft verboten, indem er erklärte, daß er zwar Niemanden von der Annahme des dargebotenen Geldes abhalten könne, daß er aber keinen, der dasselbe annehme, in seinem Dienste behalten werde.

Dem Kurfürsten Friedrich lag sehr viel an der Blüthe seiner erst 1502 gestifteten Universität Wittenberg, indem die besseren deutschen Fürsten, auch Kaiser Friedrich III. und Maximilian I., gleich den italienischen Herrschern und Städten damals ebenso in der Beschützung der wieder erweckten Wissenschaft und Civilisation den größten Ruhm suchten, wie ihre Nachfolger während des 18. Jahrhunderts im Halten von Wettrennen, Bällen, Opern, Balletten und Mätressen. An jene Universität hatte Friedrich auf die Empfehlung seines Freundes und Vertrauten, des Augustiner-Provinzials Johann Staupitz, den Mönch Martin Luther, dessen Talent und Tugend Staupitz in Erfurt kennen gelernt hatte, als Professor der Philosophie, zunächst der Dialektik, berufen. Seit dem Jahre 1508, in welchem Luther nach Wittenberg versetzt worden war, nahm die Zahl der Studirenden auf dieser Universität sehr zu, weil damals noch Tausende Theologie und Philosophie studirten, auch wenn sie später Juristen oder Mediciner wurden. Statt daß vor 1508 nur gegen 200 immatriculirt worden waren, stieg die Zahl der Studenten schon in den nächst folgenden Jahren auf 6- bis 800, ja später sogar bis auf mehrere tausend, und die Universitäten Erfurt und Leipzig wurden verdunkelt.

Wir gehen hier auf das, was Luther lehrte, und auf die Art und Weise, wie er es lehrte, nicht näher ein, weil wir nicht Kirchen-, sondern Staatsgeschichte schreiben. Nur das Eine bemerken wir, daß Luther auf den Gedanken kam, die Lehre der Bibel, nicht die Kirchenlehre müsse gelehrt und gepredigt werden. Luther war ganz rechtgläubig und oft sogar überfromm; er vergaß daher auch, daß Bibel- und Kirchenlehre mit der Zeit ganz von einander verschieden geworden seien, da die Bibel das Gemüth und die Moral, die Lehre der Kirche aber den Verstand und die Poesie des überlieferten Glaubens angehe. Wer mithin der Ueberlieferung und der Gewohnheit anhing, war und blieb der alten Lehre getreu und man konnte ihn darüber nicht schelten; wer dagegen die Geistlichkeit und die Kirchenzucht so betrachtete, wie Christus die Pharisäer betrachtet hat, der wandte sich zu Luther, als dieser durch die Uebersetzung und Erklärung der Schrift bewies, daß der Stifter des Christenthums und seine ersten Schüler etwas ganz Anderes gelehrt hätten, als was später durch die Concilien, Päpste und Scholastiker Kirchenlehre geworden war. Weil Luther von jenem Gedanken ausging, griff er auch die sogenannten wissenschaftlichen

Theologen, die ihre eigene barbarische Sprache hatten, von einer ganz anderen Seite her an, als Reuchlin im Streite mit Pfefferkorn und seine Freunde in den Briefen der Dunkelmänner gethan hatten. Reuchlin und seine Mitkämpfer wollten Geschmack, Künste, klassischen Styl und klassische Sprache, dies war vornehm; Luther dagegen wollte Einfalt und alte Sitten und hatte es blos mit dem Volke zu thun, welchem die besseren Fürsten und Stadtobrigkeiten damals noch angehörten. Luther nahm daher auch an dem Streite, welchen Reuchlin und seine anderen ästhetischen Freunde mit den rohen und unlateinischen Mönchen hatten, nur geringen Antheil; er studirte die Kirchenväter, die Bibel, die Alten und die gelehrten Sprachen nicht der Philologie und des klassischen Styles wegen, sondern um aus der Bibel beweisen zu können, daß das wissenschaftliche Treiben der Theologen zur bloßen Unterhaltung unvergleichlich, dem Heile der Seele aber nachtheilig sei*). Das Volk, dessen Sprache er verstand, wie keiner nach ihm außer Lessing (denn Goethe schrieb nicht für das eigentliche Volk), strömte zu seinen Predigten, sowie Tausende erregbarer Jünglinge zu seinem akademischen Vortrage; die Mönche aber ergrimmten.

Im Jahre 1510 war Luther in Angelegenheiten des Augustiner-Ordens in Rom und fand nur allzuviele Veranlassung, bei seiner glühenden und in manchem Betrachte mystischen Frömmigkeit sich an dem Verderbniß und der Frivolität von Geistlichen zu ärgern, die das römische Kirchenthum vertraten und in ihrem Inneren des Abendmahles spotteten**). Schon damals war er als Glaubens- und Bußprediger streng, und sprach, auf Augustinus gestützt, dreist aus, daß die Kirchenlehre von der Gnade, auf welche wir uns hier nicht einlassen, nichts Anderes sei, als die insgeheim in die Kirche eingeschlichene Ketzerei des Cassianus (Semipelagianismus); er trug dies aber mit großer Behutsamkeit vor. Erst seitdem er 1512 unter dem Decanate des bekannten Karlstadt Doctor der Theologie geworden war und als solcher geschworen hatte, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen, griff er die Säulen der Schul-Dogmatik, die vornehmsten Scholastiker Bonaventura und Thomas von Aquino, als offenbare Ketzer (Pelagianer) an. Dies war freilich ein Schulgezänke eigener Art, weil

*) Angelus Politianus, der Meister in feiner und anmuthiger Darstellung, bereute jede Stunde, die er auf das Hebräische verwandt habe, und auch andere Italiener meinten, das Studium dieser Sprache sei dem Geschmack nachtheilig; Luther dagegen war der Ansicht, erst jetzt zeige es sich, warum Gott die Sprachen wieder erweckt habe, nämlich damit man die Quellen des Glaubens kennen und schätzen lerne.

**) „Da hörte ich — — lachen und rühmen, wie etliche Messe hielten und über dem Brod und Wein sprächen diese Worte: panis es et panis manebis (Brod bist du und Brod bleibst du)."

Art, weil Luther seine besondere Ansicht von der göttlichen Gnade und der Art ihrer Wirkung hatte, welche selbst Erasmus nicht theilte, obgleich Luther vor seinem Streite mit dem Papste, von Erasmus und Reuchlin als Genosse in ihrem Kampfe mit den Obscuranten anerkannt wurde. Luther gerieth bald in Streit mit den Dominikanern, welche schon 1515 heftig gegen ihn erbittert waren, insbesondere auch mit Eck. Diese vor die Zeit von 1517 fallenden Händel gehören jedoch nicht hierher, weil wir uns allein mit dem beschäftigen, was dem Schulgezänke der Gelehrten eine politische Bedeutung gab. Dies geschah durch Luther's Angriff auf den von Rom aus getriebenen Ablaßhandel. Ein solcher Angriff, durch einen Mann von Luther's Heftigkeit, Talent und volksthümlichem Wesen unternommen, mußte nothwendiger Weise entweder eine Spaltung in die Kirche bringen, deren Bau Jahrhunderte hindurch so künstlich aufgeführt worden war, daß kein Stein ohne Gefahr für den ganzen Bau verrückt werden konnte, oder er mußte dem, der ihn unternahm, dasselbe Schicksal bereiten, welches Huß und Hieronymus von Prag erlitten hatten. Das Letztere würde gewiß eingetreten sein, wenn nicht das deutsche Volk gerade damals von allen Seiten her angeregt worden wäre, der geistlichen und weltlichen Freiheit nachzustreben, und wenn nicht die Fürsten jener Zeit noch größtentheils durch Herz, Sprache und Gemüth dem Volke angehört hätten. Kurz und kräftig drückte dies Luther dadurch aus, daß er sagte, Gott wolle das deutsche Volk vom falschen System der Schule zur einfachen christlichen Wahrheit zurückführen und sich dazu seiner als eines Werkzeuges bedienen.

Papst Julius II. hatte den schon von Nikolaus V. gefaßten Plan, an der Stelle der alten Peterskirche, oder der Basilika auf der angeblichen Martyrstätte des Apostels, die zwar reich ausgestattet, aber im Bau verfallen war, eine neue, imposante und prachtvolle zu errichten, ins Werk gesetzt; im Jahre 1506 war unter der Leitung des berühmten Architekten Bramante der Grundstein gelegt worden. Leo X., der Beschützer aller Künste, welche damals ebenso in Italien, wie zu Perikles Zeit in Athen, blühten, setzte den Bau fort, und da er außerdem überhaupt in Rom einen fast fabelhaften Glanz zeigte, so mußte er jede Gelegenheit benutzen, um sich Geld zu verschaffen. Die Mittel dazu waren unzählig; wir erwähnen nur das anstößigste von allen, den Verkauf der Sündenvergebung für Geld und das Ausbieten dieser Vergebung durch trödelnde Mönche, welche wie Marktschreier ihre Waare feilboten und sogar auch die Vergebung künftiger Sünden verkauften. Der Papst gab den Verkauf der Ablaß-Zettel in Pacht, wofür er eine runde Summe erhielt; der Primas von Deutschland aber oder, was dasselbe war, der Erzbischof von Mainz, Albrecht

Digitized by Google

von Brandenburg, Bruder des Kurfürsten Joachim I., theilte den Gewinn und sorgte für unverschämte Mönche, die umher reisten und den Ablaß feilboten. Dem Erzbischof Albrecht, einem sonst gebildeten und der neuen Wissenschaft gewogenen Manne, war der Ablaßhandel sehr willkommen, weil er nicht nur dem Papste viel Geld für das sogenannte Pallium bezahlen sollte, sondern auch gegen die kirchliche Ordnung zu gleicher Zeit zwei Erzbisthümer (Mainz und Magdeburg) und außerdem noch ein Bisthum besaß und also den Papst sich zum Freunde halten mußte. Commissär des Erzbischofs zum Verkaufe des Ablasses war der Dominikaner Tetzel, welcher 1517 bereits drei Jahre lang in Deutschland den päpstlichen Ablaß als Marktwaare ausposaunt und es dabei so weit gebracht hatte, daß er einen Unter-Commissär ernennen konnte, der sich an allen Orten, in die er kam, noch unverschämter benahm, als Tetzel selbst. Beide stützten sich auf jene im Jahre 1343 von Clemens VI. zum Glaubensartikel erhobene Theorie, nach welcher Christus selbst und die vielen Märtyrer und Heiligen der Kirche so viel Ueberfluß des Verdienstes bei Gott erworben hätten, daß daraus ein Gnadenschatz, d. h. ein Vorrath entstanden sei, den das Haupt der sichtbaren Kirche an andere Gläubige, welche zu wenig Verdienst oder gar schwere Sündenlast hätten, verschenken oder verkaufen könne. Was sich aus einer solchen Theorie machen ließ, sieht man auf den ersten Blick. Auch ward sie von Tetzel und seinem Unter-Commissär zu einer Anpreisung ihrer Waare benutzt, welche Männer, wie Leo X. und Albrecht von Mainz, gewiß im Inneren mißbilligten. Fürst Georg von Anhalt hörte z. B. in Dessau den Unter-Commissär öffentlich sagen, daß er an dem von ihm aufgerichteten Ablaßkreuze oft das Blut Christi herunterfließen sehe. Allerdings hieß es, der Ablaß helfe nur bei Reue und Besserung; indeß wurde gewiß von den Verkäufern diese Erschwerung selten hervorgehoben, wohl aber der Erfolg recht zuversichtlich angepriesen.

Tetzel schlug seine Bude endlich auch in der Nähe von Wittenberg, zu Jüterbogk und Zerbst, auf, und Luther's Beichtkinder beriefen sich, wenn er Buße und Reue forderte, auf den von ihnen erkauften Ablaß. Da ergrimmte der sehr fromme, aber auch sehr heftige Mann, oder mit seinen eigenen Worten: „Als viel Volks von Wittenberg lief dem Ablaß nach gen Jüterbogk und Zerbst, und ich, so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ablaß wäre, wie es denn kein Mensch wußte, fing ich säuberlich an zu predigen, man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre, weder Ablaß lösen." Ein Prediger, der wie Luther der deutschen Sprache mächtig war, der die Beredsamkeit des Herzens (Pectus est, quod facit disertos) dem Wortgeklingel der klassischen Gelehrten entgegensetzte, und der außerdem

wie kein Anderer ein Mann des Volkes und der Jugend war, mußte dem unwissenden, blos mit der Dialektik oder der Kunst des Klopffechtens der Schule vertrauten Mönch ein furchtbarer Gegner sein. Tetzel schimpfte und verketzerte ihn also, oder wie Mathesius in seiner naiven Weise berichtet: „Wie solches für den Ablaß-Partirer kommt, fängt er an zu fluchen, zu schelten und Luthern als Erzketzern zu verdammen." Jetzt kannte Luther's Zorn keine Grenzen mehr; er kündigte daher seinem Gegner auf die Weise Fehde an, wie damals die Gelehrten, das Beispiel der Ritter nachahmend, zu thun pflegten. Der Ritter nämlich warf den Handschuh hin oder schickte dem Gegner ein Cartel; der Gelehrte schlug Streitsätze an und forderte den Gegner heraus, dieselben in einem öffentlichen logischen Kampfe zu widerlegen. Dies that Luther am Abend vor Allerheiligen-Tag, den 31. October des Jahres 1517, indem er 95 Sätze, zu deren Vertheidigung er sich erbot, an die Thüre der Schloßkirche von Wittenberg anschlagen ließ. Den Inhalt dieser Sätze berühren wir nicht, weil es für unseren Zweck genug ist, anzudeuten, wie der Streit zweier Mönche über Kirchenlehre eine Spaltung in der Kirche und Staat herbeiführte, was Luther selbst, als er seine Sätze anschlug, keineswegs ahnte*) Als Zeugniß für seine Stimmung heben wir den Satz hervor: „Der rechte wahre Schatz ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes."

Die 95 Sätze Luther's wurden sehr bald nicht nur in Deutschland, sondern auch in ganz Europa verbreitet; zum Disputiren fand sich jedoch Niemand ein. Tetzel ließ zweimal Gegensätze bekannt machen und über die zweiten Gegensätze desselben wurde am 20. Januar 1518 in Frankfurt an der Oder disputirt. Höchst wahrscheinlich hatte der ganz ungelehrte Tetzel den Frankfurter Professor und Doctor der Theologie, Wimpina, gebraucht, um die Gegensätze zu schreiben, in welchem die scholastisch-päpstliche Lehre gegen Luther vertheidigt wurde. Tetzel schimpfte bei dieser Gelegenheit, wiewohl ohne Luther zu nennen, auf eine unerhörte Weise über Frevel und Ketzerei und ließ sogar endlich in seiner Eigenschaft als Glaubensrichter Luther's Sätze verbrennen. Dagegen verbrannten auch Luther's Freunde in Wittenberg (jedoch, wie wir ihm glauben, ohne sein Wissen und Willen) Tetzel's Gegensätze.

Von diesem Augenblicke an predigten die Dominikaner, denen damals die Kanzeln, die Lehrstühle und die Glaubensgerichte anvertraut

*) „Da ich die Sache wider das Ablaß anfing", sagt er, „war ich so voll und trunken, ja so ersoffen in des Papst Lehre, daß ich für großem Eifer bereit wäre gewesen, wenn's in meiner Macht gestanden, zu ermorden, oder hätte ja zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet wären alle die, so dem Papste in der geringsten Sylbe nicht hätten wollen gehorsam sein."

waren, mit tobender Wuth gegen den Augustiner-Mönch, der durch seinen Ordens-Provinzial Staupitz dem Kurfürsten Friedrich empfohlen und nach Wittenberg gebracht worden war, und Luther blieb ihnen, das muß man zugeben, durchaus nichts schuldig. Er kannte, wie er später bewies, die ganze Terminologie des Eislebener Pöbels sehr gründlich. Luther war ein großer und kühner Mann; er mußte sich vorerst an das Volk wenden, das ist uns genug. Wir leugnen daher seine Grobheit nicht; denn, wenn jemals eine Grobheit göttlich genannt zu werden verdiente, wie unsere Genie's am Ende des 18. Jahrhunderts behaupteten, so war es die Luther'sche. Sie war das Schwert, welches den Knoten zerhieb, den des Erasmus höfisch schleichende Sprache und Melanchthon's Sanftmuth niemals gelöst haben würden. Dies soll anfangs auch Kaiser Maximilian gefühlt haben; wir wagen jedoch die Worte desselben nicht anzuführen, weil auch der fleißige Häberlin*) sie an der Stelle, wo sie stehen sollen, nicht hat finden können. Daß Luther aber sich auf den Schutz seines Landesherrn und auf die Ueberzeugung von seiner Rechtgläubigkeit verließ, geht daraus hervor, daß er in der mit vieler Mäßigung abgefaßten Antwort auf Tetzel's Widerlegung seines Sermons vom Ablaß schreibt: „Hie bin ich zu Wittenberg, Doctor Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen bedünkt, dem lasse ich wissen, daß er hab' sicheres Geleit, offene Thor, frey Herberg und Kost darin durch gnädige Zusage des löblichen und christlichen Fürsten Herzog Friederichen Kurfürsten zu Sachsen."

Der Streit ward schon in den ersten Wochen des Jahres 1518 ein Kampf über das Ansehen des römischen Stuhles überhaupt, sowie über die Frage, ob die Häupter der Schulen der Scholastiker, welche bis dahin neben der Bibel als eine Autorität angesehen worden waren, irgend ein Gewicht in Betreff der Frage über das Wesen des Christenthums hätten, was Luther leugnete. Die Unvorsichtigkeit zweier in der Kirche durch ihre äußere Stellung sehr viel geltenden Theologen bewirkte, daß Luther's Angelegenheit zuerst eine Sache des deutschen Reiches und dann, als Papst Leo X. sich in dieselbe mischte, eine Angelegenheit der ganzen Christenheit ward. Sylvester Prierias nämlich, ein Dominikaner und Hofbeamter des Papstes (Magister Sacri Palatii), auch Censor,**) und Johann Eck, Prokanzler der Uni-

*) Karl Friedrich Häberlin, Geschichtsforscher und Lehrer des Staatsrechts in Helmstädt († 1808) in einem Aufsatze der periodischen Schrift „Deutsches Staatsarchiv."

**) Die Ueberwachung der Druckereien war 1479 von Rom zuerst angeordnet, später von dem berüchtigten Papst Alexander VI. verschärft worden; die Bestimmung, daß die Bücher vor dem Druck den Bischöfen und Inquisitoren vorzulegen seien, hatte Leo X selbst getr ffen und Prierias war der erste päpstliche Ober-Censor.

versität Ingolstadt und Domherr zu Eichstädt, nahmen sich der Lehren, welche Luther angegriffen hatte, auf eine in jenem Augenblicke sehr unverständige Weise an und schmähten dabei zugleich dessen Charakter. Dies war doppelt unvorsichtig, da Prierias seine Schmähschrift dem Papste widmete, an dessen Hof er lebte, und da er dabei bewies, daß er ebensowenig es mit Luther aufzunehmen vermochte, als im 18. Jahrhundert der Hamburger Pfarrer Götze mit Lessing zu streiten im Stande war. Prierias gab gegen Luther einen Dialog heraus, welchem Luther eine Antwort entgegensetzte, die im Vergleich mit seinen späteren Schriften gegen die Lehre und die Anhänger der päpstlichen Kirche immer noch gemäßigt genannt werden kann. Der römische Hof-Dominikaner ging in seiner Schrift mit Luther so um, wie auch unter uns vornehme Leute, die sich herablassen, Schriftsteller zu werden, mit ihren Gegnern umzugehen pflegen. Dergleichen zu ertragen, war freilich Luther, welcher etwas von einem Sansculotten in sich hatte, nicht gemacht. In welchem Tone der römische Höfling sich unterstand, dem Papste 1518, nachdem Luther bereits als der Stolz der deutschen Nation betrachtet wurde, von demselben zu reden, wird man aus einigen Worten seiner Dedication hinreichend erkennen. „Ein gewisser (nescio quis) Martin Luther", sagt er, „erhebt seinen stolzen Nacken gegen die Wahrheit selbst und gegen den heiligen Stuhl." Dann fährt er mit der Betheurung fort, daß er Muth genug habe, im bevorstehenden Kampfe sogar den Satan selbst nicht zu fürchten, und daß er sehr begierig sei, die Probe zu machen, ob dieser Martin eine Nase von Eisen und ein Haupt von Erz habe. Aehnliche Abgeschmacktheiten enthält die ganze Schrift. Es war daher auch für Luther leicht darzuthun, welch ein armer Schelm der Mönch sei, der mit dem Teufel zu kämpfen sich getraue.

Den Angriff des römischen Dominikaners nahm Luther weniger übel, als den Einfall eines der berühmtesten deutschen Theologen, für den römischen Ablaß-Handel, welcher allen wackeren Deutschen ein Aergerniß war, in die Schranken zu treten. Johann Eck in Ingolstadt schrieb nämlich für den Bischof von Eichstädt beißende Bemerkungen (obelisci) über Luther's Sätze, welche zwar anfangs nur in Abschriften in Umlauf gesetzt, bald aber auch gedruckt wurden. Die „Obelisken" erhielten besonders einige Wirksamkeit durch die Wendung, daß auf die Aehnlichkeit zwischen dem Auftreten Luther's und dem der Hussiten hingewiesen wurde, welches letztere Wort damals in Deutschland noch einen bedenklichen und unbeliebten Klang hatte. Dies alles erbitterte den Angegriffenen um so mehr, als er mit Eck zwar disputirt hatte, sonst aber in freundlichem Verkehr und in Correspondenz gewesen war. Er setzte also den Obelisken Eck's seine Aste-

risken entgegen. Das Urtheil, welches Luther in dieser Schrift über das Wissen und die Wissenschaft des eingebildeten und stolzen Gelehrten fällte, erregte den Zorn des Letzteren in so hohem Grade, daß er nicht eher ruhte, als bis er den Papst in die Sache eingemischt hatte. Luther sagte nämlich in seiner Gegenschrift, daß er in dem ganzen Chaos der Obelisken nichts aus der heiligen Schrift, nichts aus den Kirchenvätern, nichts aus den Concilien-Beschlüssen gefunden habe, daß vielmehr Alles, was Eck vorbringe, eitel Grübelei, eitel Spitzfindigkeit (omnia scholasticissima, omnia opiniosissima) und leere Träume seien.

Die von Luther angegriffenen Vertheidiger der päpstlichen und scholastischen Lehre, unter welchen auch der beim Streite mit Reuchlin durch Hutten, Crotus und Andere zum Gespötte der Welt gewordene Oberketzermeister Hoogstraten zu Köln sich befand, brachten schon im Laufe des Jahres 1518 die Sache an den Papst*). Kurz vorher, ehe sich dieser in dieselbe mischte, erhielt Luther auf einer allgemeinen Versammlung des Augustiner-Eremitenordens zu Heidelberg Gelegenheit, seine Gedanken über den Werth der gelehrten Theologie und über die Unfehlbarkeit des Papstes, die er jetzt ebenfalls leise zu bestreiten anfing, durch seine Bredsamkeit vielen Männern einleuchtend zu machen. Ende April 1518 hielt er nämlich auf jener Versammlung, zu der Staupitz mit ihm eintraf, eine glänzende Disputation, welcher Bucer, Brennius, Schnepf und Theobald Billican beiwohnten. Diese Männer verkündigten nachher Luther's Lehren in ihren Kreisen. Besonders schloß Bucer sich gleich darauf an Zwingli, später auch an Bullinger an, als diese unabhängig von Luther die Schweizer Städte bewogen, sich der weltlich gewordenen Herrschaft des Papstes zu entziehen, während die Hirten-Kantone, auch Freiburg, Luzern und andere Gegenden dem Papste treu blieben und so schon sechs Jahre später in der Schweiz wie in Deutschland ein zwiefacher Fanatismus sich wüthend gegenüber stand. Auch Pfalzgraf Wolfgang, der Bruder Ludwig's V. von der Pfalz, schloß sich damals an Luther an und auf den Würzburger Bischof, Lorenz von Bibra, machte die Heidelberger Disputation einen solchen Eindruck, daß er den Reformator dem Kurfürsten von Sachsen dringend empfahl. Dieser gewährte zwar dem Luther seinen Schutz, gab aber doch auch deutlich zu verstehen, daß er seinetwegen nicht mit dem Papste und dem Kaiser brechen könne, welche Beide forderten, daß dem bereits allenthalben erhobenen Geschrei über die Mißbräuche der Kirche Einhalt gethan werde. Luther fügte sich: er schrieb nicht nur eine an seinen Diöcesan-Bischof gerichtete Erklä-

*) Anfangs hatte Leo geäußert: Fra Martino ha un bellissimo ingegno e queste sono invidie fratesche (Bruder Martinus ist ein sehr guter Kopf, und das alles sind nur Mönchs-Zänkereien).

rung, in welcher er sich wegen seiner 95 Sätze rechtfertigte, sondern er faßte auch ein demüthiges Schreiben an den Papst ab und ließ dasselbe durch seinen Provinzial Staupitz einsenden. In diesem Schreiben findet sich noch die Stelle: „Er wolle nichts Anderes wissen, denn daß seiner Heiligkeit Stimm Christi Stimm sei, der durch jenen rede und handle."

Der Kaiser war damals sehr zornig über Luther und gab dies um so mehr kund, als er sich den Papst für die Königswahl seines Enkels Karl zum Freund gewinnen wollte. Er schrieb im August 1518 dem Papst von Augsburg aus, dieser möge doch dem Schimpfen, Schreiben und Disputiren über die Religion ein Ende machen: jedoch erklärte er in demselben Briefe auch, wenn nicht vorher dem ärgerlichen Verkaufe der römischen Ablaßzettel Einhalt gethan werde, so sei sehr zu fürchten, daß viele Fürsten und Städte sich Luther's annehmen möchten. Ehe dieser Brief des Kaisers nach Rom kam, hatte der Papst schon einen Schritt gethan, welcher die deutsche Nation mächtig aufregte. Er hatte nämlich ein geistliches Gericht in Rom bestellt, bei welchem der oben erwähnte Sylvester Prierias, der mit Luther in heftigem Streit war, Fiscal sein sollte. Diese Commission war sehr bald mit der Einleitung des Processes fertig und schon am 7. August erhielt Luther eine bereits im Juli ausgefertigte Vorladung, innerhalb 60 Tagen persönlich vor dem Gerichte zu erscheinen. Gleich nachher aber kam des Kaisers Brief in Rom an und auch der Kurfürst von Sachsen bat den Papst, Luther's Sache in Deutschland durch deutsche Bischöfe untersuchen zu lassen. An der guten Stimmung des Kurfürsten Friedrich war aber dem Papst viel gelegen, da es ihm gar nicht darum zu thun war, den jungen König von Spanien auch zum Kaiser erhoben zu sehen, und da gerade Friedrich Macht und Einfluß genug hatte, dies zu hindern. So wurde Leo bewogen, dem Kardinal Thomas de Vio oder, wie derselbe nach seinem Geburtsorte Gaëta gewöhnlich genannt wird, Cajetanus, in Betreff Luther's Aufträge zu geben. Dieser Kardinal war nämlich kurz vorher als päpstlicher Nuntius auf einen in Augsburg gehaltenen Reichstag, welchem sechs Kurfürsten beiwohnten, gesendet worden. Der ihm wegen Luther's ertheilte Auftrag war kein anderer, als daß Cajetanus den kühnen Mann, wenn derselbe nicht unbedingt widerrufe, als Ketzer behandeln solle. Cajetanus trug um so weniger Bedenken, dies ohne Weiteres zu thun, da Luther kurz vorher den Prierias, als derselbe in einer eigenen Schrift das Ansehen des Papstes auf eine selbst von katholischen Gelehrten und sogar von dem Jesuiten Maimbourg getadelte Weise erhob, noch einmal heftig angegriffen hatte. Uebrigens hatte Luther eine Predigt gehalten und drucken lassen, in welcher er das Recht der Päpste, den Bannfluch auszusprechen, mit einer Dreistigkeit angriff, über die ganz Deutschland erschrak.

Luther ward von seinem Kurfürsten nach Augsburg entboten und obgleich Jedermann ihn vor der Reise dahin warnte, machte er sich doch auf den Weg. Dem Provisor seines Ordens zu Weimar, der ihn ebenfalls abmahnte, sagte er: „Bitt' für mich ein Vaterunser, Gott wird seinem lieben Kind Christo, deß meine Sache ist, dieselbe schon erhalten."

Luther machte die Reise nach Augsburg zu Fuße und nahm erst wenige Stunden vor Augsburg ein Wägelchen, sowie er auch unterwegs von einem Freunde eine andere Kutte lieh, um mit einigem Anstande erscheinen zu können. Einen kaiserlichen Geleitsbrief erhielt er erst nach seiner Ankunft in Augsburg. Hier hatte er mit dem Kardinal Cajetanus, der ihn entweder schmeichelnd zum öffentlichen Widerrufe bewegen oder auch ihn einschüchtern und seine Auslieferung bewirken sollte, drei Unterhaltungen. Cajetanus forderte zuerst, blos auf Autorität der gegen Luther eingeleiteten Untersuchung, nackten Widerruf; als aber Luther gegen dieses Verfahren protestirte, ließ der Kardinal sich zu einer Disputation mit ihm bewegen. Ueber diese zweite Zusammenkunft Luther's mit dem fürstlich vornehmen Herrn, welcher geglaubt hatte, der Mönch würde vor ihm in die Erde sinken, gibt Luther selbst mit folgenden Worten Rechenschaft: „Da schrie der Legat, ich sollt' ein Widerspruch thun, und machet eine sehr lange Rede aus St. Thomas Fabeln, meynet und hielt dafür, er hätt' mich überwunden und gestillt. Ich hub auch etliche Mal an zu reden, aber er donnert' und schnurret' allewey und herrschet allein. Endlich hub ich auch an zu schreien." Die dritte Unterhaltung endigte damit, daß Cajetanus den Mönch gehen hieß und auf einfachen Widerruf bestand. Schriftliche Vorstellungen wollte der beschämte und erbitterte Kardinal nach den drei Audienzen gar nicht annehmen. Jetzt ward Luther's Lage bedenklich, da sein Kurfürst schon abgereist war. Dieser hatte ihn zwar seinem Gesandten und vielen Gliedern des Augsburger Magistrats dringend empfohlen; allein schon am 19. October nahm die Sache eine solche Gestalt an, daß Luther's Freunde ihn ganz plötzlich aus seinem Hause holten und zu einer Zeit, als die Thore schon geschlossen waren, heimlich aus der Stadt fortbrachten. Staupitz verschaffte ihm nämlich ein Pferd, welches Luther ohne Beinkleider und Stiefel bestieg, der Augsburgische Rathsherr Langemantel ließ ihm ein Nebenpförtchen öffnen und Luther rettete sich dadurch, daß er acht Meilen in einem Ritte zurücklegte. Am Tage nach der Abreise wurde in seinem Auftrage eine von ihm verfaßte Beschwerde gegen das ganze Verfahren sammt einer Berufung „an den besser zu unterrichtenden Papst", von einem Notarius auf dem Marktplatze angeheftet.

Der Papst fand es in der letzten Zeit nicht gerathen, gegen Luther strenger zu verfahren, weil Kurfürst Friedrich von Sachsen zwar Luther's

Lehre auf keine Weise offen anerkannte, aber doch seine Person in Schutz nahm. Gleich im Januar des folgenden Jahres 1519 starb Kaiser Maximilian und nun war Friedrich die Hauptperson in Deutschland. Man billigte damals in Rom Cajetan's Grobheit und Heftigkeit gar nicht; man gab aber dem Papste den übeln Rath, in einer eigenen Bulle die Lehren vom Ansehen des römischen Stuhles und vom Ablaß in Schutz zu nehmen und die neuesten Gegner derselben, wiewohl ohne Nennung ihrer Namen, zu verfluchen.

In Wittenberg hatte während der Abwesenheit Luther's der neue Professor Philipp Melanchthon, welcher kurz vor der Abreise desselben dort eingetroffen war, großes Aufsehen erregt. Dieser, erst 21 Jahre alt (geboren 1497 zu Bretten) war auf Reuchlins Empfehlung von Tübingen ausberufen worden; „ich kenne", schrieb Reuchlin dem Kurfürsten, „unter den Deutschen keinen, der über ihn sei, ausgenommen Herr Erasmus Roterodamus, der ist ein Holländer; der übertrifft uns Alle im Latein." Melanchthon zeigte sich, nachdem Luther zurückgekehrt war, als dessen würdigen Gehülfen. Er leistete alles das, was Luther nicht zu leisten im Stande war; denn sein Charakter war eben so sanft, mild und versöhnlich, als Luther heftig, jähzornig, grob und einseitig war. Luther's Fehler waren seiner Sache vortheilhaft, Melanchthon's Tugenden würden nie die Reformation durchgesetzt haben; seine Sanftmuth und Milde gewannen aber Diejenigen wieder für Luther's Lehre, welche durch dessen Heftigkeit abgeschreckt worden waren. Melanchthon war durch und durch klassisch gebildet, er half seinem Freunde Luther aus, wo dieser der gelehrten Sprachen nicht mächtig genug war, und griff, weil er die Aristotelische Philosophie gründlich studirt hatte, die scholastische Theologie, welche eine Tochter derselben war, auf ganz andere Art als Luther an. Der Letztere, ein Mann des Volkes und nicht der Schule, trotzte im Sinne des Volkes auf den angeborenen praktischen Sinn, den man gemeinen Menschenverstand zu nennen pflegt; Melanchthon dagegen erkannte, als Mann der Schule und der Wissenschaft, in dem Gange der Philosophie von Aristoteles Zeit an bis auf die seinige ebenso, wie wir Anderen, ein Ringen des menschlichen Geistes, dasjenige wissenschaftlich zu gestalten, was die Bibel handgreiflich gelehrt hat.

Luther's Angelegenheit brachte schon gleich nach seiner Abreise von Augsburg ganz Deutschland in Bewegung; denn die von ihm mit dem Kardinal Cajetan gepflogene Verhandlung ward gegen seinen und seines Kurfürsten Willen durch den Druck bekannt gemacht. Luther hatte nicht blos von dem Kardinal an den Papst, sondern nach Erscheinung der oben erwähnten Bulle über den Ablaß auch vom Papste an ein künftiges Concilium appellirt. Jetzt versuchte der sächsische Edelmann

Karl von Miltiz, ein Kämmerer des Papstes, bei Gelegenheit eines Auftrages, den dieser ihm ertheilt hatte, dem Kirchenstreite in der Stille ein Ende zu machen. Miltiz war nämlich vom Papste schon früher beauftragt worden, dem Kurfürsten von Sachsen die diesjährige geweihte goldene Rose zu überreichen, was damals ebensoviel war, als wenn jetzt ein Fürst dem anderen das Großkreuz seines ersten Ordens überschickt*). Miltiz benahm sich bei seinem Versuche, den Streit beizulegen, sehr verständig; er gab sich zuerst Mühe, dem Umfuge der Ablaß-Krämerei eine Ende zu machen und reiste zu diesem Zwecke nach Leipzig, wo er Tetzel im Namen des Papstes ausschalt und ihm erklärte, daß seine Laster und Frevel bestraft werden sollten. Uebrigens starb Tetzel noch in demselben Jahre. Die Geschichtschreiber lassen ihn ihrer Gewohnheit gemäß vor Angst und Schrecken ums Leben kommen; Leute wie Tetzel sterben aber leider nie vor Schrecken. Mit Luther hatte Miltiz im Januar 1519 eine Unterredung in Altenburg, wohin jener auf Befehl seines Kurfürsten zu ihm gereist war. Dort ließ Luther sich theils durch freundliche Reden, theils durch die Vorstellung der ihm drohenden Gefahren dahin bringen, daß er zwar nicht in einen unbedingten Widerruf einwilligte, dagegen aber erklärte, er sei bereit, den Handel sich zu Tode bluten zu lassen und einen unterwürfigen Brief an den Papst zu schreiben. In diesem Briefe machte Luther das Anerbieten, zu schweigen, wenn man auch seinen Gegnern Schweigen auferlege, oder auch sich dem Urtheile des Bischofs von Trier, von Salzburg oder von Freisingen zu unterwerfe.

Ehe die Antwort des Papstes eingetroffen war, hatte Miltiz, nach allerlei verdächtigen Conferenzen mit dem Nuntius Cajetanus, sich zum Erzbischof von Trier begeben, welcher dann, ohne den Auftrag des Papstes abzuwarten, Luther nach Ehrenbreitstein zu sich entbot. Dies kam dem Letzteren und seinem Kurfürsten verdächtig vor und Beide lehnten es deshalb ab. Dagegen hatte aber Luther längst zugesagt, mit den Vertheidigern der scholastischen Theologie in einer Disputation oder mit anderen Worten in einem gelehrten Turnier zu kämpfen. Ob zuerst Eck durch 10 Sätze, welche er aufstellte, oder Luther durch die seinerseits aufgestellten 13 Sätze den Handschuh hinwarf, ist ungewiß; jene Sätze aber, über welche disputirt werden sollte, sind gedruckt vorhanden. In dem dreizehnten seiner Sätze erklärt übrigens Luther, der Vorrang der römischen Kirche vor allen anderen beruhe einzig

*) Die schon mehrfach erwähnte goldene Rose wird alljährlich am Sonntag Lätare vom Papst in Anwesenheit sämmtlicher zu Rom sich aufhaltenden Kardinäle consecrirt und einer um die Kirche verdienten hohen Person als Geschenk übersandt; in unseren Tagen haben die Kaiserin Eugenie und die Königin Isabella von Spanien sie erhalten.

auf Decreten der römischen Bischöfe; der Text der heiligen Schrift aber und die beglaubigte Geschichte von 11 Jahrhunderten spreche dagegen. Der Schauplatz des Kampfes sollte die Stadt Leipzig sein, in welcher der ehrlich fanatische, mönchisch abergläubische Herzog Georg, das Haupt der herzoglich sächsischen Linie, seine Residenz hatte. Luther ließ sich ausdrücklich von diesem Fürsten ein freies Geleit geben, um sicher disputiren zu können; er erhielt dasselbe aber erst, als er schon in Leipzig anwesend war und sein Gegner Eck den Herzog darum gebeten hatte. Uebrigens war eigentlich nicht Luther, sondern sein College Andreas Bodenstein, von seiner Vaterstadt in Franken gewöhnlich Karlstadt genannt, der Hauptstreiter; denn dieser hatte das scholastische Turnier schon im vorigen Jahre zu Augsburg mit Eck verabredet. Der Kampf begann am 27. Juni 1519 auf der Pleißenburg und dauerte unter dem Zuströmen einer unzähligen Menschenmenge drei Wochen lang. Da bei demselben Karlstadt Blößen gab, da ferner Eck dialektisch stärker war, als Luther, und dagegen nicht nur dieser, sondern auch selbst Melanchthon nur von der Bibel und von dem, was die Religion für das Gemüth, nicht blos für den Verstand wichtig macht, redeten, so konnte Eck allerdings prahlen, er habe Recht behalten; auch wurde er von den Leipzigern durch Gastmähler und Geschenke gefeiert, während Luther und Karlstadt sich mit dem Ehrenwein begnügen mußten. Doch hatte er nur in Hinsicht auf Scholastik die Oberhand behalten; jeder Deutsche aber, welcher die Religion nicht in der Symbolik und in Ceremonien suchte, gab dem Luther Recht. Uebrigens sprach bei Gelegenheit dieser Disputation Melanchthon mit wenigen Worten vor dem Volke aus, was er, der Kenner, von derjenigen Wissenschaft halte, durch welche das wahre Christenthum aus den Schulen und Kirchen verdrängt worden sei*).

Eck forderte den Kurfürsten von Sachsen auf, Luther's Bücher verbrennen zu lassen; er drang aber bei diesem um so weniger durch, als Friedrich gerade damals einen sehr verständigen Brief zu Luthers Gunsten von Erasmus erhielt, der zwar heftige Kämpfe nicht liebte, aber eben deshalb gegen die polternden Ketzermacher erbittert war. Dagegen führte Eck bei Papst Leo X. seine Absichten durch. Er reiste 1520 nach Rom, um einen Verdammungsspruch gegen Luther auszuwirken, und in der That ward ihm eine Bulle, in welcher der Papst und seine römischen Geistlichen den deutschen Theologen ungehört verdammten, ganz in der Stille übergeben, um sie nach Deutschland mit-

*) De Scholasticis non est, ut multis agam, quibus divinae litteras quidvis sunt potius quam simplices; imo nescio quem Proteum fingunt, cum eas in allegoricos, tropologicos, litterales, grammaticales, historicos sensus transformant et transfundant in nescio quas lacunas.

zunehmen und dort für ihre Bekanntmachung zu sorgen. Der Papst ahnte damals nicht, daß sein Bannfluch gegen Luther das Signal einer kirchlichen und politischen Revolution sein werde. Er sah nicht, was Kurfürst Friedrich wohl erkannte und an seinen Vasallen, Valentin von Teutleben, der sich damals zu Rom aufhielt und bald darauf Bischof von Hildesheim ward, gerade in dem Augenblicke schrieb, als Eck in Verbindung mit dem Leipziger Professor Hieronymus Emser den Papst verleitete, den Bann gegen Luther auszusprechen *). Die Gelehrten und Prälaten konnten freilich dem Papste nicht sagen, daß nicht blos die Bürger fast aller Städte, sondern auch ein Theil der deutschen Fürsten des römischen Druckes müde seien. Dies hätte er gleichwohl aus einem Artikel der Wahl-Capitulation, welche dem gerade um jene Zeit gewählten neuen Kaiser vorgelegt wurde, ersehen können. In diesem Artikel ward nämlich der neue Kaiser verpflichtet: „Alles, was der römische Hof bisher gegen die Concordate der deutschen Nation vorgenommen hätte, abzuschaffen und mit allem Ernst auf ihre genaue Beobachtung zu dringen." Luther selbst war übrigens gleich nach der Leipziger Disputation viel entschiedener und dreister als früher gegen mehrere Kirchenlehrer aufgetreten und hatte die Vertheidiger der scholastischen Theologie und ihrer Lehren in der Person des Professors Emser mit unübertrefflichem Witz und furchtbarer Grobheit angegriffen. Sein Streit mit Emser begann, als dieser einen gedruckten Brief gegen einen böhmischen Irrlehrer herausgab und in demselben sich über Mehreres, was Luther bei der Leipziger Disputation gesagt hatte, so aussprach, daß es den Anschein hatte, als wenn er ihm die Irrlehren des Böhmen zuschreiben wolle. Die gedruckte Beantwortung dieses Briefes, welche Luther herausgab, ist ein Meisterstück der Beredsamkeit und des Witzes, aber auch mit unwürdigen Persönlichkeiten und Grobheiten angefüllt, welche Emser nicht unbeantwortet lassen konnte. Die Sache war übrigens jetzt schon Reichsangelegenheit geworden; denn Luther selbst hatte im Januar 1520 an den neuen Kaiser geschrieben und auch die Abendmahls-Lehre der Kirche angegriffen.

Die Bannbulle gegen Luther, welche Leo X. auf Eck's dringendes Verlangen erlassen hatte, war am 15. Juni 1520 ausgefertigt und durch zwei päpstliche Hofbeamten, Aleander und Carraccioli, an den Erzbischof Albrecht gesandt worden. Als jedoch Eck auftrat und per-

*) Non esse eum nunc qui olim Germaniae statum, efflorescere bonas artes et litteras et plebejos etiam cognoscendae scripturae desiderio teneri; inde fore, si pontifex nonnisi vi ecclesiasticae potestatis agat et conditionem a Luthero propositam denegato examine doctrinae recuset, nec ex scriptura sacra testimonia et solida argumenta proferantur, *ut maximi sint orituri motus*, ex quibus ad pontificem nulla sit reditura utilitas.

sönlich die Bulle in Deutschland umher trug und schickte, fanden sich sogar die Bischöfe des Reiches beleidigt, denen sie blos zur Bekanntmachung mitgetheilt wurde. Sie erblickten in dem ganzen Verfahren einen Eingriff in ihre Rechte und nur Wenige verstanden sich dazu, die Bulle bekannt zu machen. Es waren in derselben 41 aus Luther's Schriften ausgezogene Sätze theils als verwegen oder ärgerlich, theils als ketzerisch verdammt. Luther selbst wurde in der Bulle aufgefordert, innerhalb 60 Tagen einen Widerruf nach Rom zu schicken oder persönlich dahin zu überbringen, widrigenfalls er nach Ablauf dieses Termins nicht blos selbst in den Bann gefallen sein, sondern auch Jeder, der ihn schützen würde, die gleiche Strafe und den Verlust aller Lehen und Würden erleiden sollte. Eck konnte in Deutschland nirgends die Bekanntmachung der Bulle erlangen; selbst Luther's heftigster Gegner, der Herzog Georg von Sachsen, verbot dem Magistrat von Leipzig, dieselbe bekannt zu machen, ehe der Diöcesan-Bischof (der Bischof von Merseburg) den Befehl dazu gegeben habe. Ja Miltitz selbst vernahm nicht ohne Schadenfreude, daß Eck in Leipzig vor den einheimischen und vor den gerade anwesenden Wittenberger Studirenden in ein Kloster habe flüchten müssen.

Luther hatte lange vorher, ehe Eck die Bulle nach Deutschland brachte, von ihrer Ausfertigung Nachricht erhalten und, als sie anlangte, bereits ganz mit der römischen Kirche gebrochen. Er hatte durch ein im Juni 1520 geschriebenes Buch, welches den Titel „An den christlichen Adel deutscher Nation" führt, die deutsche Reichsritterschaft aufgefordert, das Joch der Pfaffenherrschaft abzuwerfen. In dieser Schrift bewies er zuvörderst, daß die Vorzüge der Geistlichen vor den Weltlichen eine Beeinträchtigung der von den Altvordern ererbten Rechte jedes freien Deutschen, besonders aber des Adels seien. Er that ferner dar, daß die Behauptung der Päpste, nach welcher sie allein die Schrift auslegen und Concilien berufen dürften, eine leere Anmaaßung sei. Er schilderte endlich mit derben und kräftigen Zügen den Geiz der Päpste und ihrer Creaturen, den Handel, den sie mit Pfründen trieben, ihre Herrschsucht und ihre anderen bekannten Laster, von welchen damals in allen Volksliedern, in allen deutschen Gedichten und Satiren die Rede war. Luther's Aufforderungen an die Ritterschaft wurden durch die meisterhaft gedachten und geschriebenen, aber Mord und Brand predigenden Flugschriften Ulrich's von Hutten so kräftig unterstützt, daß zwei der angesehensten und gefürchtetsten Häupter der Reichsritterschaft, Sylvester von Schaumburg in Franken und Franz von Sickingen am Rhein, Luther ihren Arm und einen Aufenthalt bei sich anboten. Dreinschlagen wollte freilich Luther nicht, wie Ulrich von Hutten; er schreibt daher auch diesem ausdrücklich: es

sei nicht sein Wille, daß man mit Gewalt und Morden für das Evangelium kämpfe. Dies war damals ganz richtig; als aber Luther zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes diesen Satz zu weit trieb und seinen Einfluß auf Friedrich's des Weisen Nachfolger, Johann den Beständigen, benutzte, um die Protestanten abzuhalten, zur rechten Zeit das Schwert zu ziehen, ward der Glaube, Gott schütze sein Wort und Diejenigen, welche nach demselben, ohne die Anwendung physischer Kräfte gegen den Widerstreit gleicher Kräfte, die Welt einrichten wollten, seiner Partei verderblich.

Schon ehe die Bulle gegen Luther erschienen war, hatte dieser in einem Briefe an Spalatin eingestanden, der Lärm der Obscuranten und das Benehmen des römischen Hofes habe ihn auf den Gedanken gebracht, daß der Papst am Ende wohl der Antichrist sein könne, von welchem so viel Redens in der Welt sei*). Diese Aeußerung ist in einem Privatbriefe enthalten; aber auch in der angeführten Schrift an den deutschen Adel, einer Art von Manifest, geht Luther sehr unsanft mit dem Papste und den Kardinälen um. So sagt er, man vertheidige den Nachfolger Petri, wenn er so weltlich und prächtiglich fahre, indem man behauptet, er sei Herr der Welt. „Das ist erlogen", fährt er fort, „denn Christus, dessen Statthalter und Amtmann er sich rühmet, sprach vor Pilato: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Er ist auch nicht ein Statthalter des erhöhten, sondern des gekreuzigten Christus; aber nun machen sie den Papst zum Statthalter des erhöhten Christi im Himmel und haben Einige den Teufel so stark lassen in ihnen regieren, daß sie gehalten, der Papst sei über die Engel im Himmel und habe ihnen zu gebieten; welches sind eigentlich die rechten Werke des rechten Antichrists." Von den Kardinälen sagt Luther in eben derselben Schrift: „Wozu ist eigentlich das Volk nütze in der Christenheit, das man Kardinäle nennt? Das will ich dir sagen. Welsch- und Deutschland haben viel reicher Klöster, Stifte, Lehen und Pfarr, die hat man nicht gewußt baß nach Rom zu bringen, denn daß man Kardinäle macht und denselben die Bisthum, Prälaturen und Klöster zu eigen gebe und Gottesdienst also zu Boden fließe. Darum siehet man jetzt, daß Welschland fast wüst ist und Klöster verstört, Bisthum verzehrt, Prälaturen und aller Kirchen Zinse nach Rom gezogen, Städte verfallen, Land und Leute verderben, da kein Gottesdienst noch Predigt mehr gehet."

Noch ehe Eck mit der Bannbulle in Deutschland umher reiste, hatte Luther am 1. August 1520 durch sein Buch von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche ganz mit der päpstlichen Kirche gebrochen;

*) Ego sic angor, schreibt er in diesem Briefe, ut prope non dubitem Papam esse proprie Antichristum, quem vulgata opinione expectat mundus. Adeo conveniunt omnia, quae vivit, facit, loquitur, statuit.

im Anfange October's aber, gerade als die Bulle an den Rector der Universität Wittenberg geschickt wurde und dieser, weil die Zusendung nicht offiziell gewesen war, keine Notiz von ihr nahm, gab Luther die Predigt von der Messe heraus, deren Inhalt beweist, daß jetzt keine Aussöhnung mehr möglich war. In diesen beiden Schriften setzte Luther der bestehenden Kirche, welche nach und nach in einer Reihe von Jahrhunderten entstanden und mit den feudalistischen Einrichtungen und Reichen innig verwebt war, eine ideale, rein aus der Bibel construirte christliche Kirche entgegen. Darüber ließ sich freilich streiten: denn es ist etwas Anderes, Mißbräuche abzuschaffen und eine bestehende Staatseinrichtung (das war die Kirche des Mittelalters) ganz niederzuwerfen, um eine neue, nach der Bibel oder nach philosophischen Grundsätzen gemachte an ihre Stelle zu setzen. Luther hatte durch diesen Schritt vollständig mit der römischen Kirche gebrochen. Das Gebäude der alten Kirche beruhte nämlich darauf, daß die Hierarchie vermöge der Lehre von den sieben Sacramenten das ganze äußere Leben des Christen beherrsche; diese Lehre war aber in dem Buche von der Messe verworfen und Luther hatte in demselben nur drei Sacramente, die Taufe, die Buße und das Abendmahl, übrig gelassen. Schon in diesem Büchlein wird das Papstthum eine Nimrods-Jagd gescholten und die Ausschließung der Laien vom Kelch als schriftwidrig getadelt.

Miltitz, der sich damals noch in Deutschland befand, hoffte immer noch zu vermitteln. Auch erlangte er bei einer Zusammenkunft in Lichtenberg, daß Luther noch einmal an den Papst schrieb; allein wir brauchen nur zwei kleine Stellen aus dem allerdings mit Höflichkeitsformeln eingeleiteten Briefe Luther's anzuführen, um zu beweisen, daß es diesem damals nicht mehr darum zu thun war, sich zu demüthigen. Die eine Stelle lautet folgendermaaßen; „Indessen sitzest du, heiliger Vater, wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen und wie Ezechiel unter den Scorpionen. Was kannst du Einiger wider so viel Ungeheuer? Und ob dir schon drei oder vier fromme Kardinäle zufielen, was wäre das unter solchen Haufen? Ihr müßtet eher durch Gift untergehen, ehe ihr fürnähmet der Sache zu helfen." Gleich nachher wendet er auf die römische Kirche und auf die Versuche, sie zu bessern, den Spruch des Jeremias an: „Wir haben viel geheilet an Babylon; noch ist sie nicht gesund worden; wir wollen sie fahren lassen." In der zweiten Stelle dieses Briefes, in welchem überall Leo's X. Persönlichkeit geschont wird, heißt es: „Es sollte wohl dein und der Kardinäle Werk sein, daß ihr diesem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arznei, die Pferd und Wagen horchen nicht auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir

immer leid gewesen ist, daß du Papst worden bist. Der römische Stuhl ist deiner und deinesgleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewiß mehr als du in diesem Babylon regieret." Diesem Briefe legte Luther, als er ihn nach Rom sandte, eine der besten Schriften, die er geschrieben hat, bei, das Büchlein von der christlichen Freiheit, welches den Papst mehr ärgern mußte, als alle Schmähungen; denn es war mild abgefaßt und behandelte auf meisterhafte Weise eine Materie, von welcher die päpstliche Kirche bekanntlich gar nichts wissen will.

Noch in demselben Monat gab Luther die furchtbare Kriegserkärung gegen die bestehende Kirchenverfassung heraus, auf deren Titelblatt er den Papst, welcher die Bulle gegen ihn erlassen hatte und, weil er Luther's Person nicht in seiner Gewalt hatte, wenigstens dessen Bücher verbrennen ließ, den Antichrist nannte. Dies war die Schrift „Gegen die Bulle des Antichrist". Luther griff in derselben mit aller Heftigkeit seines Charakters nicht blos die Einrichtung und Disciplin der Staatskirche, sondern auch die Grundlagen ihrer Glaubenslehre, soweit dieselbe nicht unmittelbar aus der Bibel floß, furchtbar an. Ueber das Verbrennen der Bücher sagt er in dieser Schrift sehr treffend: „Nun weiß ich wohl, daß Kunst und Frevel zwei Ding sind, und ich den unkünstlichen Frevel nicht achte; so ist Bücher verbrennen so leicht, daß es auch die Kinder können, schweig denn der heilige Vater Papst und seine Hochgelehrten, welchen es je fein anstünde meines Bedünkens, wenn sie etwas mehr Kunst beweiseten, als Bücher verbrennen."

Furchtbarer noch, als Luther, griff Ulrich von Hutten in seinem bereits erwähnten Dialog: „Der Bullentödter" den Papst und die ganze auf scholastische Dogmatik gegründete Kirchengewalt an. Was Luther in seiner Widerlegung der Bannbulle, die er nicht als eine päpstliche, sondern als Eck's Werk betrachtet wissen wollte, nicht gesagt hatte, das sagte Ulrich von Hutten nachher noch weit heftiger. Er gab die Bulle mit Anmerkungen und mit einer Ermahnung an die Deutschen heraus, stellte Luther's Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation dar und fügte seinem Buche eine Schlußrede an Papst Leo X. bei, deren Demosthenische Schärfe alle gebildeten Deutschen mächtig erregte. Von diesem Augenblicke an ward die Sache eine Reichsangelegenheit; denn blos an wenigen Orten wurde die Bulle angeschlagen oder auch nur anerkannt. Der Kurfürst von Sachsen verhielt sich leidend. In Köln, wo er sich eben aufhielt, um dem zu Aachen (am 22. October 1820) gekrönten jungen Kaiser aufzuwarten, versuchten die zwei Nuntien des Papstes, ihn zur Entfernung oder Verfolgung Luther's zu bewegen. Friedrich besprach sich über die Angelegenheit mit dem ebenfalls zu Köln verweilenden Erasmus. Dieser erklärte

sich gegen das Verfahren, das man in Bezug auf Luther eingeschlagen habe; er sprach sich für Ernennung einer Commission von angesehenen und weisen Männern zur Beilegung des Handels aus. Demgemäß gab auch der Kurfürst den beiden Legaten den Bescheid, er könne vorerst weder gegen Luther noch gegen seine Bücher etwas Gewaltsames vornehmen lassen. Die Entscheidung der Sache ward endlich dem neuen Kaiser zugeschoben.

6. Karl V. in der ersten Zeit nach seiner Erwählung zum deutschen Kaiser.

Als Karl V. durch den abenteuernden Pfalzgrafen Friedrich, den Bruder des Kurfürsten Ludwig V., endlich die officielle Botschaft von seiner Erwählung zum deutschen oder, wie man es nannte, zum römischen König nebst der Einladung, sich in Aachen krönen zu lassen, erhielt, drohten ihm zugleich in Spanien und von Frankreich her Gefahren. In den beiden spanischen Reichen war nämlich große Unzufriedenheit, und die furchtbare Verbindung der mächtigen Städte, deren wir bereits gedacht haben, deutete auf eine Vorbereitung zu einem bürgerlichen Kriege, der nach des Königs Entfernung jeden Augenblick ausbrechen konnte; von dem französischen König Franz I. aber, dessen Bewerbungen um die deutsche Krone unglücklich gewesen waren, drohte ein auswärtiger Krieg, zumal da es schien, als wenn Franz den König Heinrich VIII. von England durch dessen Günstling Wolsey ganz für sich gewonnen habe.

Wolsey, welcher damals schon unzählige Pfründen und reich ausgestattete geistliche Aemter in seiner Person vereinigt und königliche Reichthümer aufgehäuft hatte, war seit 1514 erster Minister Heinrich's VIII. Uebrigens hat er nicht, wie Einige berichten, den Erzbischof Warham von Canterbury durch Kabalen von der Kanzlerwürde verdrängt und ebensowenig den Herzog von Norfolk vertrieben, da dieser sich erst 1522 zurückzog. Nichtsdestoweniger war Wolsey seit 1514 Herr im Kabinet; denn die Räthe, welche dort neben ihm saßen, wurden nur nach seinem Vorschlage ernannt. Der Erzbischof Warham von Canterbury mochte sich allerdings von dem thätigeren Manne gedrückt fühlen; doch folgte er einem längst gehegten Wunsch, als er sich 1515 völlig zurückzog. Wolsey ward unter einem blindgläubigen, ganz kirchlichen Könige wie Heinrich so mächtig, daß er seinen Minister-Despotismus sogar gegen päpstliche Beamte geltend machte. Als z. B. Leo's X. Nuntius, Hadrian Corneto, zur Einsammlung des Peterspfennigs nach England gekommen war, ließ Wolsey den Papst durch den König so lange bestürmen, bis der Nuntius wieder abgerufen wurde; denn Corneto hatte dem damals schon unendlich reichen und

folglich auch unendlich habsüchtigen Erzbischof nicht zur Kardinals-Würde verhelfen wollen. Den Unter-Einnehmer desselben, Polydorus Virgilius, ließ Wolsey sogar auf sechs Monate in den Tower setzen. Der Letztere, dem wir vortreffliche Notizen zur englischen Geschichte dieser Zeit verdanken, hat sich an Wolsey bitter gerächt; denn er sagt in seinem Werke so viel Uebles von ihm, als nur immer möglich ist. Uebrigens befriedigten der König von Frankreich und der Papst abwechselnd Wolsey's unbegrenzte Habgier.

Was den König Franz I. von Frankreich und sein Verhältniß zu Wolsey und Heinrich VIII. angeht, so änderte sich dieses seit dem Abschlusse des Vertrages von Noyon mehrere Male. Ein Beispiel davon ist die Art, wie Franz in Betreff des Bisthums Tournay verfuhr. Der Papst hatte, als Tournay von Heinrich VIII. erobert worden war, nicht nur zugegeben, daß dem französischen Bischof von Tournay, einem Sohne des Präsidenten Guillart, dieses Bisthum entzogen wurde, sondern er hatte dasselbe auch aus päpstlicher Allmacht oder, wie man es nannte, durch Provision an Wolsey übertragen. Nachher aber, als Leo X. das Herzogthum Urbino dem Franz Maria von Rovere zu entreißen suchte, um es seinem Neffen Lorenzo von Medicis zu ertheilen, gerieth er wegen des Angriffes der Franzosen auf Urbino so sehr ins Gedränge, daß er, um diese zu versöhnen, sich von Franz gegen Wolsey gebrauchen lassen mußte. Er sah sich damals genöthigt, dem englischen Minister dasjenige wieder zu entziehen, was er ihm früher gewährt hatte. Doch blieb das Bisthum so lange in Wolsey's Besitz, bis auch das Gebiet von Tournay politisch wieder an Frankreich kam. Um den König Heinrich zur Zurückgabe dieser ihm höchst lästigen, durch die neue Befestigung der Stadt Therouanne von Calais ganz abgeschnittenen Festung zu bewegen, mußte König Franz vorher Wolsey für den Verlust der Einkünfte des Bisthums entschädigen. Er ließ ihm daher durch seinen Gesandten ein Jahrgeld von zwölftausend Livres anbieten und versprach zugleich, ihn durch den Papst zu dessen einzigem Legaten in England ernennen zu lassen, nachdem vorher Wolsey zur Kardinals-Würde erhoben worden war. Sobald Wolsey gewonnen war, benutzte er die Geldverlegenheit seines Königs, um ihn zur Zurückgabe der Stadt Tournay zu bereden, welche damals durchaus keinen Nutzen mehr für England hatte. Franz verpflichtete sich, dem englischen Könige unter dem Vorwande einer Entschädigung für das in Tournay zurückgelassene Kriegsmaterial sechsmalhunderttausend Goldthaler zu bezahlen, und gab, da dies nicht sogleich geschehen konnte, vermögende Männer als Bürgen in Heinrich's Gewalt. Seit dieser Zeit bediente der König von Frankreich sich Wolsey's, um Heinrich ganz auf seine Seite zu ziehen, und als beide Könige bei ihrer

Bewerbung um die deutsche Krone durchgefallen waren, schienen sie sich in der That gegen Karl V. vereinigen zu wollen. Es ward eine Heirath zwischen Heinrich's junger Tochter Maria und dem Sohne und künftigen Nachfolger des französischen Königs verabredet, während Franz zugleich versprach, seine Verbindungen in Schottland nicht weiter gegen die verwittwete Königin dieses Landes und ihren jungen Sohn (Jakob V.), welche Heinrich in Schutz genommen hatte, zu benutzen. Außerdem verabredeten beide Könige eine glänzende persönliche Zusammenkunft, die zwischen Guines und Ardres, also in der Nähe von Calais, gehalten werden sollte und bei welcher Beide mit ihrem hohen Adel in einem großen Turnier der Welt alle Pracht und alle Verschwendung der Ritterzeiten zeigen wollten. Schon hatte Heinrich den Weg zur Küste angetreten, als er einen Wink erhielt, daß der erwählte Kaiser ihm durch einen Besuch seine Huldigung darbringen wolle, wodurch dann der aufgeblasene, von sich und seiner Macht und Würde thöricht eingenommene König wieder für diesen gewonnen wurde.

Karl beschleunigte seine Reise nach Deutschland, wo einstweilen sein Bruder Ferdinand seine Angelegenheiten besorgte; denn er wünschte so schnell als möglich wieder nach Castilien zurückzukehren, weil hier der Adel und die Städte höchst unzufrieden waren und man mit Sicherheit voraussagen konnte, daß der in Toledo bereits ausgebrochene Aufstand sich während der Abwesenheit des Königs nach allen anderen Städten verbreiten werde. Zwar hatte Karl, um nicht durch die Anstellung von Niederländern die Spanier noch mehr zu reizen, den Don Juan da Lanuza zum Vicekönig von Aragonien ernannt und den Don Diego de Mendoza, Grafen von Melito, mit der gleichen Würde in Valencia bekleidet; allein er hatte andererseits doch auch seinen Jugendlehrer Hadrian, der von ihm zum Bischof von Dertosa gemacht worden war, als seinen Stellvertreter in Castilien eingesetzt. Am 20. Mai 1520 schiffte er sich in Corunna ein. Ihn begleitete eine Anzahl spanischer Großen und belgischer Hofleute, mit deren Ankunft in Deutschland sich nachher die Sitten der dortigen Höfe ebenso änderten, wie sie sich zur Zeit der Ottonen geändert hatten. Es kam zu der byzantischen Steifheit spanische Grandezza und spanisches Ceremoniell, verbunden mit belgisch-französischer Leichtfertigkeit.

Am 25. Mai 1520 landete Karl auf der Rhede von Hythe bei Dover, gerade als Heinrich VIII. mit einem sehr zahlreichen und glänzenden Gefolge nach Canterbury gelangt war. Karl begab sich unter dem Vorwande, seinen Oheim Heinrich VIII. und seine Tante Katharina von Aragonien, dessen Gemahlin, zu besuchen, an den englischen Hof. Er gewann den König Heinrich durch Devotion, den allmächtigen Minister desselben durch Geldversprechungen und verabredete während

der vier Tage seines Aufenthalts in England einen Besuch Heinrich's in den Niederlanden, bei welchem er die ganze Wirkung der bevorstehenden Zusammenkunft des englischen und französischen Königs leicht zu vereiteln hoffte.

Kaum war Karl wieder von England abgesegelt, als Heinrich von Dover aus nach Frankreich hinüberfuhr und mit Franz in dem sogenannten Lager von Gold-Brocat (camp du drap d'or), welches zwischen Guines und Ardres errichtet worden war, zusammen kam. Beide Könige waren prachtliebend und verschwenderisch und sparten bei dieser, achtzehn Tage (vom 7. bis 24. Juni 1520) dauernden Zusammenkunft, bei welcher sie durch Glanz und Galanterie mit einander wetteiferten und sich ewige Freundschaft schwuren, keine Summe. Von dem großen Aufwand, den sie für ihr ephemeres goldenes Lager, für die wie Paläste eingerichteten Zelte und für die Festlichkeiten und Turniere machten, kann man bei du Bellay und bei Fleurange, welche Augenzeugen waren, ausführliche Zeitungsberichte in officieller Sprache lesen *). Alle Kosten waren für Frankreich ganz verloren, denn Karl fand es leicht, den König Heinrich, als derselbe ihn am 10. Juli zu Gravelingen besuchte, wieder auf seine Seite zu ziehen. Er hatte während seines Aufenthalts in England sich Wolsey's versichert und durch diesen erfahren, auf welche Weise er den König Heinrich gewinnen könne. Er hatte dem englischen Minister nicht nur ein Jahrgeld von 7000 Dukaten zugesagt und das Bisthum Badajoz nebst einigen anderen spanischen Pfründen verliehen, sondern auch die Aussicht auf das Papstthum, welches er als Kaiser ihm werde verschaffen können, eröffnet. In Gravelingen verweilte König Heinrich zwar nur einen einzigen Tag; Karl reiste aber sogleich mit ihm nach Calais, wo dann Heinrich sich in drei Tagen zu Verträgen bewegen ließ, welche dem, was er kurz vorher mit Franz ausgemacht hatte, geradezu widersprachen. Uebrigens hatte Wolsey gehofft, seinen König dazu bewegen zu können, daß er auch Calais ebenso wie Tournay für Geld an Frankreich überlasse; allein schon die bloße Andeutung einer solchen Abtretung hatte eine so große Gährung in England hervorgerufen, daß Wolsey die Ausführung der Sache fallen lassen mußte, weshalb dann auch Franz nicht mehr daran dachte, in Beziehung auf Schottland sein Versprechen zu erfüllen.

*) Das Hofwesen wird seit Franz I. für viele historische Aufzeichnungen der Franzosen zum Mittelpunkte der Interessen. So erhalten wir auch darüber Bericht, daß Heinrich wie Franz erklärt hatten, sich den Bart nicht scheeren zu lassen, bevor sie einander umarmt hätten. Heinrich kam dem Gelübde nicht nach, weil die Königin von England vor Bärten Abneigung hatte; Franz aber hielt Wort, und so kam zuerst jener Bartwuchs bei gestutztem Haar in Gebrauch, der für so viele Bildnisse aus der Renaissance-Zeit charakteristisch ist.

Karl nahm gleich bei seiner Krönung, welche am 22. October 1520 in Aachen stattfand, mit Einwilligung, ja auf das Anerbieten des Papstes den Titel eines deutschen Kaisers an; von den Rechten eines solchen machte er schon vorher Gebrauch. Es waren besonders zwei deutsche Angelegenheiten, welche damals seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, die Hildesheimer Stiftsfehde und der Streit des schwäbischen Bundes mit Ulrich von Würtemberg. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel reiste, wie wir bereits wissen, nach Brüssel, um den neuen Kaiser zur Aufhebung eines parteiischen, für ihn ungünstigen Schiedsrichter-Spruches zu bewegen. Er war dabei von der Gemahlin Erich's von Kalenberg begleitet. Diese Beiden erlangten zu Brüssel drei kaiserliche Strafbefehle gegen den Herzog Heinrich von Lüneburg und den Bischof Johann von Hildesheim. Die Letzteren leisteten aber, wie dies im Reiche Sitte war, keine Folge, sondern ersuchten die Schiedsrichter, welche den Ausspruch gethan hatten, um ihre Verwendung bei dem Kaiser, damit das von ihnen erlassene Urtheil aufrecht erhalten werde. Der Erzbischof von Köln versuchte, nachdem Karl in Aachen gekrönt worden war, vergebens die Parteien auszugleichen. In Köln erschienen endlich sowohl der Herzog von Lüneburg und die mit ihm verbundenen Grafen, als der Bischof Johann von Hildesheim; sie hatten auch den von ihnen noch immer gefangen gehaltenen Bruder Heinrich's des Jüngeren mitgebracht. Nach langem und verdrießlichem Streite, ob des Kaisers oberstrichterliches Urtheil oder der Schiedsrichter-Spruch, welchen die parteiischen Fürsten gefällt hatten, gelten sollte, mußte sich endlich der siegende Theil bequemen, sich dem Ausspruche zu fügen, den der Kaiser und die Kurfürsten auf einem im Anfange des nächsten Jahres (1521) zu haltenden Reichstage fällen würden. Sie mußten sogar die Gefangenen, wie man dies nannte, betagen oder mit anderen Worten einstweilen entlassen.

Auf dem Reichstage, den der Kaiser 1521 zu Worms hielt, wurde Herzog Erich vor allen Fürsten gehört. Heinrich von Lüneburg, der nicht selbst erschienen war, sondern seinen Sohn geschickt hatte, ward durch die Verzögerung der Entscheidung so verdrießlich gemacht, daß er die Regierung seinen zwei älteren Söhnen, Otto und Ernst, überließ und nach Frankreich ging. Man erzählt gewöhnlich, er habe dies gethan, um nichts Eigenes mehr im Reiche zu besitzen und folglich den Kaiser befehden zu können; da aber eine gleichzeitige Chronik sagt; „er sei mit der leichtfertigen Plage der Beischläferinnen behaftet gewesen", so mag Spittler Recht haben, wenn er sagt, an des Herzogs Entschluß, die Regierung niederzulegen, sei die Anna von Campen mehr schuld gewesen, als die Stiftsfehde. Der Kaiser nahm den Schritt des Her-

zogs sehr übel auf und ließ nach dem Ende des Wormser Reichstages am 27. Mai ein strenges Decret in der Sache bekannt machen. In diesem ward beiden Theilen bei Verlust ihrer Regalien und der Lehen, die sie vom Reiche hätten, und bei Strafe der Acht und Aberacht geboten, alle eroberten Städte, Schlösser, Flecken und Güter innerhalb eines Monats in des Kaisers Hand zu geben, alle Gefangenen loszulassen und sich in Betreff des Lösegeldes und anderer Forderungen dem Urtheile der vom Kaiser ernannten Commissäre, der Grafen Philipp von Hanau und Eberhard von Königstein, denen der Official von Trier beigeordnet ward, zu fügen. Diesem Befehle gehorchten der Bischof von Hildesheim und die Lüneburger nicht; sie warfen vielmehr die „eingemahnten" Gefangenen, die das Lösegeld nicht zahlten, in häßliche Kerker. Der Kaiser sprach daher am 24. Juli 1521 die Acht gegen sie aus und beauftragte den König Christian II. von Dänemark (wegen Holstein's), die Herzoge von Wolfenbüttel und Kalenberg bei der Vollziehung derselben zu unterstützen.

Die verwickelten Rechtsstreitigkeiten und das Einzelne der neuen Fehde, als Wolfenbüttel und Kalenberg fast das ganze Land ihrer Gegner besetzt hatten und endlich Herzog Heinrich von Lüneburg aus Frankreich zurückkam, gehören nicht in dieses Werk. Wir führen daher nur Folgendes an. König Christian hatte zu viel in Dänemark und Schweden zu thun und mußte deswegen die Achts-Vollstreckung ganz allein den Herzogen von Kalenberg und Wolfenbüttel überlassen. Die beiden Herzoge hatten sich schon im Jahre 1520 mit den Grafen von Hoya abgefunden; 1521 vermittelte Philipp von Hessen den Streit zwischen den Grafen von Schaumburg und den beiden Achts-Vollstreckern und im October desselben Jahres bewirkten die Herzoge von Sachsen auch die Aussöhnung mit Lüneburg. Die Gefangenen wurden ohne Lösegeld entlassen, die Kriegsschäden gegen einander aufgewogen, die Erbverträge erneut; dies nannte man den Feldvertrag. Der Bischof von Hildesheim ward seinem Schicksale überlassen. Er setzte den Krieg fort und übergab sogar 1522 die Verwaltung des Stiftes dem Dom-Kapitel und den Landständen, um außer Landes zu gehen und nicht nur seinen Bruder, den Bischof von Münster, sondern sogar auch den Herzog Karl von Geldern mit seiner schwarzen Bande zu Hülfe zu rufen. Das von ihm zusammengebrachte Gesindel wollten Otto und Ernst von Lüneburg nicht durch ihr Land lassen, und als am Ende des Jahres 1522 auch sein Bruder, der Bischof von Münster, starb, mußte er sein Stift ganz aufgeben.

Der Krieg brachte nicht blos über das Bisthum, welches fast ganz besetzt worden war, sondern auch über das Gebiet der Herzoge Ernst und Otto von Lüneburg große Verheerungen, bis endlich Albrecht und

Georg von Sachsen zu Quedlinburg einen für Hildesheim sehr nachtheiligen Frieden vermittelten, den der Kaiser am 20. October 1523 bestätigte. Da der Bischof von dem Vertrage nichts wissen wollte, so ward er ganz ausgeschlossen; dagegen mußten das Dom-Kapitel, die Stadt Hildesheim und die Landstände sich dazu verstehen, den Braunschweigern zum Ersatz der von ihnen auf 3,000,000 berechneten Kosten der Achts-Vollziehung einen großen Theil des Bisthums abzutreten. Das kleine Stift, die Stadt Hildesheim und die Aemter Peina, Steuerwald und Marienburg sollten bleiben, das größere Stück aber, nämlich die von den Herzogen eroberten Theile des Bisthums, diesen zu Theil werden. Dabei war ein diplomatischer Kniff; es hieß nämlich von den beiden Stücken, in welche jetzt das Bisthum zerfiel, dieselben sollten nicht abgetreten werden, sondern sie sollten „mit der That unangefochten bleiben;" Hildesheim und Braunschweig erklärten aber den hinterlistigen Ausdruck verschieden. Dies gab dem Papste, der gleich dem Kaiser den Quedlinburger Vertrag bestätigt hatte, Gelegenheit zu dem Versuche, dem Hause Braunschweig das ihm 1523 zugesprochene Land wieder zu rauben. Der Bischof wandte sich nämlich an den Papst und erhielt 1540 einen günstigen Ausspruch von ihm; die Herzoge sollten alles Eroberte zurückgeben und sogar die gezogenen Einkünfte wieder erstatten. Der Kaiser aber hatte nicht Lust, päpstliche Gerichtsbarkeit im Reiche anzuerkennen, sondern verwies die Sache an das Reichskammergericht, wo sie bis 1629 hängen blieb; dann erst kam ein endgültiger Spruch, mit dessen Ausführung Wallenstein vom Kaiser Ferdinand II. beauftragt wurde.

Die Streitigkeiten des Herzogs Ulrich von Würtemberg mit seinen Unterthanen und mit dem schwäbischen Bunde hatten, wie oben berichtet worden ist, 1519 seine zweimalige Vertreibung zur Folge gehabt. Das erste Mal hielt Ulrich sich, weil ihm nur Mümpelgard und Hohentwiel übrig geblieben waren, zu Germersheim bei Ludwig V. von der Pfalz auf und hier verschafften ihm die Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander, sowie das Verfahren der Truppen und Häupter des Bundes in seinem Lande bald die Hoffnung, daß seine Unterthanen ihm gegen das sehr zusammengeschwundene Bundesheer beistehen würden. Georg von Frundsberg's Schaaren, welche mit diesem aus Italien gekommen waren, und unter welchen sich auch sogenannte Stratioten aus Dalmatien befanden, ferner Franz von Sickingen's Raubschaaren hatten auf gleiche Weise gehaust und Wilhelm von Baiern hatte Silbergeschirr, Kostbarkeiten und Seltenheiten weggeführt. Ulrich fand wirklich die guten Würtemberger geneigt, es noch einmal mit ihm zu versuchen; er fing aber, wie wir wissen, seine Regierung sogleich damit an, daß er die Constitution oder den Tübinger Vertrag cassirte, und

mit leichter Mühe wurde er daher im October 1519 vom Bundesheere noch einmal aus dem Lande getrieben.

Jetzt entstand Streit unter Ulrich's Gegnern. Die Würtemberger forderten vom schwäbischen Bunde die Einsetzung von Ulrich's Sohn, Christoph; der Bund aber schrieb unerhörte Brandschatzungen aus und wollte seine Höllenschaaren nicht eher aus dem Lande ziehen, als bis die Kostenrechnung bezahlt sei, welche namentlich von den Baiern hoch genug gestellt worden war. Oestreich endlich trachtete nach dem Erwerb des Herzogthums. Die für die schwäbischen Lande bestellte Regierung und Karl's V. Bruder Ferdinand, welcher bis zu des Kaisers Ankunft im Reiche die östreichische Regierung leitete, hatten bereits vor der Kaiserwahl verhindert, daß Christoph als Herzog eingesetzt werde; jetzt bewirkten sie, daß Karl schon von Barcelona aus sich in diese sehr verwickelten schwäbischen Händel mischte. Herzog Ulrich nämlich, der nach seiner zweiten Vertreibung in die Schweiz gegangen war, wandte sich, wie die in Solothurn versammelten Eidgenossen in einem Schreiben an den schwäbischen Bund sagen, zugleich an sie, die Kurfürsten und den Kaiser, und machte das Anerbieten, vor den Eidgenossen, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Kaiser zu Rechte zu stehen; der Bund lehnte dies aber ab und der neue Kaiser sprach in einem Schreiben, das er am 4. October 1519 zu Barcelona an die von ihm für Oestreich verordnete Regentschaft erließ, offen aus, auf welche Weise er zwischen dem Herzoge, den zahllosen Gläubigern desselben, den Eidgenossen, die ebenfalls Geldforderungen hatten, dem schwäbischen Bunde und dem würtembergischen Lande oder seinen Ständen zu vermitteln gedenke. In diesem kaiserlichen Schreiben heißt es, die östreichische Regentschaft möge drei oder vier aus ihrer Mitte als Commissäre auf den in Augsburg zu haltenden schwäbischen Bundestag schicken und dort sollten die Commissäre mit den Bundesgliedern in Unterhandlung treten, „damit,“ wie Karl's Worte lauteten, „dem Hause Oestreich sämmtliche Länder des Herzogs Ulrich und dessen Kinder zur Bewahrung zugestellt und zugesprochen würden, dagegen den Bundständen leidliche und ziemliche Bezahlung von wegen des Kaisers und seines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand, zu versprechen und zu verschreiben sei.“

Auf dem Bundestage zu Augsburg war von Ulrich oder seinem Sohne Christoph gar nicht mehr die Rede, sondern es ward blos darüber berathschlagt, ob der Bund das Land für sich behalten oder an einen Anderen abtreten solle, und an wen es im letztern Falle zu überlassen sei. Man beschloß zur Beantwortung dieser Fragen die zu Regenten Würtemberg's bestimmten Herren zuzuziehen und berief deshalb einige derselben nach Augsburg. Diese gaben dann selbst den Rath, „das Herzogthum einem Herrn zu übergeben, der die Bundstände von der

Last des Anlaufens entledige und Geld austreibe, damit die wachsenden Schulden und Gülten und vorzüglich die Eidgenossen unverweilt bezahlt, und hierdurch der Landes-Credit wieder hergestellt werden könne." Die Bundesstände, welche der Vorwürfe wegen ihres Verfahrens mit und in Würtemberg müde waren, faßten daher auch den Beschluß, die Last von sich ab auf einen Mächtigeren zu wälzen und dem Verlangen des jungen Kaisers zu willfahren. Sie suchten aber ihren Raub so theuer als möglich an diesen zu verkaufen. Schon auf dem Augsburger Bundestage wurde am 30. November 1519 die Abtretung an Oestreich ausgemacht; im Februar 1520 aber ward durch zwei Verträge Alles beendigt. In dem einen dieser Verträge wurde in vierzehn Artikeln festgesetzt, was Oestreich theils dem fünfjährigen Sohne Ulrich's, Christoph, und seiner Tochter, Anna, sowie seinen Verwandten leisten, theils an den schwäbischen Bund zahlen solle. Die Summe, welche der Letztere erhielt, betrug 220,000 Gulden. In dem zweiten, aus acht Artikeln bestehenden Vertrage war die Hauptsache die Versorgung von Ulrich's beiden Kindern. Diese wurden vorerst nach Innsbruck gebracht und für den Sohn 5000, für die Tochter 4000 Gulden als jährliches Einkommen festgesetzt. Christoph, der die trefflichsten Anlagen hatte, gewann als Knabe sogar persönlich einige Gunst bei Karl V., doch verhalf ihm diese Gunst nicht zu seinem Recht; Anna starb 1530 zu Urach. Unter den kaiserlichen Bevollmächtigten, welche so schmählich über die Beraubung der unschuldigen Kinder Ulrich's unterhandelten, war der saubere Kardinal Matthäus Lang, seit Kurzem Erzbischof von Salzburg, der vornehmste. Ulrich selbst irrte später von Hof zu Hof umher. Er besaß zwar noch Hohentwiel und Mümpelgard; jenes war aber für ihn eher eine Last, als ein Besitzthum, und Mümpelgard wurde von ihm verpfändet.

Die östreichische Regierung suchte, als sie das Land übernommen hatte, sich dadurch schadlos zu halten und für die Kaufsumme bezahlt zu machen, daß sie Klöster und ganze Aemter verpfändete. Doch bestätigte sie dem Lande zugleich auch seine Constitution oder den Tübinger Vertrag. Sobald Karl nach Deutschland kam, betrachtete er Würtemberg nicht als ein ihm pfandweise gehörendes Land, sondern als sein Eigenthum. Er setzte 1522 seinen Bruder Ferdinand, trotz der von allen Seiten dagegen erhobenen Widersprüche, in den Besitz des Landes und belehnte ihn als Herzog von Würtemberg und Teck. Diese Belehnung fand jedoch erst bei Karl's zweiter Anwesenheit im Reiche auf der Wellenburg in der östreichischen Markgrafschaft Burgau statt (1530). Karl wollte damals sogar die Privilegien, deren Oestreich

genoß, auch auf Würtemberg ausdehnen. Wir werden weiter unten berichten, wann und wie Herzog Ulrich sein Land wieder erlangte.

7. Karl V. und die Reformation bis zum Schlusse des Wormser Reichstages.

Kaiser Karl V. schrieb gleich nach seiner Krönung einen Reichstag nach Worms aus und auf diesem sollte namentlich auch Luther's Streit mit dem Papste und mit dessen gelehrten Theologen entschieden werden. Seit dem ersten Auftreten Luther's im Jahre 1517 wurde, während doch das Papstthum damals unstreitig die Staatsreligion war, das Evangelium auf allen Kanzeln verkündigt und der Papst hatte die Unvorsichtigkeit begangen, dieses Evangelium und seinen Verkündiger Luther durch eine Bulle zu verfluchen; Luther hatte aber bei Fürsten, Herren und Städten Anhang gefunden. Die Sache Luther's war also eine Staatsangelegenheit geworden. Man nannte dies eine Empörung Luthers gegen den Papst und das Papstthum, und in der That hatte Luther in der von ihm herausgegebenen Schrift gegen die päpstliche Bannbulle sich nicht blos von der Gemeinschaft mit der europäischen Staatskirche losgesagt, sondern dieselbe auch aufs heftigste geschmäht. Ein solcher Ausspruch scheint hart zu sein; man lese aber nur die Stelle jener Schrift, in welcher Luther sich darüber ereifert, daß ihn der Papst aus dem Grunde verflucht habe, weil derselbe nicht zugeben wolle, daß das Sakrament der Buße aus Reue, Beichte und Genugthuung bestehe. In dieser Stelle, mit welcher man die Preßvergehen unserer Zeit vergleichen muß, ruft Luther polternd aus: „Denn wo die Genugthuung als dritter Theil der Buße bliebe stehen, daß, wo sie Gott auflegt und fordert, sie Niemand kann ablegen, so erfünde sich's, daß Alle das Affenspiel, das der Papst, Bischöfe, Pfaffen und Mönche mit den Schlüsseln, Ablaß, Bullen, fürbehaltenen Fällen getrieben haben, kürzlich, der ganze Jahrmarkt, der die Welt betrogen und verschlungen hat, würden als falsch, teufelisch, antichristisch, Irrthum, Trügerei und Verführung aller Menschen öffentlich erkannt. Daß euch römischen Buben Gott gebiete! Wie närret ihr uns arme Leute um unser Gut, Ehre, Seligkeit und wollet des noch Ruhm und Ehre dazu haben; Ihr ringet darnach, daß ihr auf die Köpfe geschlagen und verjagt werdet. Ich hab also gelehret, daß Reu' und Beicht sei nicht genug, sondern der Glaube müsse auch da seyn. Aber die Genugthuung, die man mit Ablaß ablegen kann, ist in der Schrift nicht gegründet, sondern von den Prälaten aufgelegt, welche sie auch mögen ablegen. — — — Kürzlich, daß ich mehr sage, denn ich noch je gesagt habe, so sprech' ich, daß alle drei

Stücke, Reue, Beicht, Genugthuung, auf ihre (nämlich der Papisten) Weise verstanden, an keinem Ort der Bibel stehen, trotz daß sie es anzeigen. Sie wissen ebensoviel in der Schrift, als die Gans im Psalter."

Luther war indessen nicht blos bei solchen heftigen revolutionären Reden stehen geblieben, sondern er hatte auch durch öffentliche symbolische Handlungen dem Papste im Namen des Volkes erklärt, daß es mit seinem Reiche und mit dem Gesetzbuche, auf welches dieses gegründet sei, oder den Decretalen vorbei wäre. Der Papst hatte nämlich Luther's Bildniß und Schriften zuerst in Rom verbrennen lassen und dann vom Kaiser Karl, als derselbe 1520 an den Rhein kam, durch seinen Nuntius erlangt, daß ein Gleiches mit den Büchern, wenigstens in den burgundischen Erblanden, geschah; dann folgte man diesem Beispiel an einigen anderen Orten, so in Löwen, Köln und Mainz, also in den Städten, welche bis auf den heutigen Tag mitten unter demokratischen Schwärmern die steifsten Anhänger des finstersten Aberglaubens in ihren Mauern haben. Dafür rächte sich Luther auf eine Weise, welche zu sehr von demagogischer Art ist, als daß wir sie vertheidigen könnten. Er hat zwar in einer eigenen Schrift sein Verfahren vertheidigt; uns hat er aber durch dieselbe nicht überzeugt. Luther zog nämlich am 10. December 1520 um neun Uhr Morgens, nachdem er durch einen Anschlag am schwarzen Brette Jedermann in Wittenberg eingeladen hatte, der Verbrennung der päpstlichen Bulle und des päpstlichen Gesetzbuches beizuwohnen, in Begleitung vieler Doctoren, Magister und Studenten vor das Elsterthor der Stadt, ließ dort durch einen Magister einen Scheiterhaufen errichten und anzünden und verbrannte dann öffentlich und unter dem Jubel desjenigen Theiles vom Volke und von den Studenten, welcher dergleichen Schauspiele liebt, das Gesetzbuch des kanonischen Rechtes und was dazu gehört, sowie einige von Eck und Emser gegen ihn herausgegebene Schriften. Er selbst warf zuletzt die päpstliche Bannbulle in das Feuer, indem er dabei ausrief: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" In der angeführten Schrift erklärt er im Ton eines Volksgebieters: „Ich, Martinus Luther genannt, Doctor der heiligen Schrift, Augustiner zu Wittenberg, füge männiglich zu wissen, daß durch meinen Willen, Rath und Zuthat auf Montag nach St. Nicolai im 1520sten Jahre verbrannt sind die Bücher des Papstes von Rom und etlicher seiner Jünger."

Wir würden dieser Scene kaum Erwähnung gethan haben, wenn Luther blos als Privatmann oder als Wittenberger Professor sie veranlaßt hätte; er handelte aber dabei als Haupt einer Partei, als

Prophet der von ihm ausgehenden radikalen Aenderung der Staatskirche, als Repräsentant der nach Licht strebenden Generation einer aus der Bibel und aus den Klassikern belehrten Jugend. Dies geht daraus hervor, daß um jene Zeit der Papst den angesehensten und bedeutsamsten Fürsten Deutschland's, Friedrich den Weisen von Sachsen, durch Eck und durch die Kardinäle Aleander und Caraccioli, welche er ausdrücklich Luthers wegen nach Deutschland gesendet hatte, vergebens bestürmen ließ, dem Reformator seinen Schutz zu entziehen, sowie dessen Lehre in seinem Lande zu verbieten und seine Schriften verbrennen zu lassen. Zu einem solchen Schritte verstand sich auch der Kaiser nur in den finstersten Theilen seines Reiches. Er hatte Ursache, zugleich den Papst und den Kurfürsten von Sachsen sich zum Freunde zu erhalten; er that daher einerseits nichts, um der Verbreitung von Luthers Lehre zu steuern und der fast in allen Gegenden von Obrigkeits wegen veranstalteten Veränderung des Cultus und der Kirchenzucht Schranken zu setzen, und gab andererseits im finsteren Belgien und in den geistlichen Stiftern am Rhein zu, daß jene Lehre verboten und Luther's Bücher verbrannt wurden. Dagegen fand er es aber bedenklich, Luther's Lehre durch ein Edict im ganzen Reiche zu verbieten, was Aleander im Namen des Papstes von ihm verlangte; denn ganz Deutschland erkannte das Verdienst des Reformators an.

Die Art, wie der Kaiser endlich, um nicht den Anschein zu haben, als wenn er Ketzer hegen wolle, mit Luther verfuhr, beweist am besten, daß im Jahre 1521 die Predigt des Evangeliums schon zur Verkündigung einer Revolution geworden war. Die Sache wurde den ganzen Monat November hindurch zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Friedrich, als er sich in Köln befand, auf der einen und Aleander, Caraccioli und einigen fanatischen Bischöfen auf der anderen Seite verhandelt; man bestürmte den Kurfürsten heftig, dem Nuntius Aleander und dem Doctor Eck als Bevollmächtigten des Papstes die Untersuchung über Luther's Lehre zu überlassen. Friedrich der Weise ließ aber hierauf den Päpstlern erklären: „Er nähme sich der Sache des Dr. Luther nicht an; allein rechtschaffene und gelehrte Leute urtheilten davon, daß Luther nicht aus eigenem Antriebe so weit gegangen sein würde, wenn nicht seine Widersacher ihn dazu gebracht hätten. Außerdem sei Luther bisher weder vom Kaiser noch von Anderen verhört und seine Schriften noch keiner Irrthümer oder Gottlosigkeit überführt worden, daß man sie verbrennen müßte. Würde Luther durch deutliche Stellen der heiligen Schrift und durch bündige Beweise einer Irrlehre überführt, so wolle der Kurfürst ihn allerdings nicht schützen." Der Kurfürst kehrte hierauf sogleich in sein Land zurück, und der Kaiser reiste weiter den Rhein hinauf. Uebrigens vermuthen wir, daß die

Art, wie der Kurfürst und seine Räthe sich über die ihnen gemachte Forderung, den größten Mann ihrer Nation vor das Gericht seiner ärgsten Feinde zu stellen, erklärten, diesen zu dem revolutionären Schritte, den er am 10. December that, ermuthigt habe.

Die Politiker ohne Religion, welche des Kaisers geheime Räthe waren, Chievres und Heinrich von Nassau, schrieben bald nach des Kurfürsten Friedrich Abreise von Oppenheim aus an denselben, daß auf ihre Verwendung der Kaiser an ihn schreiben und ihn auffordern werde, Luther mit sich auf den in den ersten Monaten des folgenden Jahres zu Worms zu haltenden Reichstag zu bringen. Da sich jedoch der Empfang des kaiserlichen Schreibens verspätete, bis Luther die Scene der Verbrennung zu Wittenberg veranlaßt hatte, so ersuchte Friedrich in seiner gegen Ende December ertheilten Antwort den Kaiser, daß er ihn mit dem Auftrage, Luther mit nach Worms zu bringen, verschonen möge. Die Legaten selbst waren dem Eintreffen Luthers auf dem Reichstage nicht günstig; es schien ihnen als eine zu große Nachgiebigkeit, daß der vom Papst gebannte Ketzer sich noch einmal vor den Fürsten sollte verantworten dürfen. Zudem erließ der Papst am 3. Januar 1521 eine neue Bannbulle, welche nicht blos gegen Luther, sondern auch gegen Jeden, der ihn schützen würde, gerichtet war, so daß also alle die vielen Fürsten und Herren, welche dem Reformator zugethan waren, in den päpstlichen Fluch miteinbegriffen wurden. Diese waren in der Bulle förmlich für Ketzer erklärt, da sie nicht innerhalb des in der früheren Bulle bestimmten Termins widerrufen hätten. Es hieß ferner in derselben: Diejenigen, welche dem sündigen Martin weiter anhängen, sollten seines Namens und seiner Strafe theilhaftig werden, demnach als Lutherische verdammt sein; sie und ihre Nachkommen sollten aller Ehren, Würden und Güter verlustig gehen; alle Städte, die den entsetzlichen Ketzer und seine Anhänger aufnehmen, verfallen in gleiche Strafe; und dieser Fluch der Kirche sollte an Sonn- und Feiertagen unter geeigneten Ceremonieen dem Volke bekannt gemacht werden. Jetzt befand sich der Kaiser in großer Verlegenheit. Er hatte damals bereits dem Kurfürsten Friedrich das Mitbringen des schon Verurtheilten ja untersagt; selbst wenn Luther widerrufe, sollte er seinen Landesherrn nur bis Frankfurt begleiten dürfen. Nun aber forderten die ersten Fürsten des Reiches, ein Theil der Ritterschaft und die meisten Städte, daß Karl Luther wenigstens hören solle. Karl kam deshalb auf seinen früheren Gedanken zurück, Luther auf dem Reichstage zu Worms über seine Lehre zu vernehmen oder vielmehr ihn durch die Gegenwart der deutschen Stände einzuschüchtern. Der päpstliche Legat Aleander bot vergebens Alles auf, um den Kaiser von diesem Gedanken abzubringen, oder mit anderen Worten, um zu ver-

hindern, daß Luther in der glänzenden Versammlung zu Worms durch Beredsamkeit und Bibel-Lehre auf deutsche Gemüther wirken könne. Diesen eiteln Gelehrten und Höfling hat übrigens Luther mit meisterhafter Ironie geschildert. „Aleander", sagt er, „ist schon der Sprachen wegen, die er versteht, der größte Mann auf der Welt. Hebräisch ist seine Muttersprache, Griechisch hat er von Kindesbeinen an getrieben, Latein hat er gelernt, während er es eine lange Zeit hindurch lehrte. Er glaubt auch, er sei von altem Adel, weil er als Jude geboren ist und dieses Volk vom uralten Hirtenfürsten Abraham stammt; ob er aber getauft sei, das weiß man nicht. Ein Pharisäer ist er gewiß nicht, denn er glaubt an keine Auferstehung der Todten und lebt, als wenn die Seele mit dem Leibe verginge."

An Widersprüchen fehlte es bei dem Processe, mit welchem Luther bedroht war, durchaus nicht. Schon der Versuch, Luther auf dem Wormser Reichstage in irgend einer Weise zum Widerrufe zu bringen und die hellbrennende Flamme des Aufruhrs wider den römischen Despotismus zu ersticken, war thöricht und vergeblich. Luther und der Papst konnten, auch wenn man die Scene vom 10. December gar nicht in Anschlag bringt, nicht mehr in irgend einer Kirchengemeinschaft mit einander sein, seit Luther vom Mai 1520 an bis zum April 1521 sich über den Papst und das Papstthum härter ausgesprochen hatte, als jetzt nach den neuesten strengen Preßgesetzen irgend ein geborener Protestant, ohne sich sehr schweren Strafen auszusetzen, wagen dürfte. Einige Beispiele mögen dies beweisen. In der zweiten gegen die Verdammungsbulle gerichteten Schrift, in welcher Luther sich ausführlicher als in der ersten über jeden einzelnen Artikel ausspricht, sagt er bei Gelegenheit der Abendmahls-Lehre, daß die Griechen und die Böhmen Recht hätten, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen, und fährt dann also fort: „Und ich bitte sie durch Christum unsern Herrn, daß sie ja bleiben in ihrer Meinung beständig und lassen sich nicht irren des römischen Tyrannen und Antichrist verkehrte, frevele Gesetze, welcher aus lauter Mißtrauen eine Gestalt und das halbe Sakrament nimmt von den Christen, welchen es Christus selbst und alle Apostel geben und die Kirche lange Zeit gebraucht hat in aller Welt. Zum andern sage ich, daß der Papst und alle seine wissentlichen Verwandten in diesem Stück Ketzer, Abtrünnige, verbannt, vermaledeit sind, darum daß sie anders lehren, denn das Evangelium lehrt." Da, wo Luther von Huß redet, schmäht er die europäische Staatskirche, zu welcher er doch selbst damals noch gehören wollte, sowie das Haupt derselben, den Papst, noch weit heftiger. „Die Artikel des Johann Huß", sagt er, „die man zu Costnitz verdammt, sind ganz christlich, und ich bekenne, daß der Papst hier mit

den Seinen als ein rechter Antichrist gehandelt, das heilige Evangelium mit Johann Huß verdammt und an seine Statt des höllischen Drachen Lehre gesetzt hat." Noch ärger macht Luther es in der Schrift gegen den Italiener Ambrosius Katharinus, welcher später Bischof von Cosenza wurde. Diese Schrift ist ausdrücklich gegen das Papstthum und die Päpste gerichtet, weil Katharinus den von Prierias begonnenen Kampf für das Papstthum gegen Luther fortgesetzt hatte. Luther führt daher in seiner Schrift gegen diesen Gelehrten, welcher übrigens mehr Talent und Kenntnisse besaß, als Prierias, den Satz durch, daß das in der Bibel beschriebene Reich des Antichrist nichts Anderes als das Papstthum sei. Er legt eine Stelle aus dem achten Kapitel des Propheten Daniel zu Grunde, verbindet damit das sechste Kapitel der Offenbarung Johannes und nimmt einige Stellen aus verschiedenen Briefen des Apostels Paulus und aus dem Briefe Petri und Judä zu Hülfe, um ganz im Ernste darzuthun, daß auch die kleinsten Merkmale des Reiches des Antichrist, welche in der Schrift angegeben würden, beim Papstthum einträfen.

Daß es in Worms nicht auf eine Untersuchung der Sache, sondern geradezu auf die Verurtheilung Luther's abgesehen war, ging schon aus dem doppelten Umstande hervor, daß dort Aleander vorher (am 13. Februar) drei Stunden lang gegen Luther declamiren durfte, und daß ein Herr Johannes von Eck, welcher nicht, wie man sagt, Official, sondern vielleicht Kanzler oder Vicarius des Erzbischofs von Trier war und mit seinem oben erwähnten Namensvetter, dem Disputanten und Bullenträger Johann Eck, nicht zu verwechseln ist, gewählt wurde, um ihn in der Reichsversammlung über den rechten Glauben zu verhören. Die Herren des kaiserlichen Hofes hatten die Scene in Worms offenbar nur veranstaltet, um die Beendigung der Sache sicher zu stellen. Schon ward im Nordosten von Deutschland bis nach Liefland, Kurland und Preußen hin eine Lehre mit Freuden begrüßt, vermöge deren man Großmeisterschaften, Commanderien und Landgüter, welche bisher nur auf Lebenszeit besessen wurden, säcularisiren konnte. In Sachsen wurde überall der neuen Lehre gehuldigt und wenn auch der alte Friedrich klüglich zurückhielt, so verehrte doch sein Nachfolger Luther als einen Messias. Eben so zauderten zwar Ludwig V. von der Pfalz und Philipp von Hessen noch; man sah aber deutlich, daß sie sich bald erklären würden. Der Kaiser scheute daher einerseits die drei mächtigsten Reichsfürsten, während er andererseits es nicht mit dem Papste verderben wollte. Karl wünschte für die Plane, die er in Betreff Italiens hegte, einen Bund mit dem Papste; und da dieser noch schwankte, ob er in dem Kriege, welcher nothwendiger Weise bald zwischen Karl und dem französischen Könige ausbrechen mußte, sich

für den Ersteren oder den Letzteren erklären sollte, so konnte der Kaiser ihn damit schrecken, daß es von ihm abhänge, aus Deutschland ein zweites Böhmen zu machen. Als später freilich die Fürsten und die Aristokratie das Lutherthum ebenso für sich in Anspruch nahmen, wie es die Demokratie in Böhmen mit dem Hussitismus gemacht hatte, verfolgte der Kaiser das Lutherthum aus politischen Gründen ebenso heftig als der Papst. Daß er übrigens der bevorstehenden Neuerung seiner ganzen Denkweise nach von vorn herein abgeneigt war, ist nicht zu bezweifeln.

Karl zeigte sich vorerst sehr gnädig und freundlich, sobald er gesehen hatte, daß der Kurfürst von Sachsen nicht geneigt sei, den Mann, den man damals schon allein seiner lateinischen Schriften wegen, wie selbst Pallavicini, Maimbourg und andere grimmige Feinde eingestehen, in ganz Europa für den größten seiner Zeit hielt, seinen Feinden in die Krallen zu geben. Er war zuerst zufrieden, daß der Kurfürst denselben nicht mitbringe; dann sicherte er Luther unter großer Auszeichnung den Schutz zu, welchen derselbe verlangte, als Karl ihn direkt von sich aus durch einen Reichsherold nach Worms entbieten ließ, um dort von seiner Lehre Rechenschaft zu geben. Am 6. März reiste der kaiserliche Herold Kaspar Storm mit dem Vorladungsschreiben ab, welches sehr höflich abgefaßt und freundlich adressirt war*) und Luther Sicherheit seiner Person für die Reise nach Worms und zurück nach Wittenberg zusicherte**); noch vier andere Fürsten sandten ihm gleichzeitig besondere Geleitsbriefe unter ihrem eigenen Namen zu, nämlich Landgraf Philipp von Hessen und Friedrich, Johann und Georg von Sachsen. Luther war in dem kaiserlichen Schreiben vorgeladen, binnen drei Wochen nach Empfang desselben in Worms zu erscheinen. Er wagte die Reise, obgleich der Papst gerade während derselben ihn und Alle, die ihm wohlwollten, in jenes lange Register der Beeinträchtiger Roms und des Kirchenstaates und in die bunte Reihe von Ketzern, welche in der Bulle In coena domini enthalten ist, eingeschlossen hatte. Diese gräßliche Bulle, welche jedes Jahr am Tage der Stiftung des Mahles allgemeiner christlicher Bruderliebe und der Sündenvergebung vorgelesen wird, und die Verfluchung der Seelen einer Anzahl namentlich aufgeführter, zum Theil edler und frommer Männer ausspricht, deren Leiber die Unduldsamkeit der Kirche längst von der Erde vertilgt hatte, ward im folgenden Jahre (1522) von Luther mit dem beißendsten Spotte und mit der gröbsten Heftigkeit, zugleich aber auch auf eine so biblische Weise und mit so siegenden Gründen

*) Honorabili, dilecto, devoto doctori Martino Luthero (dem ehrenwerthen, lieben, andächtigen Doctor Martin Luther).

**) Cum plena securitate ad iter et ad reditum.

angegriffen, daß das Einrücken seines Namens in die Bulle dem Fluchenden mehr schadete, als dem Verfluchten.

Begleitet von dem tüchtigen Juristen Hieronymus Schurf, von Nikolaus von Amsdorf, welcher später erster protestantischer Bischof in Sachsen wurde, und von Justus Jonas, reiste Luther auf einem Wagen, so gut der Wittenberger Magistrat ihn hatte geben können, nach Worms ab. Er machte die Reise unter dem lauten Jubel unzähliger, von allen Seiten zuströmender Menschen, und predigte auf derselben trotz des kaiserlichen Verbots in Eisenach, Gotha und Erfurt unter einem Zulaufe, wie ihn einst des heiligen Bernhard Kreuzpredigt gehabt hatte, die Rückkehr zum reinen Evangelium. Die Ehrenbezeugungen, die ihm überall, am auffallendsten in Erfurt, erwiesen wurden, wo ihn der Magistrat und die Universität feierlich einholten, ferner die Beschreibung der Scene in Worms mögen die Leser in einer der zahlreichen Reformations-Geschichten nachlesen, welche in allen Händen sind; wir müssen die rein politische Geschichte im Auge behalten und geben nur summarisch die Hauptumstände an.

Am 16. April 1521 zog Luther auf seinem mit Leinewand bedeckten Wagen, welcher denjenigen zu vergleichen ist, auf denen wir jetzt Auswanderer und Marketender reisen sehen, feierlich in Worms ein. Der kaiserliche Herold ritt voran, eine zahllose Menge Volkes umgab Luther's Wagen und viele fürstliche Diener, viele Edelleute und Senatoren der Städte waren ihm entgegengeritten und begleiteten ihn bei seinem Einzuge. Am folgenden Tage führte der Reichs-Erbmarschall Utzen oder Ulrich von Pappenheim ihn in die Reichsversammlung, wo Luther sonderbar genug in der päpstlichen Uniform (der Mönchskleidung) erschien. Die Standhaftigkeit, welche Luther dort bewies, seine ergreifende, herzliche Beredsamkeit und die Demuth, mit der er zwar seine Hitze bereuend sich zum Widerrufe aller seiner heftigen und polternden Schriften erbot, dagegen auf keine Weise zur Zurücknahme dessen, was er aus der Bibel zu beweisen vermochte, bewogen werden konnte, machten einen außerordentlich großen Eindruck in der Welt. Um diesen zu begreifen, muß man wissen, daß dieselbe Reichsversammlung, vor welche Luther gestellt ward, sich beim Kaiser über die kirchlichen Mißbräuche bitter beschwert und die Abschaffung derselben gefordert hatte. Es waren nämlich durch einen Ausschuß des Reichstages 101 Beschwerde-Artikel aufgesetzt und dem Kaiser übergeben worden. Sogar das Ideal eines bigotten und fanatischen Fürsten, der Herzog Georg von Sachsen, hatte 12 besondere Beschwerden eingereicht, in welchen er unter Anderen über den mit dem Ablaß getriebenen Unfug fast in Luther's Weise sich aussprach. Bei seinem ersten Erscheinen wurde Luther gefragt, ob die auf einer Bank vor ihm lie-

genden Bücher von ihm verfaßt seien; als dies von ihm bejaht wurde, erfolgte die zweite Frage, ob er den Inhalt widerrufen wolle. Er bat sich Bedenkzeit aus. Bei diesem ersten Verhör soll der Kaiser geäußert haben, ein solcher Mann werde ihn nicht zum Ketzer machen*). Die volle Kraft seiner Ueberzeugung entwickelte Luther am folgenden Tage in einer Rede, die er erst in deutscher, dann in lateinischer Sprache hielt. Da man ihm nun eröffnete, es handle sich nicht um eine Disputation, sondern um ein bestimmtes Ja und Nein wegen des Widerrufes, faßte er den ganzen Inhalt der Antwort, welche er der Reichsversammlung, dem Kaiser und dem Papste ertheilt hatte, in bewunderungswürdige und auch allgemein bewunderte Schlußworte kurz zusammen. Er sagte: „Weil denn eine schlechte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde — — — und ich also von den Sprüchen, die von mir angezeigt und angeführt sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Unmittelbar darauf erließ der Kaiser ein Schreiben an die Reichsstände, worin er seine Absicht erklärte, den alten Glauben schützen zu wollen. Auch die Meinung, daß Luther trotz dem Geleitsbriefe zu behandeln sei, wie einst Huß, tauchte in des Kaisers Umgebung auf. Man versuchte aber doch lieber alles mögliche, um durch eine aus mehreren Fürsten bestehende Commission, sowie durch den fanatischen Kanzler oder Vicarius von Trier, Johann von Eck, welcher ebenso eifrig war, als sein Namensvetter, oder durch den milderen und verständigeren badischen Kanzler Vehus auf Luther zu wirken; alle Bemühungen waren aber vergeblich. Luther war damals schon sicher, daß die angesehensten Fürsten einen Bruch des kaiserlichen Wortes nicht zugeben würden, wenn auch Karl zu demselben geneigt gewesen wäre. Sogar der Herzog Georg von Sachsen und dessen Bruder Heinrich, welcher meist in Freiberg residirte oder vielmehr vegetirte, sprachen ohne Scheu aus, daß eine Reformation der Kirche nothwendig sei, obgleich der Erstere ein persönlicher Feind Luther's war und

*) Zu den Vorfällen des ersten Tages gehört auch die bekannte ermuthigende Anrede des Feldhauptmannes Georg von Frundsberg an das „Mönchlein", vor Luther's Eintritt in den Saal. Ueber die Lokalität sind bei Gelegenheit der Errichtung des großen Denkmals in Worms eingehende Untersuchungen gemacht worden. Daß auch in Bezug auf den Wortlaut der Schlußworte Luther's die Kritik nicht ganz geschwiegen hat, wollen wir hier nur berühren.

der Zweite trotz des Drängens seiner Gemahlin vor dem Jahre 1523 nicht zu reformiren wagte. Ludwig von der Pfalz erwartete nur die Entfernung des Kaisers, um sich zu erklären; Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen ertheilte Luther am Tage vor seiner Abreise aus Worms freies Geleit durch sein Land; Kurfürst Friedrich endlich hatte ihn heimlich benachrichtigen lassen, daß er ihn bei der Rückkehr nach Wittenberg unterwegs werde aufheben und an einem sicheren Orte vor dem zu erwartenden Urtheile des Kaisers verborgen halten lassen.

Luther reiste am 26. April ungekränkt von Worms wieder ab, nachdem man ihm eröffnet hatte, daß er das freie Geleite noch 21 Tage genießen, in dieser Zeit aber weder schreiben noch predigen solle. Er schickte den ihm beigegebenen kaiserlichen Herold, den er für seine Lehre gewonnen hatte, bald zurück, weil er nichts zu fürchten hatte und nicht auf geradem Wege nach Wittenberg zu reisen gesonnen war. Er wußte im voraus, daß verkappte Reisige ihn im Meiningischen anhalten und auf unbekannten Wegen nach der Wartburg bei Eisenach bringen würden, wo Alles zu seiner Aufnahme und Bewirthung vorbereitet war. Dies geschah am 4. Mai in der Nähe von Schweina, bei dem Schloß Altenstein. Sein Aufenthalt auf der Wartburg wurde sorgfältig geheim gehalten, bis Karlstadt's evangelisch-socialistisches Treiben ihn nöthigte, gegen die evangelischen Schwärmer zu predigen, welche seine Schüler sein wollten und es nicht waren; inzwischen verbreitete sich die Meinung, er sei von seinen Gegnern aus dem Wege geräumt worden*).

Während Luther auf der Wartburg an der Uebersetzung der ganzen Bibel in die deutsche Sprache arbeitete, die Stadt-Obrigkeiten und Landesherren mehr oder weniger die bestehende Kirchenform änderten und das reine Evangelium überall gepredigt wurde, begann der Kaiser einen Krieg in Italien, zu dessen Führung er des Papstes bedurfte. Karl ließ daher, sobald von Luther nichts mehr zu sehen war, den Papst und dessen Legaten gegen denselben mit Worten rasen. Er willigte ein, daß ein Spruch des Kaisers und des Reichstages gegen Luther und zugleich eine Achtserklärung wider ihn und alle seine Anhänger erlassen werde. Dies geschah am 26. Mai, als der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und die meisten anderen Glieder des Reichstages die Stadt Worms längst verlassen hatten; damit es aber scheinen möchte, als sei das Urtheil wirklich mit Zustimmung aller Reichsstände gefällt, so ließ Karl dasselbe vom 8. Mai datiren. Kaiser Karl, welchem Luther's Sache blos von ihrer politischen Seite

*) Unter den damaligen Klagen über Luther's vermeintlichen Tod ist ein Brief seines eifrigen Verehrers Albrecht Dürer ergreifend durch den Ausdruck der tiefsten Bekümmerniß.

her bekannt war und den nur künstliche, nicht aber herzliche Beredsamkeit rührte, überließ es dem Wortkünstler Aleander, dem ehemaligen Secretär eines Cäsar Borgia, die Achtserklärung zu stylisiren und zu motiviren. Wie der Kardinal Aleander dies anfing, werden die Leser aus einer einzigen unten angeführten Stelle beurtheilen können, in welcher es von Luther heißt, er habe gleich einem Teufel in Menschengestalt die verdammtesten Ketzereien aufgegraben und in eine Kloake gesammelt*).

Die Sache Luther's erschien auf dem Reichstage zu Worms, einem der glänzendsten und besuchtesten, welche in neuerer Zeit gehalten wurden, officiell nur als Nebensache. Es kam auf demselben vorzüglich auf die Bestellung eines Reichs-Regiments und auf die feste Anordnung des Reichs-Kammergerichts an; denn es war vorauszusehen, daß der neue Kaiser selten im Reiche sein werde. Ueber diese beiden Angelegenheiten ward vom 3. Januar bis in den Mai berathschlagt und Karl war in den Verhandlungen, welche er in Betreff derselben mit den Reichsständen hatte, glücklicher als Maximilian, weil ihm dabei noch sein Erzieher, der Herr von Chievres, zur Seite stand. Dieser starb im Mai zu Worms. Die Geschichtschreiber berichten, daß er, sowie auch sein Neffe, der Erzbischof von Toledo, durch die Spanier aus Haß und Neid vergiftet worden sei; wir wagen aber nicht dies für erwiesen anzunehmen.

In den Verhandlungen über das Reichs-Regiment erkennt man schon deutlich Karl's Streben, das kaiserliche Ansehen wiederherzustellen und der verderblichen Vielherrschaft in Deutschland ein Ende zu machen. Unter Maximilian war das Reichs-Regiment ein aristokratischer Senat und der Kaiser ein bloßer Figurant geworden; Karl suchte daher ganz leise und allmälig die Reichs-Republik wieder in ein Kaiserthum zu verwandeln und Alles auf monarchische Formen zurückzubringen. Er behielt aus diesem Grunde weder die Zahl der Beisitzer, noch die Einrichtung des Rathes so bei, wie Beide unter Maximilian festgesetzt worden waren. Der Regiments-Rath und dessen Präsident oder, wie sein Titel war, des Kaisers Statthalter wurden seit dem Reichstage zu Worms nicht mehr „königlicher und des Reichs Rath", son-

*) Illum unum (nämlich Lutherum) non ut hominem sed ut diabolum ipsum sub hominis specie ad perniciem generis humani assumta monachi cuculla, plurimorum haereticorum damnatissimas haereses jam diu sepultas in unam sentinam congessisse, aliquas etiam de suo excogitasse et sub simulata fidei praedicatione et Evangelicae veritatis professione omnem Evangelicam pacem et charitatem omnemque rerum ordinem et pulcherrimam denique ecclesiae faciem invertere, labefactare et penitus pessundare moliri.

dern „kaiserlicher Majestät Rath im Reich“ genannt, und Statthalter und Räthe schwuren fortan nicht mehr dem Kaiser und dem Reiche, sondern dem Kaiser allein. Die Zahl der Beisitzer wurde auf 22 festgesetzt. Von diesen sollte der Kaiser als solcher und als Erzherzog von Oestreich vier, jeder der sechs Kurfürsten einen, die übrigen Fürsten, Grafen und Prälaten vier, die im Reichsabschiede genannten Städte zwei und die sechs alten Reichskreise je einen ernennen. Seinen Sitz sollte das Reichs-Regiment in einer von dem Kaiser zu bestimmenden Stadt haben, jedoch nicht nördlicher als Köln und nicht südlicher als Augsburg; zunächst wurde Nürnberg festgesetzt. Das Reichs-Regiment ward bevollmächtigt, in allen Reichsangelegenheiten über Frieden und Recht, sowie auch „wegen der Anfechter des christlichen Glaubens“ entscheidende Beschlüsse zu fassen. Doch blieben, mit einem sehr zweifelhaften Ausdrucke, wichtige Staats- und Justiz-Sachen und auch die Fahnenlehen dem Kaiser vorbehalten, ohne dessen Zustimmung überdies keine auswärtigen Bündnisse geschlossen werden sollten.

Das Reichs-Kammergericht ward consolidirt und erhielt zwei Räthe mehr, welche der Kaiser ernennen sollte. Die westphälischen oder Vehmgerichte ließ man bestehen; doch sollte der Kurfürst von Köln über sie Aufsicht halten und berichten. Auch ward der ewige Landfriede aufs Neue verkündigt und der schwäbische Bund wieder auf elf Jahre verlängert. Endlich ward noch die Vorlegung des Entwurfes eines deutschen Kriminal-Gesetzbuches verordnet, welches später als peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. (Carolina) bekannt gemacht wurde und leider an vielen Orten das Reich überlebt hat.

Da das Erstgeburt-Recht in Betreff der östreichischen Besitzungen im deutschen Reiche damals noch nicht eingeführt war und Karl's Bruder, Ferdinand, auch wegen der anderen Reiche abgefunden werden mußte, so ward auch diese Familienangelegenheit des Kaisers auf dem Wormser Reichstage geordnet. Eine erbliche Abtretung der deutschen Länder wurde nicht für gut befunden; doch überließ Karl am 28. April 1521 seinem Bruder Ferdinand Ober- und Nieder-Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, und behielt sich selbst die vorderöstreichischen Lande in Schwaben und Elsaß, sowie Tyrol, Istrien, Friaul und das Land bis Triest und Gradisca vor. Im Februar 1522 trat Karl, da er die Niederlande und das ganze Erbe seines Vaters Philipp allein behielt, seinem Bruder, welcher Alles seiner Entscheidung überließ, zu den genannten fünf Herzogthümern auch noch die Landstriche in Schwaben und Tyrol ab. Er überließ ihm Würtemberg für immer, die Landvogteien im Elsaß aber nur auf Lebenszeit. Erst 1540 erhielt Ferdinand alle deutschen Besitzungen erblich.

8. Verhältnisse Karl's V. zu Frankreich, England und Italien bis zum Ende des Jahres 1522.

Während Karl in Deutschland verweilte, bewarb er sich ängstlich um ein Bündniß mit Papst Leo X., ohne welchen er den Krieg in Italien nicht führen konnte; man leitet daher auch gewöhnlich Karl's Verfahren gegen Luther von dem Wunsche her, dem Papste gefällig zu sein. Leo X. sann nicht nur Tag und Nacht auf die Erweiterung des Kirchenstaates, sondern er suchte zugleich auch für seine eigene Familie das Land Toscana zu erwerben. Er hatte 1519, als sein Neffe Lorenzo in Florenz gestorben war, dessen Herzogthum Urbino nebst Sinigaglia und Pesaro mit dem Kirchenstaate vereinigt, und seinen Vetter, den Kardinal Julius von Medicis (später Papst Clemens VII.), nach Florenz geschickt, weil er damals noch nicht daran dachte, den Alexander von Medicis, welcher für einen natürlichen Sohn jenes Lorenzo galt, wahrscheinlich aber ein Sohn des Kardinals Julius war, zum Herrn von Florenz zu machen. Im Jahre 1520 und im Anfange des folgenden betrieb er eine Verbindung mit König Franz I. von Frankreich, um den Spaniern das Königreich Neapel zu entreißen und bei der Theilung desselben den Kirchenstaat bis an den Garigliano auszudehnen. Allein Karl's V. Zusage in der Sache Luther's und die Hoffnung, die Herzogthümer Ferrara, Parma und Piacenza, sowie Besitzungen der Reichs-Vasallen im Kirchenstaate, welche Franz ihm nicht verschaffen konnte, zu erlangen, bewogen ihn, die angeknüpfte Verbindung mit Frankreich abzubrechen und einen gegen Frankreich gerichteten Bund mit dem Kaiser abzuschließen.

Die Verbindung des Kaisers mit dem Papste wurde durch die beiden Legaten betrieben, welche zur Zeit des Wormser Reichstags in Deutschland waren. Den Abschluß des Bündnisses aber, oder das Verdienst, den Papst vom Bunde mit Franz I. abgezogen und zu einem Bunde mit Karl V. gebracht zu haben, glaubt Robertson jenem Don Juan Manuel zuschreiben zu müssen, der uns früher als Rathgeber von Karl's Vater, Philipp, bekannt geworden ist. Dieser hatte seinem Herrn so gute Dienste gegen Ferdinand den Katholischen geleistet, daß er dem Letzteren tödlich verhaßt geworden war und nachher auf Befehl desselben in's Gefängniß geworfen wurde; Karl aber hatte ihn nach Ferdinand's Tode wieder freigelassen und zuletzt als Gesandten nach Rom geschickt, wo er dann die Unterhandlungen mit Leo führte. Der Bundesvertrag zwischen dem Kaiser und dem Papste wurde am 8. Mai 1521 geschlossen. Ein Hauptartikel desselben war, daß, wenn es gelungen sein werde, die Franzosen aus Mailand zu vertreiben, Ludwig Moro's Sohn, Franz Sforza, welcher bis dahin zu Trient gelebt hatte und dessen Bruder, Herzog Maximilian Sforza, seit dem

Jahre 1515 sich gezwungen in Frankreich aufhielt, als Herzog von Mailand eingesetzt werden sollte.

König Franz konnte dem Kaiser und dem Papste nicht geradezu den Krieg erklären, weil er wußte, daß in diesem Falle Heinrich VIII. von England sich denselben anschließen würde. Er übte daher die ersten Feindseligkeiten gegen Beide nur als Schützer zweier schwachen Bundesgenossen, nämlich des jungen Königs Heinrich II. von Navarra und Robert's von der Mark, Herzogs von Bouillon. Heinrich II. war der Sohn und Nachfolger des durch Ferdinand den Katholischen aus dem spanischen Navarra vertriebenen und auf Bearn eingeschränkten Johann d'Albret, und ward später mit des Königs Franz Schwester Margaretha vermählt. Da weder er noch sein Vater dem Besitze jenes Landes entsagt hatte, so glaubte Franz einen in Spanien ausgebrochenen Bürgerkrieg benutzen zu können, um seinem Schützlinge das entrissene Erbtheil wieder zu erobern. Ueberdies war Franz Bürge der wegen des Königreichs Navarra geschlossenen Verträge, in denen man spanischer Seits dem vertriebenen Könige Jahrgelder versprochen hatte, welche nie bezahlt worden waren. Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, war lange Karl's V. treuester Freund gewesen, und hatte sehr viel zu dessen Erwählung in Deutschland beigetragen; allein ein Richterspruch, welcher in den Niederlanden wider ihn gefällt worden war, hatte ihn zu dessen Feind gemacht. Robert war nämlich als Vormund des Prinzen von Chimay mit dem Herrn von Aymeries über ein festes Schloß an der französischen Grenze, welches dieser besetzt hatte, in Streit gerathen, und der Letztere hatte sich zwar die Entscheidung der Ritterschaft von Bouillon gefallen lassen, zugleich aber an Karl als seinen Schutzherrn appellirt. Karl, welcher Geld von Aymeries geliehen hatte und dasselbe damals weder zurückzahlen konnte noch wollte, half ihm dadurch aus der Noth, daß er den Streit durch sein niederländisches Ober-Tribunal (conseil souverain des Pays-Bas) entscheiden ließ. Dieser Staatsrath Karl's sprach zu Gunsten des Herrn von Aymeries und in Folge davon ward der Herzog von Bouillon genöthigt, bei dem französischen Könige Hülfe zu suchen. Er erlangte dieselbe vermittelst eines Weiber-Complots, indem seine Gemahlin, seine Schwiegertochter und sein Sohn, der Marschall von Fleurange, mit Luise von Savoyen unterhandelten und diese dahin brachten, daß sie den Herzog nicht nur mit ihrem Sohne aussöhnte, sondern ihm auch Geld gab und zugleich dem Marschall von Fleurange erlaubte, eine bedeutende Zahl Franzosen in das Herzogthum Bouillon zu führen. Damit Franz einen Vorwand zur Einmischung in den Streit erhalte, mußte der General-Procurator des Parlaments von Paris gegen das Obergericht der Niederlande klagen und das Parla-

ment durch einen Gerichtsdiener, welcher in eine Grenzstadt der Niederlande geschickt ward, den Kaiser oder, wie er in dem Decret genannt wurde, den „Grafen Karl von Artois und Flandern" nebst dem Präsidenten und General-Procurator seines höchsten Gerichts vorladen, in Person vor dem Parlament zu erscheinen. Schon dieses Verfahren war eben so beleidigend als lächerlich; der Herzog von Bouillon schickte aber überdies noch einen Herold nach Worms, um dem Kaiser vor allen Fürsten Fehde anzukündigen, was selbst du Bellay abgeschmackt findet*).

Der Krieg zwischen Karl V. und den beiden Schützlingen des Königs Franz, welche dieser mit Geld, Truppen und Kriegsbedürfnissen unterstützte, begann fast zu gleicher Zeit in den Ardennen und in den Pyrenäen und mußte nothwendiger Weise einen Krieg zwischen Karl und Franz selbst zur Folge haben. In den Niederlanden führten Robert von der Mark und sein Sohn, der nachherige Marschall von Fleurange, den Krieg vorerst auf eigene Rechnung.

Der Krieg in den Niederlanden wurde damit eröffnet, daß Robert von der Mark das befestigte Städtchen Virton im Luxemburgischen belagerte. Bald brachten aber Heinrich von Nassau, Franz von Sickingen und der Herr von Aymeries ein furchtbares Söldnerheer zusammen und selbst der Bischof von Lüttich, Robert's Bruder, erklärte sich gegen diesen. In Betreff dieses Bischofs erzählt uns du Bellay, ohne irgend etwas Arges oder Auffallendes darin zu finden, daß derselbe die Leute, welche er für Freunde seines Bruders hielt, ohne Weiteres habe ersäufen lassen**). Auf dieselbe Weise verfuhr der Graf von Nassau mit den Vertheidigern der Städte, welche er im Herzogthum Bouillon eroberte. Er ließ in einer Stadt, die ihm der Commandant, ein Herr von Niselles, übergab, diesen zugleich mit 12 seiner Leute aufknüpfen. Ebenso ließ er in Musaucourt, wo die Soldaten ihm ihren Commandanten und den Platz verkauften, 20 von jenen hängen, und er würde auch den Commandanten getödtet haben, wenn nicht seine eigenen Officiere ihm dringende Vorstellungen dagegen gemacht hätten.

Die meisten Plätze des Herzogthums Bouillon wurden von den Kaiserlichen genommen und geschleift. Auch die Hauptstadt Bouillon fiel in die Gewalt derselben, ohne daß ein französisches Heer dem Herzoge zu Hülfe gekommen wäre. Robert von der Mark, der wie sein

*) Envoya le dict Messire Robert, deffier l'empereur en pleine Diette, chose, qui fut trouvee et prise tant par l'empereur qu' autres princes en grand desdain, qu'un simple Seigneur (comme Messire Robert) envoyast deffier un empereur, seigneur de tant de pays et d'hommes belliqueux.

**) Fit noyer en la rivière de la Meuse quelques habitans de Liège, qu'il cognoissoit estre partiaux pour son frère.

Sohn Sickingen's Waffenbruder war, mußte daher froh sein, daß er durch diesen einen Waffenstillstand von sechs Wochen erlangen konnte*). Nachher ward der Krieg in Flandern und in der Picardie unmittelbar zwischen Karl V. und Franz I. geführt. Die Truppen des Ersteren eroberten St. Amand und Tournay, zerstörten Mousson und belagerten das von Bayard und Montmorency vertheidigte Mezières; doch mußten sie diese Belagerung wieder aufgeben, da Franz selbst gegen das kaiserliche Heer ausgezogen und in die Niederlande eingefallen war, obgleich er damals bereits die von dem englischen Könige angetragene Vermittelung angenommen und in einen zu Calais zu haltenden Kongreß eingewilligt hatte.

Auf dem Kongreß zu Calais, welcher am 4. August 1521 begann, erschien als Bevollmächtigter Heinrich's VIII. der Kardinal Wolsey, und zwar mit einem Pomp und Glanz, welche nur von Leo's X. königlichem Schimmer überstrahlt wurden. Wolsey war, wie wir oben berichtet haben, seit langer Zeit allmächtig in England, weil er den eiteln, grausamen, despotischen, von sich und seiner Macht und Weisheit eingenommenen König wie ein Kind zu regieren verstand, ohne daß dieser es merkte. Er hatte zwar den Kardinal Hadrian Corneto, als derselbe ihm den versprochenen Kardinals-Hut nicht verschaffte, aus England getrieben und den Unter-Einnehmer desselben in den Tower werfen lassen, dessen ungeachtet aber im Jahre 1515 durch Vermittelung des französischen Königs die Würde eines Kardinals erlangt. Seit dieser Zeit verkaufte er seines Königs Freundschaft und Gunst bald an den König Franz, bald an Karl. Ihm zu Gefallen und um dem lächerlichen Hochmuth Heinrich's VIII. zu schmeicheln, hatte Franz die Miene angenommen, als wenn er sich dessen Schiedssprüche fügen wolle; allein die Stellung, welche der kaiserliche Kanzler Gattinara zu Calais einnahm, war allzu schroff. Dies bewog den Kardinal Wolsey, der schon vor seiner Abreise aus England sich gerühmt hatte, daß er den Kaiser zu Allem bewegen könne, von Calais nach Brügge zu reisen, um sich mit Karl persönlich zu verständigen. Von einem glänzenden, aus 500 Reitern bestehenden Zuge begleitet, kam Wolsey nach Brügge. Er ward hier königlich empfangen, hatte drei Tage lang geheime Besprechungen mit Karl und verabredete mit ihm einen Vertrag, welcher nachher in Calais abgeschlossen, vorerst aber geheim gehalten wurde.

Nach Calais zurückgekehrt, ließ Wolsey dem Könige von Frankreich und dem Kaiser im Namen Heinrich's VIII. andeuten, daß sie

*) Après ceci Messire Robert de la Mark, voyant toutes les forces de l'Allemagne sur ses bras, trouva moyen d'obtenir une trefve de l'empereur pour six septmaines par le moyen de Francisque de Sickingen, son amy et frère juré.

ihre Heere zurückrufen und in Rücksicht der eroberten Festungen den Ausspruch des englischen Königs erwarten sollten. Als dies nicht geschah, sondern vielmehr Franz ein zweites Heer unter Bonnivet nach Navarra schickte und vermittelst desselben die Stadt Fuentarabia in Guipuscoa eroberte, warf Kardinal Wolsey die Maske der Unparteilichkeit ganz ab, und entschied für den Kaiser. Er erklärte nämlich am 11. October 1521, Franz sei in dem ganzen Kriege der angreifende Theil gewesen und der König von England sei folglich durch die früheren Verträge verpflichtet, dem Kaiser beizustehen. Gleich darauf wurde zwischen dem Kaiser, dem Papste und Heinrich VIII. jener Vertrag abgeschlossen, welchen Wolsey in Brügge verabredet hatte. Man sagt, Karl V. habe, ohne dabei im geringsten an eine Erfüllung seines Versprechens zu denken, den Kardinal Wolsey dadurch an sich gefesselt, daß er ihm, als Leo's X. Tod zu erwarten war, die Aussicht auf das Papstthum eröffnet habe. In dem zu Calais geschlossenen Vertrage verpflichteten Heinrich und Karl sich gegen einander, daß sie, um der Eroberungssucht des Königs von Frankreich Schranken zu setzen, im Frühjahre 1522 mit einer ansehnlichen Heeresmacht in Frankreich einfallen wollten, wenn nicht vorher ein Friede zu Stande gekommen wäre. Nach einem anderen Artikel desselben Vertrags, welcher, wie es hieß, zum Besten der Christenheit in Bezug auf den zu unternehmenden Türkenkrieg gemacht worden war, sollte die zwischen dem Dauphin und Heinrich's VIII. Tochter, Maria, verabredete Heirath nicht geschlossen, sondern diese Prinzessin mit Karl vermählt werden. Mit dem Vertrage von Calais endete im November 1521 der Krieg der Franzosen in den Niederlanden, nachdem sich Tournay den Kaiserlichen ergeben hatte. Auch in den Pyrenäen hatte König Franz den Krieg anfangs nicht in seinem eigenen Namen unternommen, sondern nur Geld zu demselben hergegeben und seine Vasallen aufgefordert, bei dem Heere Dienste zu nehmen, welches Andreas von Foix, Herr von l'Esparre, der nächste Verwandte Heinrich's II. von Navarra und im Fall des kinderlosen Todes desselben einer seiner Erben, zur Wiedereroberung des französischen Navarra rüstete. Die Unternehmung war anfangs sehr glücklich, weil damals in Spanien ein bürgerlicher Krieg wüthete und nicht nur der Connetable und der Amirante von Castilien den besten Theil der Truppen nach Castilien gezogen hatten, um die Empörer zu bekämpfen, sondern auch der Herzog von Najera, Vice-König von Navarra, aus der gleichen Ursache das Land verließ. Ganz Navarra wurde von den Franzosen mit leichter Mühe erobert, da Ximenez alle Festen dieses Landes außer der Burg von Pampeluna geschleift hatte. Diese Burg hielt sich auch nachdem die Stadt selbst ohne Kampf in die Hände der Feinde gefallen war, indem der später

als Heiliger und als Stifter des Jesuiten-Ordens berühmt gewordene Ignaz de Loyola sie mit wenigen Getreuen aufs heldenmüthigste vertheidigte; die Franzosen eroberten sie erst, nachdem Loyola durch den Einsturz eines Theiles der Mauer und durch eine Kanonenkugel schwer verwundet worden war. Der Herr von l'Esparre begnügte sich jedoch zu seinem Unglücke nicht mit dem Besitze von Navarra, sondern verließ das Gebirge, setzte über den Ebro, belagerte Logrogno und schleppte, um diese Stadt zu erobern, einen großen Zug schweren Geschützes in die Ebene. Er verließ sich dabei auf die inneren Unruhen, indem gerade damals die unzufriedenen spanischen Städte in vollem Aufstand waren. Aber das Heer, das dieselben aufgestellt hatten, wurde bei Villalar besiegt und l'Esparre ward bald genöthigt, die Belagerung von Logrogno wieder aufzuheben (11. Juni 1521), um so mehr, als der Herzog von Najera ein ansehnliches Heer gesammelt hatte. Mit diesen Truppen des Vice-Königs von Navarra vereinigte sich nach dem Sieg bei Villalar das Heer des Amirante und des Connetable. Anstatt nun sich eilig in die Gebirge zurückzuziehen, griff l'Esparre am 30. Juni die Spanier tollkühn in der Ebene von Esquiros an. Er erlitt hier eine schwere Niederlage; denn er mußte 6000 Mann todt auf dem Schlachtfelde zurücklassen und seine übrigen Truppen wurden zerstreut oder auf der Flucht niedergehauen. Er selbst fiel in die Hände der Feinde; doch brachte ihn derselbe Spanier, welcher ihn gefangen genommen hatte, wieder nach Frankreich zurück.

Die Spanier drangen hierauf ihrerseits in Frankreich ein und durchstreiften Gascogne, bis endlich ein königliches Heer gerüstet ward, um die erlittene Niederlage zu rächen. An die Spitze dieses Heeres stellte Franz einen Günstling seiner Mutter, den Admiral Bonnivet, den man allgemein für einen weit besseren Hofmann als General hielt. In der That brauchte Bonnivet auch sehr lange Zeit, ehe er ausziehen konnte, obgleich St. Jean Pied de Port schon vor seiner Ankunft dem Feinde wieder entrissen worden war. Der ganze September und der größte Theil des October verflossen unter Zurüstungen; als Bonnivet endlich aufbrach, richtete er seinen Marsch nicht gegen Navarra, sondern nach Guipuscoa, und eroberte zur Zeit der Unterhandlungen in Calais Fuentarabia, was dann dem englischen Könige einen Vorwand gab, den Beherrscher von Frankreich der Eroberungssucht zu beschuldigen. —

Weit bedeutender für die allgemeine Geschichte von Europa, als die Streifzüge in Spanien und den Niederlanden, war der Krieg welcher 1521 in Italien ausbrach. Dieser ward durch den Vertrag hervorgerufen, welchen Papst Leo X. am 8. Mai 1521, obgleich er damals noch im Bunde mit Frankreich war, mit Karl V. geschlossen

hatte, und dessen Hauptzweck die Vertreibung der Franzosen aus Italien, sowie die Wiedereinsetzung des Franz Sforza in das Herzogthum Mailand war. Beide Theile, sowohl Karl und der Papst, als König Franz I., übten zuerst durch ihren Anhang in den Städten, welche seit Jahrhunderten stets feindselige Parteien in ihren Mauern und oft auch in ihren Regierungs-Collegien hatten, Verrath gegen einander; und erst als ihre geheimen Anschläge gescheitert waren, griffen sie öffentlich zu den Waffen. Die päpstliche Partei begann den Kampf damit, daß sie einen Anschlag auf die Stadt Genua machte, in welcher damals die Franzosen herrschten. Hierauf versuchten die Franzosen Reggio zu überfallen. Als beide Unternehmungen mißlangen, war der Krieg unvermeidlich.

In Genua, wo die Fregosi unter französischem Schutze regierten, hatten die Fieschi und Adorni, welche von Karl V. und vom Papste beschützt wurden, den Plan gemacht, ihre Gegner durch plötzlichen Ueberfall zu stürzen. Hieronymus Adorno sollte nämlich mit spanischen Galeeren in den Hafen einlaufen und seinen Anhang in der Stadt zu den Waffen rufen, während der Bruder desselben, Antoniotto, über die Berge hineinbrechen sollte. Allein Octavian Fregoso verhinderte Adorno's Flotte am Einlaufen und beobachtete den Anhang der Adorni so genau, daß Niemand sich zu regen wagte. Was den Versuch der Franzosen gegen Reggio angeht, so entwarf der französische Statthalter von Mailand den Plan, sich dieser Stadt zu bemächtigen oder doch wenigstens zu bewirken, daß nicht so nahe bei Parma für die päpstlichen Truppen und die Anhänger des Hauses Sforza ein Sammelplatz eingerichtet werde, von welchem aus Parma zu Gunsten des Papstes überfallen und Mailand bedroht werden könnte. Es sammelten sich nämlich alle Anhänger des Hauses Sforza in Reggio, und unter ihnen war namentlich der frühere Vice-Kanzler desselben, **Peter Morone**, welcher zu den Franzosen übergegangen war, sodann aber sich wieder von ihnen getrennt hatte und das Mißvergnügen der Mailänder mit der französischen Regierung zum Vortheile des Franz Sforza II. benutzen wollte. Statthalter von Mailand war seit Trivulzio's Abberufung eigentlich Odet von Foix, **Herr von Lautrec**. Dieser verweilte aber damals längere Zeit in Paris, entweder wegen einer Kabale des päpstlichen Gesandten und der Mutter des Königs, welche ihn als ein Glied der Familie Foix haßte, oder weil er eine Dame aus dem Hause d'Albret geheirathet hatte. Sein Stellvertreter in Mailand war sein Bruder, der Marschall von Foix, gewöhnlich **Herr von Lescun** genannt. Dieser schöpfte aus der Anwesenheit Morone's und anderer Anhänger der Sforza in Reggio Verdacht und beschloß deshalb, den dortigen päpstlichen Statthalter

durch einen unerwarteten Ueberfall entweder zu überraschen oder einzuschrecken. In der festen Ueberzeugung, daß die Besatzung von Reggio sehr schwach sei, erschien er am 24. Juni 1521 mit 400 Reitern, denen noch 1000 Mann zu Fuß folgten, plötzlich vor dieser Stadt und ersuchte den päpstlichen Statthalter derselben, den Geschichtschreiber **Guicciardini**, um eine Unterredung vor den Thoren. Allein Guicciardini hatte am Abend vorher eine bedeutende Zahl frischer Mannschaft in Reggio eingelassen. Während sich nun Lescun mit ihm in einem trockenen Graben vor dem Thore besprach und Jeder von Beiden seine Beschwerden vorbrachte, versuchten die Begleiter des Ersteren in die Stadt einzudringen. In Folge dessen feuerten die auf der Mauer stehenden Anhänger des Hauses Sforza ihre Geschütze los; der Versuch der Franzosen schlug fehl. Alexander Trivulzio ward bei dieser Gelegenheit getödtet und Lescun selbst wäre gefangen genommen oder gar umgebracht worden, wenn nicht Guicciardini ihn mit sich in die Stadt genommen und erst, als die Aufregung sich gelegt hatte, wieder nach Mailand entlassen hätte.

Diese Begebenheit gewährte dem Papste den erwünschten Vorwand, sich im Kardinals-Collegium über das Verhalten der Franzosen zu beschweren und seinen Vertrag mit Karl V., den er eigentlich bereits abgeschlossen hatte, anzukündigen. Als nachher die zum Zweck eines Ueberfalles von Parma zu Reggio gesammelten Truppen und Flüchtlinge sich in sehr besorglichem Grade vermehrten, erschienen zuerst die Venetianer, damals die einzigen Verbündeten der Franzosen, im Felde. Dann eilte Lautrec, welcher aus Frankreich zurückgekehrt war, nach Mailand, um gegen das Heer des Papstes, des Kaisers, der Florentiner und des Markgrafen von Mantua eine französische Kriegsmacht aufzustellen; er fand aber dort kein Geld für seine Truppen; die Feinde dagegen hatten ein mächtiges Heer zusammen gebracht. Dieses Bundesheer bestand aus 600 florentinischen und päpstlichen und eben so vielen kaiserlichen Rittern, aus 4000 Mann vortrefflicher spanischer Infanterie, sowie aus 6000 italienischen Söldnern und 6 bis 8000 geworbenen Deutschen, Graubündtnern und Schweizern; denn der päpstliche Nuntius und der Kardinal von Sitten hatten es bei den Eidgenossen durchgesetzt, daß für den Papst wieder bei ihnen geworben werden könne, wenn auch angeblich nur zur Vertheidigung des Kirchenstaates. Den Oberbefehl über das Ganze hatte **Prosper Colonna**; den päpstlichen Theil des Heeres aber commandirte **Friedrich Gonzaga** von Mantua, die kaiserlichen Truppen **Ferdinand von Avalos, Marquis von Pescara**.

Der Grund, warum Lautrec diesem Heere nichts entgegenzusetzen hatte, lag in der Art, wie unter seinem Könige die Regierung und

Verwaltung des Reiches geführt wurde. Franz I. war das Ideal eines galanten Franzosen und, wie seine Landsleute dies nennen, eines glänzenden Königs. Wie Ludwig XIV., dessen Vorbild Franz war, wußte er den hohen Adel durch Turniere, Bälle und glänzende Feste, das Volk durch Schaugepränge aller Art, die Künstler durch die Begünstigung aller Künste, die Gelehrten durch das Sammeln von Büchern, Handschriften und Merkwürdigkeiten jeder Art zu gewinnen. Die Kosten für alles dies aber mußte das Volk bezahlen, und während unter Franz I. einerseits durch Marot die moderne Poesie, durch Rabelais die neuere Prosa geschaffen wurde, begannen andererseits schon damals der Adel und der Hof den Erwerb des Volkes zu verschlingen und die Sitte wie die Religion zu verhöhnen. Auch Mailand, welches Ludwig XII. geschont hatte, litt unter Franz durch harte Erpressungen; die reiche Stadt wurde als ein nutzbares Eigenthum angesehen und behandelt. Franz mußte die Lombarden drücken, weil seine Verschwendung und Pracht, wegen deren er noch jetzt das Idol der echt französischen Redner und Schriftsteller ist, ihm nicht erlaubten, zur Zeit des Ueberflusses für die Tage des Mangels zu sorgen. Die Folgen dieses Leichtsinnes aber mußte er gleich beim Beginne seines Krieges mit Karl V. und dem Papste bitter empfinden. In Frankreich war nämlich der Staatsschatz völlig erschöpft und jede Möglichkeit, neue Auflagen zu machen, verschwunden; das Herzogthum Mailand aber war theils durch den für Franz geübten Druck, theils durch die Raubgier der dahin geschickten Franzosen ganz ausgepreßt und viele Einwohner hatten deshalb das Herzogthum verlassen, während Andere durch politische Processe ihres Vermögens beraubt worden waren. Selbst an Soldaten fehlte es bald; denn sie waren theils nach Ablauf der Zeit, für welche man sie in Dienst genommen hatte, entlassen worden, theils nicht bezahlt worden und deshalb davon gegangen. Außerdem hatte Franz die unter der vorigen Regierung begonnene Einrichtung eines disciplinirten Fußvolkes wieder aufgegeben, weil er das Geld zu anderen Zwecken verwendete.

Unter diesen Umständen hatte Lautrec sich sogar anfangs geweigert, aus Paris nach Mailand zurückzukehren, und er war erst dann abgereist, als der königliche Schatzmeister (Surintendant des finances), Semblançay, ihm heilig und theuer versprochen hatte, daß er 400,000 Thaler in Mailand vorfinden oder doch bald erhalten solle. Im Vertrauen auf dieses Versprechen, welches sogar im folgenden Jahre nicht erfüllt wurde, ließ Lautrec aufs neue Schweizer kommen, die in Folge des im Jahre 1516 mit den Franzosen erneuten Freundschaftsvertrages zu haben waren; denn nur Schweizer Truppen waren dem unvergleichlichen spanischen Fußvolke gewachsen. Da er aber von seiner

Regierung verlassen wurde, so mußte Lautrec das Geld für die nach und nach eintreffenden Schweizer nach Art der türkischen Pascha's herbeischaffen. Er brandschatzte die ganze Lombardei und zwang durch die furchtbarsten Maaßregeln jeden Einwohner, der für vermögend galt, nicht nur alles Geld, das er besaß, herzugeben, sondern auch noch andere Summen aufzutreiben. Ein Glück war es für die Franzosen, daß auch der Kaiser Mangel an Geld hatte und daß Prosper Colonna, der sich im Anfange des Monats August mit dem verbündeten Heere nahe bei Parma gelagert hatte, ein System des Zauderns und Zögerns befolgte. Colonna hatte nach langem Verzuge die Belagerung von Parma begonnen und bereits die kleinere Hälfte der Stadt, die durch das Flüßchen Parma von der größeren getrennt wird, eingenommen; er zog aber sogleich wieder ab, als die Feinde sich in dieser andern Hälfte sammelten und als der Herzog von Ferrara, der vom Papst Alles zu fürchten hatte, eine starke Truppenmacht entwickelte. Uebrigens bildeten auf beiden Seiten Schweizer die Hauptstärke des Heeres. Lautrec soll, obgleich wir die Zahlen nicht verbürgen wollen, 20,000 derselben nach Italien haben kommen lassen, während auch das französische Heer in den Niederlanden 12,000 Schweizer enthalten habe. Man machte daher auch dem französischen Feldherrn große Vorwürfe, daß er, jeden Rath verschmähend, den Feind nicht angriff, so lange noch die Schweizer bei ihm aushielten, zumal da sein hochmüthiges, befehlshaberisches und auf französische Weise prahlerisches Wesen diese erbitterte. Im päpstlichen Heere wußten Julius von Medicis und Matthäus Schinner, welche als päpstliche Legaten mit den Schweizern zu thun hatten, die gutmüthigen und abergläubischen Bauern durch pfäffische Kunst und durch die Popularität großer Herren besser zu täuschen.

Als Lautrec nicht zahlen konnte, schwand sein Heer sichtlich. Er lagerte sich zuerst hinter der Adda; als aber die Verbündeten den Uebergang über diesen Fluß erzwungen hatten, wobei Colonna seine ganze Kriegskunst entwickelte, ging Lautrec mit dem nur noch aus 4000 Mann bestehenden Reste seiner Schweizer Truppen nach Mailand zurück, wo eine zu Gunsten des Franz Sforza II. gemachte Verschwörung nur die Ankunft Peter Morone's erwartete, um auszubrechen. Eine Abtheilung kaiserlicher Reiter unter dem Marquis von Pescara folgte dem französischen Anführer nach und erschien am 19. November 1521, ohne daß Lautrec auch nur ihre Herannäherung ahnte, vor den Thoren von Mailand. Die Leute Lautrec's waren zerstreut, sein Bruder lag im Schlafe und er selbst befand sich sorglos in der Straße, als er erfuhr, daß man den Marquis von Pescara in die Stadt eingelassen habe. Er überließ daher sogleich Mailand den Verbündeten,

räumte nachher auch Como und nahm sein Winterquartier auf venetianischem Gebiete. Schon im December ließ Peter Morone den jungen Franz Sforza in Mailand zum Herzog ausrufen; doch war es schwer, denselben sicher von Trient nach Mailand zu bringen, besonders da die Burg noch von den Franzosen besetzt war. Franz mußte erst noch einige Zeit in Pavia verweilen und gelangte nur mit großer Schwierigkeit nach Mailand. Obgleich Trezzo, die Burgen von Mailand und Novara, sowie Arona und andere Orte noch immer von Franzosen besetzt blieben, so war doch der Ausgang des Feldzuges den Verbündeten überaus günstig. Der Papst, der nun auch Parma und Piacenza wieder sein nannte, erließ ein Schreiben gegen den Herzog von Ferrara, worin er denselben als Rebellen mit dem Banne belegte und über seine Hauptstadt das Interdict verhängte. Alfons erwiderte mit einem sehr scharfen Manifest und war entschlossen, sein Recht aufs Aeußerste zu vertheidigen. Da änderte der Tod des Papstes mit einem Male die Sachlage *).

Leo X. starb nach kurzem Krankenlager in einem Alter von kaum 46 Jahren (1. December 1521). An seine Stelle ward schon im Januar 1522 Karl's V. Jugendlehrer und Statthalter in Castilien gewählt, welcher den Namen **Hadrian** VI. annahm. Dieser wurde nachher noch eine Zeit lang in Spanien zurückgehalten und traf erst Ende August in Rom ein. Mehr als er zogen zwei Männer aus dem Hause Medicis, von welchen der Eine, **Julius**, dem geistlichen Stande angehörte, der Andere, **Johann**, ein Laie war, die Augen Italien's auf sich. Der Erstere, welcher später unter dem Namen Clemens VII. Papst ward, gehörte der älteren Linie des Mediceischen Hauses an; er war ein natürlicher Sohn Julian's, des Brudes von Lorenzo dem Prächtigen. Johann dagegen war, da er von einem jüngeren Bruder des ersten Kosmus von Medicis abstammte, ein Glied der jüngeren Linie; er ward der Stammvater der nachherigen Großherzoge von Toscana. Beide hielten sich nach Leo's X. Tode zu verschiedenen Parteien. Julius blieb der Politik des verstorbenen Papstes getreu, Johann dagegen führte den Franzosen ein von ihm selbst gebildetes kleines, aber ganz ausgezeichnetes Corps zu. Dieses bestand aus 3000 Mann zu Fuß und 200 Reitern, von welchen die Ersteren das italienische Fußvolk zu großen Ehren brachten, weil Johann sie ebenso ausgelesen, eingeübt und abgehärtet hatte, wie Navarro das spanische Fußvolk. Uebrigens gab Johann diesen gefürchteten Schaaren zum Zeichen der Trauer um seinen verstorbenen Verwandten, Leo X., schwarze Fahnen, und man nannte sie deshalb nachher, gleich denen Leo's X. und anderen, die schwarzen Banden.

*) Alfons ließ damals eine Münze prägen, mit der Inschrift „ex ore Leonis“ (gerettet aus dem Schlunde des Löwen).

Als Johann von Medicis zu Lautrec stieß, hatten kurz vorher Hieronymus Adorno und Georg von Frundsberg mit einer staunenswerthen Schnelligkeit 5000 deutsche Söldner durch das Veltlin und das Gebiet von Bergamo nach Mailand geführt, welche Stadt Lautrec vergebens angriff. An der Einnahme von Mailand verzweifelnd, wandte Lautrec sich hierauf gegen Pavia. Der Marquis von Pescara, welcher diese Stadt vertheidigte, ward durch die Feinde sehr bedrängt; ihm eilte aber Prosper Colonna zu Hülfe. Lautrec wollte jetzt durch künstliche Bewegung und durch Zögern die Absichten der kaiserlichen Generale vereiteln; allein seine Schweizer Truppen, die er nur mit Mühe bei sich zurückhielt, verlangten eine entscheidende Schlacht. Sie forderten diese endlich mit dem Geschrei: „Morgen unsere Entlassung oder eine Schlacht!“ Lautrec mußte sich daher gegen seinen Willen zu einer Schlacht entschließen, obgleich das Heer Prosper Colonna's hinter einem tiefen Hohlwege lag. Diese Schlacht fand am 27. April 1522 in der Nähe des Landhauses Bicocca, etwa anderthalb Meilen von Mailand, statt, und endigte mit einer schweren Niederlage des französischen Heeres. Die 8000 Mann Schweizer in Lautrec's Heere, welche den Kampf eröffneten, erfuhren bald, daß die Zeit gekommen sei, wo nicht mehr persönlicher Muth und Kraft, sondern Geschütz und Taktik den Sieg im Felde verliehen. Sie hatten die beiden ausgezeichnetsten Taktiker und Strategen des 16. Jahrhunderts, Georg von Frundsberg und den Marquis von Pescara, sich gegenüber und das Geschütz- und Gewehrfeuer derselben streckte, ehe noch die Schweizer den Hohlweg erreicht hatten, sehr viele von ihnen nieder. Die Letzteren mußten, ohne daß sie dem Feinde hatten beikommen können, mit einem Verlust von 3000 Mann zurückweichen; doch retteten sie das ihnen anvertraute Geschütz und zogen sich in guter Ordnung zurück. Sie würden noch weit mehr gelitten haben, wenn nicht Gritti's Venetianer und des Johann von Medicis schwarze Banden ihren Rückzug gedeckt hätten.

Nach der Niederlage waren die Schweizer nicht mehr aufzuhalten und Lautrec verließ daher gleichzeitig mit ihnen Italien. Sein Bruder Lescun, der Marschall von Foix, blieb einstweilen allein zurück, um zu retten, was noch zu retten sei. Lautrec selbst wurde in Frankreich von seinem Könige erst dann vorgelassen, als dieser durch den Connetable Karl von Bourbon dringend gebeten worden war, seine Entschuldigung wenigstens zu vernehmen. Lautrec bewies, daß der Verlust von Italien allein in dem Ausbleiben des vom Intendanten Semblançay versprochenen Geldes seinen Grund habe. Der König, welcher den Intendanten als seinen Vater begrüßte und achtete, forderte von diesem Rechenschaft, wo die 400,000 Thaler hingekommen seien, die derselbe für Italien verrechnet habe. Semblançay bewies durch

Quittungen, daß des Königs Mutter, Luise von Savoyen, ihm dieselben abgefordert habe. Luise behauptete aber, das Geld, welches sie von Semblançay empfangen habe, sei ihr eigenes gewesen. Wer eigentlich das Geld unterschlagen hat, der Intendant oder die Königin Mutter, wagen wir nicht zu entscheiden, obgleich sicher ist, daß der Erstere vorerst in seinem Amte blieb. Erst nach mehreren Jahren wurde ihm der Proceß gemacht; sein persönlicher Feind, der Kanzler Duprat, ließ ihn, wie dies seitdem in Frankreich Sitte ward, vor eine Commission oder mit anderen Worten vor eine Anzahl Leute stellen, von welchen man im Voraus wußte, daß sie ihn verurtheilen würden. Die Commission sprach gegen ihn und er verlor 1527 im 62. Jahre seines Alters das Leben durch den Strick.

Die Franzosen, deren Staatsgeschichte sich seit Franz I. stets um Maitressen, Galanterie und Kabalen von Weibern und Hofleuten dreht, haben aus der Geschichte der Königin Mutter einen ganzen Roman gemacht. Dieses Alles ist aber von anekdotischer Art, am meisten das Werk des Brantome, welches zugleich auch am unzuverlässigsten ist. Doch erzählen auch die Anderen uns viel von Lautrec's Schwester, der Frau von Chateaubriand, welche als Geliebte des Königs ihre drei Brüder Lautrec, Lescun und l'Esparre, in den Stand gesetzt habe, die französischen Angelegenheiten in Italien und in Navarra zu Grunde zu richten. Sie erzählen der Länge und Breite nach, wie des Königs Mutter die Brüder der Chateaubriand gehaßt, wie sie das, was dieselben unternahmen, hintertrieben habe, wie sie dagegen den Connetable Karl von Bourbon geliebt und nachher wegen verschmähter Liebe verfolgt habe u. dgl. m.; wir übergehen dies Alles absichtlich.

In Italien verloren die Franzosen im Mai 1522 auch die Stadt Genua. Sobald nämlich Lautrec's Heer sich zerstreut hatte, erschienen vor Genua, welches Octavian Fregoso und Peter Navarro vertheidigten, von der Seeseite her die Adorni und Fieschi, vom Lande her der Marquis von Pescara. Navarro und Fregoso, welche noch immer französische Hülfe erwarteten, knüpften, um Zeit zu gewinnen, eine Capitulations-Unterhandlung mit den Adorni an. Die Sache dauerte aber endlich dem Marquis von Pescara zu lange; er ließ deshalb Bresche schießen und führte seine Leute zum Sturm. Als die Kaiserlichen von der Landseite her auf die Stadt eindrangen, ließen auch Diejenigen, welche der Unterhandlungen wegen im Hafen ruhig geblieben waren, sich nicht mehr zurückhalten; die Stadt ward im Sturm genommen, geplündert und mißhandelt. Antoniotto Adorno erhielt die Würde des Dogen und die französische Partei ward durch die kaiserliche aus allen Aemtern verdrängt. Schon am 26. Mai sah Lescun, der in Cremona eingeschlossen war, sich genöthigt, mit Colonna und Pescara

eine Uebereinkunft zu schließen, nach welcher er, wenn nicht innerhalb vierzig Tagen ein neues französisches Heer nach Italien komme, das Land zu verlassen und alle Plätze außer Novara und den Citadellen von Mailand und Cremona zu räumen versprach. Dies geschah auch wirklich, als jene Zeit verflossen war.

Im Jahre 1522 konnte Kaiser Karl V. endlich seine ganze Aufmerksamkeit sowohl auf Italien als auf Spanien richten, weil es ihm gelungen war, den englischen König, den er nachher, als er zu Schiffe nach Spanien ging, noch einmal in England besuchte, zu einer förmlichen Kriegserklärung gegen Frankreich zu bewegen. Zwar schadete der Einfall der Engländer in die nördlichsten Provinzen Frankreich's dem König Franz I. sehr wenig; allein er beschäftigte ihn doch und hinderte ihn, Karl's Gebiet zu beunruhigen.

9. Der Aufstand der castilianischen Städte gegen König Karl I. (V.)

In Castilien hatte, wie wir bereits wissen, schon vor Karl's I. (V.) Abreise nach Deutschland eine Empörung der Städte sich zu bilden begonnen und Toledo hatte, gerade als Karl 1520 Spanien verließ, das Signal einer Verbindung aller castilianischen Stadtgemeinden gegen das Ministerium und gegen die Privilegien des Adels gegeben. Toledo stellte ein tumultuarisches Bürgerheer von vielen tausend Mann auf und zwei angesehene Männer des Adels, Johann de Padilla und Ferdinand d'Avalos, welche als Demagogen auftraten, ließen sich mit Gewalt in Toledo zurückhalten, als sie von Karl vorgeladen wurden, sich noch vor seiner Abreise bei ihm zu St. Jago einzufinden. Am 17. Mai 1520 brach der Aufstand auch in Murcia aus. Hier constituirte sich, wie wir jetzt sagen, die souveräne Volksgemeinde, mißhandelte die alten Obrigkeiten und wählte durch allgemeine Abstimmung neue souveräne Behörden. Am entschiedensten trat die Empörung in Segovia auf. Als nämlich dort am 29. Mai die Deputirten der Cortes, welche nach der Ordnung des Mittelalters in Segovia, wie überall, aus Bürgermeistern und Magistrats-Personen der sich selbst ergänzenden Gemeindeversammlungen bestanden, Rechenschaft von dem, was auf den letzten Cortes geschehen war, ablegen wollten, erhob sich der Bürgerstand und richtete eine Art Republik ein. Zamora und Valladolid folgten alsbald dem Beispiele der genannten Städte und selbst der Bischof von Zamora, Don Antonio d'Acugna ergriff die Partei der Bürger. Madrid, Burgos, Avila, Guadalaxara und Cuença säumten nicht, sich anzuschließen.

Der Bischof Hadrian, welchen Karl zu seinem Stellvertreter in Spanien ernannt hatte, ließ sich, so milde, gemüthlich und gelehrt er

auch war, zu dem Glauben verleiten, daß es noch möglich sein werde, durch strenge Bestrafung der Stadt Segovia den drohenden Aufstand zu dämpfen. Er schickte deshalb im Anfang Juni 1520 den königlichen Beamten Ronquillo, welcher wegen seiner Strenge den Segoviern schon längst verhaßt war, nach Segovia. Die Bürger dieser Stadt widersetzten sich aber, von Toledo unterstützt, dem Heere, welches Ronquilla mit sich brachte, und durch die Hülfstruppen der Städte unter Padilla, Zapata und Bravo wurde das königliche Heer zum Rückzuge genöthigt. Hadrian schickte darauf den Don Antonio da Fonseca, welcher von Karl zum Oberanführer aller königlichen Truppen ernannt worden war, dem Ronquillo zu Hülfe. Allein als Fonseca das im Arsenal von Medina del Campo aufbewahrte Geschütz gegen Segovia führen wollte, erhoben sich auch die Bürger von Medina del Campo und verwehrten dem königlichen Oberanführer den Zutritt zu dem Arsenal. Fonseca ließ deshalb die Stadt stürmen und seine Soldaten übten bei dieser Gelegenheit solche Grausamkeiten, daß auch die bisher noch treu gebliebenen Städte zwar nicht dem Könige, wohl aber der Regierung Hadrians den Gehorsam aufkündigten. Die Bürger von Toledo schleiften sogar Fonseca's Haus bis auf den Grund. Jetzt erschrak Hadrian und verrieth seine Schwäche dadurch, daß er plötzlich alle Gewaltmaaßregeln zurücknahm und den königlichen Feldherrn verleugnete. Dieser begab sich hierauf nach Portugal und von dort nach Flandern zum Kaiser. Padilla's Absicht war also erreicht und er machte nun Anstalten, eine bürgerliche Regierung einzurichten, wobei die unglückliche Mutter Karl's gebraucht werden sollte, um der Republik ein monarchisches Ansehen zu geben.

Die angeführten Ereignisse, welche dem Städtebunde immer neue Mitglieder zuführten, fanden in der Zeit von Mitte Mai bis Mitte September Statt. Schon im Juli waren aber die Deputirten aller der Städte, welche das Recht hatten, die allgemeine Ständeversammlung des Reiches (die Cortes) zu beschicken, in Avila zusammengekommen, und hatten eine allgemeine Junta oder Verbindung der Städte verabredet. Auf dieser Versammlung kamen in Bezug auf die Beamten, die Bevorrechteten und den hohen Adel fast dieselben Dinge in Betrachtung, welche seit 1789 die Völker Europa's beschäftigen; aber auch in Spanien vergaßen die Leiter des Bürgerstandes, daß das eigentliche Volk von ihrer Doctrin und ihren Ideen nichts wisse, daß es von dem Glanze des Königthums geblendet werde und daß, was freilich in unseren Tagen nicht der Fall ist, der Adel sehr mächtig und streitbar sei. Sie gingen deshalb in ihren Forderungen viel zu weit und verschafften dadurch ihren Feinden Gelegenheit, Himmel und Hölle gegen sie in Bewegung zu setzen. Die Bürger sahen sich in Folge

davon bald von dem Landvolke und von den Proletariern der Städte verlassen und ihre Verirrungen gaben, wie dies in unseren Tagen auch unter den Franzosen der Fall war, einen Vorwand und eine Art Recht, die Bürgerfreiheit ganz zu vernichten und das Ansehen der Cortes zu schwächen. Schon unter Karl wurde leise der Anfang gemacht, die Stände wenig oder gar nicht zu berücksichtigen; unter seinem Sohne, Philipp II., war nur noch ein schwacher Schein von Freiheit übrig, das Wesen aber dahin geschwunden.

Das Gefühl, aus dem die Revolution der castilianischen Städte hervorging, war dasselbe, welches die französische Revolution herbeigeführt hat. Dies sieht man aus den Forderungen des städtischen Convents zu Avila. Man verlangte auf demselben die Abschaffung der adeligen Privilegien und Vorrechte, welche den Bürgerstand zum Lastträger anderer Stände machten, ferner eine bessere Einrichtung der allgemeinen Stände, die freie und unabhängige Berathschlagung derselben, neue Gemeindeordnungen, eine bessere Wahl der Magistrate, die Aufhebung der adeligen Steuerfreiheit und die Wiedervereinigung der seit 1504 veräußerten Kron-Domänen, auf welche König und Hof angewiesen waren. Auch mußten die alten, in den einzelnen Städten sich selbst ergänzenden Obrigkeiten weichen, und statt ihrer wurden durch allgemeine Abstimmung andere gewählt. Diese Wahlen fielen jedoch in vielen Städten auf ganz gemeine, unbrauchbare Leute und schadeten dadurch der bürgerlichen Revolution Spanien's gleich beim Beginne derselben.

Die angeführten Forderungen mögen als Beispiele genügen, andere muß man in den Specialgeschichten aufsuchen; am Ende ward ja doch aus Allem nichts.

Die Regierung, welche von der Junta in Avila errichtet worden war, schickte Deputirte nach Deutschland, um dem Könige ihre Forderungen überreichen zu lassen; die Abgesendeten wagten aber nicht, vor Karl zu erscheinen. Unterdessen schritt Padilla im Namen des Städte-Convents zum Aeußersten. Er bemächtigte sich mit Gewalt der Mutter Karl's, welche von den Spaniern trotz ihres Wahnsinnes noch immer als die regierende Königin betrachtet wurde, führte sie in einem ihrer hellen Augenblicke öffentlich vor, rief die Junta nach Tordesillas und schlug dort den Sitz der Regierung auf. Die Königin Johanna fiel aber sogleich in ihren Wahnsinn zurück und konnte nicht dahin gebracht werden, die Actenstücke, welche man ihr vorlegte, zu unterzeichnen. Auch wurde Hadrian förmlich abgesetzt, und man duldete in Betreff seiner nur, daß er ohne Wirksamkeit in Valladolid bleibe, von wo er sich nachher nach Rioseco, einem festen Schlosse, flüchtete. Als auf diese Weise die Junta zum Aeußersten schritt,

erwachte zugleich die königliche Partei und die Ritterschaft, welche seit September durch jede Maßregel der Bürgerschaften tief gekränkt worden war. Beide führten ihre Vasallen ins Feld. Die bedeutendsten andalusischen Städte aber, Sevilla, Cordova, Xeres und Granada, hatten von der Revolution nie etwas wissen wollen.

Der Kaiser hatte Ende September den Ludwig Hurtado aus Flandern nach Spanien geschickt und den Connetable und Amirante bevollmächtigt, dem Regenten von Castilien (Hadrian) als Generale zur Seite zu stehen. Um den Letzteren, der in Rioseco war, sowie um den Connetable, welcher nach Burgos zog, sammelte sich bald ein Heer, welches später der Amirante verstärkte, und dem, wie wir oben berichtet haben, auch der Herzog von Najero die in Navarra stehenden Truppen zuführte, so daß die Franzosen mit leichter Mühe in Navarra eindrangen. Den vereinigten Truppen der Regierung gegenüber stellten auch die Bürger ein zahlreiches Heer auf; sie hatten aber weder Reiterei, noch war ihr Fußvolk dem der geübten königlichen Schaaren gewachsen. Außerdem waren sie in der Wahl ihres Feldherrn unglücklich; weil sie nämlich keine bürgerlichen Offiziere hatten, so wählten sie einen sehr angesehenen Mann des Ritterstandes, Don Pedro de Giron, zu ihrem Generalcapitän; diese Wahl kränkte aber einerseits die beiden Patricier Don Juan de Padilla und Don Pedro Laso, welche große Verdienste um die Revolution zu haben glaubten, und waren andererseits zugleich die Ursache, daß, wie es bei Volksbewegungen zu geschehen pflegt, der aus einem anderen Stande gewählte Anführer den Bürgern bei jedem Schritte, den er that, des Verrathes verdächtig war. Ende November zog Don Pedro de Giron mit 10,000 Mann zu Fuß, sowie mit 400 gepanzerten und 800 leichten Reitern gegen Rioseco, und das königliche Heer, dessen Oberbefehl der Amirante und der Connetable dem Don Haro überlassen hatten, marschirte ihm entgegen. Nach einigen Bewegungen des zugleich schlecht eingeübten und schlecht angeführten Heeres der Junta und des geübten, sowie von den erfahrensten Generalen geleiteten königlichen, umging das Letztere Don Giron's Truppen, erschien am 5. December 1520 plötzlich vor Tordesillas, drang stürmend in diese Stadt ein und bemächtigte sich der Königin Johanna, der Siegel, der Archive und eines Theiles der Deputirten der Junta. Dies war ein tödtlicher Schlag für die kaum errichtete Bürger-Republik, als deren Palladium die Königin Johanna angesehen wurde. Padilla, welcher hierauf an Don Giron's Stelle Generalcapitän ward, konnte eben so wenig, als der Rath der Dreizehn, den die Hermandad einsetzte, Einigkeit und Ordnung aufrecht halten. Die Anarchie nahm überhand und in allen Theilen des Reiches wüthete eine wilde Pöbelherrschaft. Dadurch wurden alle Freunde

der Gesetzlichkeit genöthigt, sich an den Adel und an Karl's Regentschaft anzuschließen.

Die einzelnen Ereignisse dieses Bürgerkrieges in den ersten Monaten des Jahres 1521 können hier nicht dargestellt werden. Nur das Eine müssen wir anführen, daß Padilla und der Bischof von Zamora sich mit den Franzosen in Verbindung gesetzt hatten, welche damals unter de l'Esparre in Navarra eingefallen waren. Uebrigens war jener Bischof ein so eifriger Revolutionär, daß von ihm sogar ein Regiment von Priestern errichtet worden war, das sich bei der Vertheidigung von Tordesillas ganz besonders ausgezeichnet hatte. Mit dem französischen Feldherrn war man übereingekommen, daß das Heer der Stadtgemeinden sich den Franzosen nähern und diese über den Ebro ihnen entgegen kommen sollten. L'Esparre verließ daher Navarra, wo er ganz sicher war, um Logrogno zu belagern; das königliche Heer verhinderte jedoch die Verbindung der städtischen Truppen mit den Franzosen. Padilla hatte sich bei der Annäherung des königlichen Heeres zurückziehen wollen, wurde aber am 23. April 1521 bei Villalar ereilt, völlig geschlagen, nebst dem Bischof von Zamora gefangen genommen und ebenso wie dieser hingerichtet. Bald darauf (30. Juni) wurden auch die Franzosen unter l'Esparre in der Nähe von Pampeluna besiegt und aus Navarra verjagt und im Laufe des Jahres 1521 ward in Spanien Alles auf den vorigen Stand zurückgebracht.

Bis König Karl erschien und Gnade verkündete, ward eine furchtbare Rache und Reaction geübt. Toledo widerstand lange, weil Padilla's Wittwe, Donna Maria Pacheco, Männern und Weibern der Stadt den Heldenmuth und Patriotismus einflößte, der sie selbst auszeichnete. Sie selbst ist dadurch unsterblich geworden; die Freiheit der Städte aber war und blieb verloren. Padilla's Wittwe rettete sich mit ihrem Sohn nach Portugal, wo sie ein trauriges Ende fand. Der Krieg dauerte in verschiedenen Gegenden Spanien's, besonders in Valencia, auch noch im folgenden Jahre fort, er ward aber fast ausschließend vom Adel geführt, der sich weder damals noch nachher um die Rechte der Städte im mindesten kümmerte. Uebrigens fiel seit diesem bürgerlichen Kriege die Hauptursache der Unzufriedenheit mit Karl's Regierung weg; denn die Niederländer waren theils umgekommen, theils aus dem Lande getrieben worden, Hadrian hatte die päpstliche Würde erhalten und war nach Rom gereist, und Karl hütete sich nachher wohl, wieder Fremde anzustellen.

Als Karl im October 1522 nach Spanien zurückkam, war die Empörung unterdrückt. Er ließ eine Amnestie verkündigen und, wie es heißt, in Allem nur 28 Personen mit dem Tode bestrafen. Wir bezweifeln selbst diese Zahl, weil Karl wegen des neuen Kriegszuges,

welchen König Franz I. von Frankreich im folgenden Jahre nach Italien rüstete, große Ursache hatte, sehr milde und vorsichtig zu verfahren. Ueberhaupt bestand die wichtigste Folge des Städte-Aufstandes darin, daß Karl von dieser Zeit an eine innere Politik befolgte, die von der seiner Vorfahren und vor Allem seines Großvaters Ferdinand abwich; er begünstigte nicht mehr das Bürgerthum, um die bevorzugten Stände einzuschränken. Er trug zwar Bedenken, die Stände ganz abzuschaffen; er bediente sich aber der Feindschaft, welche durch den Krieg unter den drei Ständen entstanden war, und der Demüthigung, die der Bürgerstand erlitten hatte, um der Ständeversammlung nach und nach alle Bedeutung zu entziehen. Er berief sie selten, ließ, wenn dies geschehen war, auf einmal große Subsidien votiren, versammelte die drei Stände an verschiedenen Orten, ohne eine Gemeinschaft zwischen ihnen zu gestatten, und ließ sich von den Einzelnen einzelne Zugeständnisse machen. Die Städte bedurften noch immer des Königs gegen die Geistlichkeit und den Adel; die Letzteren wurden daher in Steuersachen gar nicht gefragt, die Deputirten der Städte aber wurden, wenn man von ihnen die Ablehnung eines Antrages befürchtete, nicht zu einer Versammlung berufen, sondern die einzelnen Magistrate einzeln befragt. Je mehr der Habsburger zum Spanier ward, um so mehr kam die unbedingte Obmacht des Königthums zur Geltung.

10. Kriege Karl's V. und Franz I. von 1523 bis 1529.

Nach der Unterdrückung des Aufstandes in Spanien war des Kaisers ganze Aufmerksamkeit auf Italien gerichtet. Hier mißfiel der neue Papst Hadrian VI., gerade weil er ein einfacher, biederer, religiöser Mann war, ebenso sehr, als in Spanien. Ihm schauderte vor dem wüsten, künstlerischen, romantischen Christenthum, welches sein Vorgänger ihm hinterlassen hatte, und er verbarg seinen Unmuth über den Mißbrauch der Religion zu politischen und egoistischen Zwecken durchaus nicht. Er hätte gerne diejenigen Behauptungen Luther's, die ihm schwärmerisch und abgeschmackt erschienen, auch mit geistigen Waffen bekämpfen lassen und forderte seinen niederländischen Freund und Landsmann Erasmus dazu auf, doch ohne Erfolg. Vom Reichsregiment verlangte er strenge Vollziehung der gegen Luther gefaßten Beschlüsse; dagegen gestand er, als ein durchaus wohlmeinender und redlicher Mann, offen und förmlich zu, daß am Sitze des Papstthums viel Tadelnswerthes geschehen sei; das Verderben sei vom Haupte zu den Gliedern gedrungen, die Krankheit tief eingewurzelt und eine Reformation des römischen Hofes nothwendig. Dies Alles erklärte er förmlich durch seinen Nuntius Cheregati bei einem Reichstag, den das Reichsregiment auf den September 1522 nach Nürnberg ausgeschrieben

hatte. Diese Erklärung wurde später, sammt den Beschwerden der deutschen Nation über den römischen Stuhl, in den Reichstags-Verhandlungen durch den Druck veröffentlicht. Man beschuldigte daher auch den Papst, daß er durch seine Aeußerungen die Ausbreitung der Ketzerei in Deutschland und in der Schweiz gefördert habe. Die Italiener beschwerten sich außerdem, daß er dem Kaiser zu Gefallen Italien aussaugen und unterdrücken lasse. Ueberhaupt war der strenge, allem Heidnischen feindselige Mann für die Italiener seiner Zeit zu deutsch; er drang auf sittliche Zusammennahme, auf Einklang zwischen Lehre und Leben, und dafür war in der durchaus verweltlichten, mit geschmackvollem Genuß und abgefeimter Politik beschäftigten römischen Gesellschaft noch nicht die Zeit gekommen. Die Bedrängniß der Kirche mußte drohender und empfindlicher werden, bevor spätere Päpste eine solche Bahn einschlagen konnten. Hadrian war keineswegs ohne humanistische Bildung; aber ein Papst, der an der Laokoon-Gruppe geringschätzig vorbeigehen konnte*), war vorerst den Römern lächerlich, ja zuwider. Hadrian hatte in Spanien Juden, Mohammedaner und Marranos, sowie in Asien und Amerika die Heiden grausam verfolgen lassen; aus dem gleichen Grunde wollte er als aufrichtiger Schul-Theolog in Italien Frieden stiften. Er erließ, als Heinrich VIII. und Franz I. sich zum Kriege rüsteten, eine Bulle, in welcher er die Fürsten ermahnte, seine Vermittelung anzunehmen und die Kräfte, die sie gegen einander gebrauchen wollten, zur Besiegung der Türken anzuwenden. Auch schickten Karl, Heinrich und Franz des Scheines wegen Gesandte nach Rom; während diese aber dort ohne Erfolg unterhandelten, unterdrückten Karl's Truppen Italien. Prosper Colonna bezahlte und nährte sein Söldnerheer ganz allein durch die Bedrückungen, die er über alle italienischen Staaten verhängte. Diese Truppen waren zum Theil im Mailändischen und im Kirchenstaate einquartiert. Zur Bezahlung der anderen erhob der Vice-König von Neapel, Lanoy, monatliche Steuern von den Mailändern, Genuesen, Florentinern und den Bürgern von Lucca. Die Stadt Mailand allein zahlte für den Sold der kaiserlichen Truppen alle Monate 20,000 Dukaten, Florenz 15,000, Genua 6000, Siena 5000 u. s. w. Auch Montferrat und Saluzzo, sowie jedes Städtchen, in welchem kaiserliche Truppen lagen, wurden gebrandschatzt.

Ganz Italien vereinigte sich mit Karl V. gegen Franz I.; zuerst

*) „Sunt idola antiquorum" (das sind eben Götzenbilder der Alten) sollte er gesagt haben. Die Gruppe des Laokoon war 1506 in Sette Sale gefunden worden, die des Apollo, welcher in einem Erker eines freiliegenden Hofraumes im Vatikan (dem Belvedere) aufgestellt wurde, zwei Jahre vorher in Porto d'Anzo (dem alten Antium). Der Auffinder des Laokoon wurde von Julius II., der in seiner kraftvoll-antiken Sinnesart die Bildhauerkunst bevorzugte, reichlich belohnt.

die Venetianer, welche nach ihrer Art schon im vorigen Feldzuge eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatten, und gleich darauf auch Papst Hadrian, der durch den Vice-König von Neapel, seinen Landsmann, beredet wurde, sich dem Bunde des Kaisers anzuschließen (28. Juni 1523); Genua war durch die Adorni, sowie Florenz durch die Medicis der kaiserlichen Partei zugeführt worden, Franz Sforza von Mailand aber war ein Spielwerk der kaiserlichen Generale. Nichtsdestoweniger war der König von Frankreich entschlossen, Italien wieder zu erobern. Der von ihm gerüstete Kriegszug ward jedoch im Jahre 1523 dadurch unmöglich gemacht, daß es dem Kaiser und dem Könige von England gelang, den ersten französischen Prinzen von Geblüt, welcher zugleich des Königs erster Reichsbeamter und Reichsvasall war, den Connetable Karl von Bourbon zu einem ganz unerhörten Schritte zu bewegen.

Karl II., Graf von Montpensier und durch seine Heirath mit Susanna, der Erbin Peter's II. und seiner Gemahlin Anna von Bourbon (der „Dame von Beaujeu") auch Herzog von Bourbon, war nicht allein schon früher vom König Franz und dessen Mutter, Luise von Savoyen, vielfach gekränkt worden, sondern man machte ihm jetzt auch die Besitzungen seines Schwiegervaters streitig. Was von der verschmähten Liebe der Königin Mutter erzählt wird, überlassen wir dem, der Lust hat, es zu prüfen, weil die bekannten Thatsachen, welche wir anführen wollen, hinreichend beweisen, daß der König und seine Mutter ihren stolzen, verschwenderischen und verschuldeten Verwandten nicht liebten. Franz war z. B. in Moulins, wo Karl von Bourbon mit königlicher Pracht residirte, von diesem 14 Tage lang mit einem ganz unverständigen und mehr als königlichen Aufwande, mit glänzenden Festen und Feierlichkeiten empfangen und bewirthet worden; gleichwohl hatte Franz ihm seine Jahrgelder nicht auszahlen lassen. Ebenso hatte der König die Statthalterei von Mailand zuerst (1515) dem Herzog Karl gegeben, nachher aber ihm wieder entzogen und dem Lautrec, einem seiner Höflinge, verliehen. Ferner hatte Franz 1521 beim Zuge gegen Valenciennes den Oberbefehl des Vorderheeres, welchen Karl als Connetable in Anspruch zu nehmen berechtigt war, nicht ihm, sondern dem Herzoge von Alençon, seinem Schwager, und dem Marschall von Chatillon ertheilt. Die Hauptursache der Unzufriedenheit Karl's mit dem Könige und mit dessen Mutter war jedoch der Proceß, den man nach dem Tode seiner Gemahlin Susanna, welche 1521 starb*), mit ihm über die Erbschaft seines Schwiegervaters, Peter's II. von Bourbon, anfing.

*) Nach diesem Todesfalle soll Louise von Savoyen, damals 47 Jahre alt, dem weit jüngeren Herzog ihre Hand angeboten haben.

Karl von Bourbon war längst im Besitze dieser Erbschaft gewesen, als eines Theils König Franz das Herzogthum Bourbon für ein erledigtes französisches Reichslehen erklärte und anderes Theils Luise von Savoyen behauptete, daß Beaujolais, Auvergne, la Marche, Forez und Dombes ihr als der Tochter und Erbin von Peter's II. Schwester, der Gemahlin Philibert's von Savoyen, zufallen müßten. Das Letztere gründete sich auf einen Rechtsstreit, den wir hier nicht erörtern wollen, bei welchem aber das klare Recht für Karl gewesen zu sein scheint. Dies wollten rabulistische Juristen, vor Allem der General-Advokat Lizet, welcher der Mutter des Königs zur Seite stand, nicht zugeben, und Karl konnte, trotz aller Bemühungen seines Advokaten, nicht einmal die Aufhebung des Sequesters erlangen, welches auf alle seine Besitzungen gelegt worden war. Er ließ sich deshalb mit Heinrich VIII. und mit Karl V. in eine Unterhandlung ein, welche Roussel für den Ersteren und Hadrian von Büren für den Letzteren leiteten. Diese beiden Herren brachten den Herzog von Bourbon dahin, daß er zu der Zeit, als Franz sein Heer rüstete, um den neuen, von Hadrian VI. gestifteten heiligen Bund in Italien zu bekriegen, von seiner Residenz Moulins aus ununterbrochen mit Karl V. correspondirte. Ueber die Versprechungen, durch welche man Karl von Bourbon bei diesen Unterhandlungen täuschte, schweigen wir. Ausgemacht ist, daß Karl V. und Heinrich VIII. ihm Geld versprachen, um 12,000 Mann zu werben, mit denen er, sobald der König von Frankreich sein Heer über die Alpen geführt haben werde, in Burgund einfallen sollte, um das ganze Erbe seines Schwiegervaters zu erobern, welches schon vorher in seinen Händen gewesen war und ihm jetzt durch einen ungerechten Proceß streitig gemacht wurde. Was außerdem noch von einer Heirath des Herzogs von Bourbon mit Karl's V. Schwester, der verwittweten Königin von Portugal, Eleonore, und von einem für ihn zu stiftenden Königreich Provence und Dauphiné gesagt wird, ist theils ganz falsch, theils übertrieben.

König Franz hatte sich selbst an die Spitze des nach Italien bestimmten Heeres stellen und seine Mutter als Regentin, sowie den Herzog von Bourbon als Reichsstatthalter (lieutenant général) zurücklassen wollen; er erfuhr aber auf dem Wege nach Lyon des Herzogs Conspiration mit den Reichsfeinden und änderte deshalb seinen Plan. Daß die Nachricht von der Verbindung der Feinde mit dem Groß-Kämmerer und Connetable von Frankreich, welcher zugleich Statthalter von Languedoc war, den König abhalten mußte, das Reich zu verlassen, begreift man, wenn man auch nur den Titel und die Vorrechte Karl's kennt. Dieser nannte sich Herzog von Bourbonnois, Graf von Montpensier, von Mercoeur, von la Marche, von Clermont

en Beauvoisis, von Forez und von Beaujolais und Fürst von Dombes. Er hatte dabei in einem großen Theile seines ungeheueren Gebietes noch die alten Vorrechte der großen Kron-Vasallen bewahrt; denn er berief die Stände, erhob Abgaben, besaß eigene Festungen und Truppen und hatte einen fürstlichen Hof, wie einst Karl der Kühne von Burgund. Als er dem Könige die oben erwähnten Festlichkeiten in Moulins veranstaltete, erschienen dabei, wie Brantome berichtet, 500 Herren von Adel, die in seinem Hofdienste waren, in damals noch seltenen sammtenen Kleidern und mit schweren, dreimal um den Hals geschlungenen Ketten.

Auf jene Nachricht begab sich der König, anstatt sogleich zum Heere zu gehen, zuerst nach Moulins und bat den Connetable, mit ihm zu reisen; dieser stellte sich krank und eilte auf sein Schloß Chantilly; als dieses aber von den königlichen Truppen angegriffen werden sollte, ging er über Chambery und Besançon nach Deutschland; eine Anzahl seiner Anhänger, darunter zwei Bischöfe, wurden verhaftet. Bourbon warb nun Truppen, marschirte mit denselben im folgenden Jahre nach Italien, und zog, als man ihm die Wahl ließ, entweder nach Spanien zu gehen oder in Italien zu bleiben, das Letztere vor. Unterdessen hatte statt des Königs Franz der Liebling desselben und seiner Mutter, der Admiral Bonnivet, das französische Heer nach Italien geführt. Dieser lagerte sich Anfangs September bei Susa, besetzte, da der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, Prosper Colonna, sich nach Mailand begab, Asti, Novara und Alessandria, marschirte am 14. September 1523 über den Tessin, und erschien dann vor Mailand. Er hoffte diese Stadt auszuhungern und erwartete ganz gewiß, daß die durch den schrecklichen Druck der Spanier erbitterten Lombarden sich erheben und so seine Unternehmungen erleichtern würden. Dies geschah jedoch nicht und Prosper Colonna vertheidigte die Stadt, in welcher der arme Franz Sforza gar nichts galt und vermochte, meisterhaft. Der Erstere war aber alt und vorsichtig und, wenn auch ein Meister im Vertheidigungs-System, doch zum Angreifen und Wagen nicht geneigt. Er erkrankte und beunruhigte Bonnivet auch im October und November nicht, als dieser die Einschließung von Mailand längst aufgegeben hatte. Dadurch ward endlich der Kaiser bewogen, den Oberbefehl an den Vicekönig von Neapel, Karl von Lannoy, zu übertragen. Dieser reiste, um Prosper Colonna nicht zu beleidigen, mit dem Marquis von Pescara, der sich erbittert über Colonna's Zaudern und Zögern nach Neapel begeben hatte, sehr langsam von dort nach Mailand zurück, indem er jeden Tag die Nachricht von Colonna's Tode erwartete. Wirklich starb derselbe auch am 30. December 1523. Jetzt übernahm Lannoy den Oberbefehl.

Im folgenden Jahre (1524) erschien Karl von Bourbon mit den in Deutschland geworbenen Abenteurern und mit einer Vollmacht des Kaisers in der Lombardei. Bonnivet hatte, um Sold zu sparen, während der Wintermonate viele Söldner entlassen, auch viele seiner schweren Reiter waren nach Hause zurückgekehrt. Die Kaiserlichen begannen deshalb den Feldzug schon Ende Februar. Sie drängten die Franzosen, ohne daß diese eine Schlacht lieferten, aus ihrer Stellung, erschienen dann jenseits des Tessin und nöthigten Bonnivet, ebenfalls über diesen Fluß zurückzugehen und eine feste Stellung in und um Novara zu nehmen, in welcher er die Verstärkungen, die ihm aus Frankreich und aus der Schweiz geschickt wurden, erwartete. Die dargebotene Gelegenheit zu einem Treffen ward von den kaiserlichen Generalen nicht angenommen, weil dieselben Vercelli erobert hatten und Bonnivet's Heer in Novara auszuhungern hofften. Im April erschienen endlich Reiter von der einen und schweizerisches Fußvolk von der anderen Seite im und am Gebirge, um Bonnivet zu verstärken. Der Herzog von Longueville hatte nämlich 400 Gensdarmes über den Mont Genevre geführt und lag bei Susa; zu gleicher Zeit waren 10,000 Mann Schweizer über den St. Bernhard gegangen, um ihren Landsleuten im französischen Heere beizustehen. Diese 10,000 Schweizer hatten nördlich von der Sesia Halt gemacht und wollten selbst dann nicht weiter vorrücken, als Bonnivet Ende April von Novara aufgebrochen war und ihnen gegenüber am andern Ufer der Sesia erschien. Er mußte deshalb mit großem Verluste über den Fluß setzen. Hierauf übernahmen die Schweizer, ihn nach Ivrea zu geleiten, damit er durch Unter-Wallis nach Hause gelangen könne. Als Bonnivet bei dieser Gelegenheit die Kaiserlichen abhalten wollte, ihm über die Sesia zu folgen, ward er verwundet. Er überließ daher dem ritterlichen Helden Bayard die Anführung desjenigen Theiles der Truppen, welcher den Rückzug deckte; aber auch Bayard ward von einer Kugel getroffen und starb den Tod eines Helden. Das Ende Bayard's wird von den Franzosen, wie dies ihre Art ist, theatralisch-pathetisch beschrieben und ausgemalt. Die Begrüßung des Verräthers Bourbon soll er (nach einem zweifelhaften Bericht) abgelehnt haben. Ueber dem Sterbenden ließ Pescara ein Zelt aufschlagen; Bayard küßte das Kreuz seines Schwertes, und grüßte sterbend die Gottheit mit kirchlichen Worten (Miserere mei, domine!), ließ sich unter einen Baum legen und starb, mit dem Gesichte gegen den Feind gewendet; seine Leiche wurde in der Gruft seiner Ahnen zu Grenoble beigesetzt. Die Franzosen zogen ohne großen Verlust über Ivreaa ab; Italien war für sie verloren.

Wenn damals die kaiserlichen Generale, wie Pescara wollte, sich mit dem begnügt hätten, was in Italien geschehen war, so würde wahr-

scheinlich Franz I. nicht weiter an Mailand gedacht haben; sie unternahmen aber dem Herzog Karl von Bourbon zu Gefallen einen Angriff auf Frankreich selbst. Bourbon schlug vor, gegen Lyon zu ziehen, da sich auf diesem Wege viel Anhang um ihn sammeln würde; doch entschied man sich dafür, in die Provence einzudringen. So kam es denn zu einem Zug gegen Marseille, der die Verbündeten noch in demselben Jahre um alle errungenen Vortheile brachte. Dieser Zug ward von Pescara und Karl von Bourbon, welche einander tödtlich haßten, geleitet; auch wurde er während der in jenen Gegenden ungünstigsten Jahreszeit unternommen. Der Kaiser gab zu demselben Flotte und Heer, Heinrich VIII. von England Geld her.

Anfangs Juli 1524 gingen die beiden genannten Feldherren mit etwa 17,000 Mann vortrefflicher Truppen über den Var und Hugo von Moncada erschien mit einer spanischen Flotte an der Küste der Provence. Diese Flotte war jedoch der französischen unter Andreas Doria bei weitem nicht gewachsen. Indessen ergaben sich Frejus, Toulon und Aix; im August eröffneten Pescara und Karl von Bourbon die Belagerung von Marseille. Sie setzten dieselbe 40 Tage lang fort, hatten aber alsbald durch Hitze und Mangel weit mehr zu leiden, als der Feind, weil ein Veteran aus Ludwigs XI. Zeit, Montmorency, welcher den ehrenvollen Auftrag hatte, das Land zu schützen, sich durchaus in keine Schlacht einließ, sondern nur die Zufuhren abschnitt und Alles durch Streifpartieen unsicher machte. Während Philipp von Brion, Graf von Chabot und Renzo da Ceri die Stadt Marseille tapfer vertheidigten, Andreas Doria aber Alles, was zur See herbeigebracht wurde, wegnahm, sammelte Franz bei Avignon eine furchtbare Menge Geschütz, sowie ein Heer von 8000 leichten Reitern, 14,000 Schweizern, 6000 Landsknechten und 10,000 Franzosen und Italienern. Mit diesem Heere setzte er über die Rhone und nun waren Karl von Bourbon und Pescara genöthigt, Ende September die Belagerung von Marseille wieder aufzuheben und nach Italien zurückzukehren. Sie nahmen ihren Weg über Nizza und wurden dabei von Montmorency durchaus nicht gehindert; dieser war ihnen zwar stets auf der Ferse, ließ sich aber nicht verleiten, eine Schlacht zu wagen, deren Gewinn ihm weniger hätte nutzen, als ihr Verlust schaden können.

König Franz zog hierauf, weil er dem Feinde in der Besetzung Mailand's zuvorkommen wollte, über den Mont Cenis und gelangte schon im Anfang des Octobers nach Susa. Pescara war ihm jedoch vorausgeeilt und mit Lannoy nach Mailand marschirt, wo die Pest wüthete und den Herzog Franz vertrieben hatte. Die Kaiserlichen erkannten bei der Ankunft der Franzosen sogleich, daß sie Mailand nicht vertheidigen könnten; sie hielten daher nur die Citadelle besetzt und

zogen in demselben Augenblicke durch die Porta Romana aus Mailand ab, als die Franzosen durch die Porta Ticinese und Vercellina in die Stadt einrückten. Franz blieb übrigens mit dem größeren Theile seines Heeres vor der Stadt, damit dieselbe nicht geplündert werde. Von Mailand richtete sich Franz, worüber er sehr getadelt worden ist, sogleich gegen Pavia, statt daß er das kaiserliche Heer hätte verfolgen und die Verwirrung desselben beim eiligen Abzuge benutzen sollen, um es gänzlich zu zerstreuen. Die kaiserlichen Truppen behaupteten Lodi, Alessandria, Trezzo, Como und Pavia, und gerade die festeste dieser Städte, Pavia, begannen die Franzosen am 28. October zu belagern. Die Besatzung Pavia's ward von Leyva befehligt, der sich so lange zu vertheidigen hoffte, bis die versprochene Hülfe aus Deutschland einträfe. In der That opferten sich bei dieser Gelegenheit Karl's Generale treulich für den Kaiser auf. Sie sammelten auf eigene Kosten ein Heer in Lodi, um Pavia zu entsetzen. Lannoy verpfändete zu diesem Zwecke die Einkünfte von Neapel, Karl von Bourbon seine Edelsteine; der Letztere ging auch nach Deutschland und kam zurück mit Georg von Frundsberg, der zum Zwecke der Werbungen Gelder auf seine Herrschaft Mindelheim in Baiern aufnahm. Als dadurch die Bezahlung ihrer 18—19,000 Mann noch nicht gedeckt ward, versprachen eines Theils auch die Spanier des Heeres, ihrem geliebten Führer, dem Marquis von Pescara, zu Gefallen noch einen Monat lang ohne Sold zu dienen, und anderes Theils gelobten die deutschen Truppen unter Georg von Frundsberg und dem Grafen Sittich von Salm, Alles zu wagen, um Georg's Sohn, Kaspar, welcher mit Leyva in Pavia eingeschlossen war, zu befreien.

Die Sache des Kaisers stand einigermaaßen bedenklich. Schon im September 1523 war der wackere, aber für das Italien jener Zeit nicht passende Hadrian VI. gestorben, worüber sich die Römer so freuten, daß sie mit echt italienischem Volkswitze die Hausthüre seines Arztes mit Blumen bekränzten, weil er das Vaterland befreit habe. Hadrian hatte während seines Pontificats nur einen Kardinal, einen Deutschen oder Niederländer, Namens Enkenvord, ernannt; dieser widmete ihm in einer römischen Kirche die passende Inschrift: „Wie viel kommt doch auch für den besten Mann darauf an, in welche Zeit er fällt!" Nun wurde der Kardinal Julius von Medicis, welcher bis dahin unumschränkt in Toscana regiert hatte, unter dem Namen Clemens VII. zum Papste gewählt. Dieser bemühte sich von Anfang an, einen Bund zu Stande zu bringen, um die Deutschen und die Spanier aus Italien zu vertreiben. Er hatte gleich bei seinem Regierungsantritte den Bund mit dem Kaiser nicht bestätigt; er hatte den Herzog von Ferrara bewogen, den Franzosen Munition und Geschütz zu liefern;

er war Ursache, daß die Venetianer nach ihrer Weise sich anschickten, mit den Franzosen zu unterhandeln; er hatte endlich selbst mit den Letzteren einen Bund geschlossen. König Franz verpflichtete sich gegen Clemens VII., die Medicis in dem Besitze von Toscana zu schützen; dafür versprach der Papst, ihm die Eroberung von Neapel, welches ganz von Truppen entblößt war, zu erleichtern. Clemens schickte hierauf unter seinem Schutze den Hippolytus von Medicis, welchen er nachher zum Kardinal machte, und den Alexander, der wahrscheinlich sein eigener Sohn war, nach Florenz, wo der Letztere später gleich einem Phalaris wüthete.

Franz beging die Unvorsichtigkeit, von Pavia aus ein bedeutendes Heer nach Neapel zu schicken, noch ehe er selbst des Sieges sicher war. Der Führer dieses Heeres, welches aus 10,000 Mann Fußvolk bestand, war Johann Stuart, Herzog von Albany. Derselbe rückte alsbald durch die Garfagnana in Toscana ein und hatte bereits bei Lucca einige tausend Mann unter Renzo da Ceri an sich gezogen, sowie auf des Papstes Ersuchen die Verfassung von Siena geändert, als es zwischen König Franz und den Truppen des Kaisers bei Pavia zu einer Schlacht kam, welche alle Aussichten des Papstes und der Franzosen vereitelte. Leyva, der mit 6000 Mann in Pavia lag und seit dem 28. October das ganze Heer der Franzosen aufgehalten hatte, war im Anfang des Februars aufs Aeußerste gebracht worden, und die kaiserlichen Generale, zu denen seit Kurzem auch der junge Marquis del Guasto gehörte, hatten daher beschlossen, den französischen König in seinem Lager vor Pavia anzugreifen. Die erfahrensten Männer riethen damals dem Letzteren, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen; er hielt aber nach seiner gascognischen Art und seinen ritterlichen Begriffen von Ehre dies für schimpflich und beschloß, den Angriff der Feinde in der für ihn nachtheiligen Stellung vor Pavia zu erwarten. Vergebens suchten der alte la Tremouille, Ludwig d'Ars und die Marschälle von Chabannes und von Foix ihm zu beweisen, daß sein Heer nicht stark genug sei, ein Treffen zu liefern; er verschmähte jeden Rath und hörte nur auf Bonnivet, der nach der Art der Höflinge zu dem allein rieth, was sein Herr wünschte. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er auf seinem Willen beharrte, ist um so auffallender, da kurz vorher 6000 Graubündtner in ihre Heimath zurückgekehrt waren, weil ein abenteuernder Ritter Chiavenna besetzt und die Pässe des Veltlin gesperrt hatte. So kam es dann am 24. Februar 1525 zu der berühmten Schlacht von Pavia, in welcher die Schweizer des französischen Heeres mit Ausnahme von Diesbach's Compagnie ihre Pflicht nicht thaten und Franz völlig geschlagen wurde. Der Kampf war mörderisch und sowohl der weise, 75jährige la Tremouille, als

auch der unbesonnene Bonnivet, der Marschall von Chabannes, Ludwig d'Ars, Bussy d'Amboise, Clermont Tonnerre, der Marschall von Foix, sowie andere französische Generale und edle Herren wurden getödtet. König Franz selbst ward nebst dem Bastard von Savoyen und dem jungen König Heinrich von Navarra gefangen. Den Letzteren befreite jedoch sein Diener wieder. In Betreff der Zahl der Gebliebenen schwanken die Angaben zwischen 8000 und 15,000; jedenfalls steht es fest, daß das französische Heer gänzlich vernichtet wurde. Ein Hauptantheil an diesem Ausgange der Schlacht ward dem Neffen Pescara's, dem jungen del Guasto, zugeschrieben, weil derselbe die Mauer des Parkes von Mirabello einschießen ließ, welche den Rücken der Feinde schützte. König Franz entschloß sich, nachdem er drei Wunden erhalten hatte und sein Pferd unter ihm erschossen war, sich gefangen zu geben; er überreichte seinen Degen dem Vicekönig Lannoy und wurde zunächst nach Pizzighettone abgeführt*); doch ließ man ihn im Juni ganz gegen den Willen Pescara's und Karl's von Bourbon, deren Einwilligung dazu nur mit Mühe erlangt werden konnte, nach Madrid bringen. Bei dem Geldmangel, unter welchem die Sieger litten, mag die Befürchtung eingetreten sein, daß die Sol daten sich des Königs als einer Bürgschaft für ihren rückständigen Sold bemächtigen würden; auch verlangte Franz selbst dringend von Lannoy, nach Madrid geführt zu werden, indem er von Karl persönlich günstigere Bedingungen zu erlangen hoffte, als auf dem Wege der Vermittelung durch Andere.

Auf Italien ruhte nach der Schlacht bei Pavia ein weit furchtbarerer Druck als je vorher; denn der Kaiser ließ sich nicht allein 1,200,000 Dukaten für die Belehnung des Herzogs Franz Sforza von Mailand bezahlen, sondern man rechnete auch, daß Mailand allein täglich 5000 Dukaten zahlen mußte, und überdies übte jeder General, jeder Führer einer Söldnerbande, ja sogar jeder Soldat auf eigene Rechnung Bedrückungen aus. Der Papst schloß im April einen Vertrag mit dem Kaiser und mit dem Herzoge von Mailand, um seiner Familie die Herrschaft über Florenz zu sichern; er betheiligte sich aber nichtsdestoweniger bald nachher an einer geheimen Verbindung der italienischen Staaten gegen den Druck der kaiserlichen Heere und Generale. Die Seele dieser geheimen Verbindung war der Kanzler Mo-

*) Die allverbreitete Angabe, daß die briefliche Nachricht, welche der gefangene König seiner Mutter sandte, einzig in den Worten bestanden habe: „Tout est perdu, fors l'honneur", ist ungenau; der Brief war länger und selbst der Satz, welchem jene Worte entnommen sind, lautet minder prägnant: „Von allen Dingen ist mir nur die Ehre geblieben und das Leben, welches unverletzt ist" (s. die Untersuchung bei Henry Martin in Bd. VIII. der Histoire de France).

rone von Mailand, welcher schon so manchen schändlichen Verrath angesponnen hatte. Auch den Marquis von Pescara, der in Mailand lag, suchte Morone in seine Verschwörung zu ziehen; er betrog sich aber in diesem Manne. Pescara stellte sich nämlich blos, als wenn er auf Morone's Vorschläge eingehe, damit er von Allem unterrichtet sei und später entweder durch Morone Herr von Neapel werden oder durch die Anzeige der Plane desselben den Herzog von Mailand verderben könne.

Das Unternehmen einer allgemeinen Verbindung der italienischen Staaten gegen den spanischen Druck wurde dadurch sehr gefördert, daß Karl V. den englischen König Heinrich VIII. betrogen und den Kardinal Wolsey, dem er das Papstthum versprochen, getäuscht hatte, daß er ferner dem gefangenen König Franz Bedingungen vorschreiben wollte, welche dieser nicht erfüllen konnte, und daß endlich seine Soldaten mit ihren Führern ganz Italien zu Grunde richteten. Die Mutter des Königs Franz trat als Regentin von Frankreich mit den Italienern in Verbindung, schickte einige wenige Truppen, gewann den Kardinal Wolsey und schloß mit dessen König am 30. August Frieden, sowie ein Vertheidigungsbündniß und Verträge wegen Geldzahlungen. Während der Monate Juli, August und September wurde ferner unterhandelt, um, sobald französische Hülfstruppen in Italien erschienen sein würden, von allen Seiten über die Kaiserlichen herzufallen. Im October warf aber der Marquis von Pescara, welcher in Novara krank lag, plötzlich die Maske ab. Er beschied den Kanzler Morone aus Mailand zu sich und dieser ging in die Falle, obgleich er und alle Italiener den Marquis als einen grausamen, falschen, Treue und Glauben verachtenden Mann betrachteten. Pescara hielt, während er sich mit Morone über die Verschwörung besprach, Leyva und Andere hinter einer Tapetenwand versteckt, damit er Zeugen gegen ihn habe; dann ließ er ihn nach Pavia bringen und dort Gericht über ihn halten. Dies Alles geschah nur, um den Herzog Franz Sforza aus seinem Besitzthum verdrängen zu können, welches er kurz vorher so theuer hatte erkaufen müssen. Franz Sforza, der schon früher in Lodi und Pavia kaiserliche Besatzung hatte aufnehmen müssen, ward jetzt genöthigt, auch Cremona, Trezzo, Lecco und Pizzighettone zu räumen. Er behielt freilich vor erst noch die Burg von Mailand, in welcher er krank darnieder lag, mußte aber erfahren, daß alle Anstalten getroffen würden, um ihn dort im Nothfall jeden Augenblick angreifen zu können. Uebrigens starb Pescara im November 1525 und statt seiner erhielt Karl von Bourbon das Commando der kaiserlichen Truppen. Unter diesem litt Italien noch weit mehr, als unter Pescara, weil das Heer keine Achtung vor ihm hatte und die Soldaten, welche keine Zahlung erhielten, über ihn geboten, nicht er über sie.

In dieser Zeit erwarb sich der Stifter der Häuser Guise, Mayenne und Aumale ein solches Verdienst um Frankreich, daß er unter den folgenden Regierungen dem Hofe nothwendiger Weise gefährlich werden mußte, als die katholische Linie ausstarb und das Recht der Nachfolge an einen reformirten Prinzen kam. Claudius von Guise, dessen jüngster Bruder bei Pavia sein Ende gefunden hatte, war der zweite Sohn Rainer's II. von Lothringen und hatte bei dessen Tode Aumale, Mayenne, Guise, Joinville und Elboeuf erhalten, während seinem älteren Bruder, Anton, Lothringen zugefallen war. Er war es, der während der Gefangenschaft des Königs die Feinde von den Grenzen des eigentlichen Frankreichs abwehrte und zugleich verhinderte, daß der damals in Deutschland wüthende Bauernkrieg sich nach Frankreich verbreitete.

Während die Venetianer, der Papst und England wegen eines Bundes unterhandelten, dessen Zweck die Befreiung Italiens sein sollte, der aber auf den Beitritt Frankreichs berechnet war, schmachtete der König Franz das ganze Jahr 1525 hindurch in einer harten Haft zu Madrid unter der strengen Aufsicht des Spaniers Alarcon, dem er gleich nach seiner Gefangennehmung übergeben worden war. Am Ende des Jahres ward er aus Langeweile und Verdruß tödtlich krank, worauf Karl ihn besuchte und ihm Hoffnung auf einen baldigen Ausgleich machte. In der That dachte Karl V. ernstlich an den Abschluß eines Friedensvertrages, welchen Franz auch einging, indem er sich dabei Bedingungen gefallen ließ, die er, auch wenn er gewollt hätte, nicht halten konnte. Dieser Vertrag ward am 14. Januar 1526 geschlossen und heißt der Madrider Frieden, wurde aber nie erfüllt. Daß dies nicht geschehen konnte, wird man schon aus dem einen Umstand erkennen, daß Franz sich verpflichten mußte, Burgund und die Franche Comté herauszugeben und Italien seinem Schicksale zu überlassen. Außerdem setzte der Vertrag ein Vertheidigungsbündniß und eine Vermählung des Königs, dessen Gemahlin Claudia im Jahre 1524 gestorben war, mit der Schwester des Kaisers fest, sowie die Abtretung von Mailand und Neapel und die Verzichtleistung auf alle Lehensherrn-Rechte an Landschaften des kaiserlichen Gebietes. Endlich sollten der Herzog von Bourbon und seine Anhänger nicht blos Verzeihung erhalten, sondern in alle ihre Güter wieder eingesetzt werden. Karl selbst zweifelte an der Erfüllung der vielen lästigen Bedingungen des Vertrages und forderte deshalb, daß, ehe Franz in Freiheit gesetzt werde, sowohl dessen ältester Sohn, der Dauphin, als auch der zweite, der Herzog von Orleans, ihm als Geisel übergeben würden. Diese wollte er so lange in Spanien zurückbehalten, bis Lannoy, welcher den König nach Frankreich begleiten sollte, melden würde, daß alle Bedingungen erfüllt seien.

Franz hatte, was allerdings jesuitisch war, schon vor der Unterschreibung des Vertrages die Franzosen seines Gefolges auf sein Zimmer kommen lassen und vor ihnen gegen jeden Artikel desselben protestirt, welcher entweder das Gebiet seiner Nachfolger schmälerte oder ohne Einwilligung der Stände nicht hatte zugestanden werden können; ein Auskunftsmittel, das der französische Geschichtschreiber Henry Martin als nicht sehr ritterlich (expédient peu chevaleresque) bezeichnet. Am 18. März 1526 reiste er, von Lannoy begleitet, an den Fluß Bidassoa, welcher Spanien von Frankreich trennt. Hier kam ihm Lautrec mit den beiden Prinzen entgegen und diese wurden dann auf einem Schiff, das in der Mitte des Flusses vor Anker lag, gegen ihn umgetauscht. Hierauf eilte Franz nach Bayonne, wo er seine Mutter und bei ihr zwei in den französischen Geschichtsbüchern verewigte Damen vorfand. Die eine derselben war **Diana von Poitiers**, eine Tochter des in den Proceß Karl's von Bourbon verwickelten Herrn von St. Vallier, der um ihrer Schönheit willen begnadigt worden war, die zweite **Anna von Pisseleu**, welche zuerst Gräfin von Penthièvre und nachher Herzogin von Estampes war. Diana erhielt übrigens ihren Alles vermögenden Einfluß erst unter dem folgenden König, der fast 20 Jahre jünger war als sie.

Franz war nicht zu bewegen, den Madrider Vertrag, wie er beim Abschied noch zugesagt hatte, beim Eintritte in Frankreich zu bestätigen; er willigte vielmehr zu Bordeaux in den Bund ein, welchen seine Mutter mit Heinrich VIII. geschlossen hatte. Gleich darauf berief er die Notabeln des Reiches nach Cognac, um dieselben über den Vertrag von Madrid zu hören oder vielmehr um sich hinter sie zu verstecken. Die Notabeln erklärten, der König habe kein Recht, irgend eine Provinz des Reiches zu veräußern, und Franz gab hierauf dem Lannoy den Bescheid, er könne den Vertrag nicht ratificiren, weil er keine Macht habe, ihn zu erfüllen. Am 22. Mai trat er dann zu Cognac der sogenannten **Clementinischen** oder **heiligen Ligue** bei, welche zwischen Clemens VII., Venedig, Mailand, Florenz und England zur Befreiung Italiens vom spanischen Joche geschlossen worden war, nachdem auch die Kantone der Schweiz eingewilligt hatten, 15,000 Mann nach Italien zu schicken; den König Franz aber sprach der Papst von den in Madrid geleisteten Schwüren frei; ja im Juni 1523 erließ Clemens VII. gegen den Kaiser ein Breve, in welchem er ihn nicht blos ungerechter Handlungen gegen Frankreich und Mailand, sondern auch des Undankes gegen den päpstlichen Stuhl beschuldigte. Dies geschah zu einer Zeit, wo Karl mit aufrichtiger Anstrengung die Fortschritte der Reformation bekämpfte. In seiner Antwort wies Karl auf die Ränke hin, die bei der deutschen Königswahl gegen ihn verübt wor-

den, und verlangte die Berufung eines Concils. Nach dem Vertrag von Cognac, welcher dem Könige von England bei der Vertheilung der spanischen Besitzungen in Italien ein Stück des Neapolitanischen und dem Kardinal Wolsey eine Rente von 10,000 Dukaten zusicherte, sollte Franz 30,000 Mann nach Italien schicken, wenn der Kaiser ihm nicht seine Söhne gegen ein Lösegeld zurückgebe. Als nachher der Prinz von Oranien erschien, um Burgund in Besitz zu nehmen, ward ihm der Vertrag vorgezeigt.

Ehe Franz sein Heer nach Italien schicken konnte, war der Krieg dort schon begonnen und zum Nachtheile des Papstes und des Herzogs von Mailand geführt worden. Die französischen Truppen, welche 1525 unter dem Herzoge von Albany nach Neapel geschickt worden waren, hatten sich, als sie unterwegs die Niederlage bei Pavia erfuhren, theils aufgelöst, theils von Civitavecchia aus nach der Provence eingeschifft. Die Stadt Mailand war auf ganz unerhörte Weise gepeinigt worden, zuerst durch Pescara, dann nach dessen Tode eine Zeit lang durch seinen Neffen del Guasto und endlich durch Karl von Bourbon. Es sammelte sich zwar ein Heer zum Entsatze des in der Burg von Mailand belagerten Herzogs Franz Sforza; aber der Herzog von Urbino, welcher das venetianische Heer anführte, zauderte aus Arglist, und Johann von Medicis, sowie Vitello Vitelli, die an der Spitze der päpstlichen Banden standen, wurden durch die Unterhandlungen aufgehalten, welche der Kaiser durch Hugo von Moncada in Rom hatte anspinnen lassen. Vergebens hegten die unglücklichen Mailänder die Absicht, sich zu Gunsten ihres Herzogs zu erheben; der Herzog von Urbino wagte sich mit seinen neugeworbenen Leuten nicht an die im Kriege ergrauten Soldaten Leyva's und del Guasto's, und diese entwaffneten und brandschatzten die Mailänder auf eine schauderhafte Weise (rubandoli, bastonandoli, ferendoli). Der größte Theil der Bevölkerung war bereits aus der Stadt getrieben, als endlich im Anfange Juli das Bundesheer vor Mailand ankam. Allein gleichzeitig erschien auch Karl von Bourbon, welcher im Anfange des Jahres 1526 aus Spanien zurückgekehrt war, in der Stadt. Da nun die Schweizer immer noch nicht eintrafen und das Bundesheer unthätig bei Marignano stand, so mußte der unglückliche Herzog am 24. Juli die Burg an Karl von Bourbon übergeben. Er machte dabei die Bedingung, daß er für seine Person nach Lodi gehen dürfe, welches die Verbündeten vorher wieder erobert hatten. Hier schloß er sich endlich öffentlich an die Clementinische Ligue an. Der Herzog von Urbino verhalf ihm hierauf zum Besitze der Stadt Cremona, deren Burg in seinen Händen geblieben war. Um dieselbe Zeit trafen endlich auch die so lange erwarteten Schweizer, 13,000 Mann stark, in der Lombardei ein.

Dem Papst Clemens und seiner Hauptstadt erging es nicht besser, als dem Herzoge von Mailand und der seinigen. Clemens VII. war nämlich mit dem Hause Colonna in eine heftige Feindschaft gerathen, glaubte aber dieselbe um die Zeit beigelegt zu haben, als er seine besten Truppen zum Bundesheer stoßen ließ; er hatte daher keine Truppen in Rom, als Hugo von Moncada, der Stellvertreter Lannoy's in Neapel, welcher vorher den Frieden mit den Colonna's eingeleitet hatte, diese wieder gegen ihn aufregte. Moncada war ein würdiger Zögling seines Freundes Cäsar Borgia und achtete Treue und Glauben noch weniger als Vespasian Colonna, auf welchen der Papst sein besonderes Vertrauen gesetzt hatte. Auf sein Anstiften erschienen Vespasian und Ascan Colonna, unterstützt vom Cardinal Pompejus Colonna, plötzlich mit 800 Reitern oder vielmehr Banditen in Rom. Der Papst verzagte im Vatican und wurde nur mit vieler Mühe beredet, sich in die Engelsburg zu flüchten. Hier belagerte man ihn sogleich, während sein Palast, die vaticanische Kirche, der dritte Theil von Borgo nuovo und die Häuser der Gesandten der Ligue geplündert und unerhörte Gräuel verübt wurden. Die Engelsburg war jedoch nicht mit Lebensmitteln versehen und Clemens mußte sich daher gefallen lassen, einen Waffenstillstand auf vier Monate anzunehmen, welchen Moncada ihm anbot. Die Hauptbedingung dieses Waffenstillstandes war, daß der Papst seine Truppen von dem Bundesheer zurückziehen solle, wodurch dasselbe dann gerade in dem Augenblicke aufgehalten wurde, als es nach der Eroberung von Cremona, durch Schweizer und Franzosen verstärkt, die Belagerung von Mailand begonnen hatte. Clemens umging gleich anfangs diese ihm abgezwungene Bedingung, indem er den Johann von Medicis mit seinen Banden unter dem Vorwande beim Heere ließ, daß Johann's Leute von dem französischen Könige bezahlt würden. Gleich darauf erklärte er den Waffenstillstand für erzwungen, und sobald seine Truppen aus der Lombardei bei ihm eingetroffen waren, nahm er an der Familie Colonna eine schreckliche Rache. Er ließ die Paläste derselben in Rom dem Boden gleich machen, entzog dem Kardinal seine Würde und schickte seine Banden überall aus, um die Güter, Gärten, Gebäude und Besitzungen der anderen Glieder des Hauses Colonna auf vandalische Weise zu verwüsten.

Im Mailändischen bedrängte, sobald die päpstlichen Truppen wieder im Bundesheere dienten, der Herzog von Urbino die Spanier. Er zog auch dem Georg von Frundsberg entgegen, um ihn zu schlagen, ehe derselbe die 14,000 Landsknechte, welche er anführte, mit dem Heere Karl's von Bourbon vereinigt habe. Die Truppen, welche Frundsberg mit sich brachte, hatte er in Deutschland leicht gesammelt, weil dort überall viel Redens von der Beute war, die man unter seiner

Führung erwerben könne; er hatte daher auch nur einen einzigen Thaler Handgeld gegeben, indem er seine Leute auf die unermeßlichen Schätze des reichen Italiens vertröstete. Der Herzog von Urbino glaubte, Frundsberg habe kein Geschütz, er erfuhr aber schon bei Borgoforte das Gegentheil, als dort Johann von Medicis durch eine Falconet-Kugel so gefährlich verwundet ward, daß er gleich darauf starb. Das Geschütz hatte Alfons von Ferrara hergegeben, welcher die kaiserlichen Truppen gegen den Bund unterstützte, um sich des Kaisers Freundschaft zu sichern.

Karl von Bourbon war um diese Zeit (Anfang 1527) zu Mailand in so großer Geldverlegenheit, daß er sich stellte, als wenn er den gefangenen Kanzler Morone hinrichten lassen wolle, blos damit dieser gezwungen werde, sich mit 20,000 Dukaten loszukaufen. Sobald er das Geld erhalten hatte, machte er Morone zu seinem Freunde und Rathgeber. Im Jahre 1527 verband er sich mit Frundsberg's Truppen und faßte, durch den Geldmangel gedrängt, den Entschluß, nach Rom zu marschiren, wo der Papst sich den Winter hindurch mit großer Mühe gegen Lannoy vertheidigt hatte, der ihn von Neapel aus neckte. Raub und Plünderung war der ganze Zweck dieses Zuges gegen Rom, auf welchem übrigens Karl von Bourbon von Januar bis April nicht weniger als vier oder fünf Aufstände seines aus tapferem Raubgesindel aller Nationen bestehenden Heeres zu bekämpfen hatte. Der furchtbarste dieser Aufstände brach in der Nähe von Bologna los; die Landsknechte drangen, indem sie ihr Geld begehrten, mit so rasendem Toben auf Georg von Frundsberg ein, daß derselbe sprachlos und einem Gelähmten gleich niedersank. Gerade an demselben Tage (16. März 1527) war Lannoy mit dem Papste über einen neuen Waffenstillstand auf acht Monate einig geworden und dieser hatte thörichter Weise seine Truppen, welche er ebenso wenig, als der Kaiser die seinigen zu bezahlen vermochte, entlassen. Clemens wurde daher tödtlich erschreckt, als am 31. März Karl von Bourbon erklärte, er werde sich um den Waffenstillstand des Vice-Königs gar nicht kümmern. Vergebens reiste Lannoy in Karl's Lager vor Florenz, welche Stadt durch den Marquis von Saluzzo vertheidigt wurde; die Soldaten Karl's tobten und lärmten so furchtbar, daß Lannoy, um sein Leben zu retten, eilig zurückgehen mußte. Karl von Bourbon marschirte hierauf, den Soldaten zu Fuße voranschreitend, nach Arezzo, und von dort, so schnell er konnte, nach Rom.

Am 5. Mai 1527 kam Karl von Bourbon, dem das italienische Bundesheer auf dem Fuße nachfolgte, bei Sonnenuntergang vor Rom an. Er erkannte sogleich, daß er die Stadt um jeden Preis nehmen müsse, wenn er nicht durch Mangel und durch die Waffen der herbei-

eilenden Feinde fallen wolle; er beschloß also, am nächsten Morgen einen Sturm auf die Stadt zu unternehmen und Alles an einen verzweifelten Kampf zu setzen. Dies geschah am 6. Mai; das Handgemenge zwischen den Stürmenden und den Schweizern im Dienste des Papstes war furchtbar; aber der Erste und Einzige, welcher durch einen Schuß getödtet wurde, war Karl von Bourbon. Er fiel, als er die Leiter zur Ersteigung der Mauer ansetzen wollte. Die Stadt ward gleich darauf von seinen Soldaten erstürmt.

Der Tod Karl's von Bourbon war unter den damaligen Umständen ein Unglück für Rom; denn seine Soldaten waren über den Verlust ihres Führers heftig erbittert; sie hatten außerdem keinen Oberbefehlshaber, da Lannoy von ihnen als Feind gehaßt wurde, und die einzelnen Hauptleute verfuhren daher, bis Prinz Philibert von Oranien zum Oberanführer gewählt war (Mitte Mai) völlig nach Willkür. Die wüthenden Horden plünderten die ganze Stadt, Kirchen und Klöster nicht ausgenommen, peinigten, um Geld zu erpressen, den angesehenen Theil der Einwohnerschaft mit großer Grausamkeit und ermordeten mehrere tausend Menschen auf ganz muthwillige Weise. Die Zahl der von ihnen Getödteten wird von einigen übertrieben auf 8000 geschätzt; wahrscheinlicher ist eine andere Angabe, nach welcher nur halb so viel umgekommen wären. Der ganze Zug nach Rom war — darin stimmen alle Schriftsteller überein — ein Raubzug, und die Soldaten hatten in Rom die reichste Beute zu finden gehofft; wenn aber manche Schriftsteller uns glauben machen wollen, daß die Plünderung aus dem Grunde, weil viele Landsknechte Lutheraner waren, grausamer geworden sei, so dürfen wir erwidern, daß die Spanier und Franzosen, unter welchen doch keine Ketzer waren, Kirchen und Heiligthümer noch weniger schonten, als die Deutschen, und daß ja kurz vorher sogar die Soldaten des Kardinals Colonna den Vatican und die Peterskirche beraubt hatten. Wenn ein Trupp von Landsknechten eine Mummerei veranstaltete, wobei Kardinäle auf Eseln ritten und Luther zum Papst ausgerufen wurde, so war dies nicht mehr, als ein derber Soldatenspaß. Clemens VII. hatte sich bei der Erstürmung der Stadt in die Engelsburg geflüchtet, wo er dann enge eingeschlossen und belagert wurde. Bei dieser Gelegenheit prahlte der bekannte Künstler Benvenuto Cellini in seiner ruhmredigen, aber naiven Lebensbeschreibung, welche Goethe deutsch herausgegeben hat, daß er in der Engelsburg das Geschütz gerichtet habe und daß von ihm die ganze Generalität um Philibert würde niedergeschossen worden sein, wenn nicht Orsini ihn daran gehindert hätte. Wir lassen dahin gestellt sein, was an diesen Gasconaden wahr sein mag.

Das italienische Bundesheer war in zwei Abtheilungen, von welchen

die eine den Grafen Guido Rangone, die andere den Herzog von Urbino zum Anführer hatte, den kaiserlichen Truppen nachgefolgt; Rangone war aber nicht stark genug, und der Herzog von Urbino zauderte und zögerte, so daß beide Heere sich erst am 16. Mai bei Orvieto vereinigten. Um diese Zeit waren endlich Hugo von Moncada und der Cardinal Pompejus Colonna in Rom eingetroffen und hatten den Gräueln gesteuert, welche bis dahin Tag und Nacht fortgedauert hatten; sie konnten es aber nicht dahin bringen, daß Lannoy als Oberanführer anerkannt worden wäre. Der Letztere mußte vielmehr die Stadt wieder verlassen und das Heer erwählte, wie bereits gesagt worden ist, den Prinzen Philibert von Oranien. Dieser machte ernstliche Anstalten zur förmlichen Belagerung der Engelsburg, weil die Bundestruppen nach langem Bedenken nicht rathsam gefunden hatten, Rom anzugreifen, sondern nach Viterbo zurückgegangen waren. Ueberhaupt hatte der Papst damals keine Ursache von seinen Verbündeten viel zu hoffen; denn die Florentiner vertrieben den Alexander und den Hyppolytus von Medicis aus ihrer Stadt fort, die Venetianer rissen Ravenna und Cervia wieder vom Kirchenstaate ab, die Malatesta nahmen aufs neue Rimini weg und Alfons von Ferrara setzte sich wieder in den Besitz von Modena und Reggio.

Bis zum 5. Juni, also einen ganzen Monat hindurch, behauptete der Papst sich in der Engelsburg; an diesem Tage aber entschloß er sich, mit des Kaisers Raubschaaren zu capituliren, weil von seinen Verbündeten keine Hülfe zu erwarten war. Die Bedingungen, welche er gewähren mußte, waren unerfüllbar hart; denn die Officiere des kaiserlichen Heeres, mit denen er am 6. Juni capitulirte, forderten nicht blos unerschwingliche Geldsummen für sich, sondern auch Städte und Burgen für den Kaiser, sowie die Zurücknahme der gegen die Colonna's ausgesprochenen Censuren. Der Papst sollte 100,000 Dukaten sogleich, weitere 50,000 in 20 Tagen, sowie 250,000 in zwei Monaten zahlen und, bis die ersten 150,000 abgeliefert wären, unter der Aufsicht desselben Alarcon gefangen bleiben, welcher auch den König Franz I. in Gewahrsam gehabt hatte. Er sollte außerdem die Engelsburg, die Burgen von Ostia, Civita Vecchia und Citta Castellana dem Kaiser übergeben, sowie Parma und Piacenza räumen. Karl's V. Politik forderte freilich, daß er, der damals in Spanien war, sich stelle, als wenn er von diesem Allem nichts wisse und über die schnöde Behandlung, welche der gefangene Papst von seinem Heere erlitt, höchst unwillig sei; er erließ von Valladolid aus Schreiben an die europäischen Höfe, worin er zwar das Mißgeschick des Papstes als ein Strafgericht Gottes auslegte, dabei aber betheuerte, daß er selbst jenen Vorgängen fremd sei und dem heiligen Stuhl ergeben bleibe. Auch ließ er alle

Festlichkeiten, welche er wegen der Geburt eines Infanten (des späteren Königs Philipp II.) angeordnet hatte, wieder einstellen, erschien öffentlich in Trauerkleidern und beklagte laut den ganzen Vorfall. Allein er bemühte sich nicht sehr, dem Papst die Freiheit wieder zu verschaffen und auch die Vollziehung dessen, was die Soldaten demselben abgepeinigt hatten, unterblieb ohne sein Zuthun; denn Citta Castellana war schon vom Bundesheere besetzt, Andreas Doria weigert sich, die Kaiserlichen in Civita Vecchia einzulassen, und die Städte Parma und Piacenza hatten vom Papste insgeheim den Befehl erhalten, sich der Spanier zu erwehren. In Rom selbst wurden übrigens Tausende der zügellosen Soldaten durch die Pest hingerafft; dessen ungeachtet wollten sie die Stadt trotz der Befehle Philibert's nicht eher verlassen, als bis sie ihren Sold erhalten hätten.

Jetzt endlich regten sich die Könige von England und Frankreich, wie wenn sie die harte Gefangenschaft des Papstes rächen wollten. Allein vom König Franz waren, obgleich er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Spanien seinen Beitritt zur Clementinischen Ligue erklärt hatte, weder im Jahre 1526 noch 1527 Anstalten gemacht worden, dem unterdrückten Herzoge von Mailand Hülfe zu leisten. Franz gab deutlich zu erkennen, daß er die drohende Stellung nur aus dem Grunde angenommen habe, damit er den Kaiser zum Nachgeben in Betreff des Herzogthums Burgund und zur Befreiung seiner beiden Söhne bewege. Er hatte deshalb auch zu dem italienischen Bundesheere nur eine geringe Anzahl Truppen geschickt, welche der Markgraf von Saluzzo befehligte. Die Unterhandlungen der Franzosen mit Heinrich VIII. von England waren schon vor des Königs Franz Befreiung eingeleitet, die Hauptbedingungen aber nach seiner Heimkehr ausgemacht worden, und Heinrich war besonders dadurch gewonnen worden, daß Franz seine Unterstützung bei der damals sehr eifrig betriebenen Scheidung des englischen Königs von seiner Gemahlin, der Katharina von Aragonien, versprochen hatte.

Im Mai ward endlich ein bestimmter Plan zur Bekämpfung der spanischen Obmacht in Italien entworfen. Wolsey begab sich hierauf nach Amiens, wohin auch König Franz gekommen war (August 1527). Der englische Minister ward in Frankreich mit denselben Ehrenbezeugungen empfangen, mit denen man gekrönte Häupter zu empfangen pflegte. Der König selbst kam ihm zu Pferde bis auf eine Viertelmeile von Amiens entgegen. Karl V. wußte zwar durch Kabalen den Abschluß eines Offensiv-Bündnisses eine Zeit lang aufzuhalten; er konnte aber am Ende doch nicht verhindern, daß Franz I. und Heinrich VIII. am 18. August über vier Verträge mit einander einig wurden. In dem ersten dieser Verträge wurde das ewige Freundschafts-

Bündniß zwischen beiden Königen bestätigt; England erklärte alle Ansprüche auf das Königthum in Frankreich für aufgegeben. Der zweite setzte fest, daß Heinrich's VIII. Tochter Maria entweder mit Franz selbst oder mit dessen zweitem Sohne, dem Herzoge von Orleans, vermählt werden solle. Im dritten wurde ausgemacht, daß Heinrich ein halbes Jahr lang monatlich 30,000 Dukaten zur Führung des Krieges in Italien hergeben solle. Der vierte endlich enthielt die Bestimmung, daß die beiden Könige während der Gefangenschaft des Papstes weder in die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung willigen, noch irgend eine Bulle, die ihren Rechten oder den Rechten ihrer Unterthanen entgegen wäre, anerkennen wollten. Dies bezog sich, wie wir später sehen werden, auf die Scheidung Heinrich's VIII. von seiner Gemahlin, der Tante Karl's V.

Das Heer, welches den Papst befreien sollte, erschien schon im Juli in Italien, und der Markgraf von Saluzzo hatte den Auftrag, sich mit demselben zu vereinigen. Auch die Schweizer schickten zu diesem Heere 10,000 Mann, sie hatten aber dabei nur ihren Schützling, den Herzog von Mailand, im Auge; denn sie wollten den Franzosen nicht zur Eroberung von Neapel Hülfe leisten. Zum Oberbefehlshaber des auf 50,000 Mann angegebenen Bundesheeres ward auf ausdrückliches Verlangen des englischen Königs und der Venetianer Lautrec ernannt, welchem Heinrich VIII. den Sir Robert Jernigham als Commissär zur Befreiung des Papstes zur Seite gab. Als dieses Heer die Lombardei erreicht hatte, erschienen im September Cäsar Fregoso von der Landseite, sowie Andreas Doria zur See vor der Stadt Genua und nöthigten dieselbe, sich aufs Neue den Franzosen zu unterwerfen, deren Herrschaft den Genuesen bald sehr drückend ward. Lautrec selbst, welcher unterdessen siegend und erobernd vordrang, besetzte am 4. October die Stadt Pavia, welches acht Tage lang von seinen Truppen geplündert und mißhandelt wurde. Schon war Leyva, welcher in Mailand lag und nur wenige tausend Mann hatte, im Begriff, auch Mailand und Como zu räumen, als der Kardinal Cibo zu Lautrec ins Lager kam und ihn dahin brachte, daß er, anstatt Mailand zu bedrohen, zur Befreiung des Papstes gegen Rom marschire. Dazu verstanden sich jedoch die Schweizer, die nur für den Herzog Franz Sforza ausgezogen waren, durchaus nicht; sie zogen vielmehr nach Hause zurück und Lautrec verlor auf diese Weise 10,000 Mann. Statt nun seinen Marsch zu beschleunigen, blieb Lautrec Monate lang in Piacenza, vielleicht aus Furcht vor der Pest, welche auch den kaiserlichen General Lannoy und viele deutsche Soldaten im Kirchenstaate hinraffte. Nachher unterhandelte Hugo von Moncada, welcher dem Lannoy als Vice-König von Neapel nachfolgte, mit dem Papste, wäh-

rend Lautrec noch immer zauderte, um den Ausgang der Unterhandlungen abzuwarten, die sein König mit dem Kaiser angeknüpft hatte. Endlich verschafften die englischen Commissäre durch Bestechung dem Papste die Freiheit. Dieser entfloh am 9. December 1527 verkleidet nach Orvieto in das Lager der Verbündeten, gerieth aber hier durch den Besuch der englischen Gesandten in große Verlegenheit; denn sie verlangten von ihm in Betreff der Scheidung ihres Königs und der Königin Katharina Dinge, die Clemens nicht gewähren konnte, ohne den Kaiser, der Katharina's Neffe war, zu beleidigen, während er doch dessen Hülfe sowohl in Deutschland gegen die Ketzer, als auch in Italien für sich und seine Familie nöthig hatte.

Die Unterhandlungen zwischen Karl V. und den Königen von Frankreich und England, welche den französischen Feldherrn Lautrec 1527 in Oberitalien festgehalten hatten, scheiterten im Januar 1528 völlig; Franz und Heinrich schickten Herolde nach Spanien, welche am 28. dem Kaiser zu Burgos Fehde ankündigten und ihn herausforderten. Dem französischen Herold erklärte Karl, sein Herr sei ein nichtswürdiger Mann und ein Lügner; es wurde sogar zwischen beiden Herrschern ein Zweikampf verabredet, der natürlich nicht zu Stande kam. Lautrec begann seinen Zug gegen Neapel im Februar 1528, wobei er seinen Weg nicht durch den Kirchenstaat, sondern durch die Marken nahm. Er gebot über eine sehr zahlreiche Kriegsmacht, indem das ganze verbündete Heer sich an ihn angeschlossen hatte; doch glauben wir den Schriftstellern nicht, welche dieselbe auf 60- oder gar 80,000 Mann zu Fuß und 20,000 Reiter schätzen. Die Franzosen wurden in allen neapolitanischen Städten von dem alten Anhange des Hauses Anjou freudig aufgenommen, und im Monat Mai 1528 waren nur noch Neapel, Gaëta und Manfredonia von kaiserlichen Truppen besetzt. Unterdessen hatte Philibert von Oranien die Soldaten, welche vor dem Empfange ihres Soldes Rom nicht verlassen wollten, im Februar mit dem Lösegelde des Papstes bezahlt und war am Ende März nach Neapel gekommen. Vor dieser Stadt erschien Lautrec am 1. Mai. Hier erfocht dann der Neffe des Andreas Doria, Philipp Doria, mit den genuesischen Schiffen, mit welchen er dem König Franz noch bis Ende Juni 1528 zu dienen verpflichtet war, einen entscheidenden Seesieg. Die kaiserliche Flotte wurde ganz zu Grunde gerichtet und ihr Anführer, der Marquis del Guasto, gefangen genommen. Der Letztere benutzte aber nachher die Unzufriedenheit der beiden Doria über die Behandlung, welche ihre Vaterstadt von den Franzosen erlitt, um eine Verbindung zwischen Andreas Doria und dem Kaiser zu vermitteln. Die Genuesen beschwerten sich damals über sehr viele Dinge, besonders aber darüber, daß ihr Handel, namentlich ihr Salzhandel,

gedrückt und nach Savona gezogen werde. Lautrec empfahl seinem Könige, dem Doria zu willfahren; der Kanzler Duprat hintertrieb dies aber, und der König übertrug dem Herrn von Barbesieux, Franz von Rochefoucault, das Commando der Flotte, ohne zu bedenken, daß genuesische Seeleute eher einem Edeln ihrer Vaterstadt, als einem Franzosen folgen würden. Doria wartete, bis die Zeit seiner Verpflichtung vorüber war, kündigte dann den Franzosen auf, verließ die französischen Schiffe und begab sich mit den Seinigen in den Dienst des Kaisers.

Als dies geschah, war das Schicksal des französischen Hauptheeres unter Lautrec bereits entschieden. Während des Sommers waren Tausende der Franzosen dem Mangel und dem Klima erlegen und nebst ihrem Führer Lautrec von den Krankheiten hingerafft worden, welche eine Folge der Hitze und der ungesunden Stellung am Poggio Reale waren. Lautrec's Nachfolger im Commando, der Markgraf von Saluzzo, zog mit dem Heere nach Aversa, ward dort eingeschlossen und willigte im August 1528 in eine schimpfliche Capitulation, in Folge deren er mit allen Officieren in Kriegsgefangenschaft kam. In Calabrien wurde noch einige Zeit fortgekämpft.

Auch in der Lombardei war den ganzen Sommer hindurch gestritten worden. Dorthin hatte zuerst Herzog Heinrich von Braunschweig Deutsche geführt, welche den Kaiserlichen unter Leyva zum Siege verhalfen. Dann war der Herzog aber verdrießlich nach Deutschland zurückgekehrt und der Graf von St. Pol, welcher mit Schweizern den Verbündeten zu Hülfe kam, schien im Frühjahre 1529 eine Zeit lang die Oberhand zu haben, bis er am 21. Juni von Leyva bei Landriano gänzlich geschlagen und gefangen wurde. Um diese Zeit befreite Andreas Doria mit Hülfe des Kaisers seine Vaterstadt von den Franzosen. Er bewies bei dieser Gelegenheit Edelmuth und Patriotismus; denn er bat sich, als Karl V. ihm zur Herrschaft von Genua verhelfen wollte, die Wiederherstellung der alten republikanischen Freiheit als einzige Belohnung aus.

Italien war verödet, durch furchtbare Krankheiten, welche man insgesammt Pest nannte, verwüstet und entvölkert, und alle Parteien fühlten das Bedürfniß des Friedens. Dieser ward denn auch am 5. August 1529 zu Cambray unter dem Namen des Damenfriedens geschlossen, und machte den Kaiser zum Herrn von Italien und zum Schützer des Papstes und seiner weltlichen Absichten. Wir brechen hier ab und werden die Bedingungen der Verträge, welche Karl V. 1529 mit den verschiedenen Staaten Italiens und besonders mit dem Papste schloß, erst dann anführen, wenn wir vorher einen Blick auf die Bildung und Litteratur jener Zeit geworfen haben.

II. Litteratur und Bildung der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

1. Einleitende Bemerkungen.

Die Bildung und Litteratur Italiens hatte, wie früher gezeigt worden ist, im 16. Jahrhundert den Punkt erreicht, den die griechische Bildung und Civilisation zur Zeit der Ptolemäer, die römische in der Kaiserzeit und vielleicht auch die unserige jetzt erreicht hat, den Punkt nämlich, wo die schöpferische Kraft des Genies verschwindet und erschlafft und nur der kalte Verstand oder eine ganz wilde Phantasie die Litteratur beherrscht. Wir würden daher sogleich zu der neuen, den Zeiten und Umständen angepaßten Litteratur und Bildung, die im 16. Jahrhundert nach und nach jenseits der Alpen entstand, übergehen können, wenn nicht in dieses Jahrhundert einige Werke und Schriftsteller fielen, welche den Franzosen bis in die Mitte des 17., den Deutschen sogar bis in das dritte Viertel des 18. Jahrhunderts als Ideale und unübertreffliche Muster galten, weil die Sprache und Form derselben allerdings unübertrefflich waren. Die italienische Litteratur war gleich der griechischen vom Natürlichen zum Gekünstelten und Gezierten, vom Genialen zum Rhetorischen, Declamatorischen und Sentimentalen, von der kräftigen, mit wenigen Zügen mehr andeutenden, als ausführenden Rede zu einer breiten, buntfarbigen Sprache, welche besser zum Gesange, als zu ernster Rede paßt, von der Philosophie zur Sophistik übergegangen. Von einem Fortschreiten der Bildung konnte nicht mehr die Rede sein, sobald in Italien während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die politische Freiheit vernichtet war und nur noch diejenige Art von Kunst und Litteratur blühte, welche dem Luxus des Adels und der Schmeichelei der Höfe diente. Ein Fortschritt war allerdings zu bemerken, er war indessen blos scheinbar; die Entwickelung des realen und mathematischen Wissens aber und die Anwendung desselben auf das Leben, welche noch im Fortschreiten begriffen war, gehört nur den Hauptzügen nach in dieses Werk.

Wir gehen daher im Folgenden von dem Gedanken aus, daß die Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts im Wesentlichen eine die theologische oder theologisch-polemische und eine politisch-historische war. Die Erstere war den Völkern diesseits der Alpen eigenthümlich und wirkte in Deutschland, Preußen, Polen, Liefland, Kurland, Skan-

dinavien, England und Frankreich begeisternd oder auch fanatisirend; sie kann aber hier nicht im Einzelnen betrachtet werden, weil die Theologie und die Polemik in unseren Zeiten ganz anders, als in jenen Jahrhunderten behandelt werden und folglich diese ganze Litteratur ihr Interesse verloren hat. Umgekehrt verhält es sich mit der historisch-politischen Litteratur und mit der Sophistik diplomatischer Schreiberei; denn diese erreichte ihre Blüthe gerade in Italien, und die historischen und stylistischen Meisterstücke, welche dort im 16. Jahrhundert entstanden, sind bis auf den heutigen Tag Musterwerke geblieben. Wir werden indessen neben den letzten als klassisch anerkannten Dichtwerken Italiens und der historisch-politischen Litteratur dieses Landes auch der neuen Litteratur diesseits der Alpen in der Kürze gedenken müssen.

2. Italienische Litteratur.

a. Poesie.

Die germanischen Völker wurden bei ihrer Civilisation und in Rücksicht auf die Gattungen der Poesie in ähnlicher Weise irre geleitet, wie die nach Freiheit strebenden Nationen unserer Zeit auf einen falschen Weg des Constitutions-Wesens gerathen sind. In der Litteratur glaubte man nämlich nicht eher die Höhe der Civilisation erreicht zu haben, als bis alle Gattungen und Dichtarten der Alten in den neueren Sprachen wiederhergestellt und die Tragödie, die Komödie, das Epos, alle lyrischen Formen, die Satire, das Idyll und die anderen Poesieen der Alten neu geschaffen wären. Ebenso wollte man in neuerer Zeit bei den Staatseinrichtungen durchaus das Wesentliche und Unwesentliche der englischen Verfassung nachahmen und machte sich dadurch lächerlich. An und für sich war Beides nicht zu tadeln; denn in vielen Dingen war das Muster der Alten sehr nützlich, und die Hauptsache der englischen Verfassung besteht in dem, wonach alle Völker von Anbeginn aller Zeiten an strebten. Weil man aber gar keine Rücksicht auf die Ueberlieferung, auf die Anlagen und Bedürfnisse der verschiedenen Volksstämme, Zeiten und Umstände nahm, gerieth man in Kindereien und verfehlte das Ziel. Diese Andeutungen hier auszuführen, erlaubt der Raum nicht und ist auch dem Zwecke dieses Werkes fremd: wir erwähnen des Gedankens nur, weil das Streben, alle Gattungen der Alten wieder hervorzubringen oder gar zu übertreffen, schon im 16. Jahrhundert eine Entartung des Geschmackes in Italien erzeugte, welche später nach Frankreich verbreitet ward, noch ehe dort der wahre Geschmack sich geltend gemacht hatte. Wir werden deshalb auch, da wir keine Litteraturgeschichte schreiben, die Bemühungen, eine italienische Tragödie und Komödie zu erschaffen, nur im Vorbeigehen erwähnen, obgleich Ariosto und Machiavelli zu ihrer Zeit sich dadurch

einen Kranz verdienten. Die Zeit hat bewiesen, daß die Italiener zu sehr Meister des Possierlichen sind, um regelmäßige Komödien zu schaffen oder auch nur zu würdigen, und zu sehr Meister im Melodrama, um die eigentliche Tragödie zu schaffen oder zu pflegen. Hat doch in unseren Tagen der furchtbare Franzosen-Hasser Alfieri, als er endlich italienische Tragödien hervor gebracht zu haben glaubte, nur Gegenstücke zum französischen Pathos und Bombaste auf die Bühne gebracht!

Ein Epos, wie man das nennt, oder mit anderen Worten ein nationales Heldengedicht in Homer's Manier, hat, alles Redens und Treibens ungeachtet, keine der neueren Nationen hervorzubringen vermocht, wenn gleich die Deutschen und die Serben diesem Ziele am nächsten gekommen sein mögen. In Betreff der Deutschen meinen wir jedoch nicht etwa Klopstock, sondern das Nibelungen-Lied und die Gudrun, welche Beide auf unserem Boden gewachsen sind, nicht aber eine Nachahmung Homer's oder ein Fabrikat nach Aristoteles Regeln waren. Schon Virgil's Aeneide, durch Musik der Sprache, sowie durch Sentenzen und Reminiscenzen der Griechen bezaubernd, ist etwas ganz Anderes, als sie sein sollte, wenn sie auch noch so vortrefflich ist, was gewiß Keiner von uns leugnen wird, die wir aus der alten Schule sind und unseren Horaz und Virgil auswendig wissen.

Die Italiener hatten schon früher eine erzählende Form der Dichtung gesucht und gefunden, die wir hauptsächlich an dem Beispiele Pulci's und auch Bojardo's zu entwickeln gesucht haben. Diese Form war freilich nicht Homerisch, wohl aber ganz national, unterhaltend und ironisch. Man war jedoch damit nicht zufrieden und bestand darauf, einen Homer oder Virgil zu haben. Dies veranlaßte Tasso, zwei entgegengesetzte Elemente, das Epische und das Romantische, mit einander zu verbinden, was auf einen Abweg führen mußte. Homer's Gattung war ganz demokratisch gewesen und seine Könige nur die Ersten unter Gleichen; Virgil's Epos war aristokratisch, wie seine Idyllen; Tasso's Heldengedicht war, was man auch vom Singen desselben durch die venetianischen Gondoliere u. dgl. m. sagen mag, nicht volksmäßig, sondern monarchisch und dem Geschmacke der luxuriösen Zeit Leo's X., der Medicis und des Alfons von Ferrara angepaßt. Dies Alles schadet der Vortrefflichkeit der klassischen Werke jener Zeit durchaus nicht; unsere Bemerkungen sind historische, nicht kritische, da die Aesthetik nicht unser Fach ist. Es soll im Folgenden nur angedeutet werden, wie das romantisch-erzählende Gedicht des Mittelalters, welches dem Volke angehörte, durch Pulci und Andere mit einem Zusatze von Ironie, Spott und Verhöhnung des Volksglaubens der skeptischen Aristokratie des 15. Jahrhunderts nahe gebracht ward.

Ehe wir angeben, wie Ariosto, ohne an Homer oder Aristoteles zu denken, das von Bojardo und Berni Gesammelte zu einem originalen Heldengedicht benutzte, und ehe wir den Weg nachweisen, auf welchem später Tasso, der zehn bis elf Jahre nach Ariosto's Tode geboren war, das Heldengedicht und das Idyll dem entartenden Kunstgeschmacke anpaßte, muß gezeigt werden, daß gerade in diesem Jahrhundert, wo an den Höfen und in den Kreisen der hohen Aristokratie der verfeinertste Geschmack zu finden war, wo jede ketzerische Aeußerung, jedes revolutionäre Wort am schärfsten verpönt und am härtesten bestraft wurde, ebenso, wie zur Zeit Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. und zum Theil im 19. Jahrhundert, die allerfrevelhafteste und keuschen Seelen unerträglichste Dichtung, Satire und Erzählung ein sehr großes Publikum fanden und reichlichen Ertrag brachten. Um dies zu beweisen, braucht man nur einen einzigen Schriftsteller, welcher an Unverschämtheit, Gemeinheit und Schmutz Alles übertraf, was bis auf Voltaire's Pücelle Schändliches und Niederträchtiges gedichtet, geschrieben und gedruckt worden ist, anzuführen und die Bemerkung hinzuzusetzen, daß derselbe vom Papste gehegt, von Karl V. und sämmtlichen Fürsten seiner Zeit geehrt und reich beschenkt und von der sonst unerbittlich grausamen und strengen aristokratischen Regierung Venedig's bis zuletzt geschützt worden ist. Dieser Schriftsteller ist unter dem Namen **Peter Aretinus** oder **Peter von Arezzo**, der ihm nach seiner Vaterstadt gegeben wurde, am bekanntesten. Er war von Jugend auf ein boshafter, liederlicher Knabe und wurde schon frühe aus seiner Vaterstadt verjagt, erwarb sich aber dessen ungeachtet in einer Zeit, wo Witz und Bosheit für Genie galten, sehr bald einen ausgebreiteten Ruf, weil er gleich dem Franzosen Voltaire der Sprache, des beißenden Spottes und der Verskunst mächtig war wie wenige seiner Zeitgenossen. Ihm zu Ehren wurden kunstreiche Denkmünzen geprägt, welche auf der einen Seite sein Bildniß zeigen, auf der anderen Fürsten, die ihm ihre Gaben darbringen. Leo X., der an seinem monarchisch glänzenden, von Künstlern und Gelehrten über Alles gepriesenen Hofe solche Leute versammelte, fand an Aretin's empörend schmutzigen Gedichten Gefallen und gab ihm ein Aemtchen.

In Rom machte Aretinus die Bekanntschaft des **Nicolo Franco**, welcher dieselbe ärgerliche und gotteslästerische Schriftstellerei trieb wie er, zuletzt aber dafür schwer büßen mußte. Dieser half dem Aretinus mit den gelehrten Kenntnissen aus, die demselben mangelten. Daß Leute wie Nicolo Franco und Peter Aretinus nicht lange Freunde bleiben konnten, versteht sich von selbst; sie belustigten nachher durch ungezogene und gemein schimpfende Satiren, die sie gegen einander schrieben, über zwanzig Jahre lang das vornehme Publikum ihrer

Zeit. Nicolo Franco schrieb in lateinischer und italienischer Sprache ein Buch, dem an grober Anstößigkeit nur Aretin's Schriften gleich kommen. Dasselbe besteht aus 218 Satiren gegen Aretinus und enthält vielleicht das Anstößigste und Schlüpfrigste, was je geschrieben worden ist. Dessen ungeachtet ward ein solches Buch im Lande des gläubigsten Zelotismus zwischen den Jahren 1543 und 1548 nicht weniger als dreimal neu aufgelegt*). Wir führen daher auch sowohl Nicolo Franco, als Peter Aretinus nur an, um zu zeigen, welche Leute und welche Schriften man in Italien duldete, während Savonarola, Ochino, Peter Martyr und andere fromme Männer verbrannt oder verjagt wurden. Nicolo Franco trieb sein Wesen über fünfundzwanzig Jahre lang in Rom; zuletzt machte er es aber dem Papst Pius V. zu arg und dieser ließ ihn 1569 aufknüpfen.

Peter Aretinus war um kein Haar besser, weder als Mensch noch als Schriftsteller; er ward aber weltberühmt, und Städte und Fürsten huldigten ihm. Er mußte freilich Rom verlassen, als Giulio Romano oder sogar, wie oft geglaubt wurde, Rafael seine Meisterschaft in sechszehn vortrefflich ausgeführten, aber jedes reine Gemüth empörenden Zeichnungen von abscheulicher Wollust bewiesen hatte und Aretinus zu diesen Zeichnungen, welche Marcus Antonius von Bologna (Marc-Antonio Raimondi) eben so vortrefflich in Kupfer gestochen hatte, sechszehn sonnetti lussuriosi dichtete. Aretinus begab sich von Rom nach seiner Vaterstadt Arezzo und zeigte hier eine wahre diplomatische Meisterschaft, weil er durch seine giftigen Angriffe und Pasquillen immer Denjenigen, der ihm nicht schaden konnte, verletzte, und dagegen seinen Stachel dem lieh, der im Vortheile war oder ihn reichlich beschenkte. Er erhielt von dem französischen König Franz I. eine Ehrenkette, sowie vom Papste die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, und wurde, als er in Begleitung einer venetianischen Gesandtschaft zu Kaiser Karl V. kam, von diesem mit mehr Aufmerksamkeit behandelt, als irgend einer der Gesandten. Da Aretinus eben so prahlerisch und gemein, als beißend, boshaft und im Ausdrucke gewandt und dabei zugleich aller Schwächen seiner Zeit, sowie der Laster und Wollüste der Fürsten und der regierenden Aristokratie kundig war, so rühmt er selbst von sich, er sei mächtiger und gefürchteter, als Papst und Kaiser. Die Stelle, in welcher er dies ausspricht, kann uns zeigen, wie bescheiden er sich auszudrücken pflegte. Sie lautet: „Was wollt ihr? Ich

*) Es hat den Titel: Commentario sulla Priapea, di Nicolo Franco. Schon die Dedication beweist die Frechheit eines Auswurfes der menschlichen Gesellschaft. Sie lautet: Agli infami principi dell' infame secolo suo Nicolo Franco Beneventano (den infamen Fürsten seines infamen Jahrhunderts Nicolo Franco aus Benevent).

bin dem Sophi von Persien und dem indischen Mogul bekannt; in der ganzen Welt ist keiner meinem Ruhme gleich. Ja, was wollt ihr? Die Völker zahlen den Fürsten Tribut, und diese zahlen mir, ihrem Sklaven und ihrer Geißel, schuldige Steuern" *).

Da wir Deutschen in dem elenden Menschen und seinen schändlichen Schriften schwerlich etwas Ausgezeichnetes erkennen werden, und da auch Montaigne, der doch zuweilen in argem Schmutz Witz und Philosophie findet, dem Aretinus nur ein mittelmäßiges Genie zugesteht, so müssen wir bemerken, daß ausgezeichnete Italiener doch anders denken. Alfieri, der mit so unerhörtem Fleiße seine Sprache studirte und sie vom Opern-Ton und von weiblicher Zartheit wieder zur alten männlichen Kraft zurückzuführen suchte, gesteht ein, daß er den Dialogen des Aretinus in Rücksicht auf Sprache und Manier sehr viele Belehrung verdanke. Uebrigens darf Aretin's Glück uns nicht befremden, denn er war ein ächter Italiener, hatte Naturgaben, fürchtete weder Gott noch Teufel, und kannte die verworfensten Lüste seiner entarteten Landsleute, der verdorbenen Höfe und der im Müßiggang schwelgenden Geistlichen. Seine Werke sind, mit Ausnahme der von ihm geschriebenen Komödien, von der Art, daß sich die Titel derselben zum Theil nicht ohne Erröthen nennen lassen; glücklicher Weise aber sind sie auch sehr selten. Seine Komödien allein sind frei von Schmutz und durchaus volksmäßig; es ist deshalb auch schade, daß man in Italien wegen der herrschenden Stegreif-Komödie und wegen der Oper die regelmäßige Komödie (Commedia del arte) verschmähte, welche Aretinus ebenso, wie Ariosto und Machiavelli, vortrefflich behandelt hat.

Aretin's bittere Satire zeigt die Stimmung einer Zeit, in welcher der Unwillen eines Volkes, das von Fürsten und Päpsten vermittelst gedungener Soldaten seiner politischen und religiösen Freiheit beraubt worden war, sich durch heftige Ausfälle Luft machen wollte. Dies wäre leicht nachzuweisen, wenn hier die lange Reihe der Männer, welche im sechszehnten Jahrhundert Meister des höhnenden Spottes waren, angeführt werden dürfte. In Florenz zeichnete sich die niedere Klasse durch Witz und Originalität so sehr aus, daß während des sechszehnten Jahrhunderts zugleich ein Schuster und ein Schneider dieser Stadt in der Litteratur-Geschichte unsterblich geworden sind. Der Schuster Gelli nämlich schrieb vielgelesene Dialoge oder eine Art von Lucianischen Gesprächen, und als derselbe 1569 starb, hielt

*) Pietro Aretino ist nicht, wie Frau von Staël irrthümlich angibt und wie ihr oft nachgeschrieben worden, in der Kirche Santa Croce von Florenz (der Ruhmeshalle von Toscana), sondern in San Luca zu Venedig begraben.

ihm der Schneider **Michael Capri** eine Leichenrede, welche für ein Meisterstück italienischer Volksberedsamkeit gilt.

Den Ton Aretin's mußten selbst die Männer aus den höheren Klassen anstimmen, wenn sie ihren Zeitgenossen genügen wollten; denn diese forderten, daß man ihre Unterdrücker nicht mit Glimpf und Feinheit, sondern mit tödtlichen Waffen und mit Grobheit angreife. Ariosto und Nelli fanden daher für ihre klassischen, in der monarchisch-aristokratischen Manier des Horaz geschriebenen Satiren zwar Leser, aber kein Publikum. **Berni** dagegen war mehr nach dem Geschmack seiner über Tyrannen und Tyrannei heftig erbitterten Landsleute. Seine Satiren sind nicht so schmutzig, als die des Aretinus, aber fast noch heftiger*).

In Betreff des Epos war, wie früher angegeben worden ist, eine Anzahl Dichter beschäftigt, das Material eines Heldengedichtes nach Homer's Muster zusammenzusetzen, und Bojardo brachte dasselbe in einer ungeheueren Masse von Versen an das Licht. Bojardo's Werk ermangelte jedoch der Form. Drei italienische Dichter des 16. Jahrhunderts versuchten daher, die Aufgabe zu lösen, ihrer Nation ein Heldengedicht zu verschaffen, zwei von ihnen aus dem von Bojardo gesammelten Material, der dritte aber aus einem romantischen Stoffe, dem er eine klassische Form zu geben suchte, nach welcher die beiden

*) Wir wollen nur zwei Proben geben, und zwar in der Ursprache, weil jede Uebersetzung, wenn sie auch noch so vortrefflich ist, den Charakter derselben verwischen muß. Wir wählen zuerst seine Verse gegen Papst Hadrian VI. Dieser war eines Schneiders Sohn, worauf der letzte Vers hindeutet, von Geburt ein Niederländer, Karl's V. Statthalter in Spanien und der Nachfolger des Florentiners Leo X., weßhalb die Tedeschi, die Marrani und die Fiorentini erwähnt werden. Die Stelle lautet:

O poveri infelici cortegiani,
Usciti delle man dei Fiorentini
E dati in preda a Tedeschi e Marrani,
Che credete che importin qnegli uncini,
Che porta per impresa qnest' Arlotto,
Figliol' d'nn cimador de' panni lini?

Die zweite Probe mögen die Verse abgeben, in welchen Berni den Alexander von Medicis verwünscht, der durch Clemens VII. den Florentinern aufgedrungen wurde und in Florenz eine seit den Zeiten Caracalla's unerhörte Grausamkeit und Wollust übte:

Empio signor, che de la roba altrui
Lieto ti vai godendo e del sudore:
Venir ti possa un canchero nel cuore,
Che ti porti di peso ai regni bui.
E venir possa nn canchero a colui (Clemens VII.),
Che di quella città ti fe' signore.
E s'egli è altro che ti din favore,
Possa venir un canchero anche a lui.

Anderen nicht strebten. Diese drei Dichter waren: Ariosto, welcher bis zum Jahre 1533 lebte und dichtete, Berni, dessen Tod wahrscheinlich im Jahre 1537 erfolgte, und Tasso, der bis 1595 lebte.

Berni und Ariosto hielten sich, ohne auf die Regeln des Aristoteles Rücksicht zu nehmen, an Bojardo's verliebten Roland oder mit anderen Worten an die poetischen Volksmärchen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, welche durch das ganze Mittelalter hindurch im Munde des Volkes gewesen und durch die Bänkelsänger erhalten worden waren. Berni (Bd. VIII., S. 464), ein sehr witziger und satirischer Kopf, folgte genau dem Bojardo und überarbeitete ihn nur, ging aber mit den Paladinen und ihren Thaten auf ähnliche Weise um, wie Pulci im Morgante; nur trieb er es nicht so arg, wie dieser. Er entfernte aus dem erst durch ihn zu Ansehen gebrachten Orlando inamorato des Bojardo die schleppenden Verse, die sich in demselben fanden, bearbeitete die anderen, feilte sie aus und behielt die naive und nationale Art der Erzählung bei, schob aber Sentenzen und besonders viele Witze ein *). Er benutzte dabei die Fortschritte, welche die italienische Sprache in seinem Jahrhundert durch die Bemühungen der klassisch Gelehrten und der zahlreichen Schriftsteller gemacht hatte.

Ariosto (Lodovico degli Ariosti, geb. 1474 zu Reggio) hat allerdings auch den scherzhaften, oft ironischen Ton der erzählenden Volks-Poesie beibehalten, und Wieland, Alxinger und Nicolai haben diesen in Deutschland, wo er, weil wir anderer Natur sind, als die Italiener, etwas affectirt herauskommt, nachgeahmt, so kleinstädtisch auch ihr Witz oft erscheint. Das Großartige von Ariosto's Manier, das Wunderliche und Wunderbare mit dem Ironischen, Durchdringenden und Erhabenen zaubernd zu verbinden, entgeht zwar dem gewöhnlichen Leser; der Kenner der Alten aber findet in Ariosto's rasendem Roland ähnliche Reize der Form und der Darstellung, wie er sie in Plato's Dialogen bewundert hat. Ariosto hat durch das Fließende und Natürliche seiner Verse, durch ihren nicht im geringsten erkünstelten Wohlklang, durch die fortreißende Gewalt, die Fülle und den Strom seiner Rede, durch die Kraft des Ausdruckes und die Wahl der einzelnen Worte die Italiener so bezaubert, daß er ihnen, wie Homer den Griechen, Muster und Quelle der ächt italienischen Poesie geworden ist. Seine Einbildungskraft ist, nur auf andere Weise, fruchtbar und unerschöpflich, wie die des Dante. Natürlichkeit, Färbung und Wahrheit zeichnen alle seine Beschreibungen aus; er erklärt nicht, er beschreibt nicht, sondern bringt Alles unmittelbar vor die Augen. Irrig ist es, wenn man seine Art zu erzählen, darum tadelt, weil er nicht Homerisch erzählt;

*) Er fügte, wie die Italiener sagen, copia di lepidezze hinzu.

Digitized by Google

denn er hat ja gerade dadurch einen großen Vorzug vor Tasso, daß er nicht Virgil oder Homer, sondern nur Italiener und Kind seiner Zeit sein will. Dies vergaß Alfieri, als er dem Ariosto vorwarf, daß er seine Geschichten so oft abbreche, um später wieder anzuknüpfen. Dieser eingebildete Fehler lag ja schon in den Quellen, denen Ariosto folgte, und noch mehr in der zutraulichen, die Leser als gute Bekannte gemüthlich begrüßenden Manier, welche den Italienern so sehr an ihm gefällt. Wer übrigens auch nur die ersten Stanzen jedes Gesanges gelesen hat, wird wissen, daß Ariosto, trotz seiner munteren Scherze und trotz des sich Gehenlassens seiner Manier, durchweg an den passenden Stellen ebenso erhaben und ernst sein kann, als Aristophanes in den Chören seiner oft unfeinen Lustspiele war. Wir weisen auf zwei Stellen aus Ariosto's Heldengedicht hin, die in demselben nahe bei einander stehen; aus der einen erkennt man den Ernst seiner philosophischen Bemerkungen, aus der anderen den leichten Fluß seiner Verse und die Lebendigkeit wie den Reiz seiner Beschreibungen. Wir wollen jedoch nur die eine in der Uebersetzung beifügen, weil es bei der anderen unmöglich ist, die Musik der Sprache im Deutschen wieder hervorzubringen *).

Torquato Tasso, dessen Vater Bernardo, aus Bergamo gebürtig, als Dichter mit seinem romantischen Epos „L'Amadigi" selbst neben Ariosto Beachtung fand, war 1544 zu Sorrento geboren. Seine Jugend fällt demnach in die Zeit der Restauration der päpstlichen Kirche und des Katholicismus; in eine Zeit also, wo sogar in Italien die tonangebende Gesellschaft es angemessen fand, daß den Gebilden der Kunst und Poesie ein ernster Hintergrund gegeben werde. Dieser Aufgabe hat er, seiner ernsten Sinnesart entsprechend, schon durch die Wahl des Gegenstandes entsprochen; zudem wollte er den Forderungen

*) Die eine dieser Stellen ist die erste Octave (Stanze) des sechsten Gesanges und lautet nach der Uebersetzung von Gries:

Unselig, wer, schlecht handelnd, sein Verbrechen
Auf immerdar in Nacht verborgen denkt!
Denn, schweigt auch Alles: rings die Lüfte sprechen,
Die Erde selbst, in die er's eingesenkt;
Und Gott, verschob er lang' auch, sich zu rächen,
Macht, daß die Unthat oft den Thäter lenkt
Und daß er selbst, ob Keiner ihn befrage,
Unüberlegter Weise sich verklage.

Die andere Stelle, 20—22 desselben Gesanges, enthält die entzückende Beschreibung einer Zauberinsel, wobei dem Dichter die großartigen Gartenanlagen des Herzogs von Ferrara vorschweben mochten; hier ist jedoch der Wohlklang des Originals nicht zu entbehren. Göthe hebt es als den Hauptwerth der Gries'schen Uebersetzung hervor, daß man beobachte, wie „die buntbewimpelte südliche Lustjagd auf den Wogen unserer ernsten Sprache sich bewegt."

der klassischen Gelehrten seiner Zeit, der durch die Grammatik und Rhetorik der beiden letzten Jahrhunderte gebildeten neuen Generation, er wollte den Höfen und Damen genügen, welche eine Epopöe in Virgil's Manier wünschten. Seinen Zweck hat er erreicht. Daß er sich zu Ariosto und zu Dante, ja selbst zu Berni so verhält, wie Euripides zu den vor seiner Zeit lebenden Tragikern, schadet seinem Verdienste keineswegs; denn seine Zeiten und alle folgenden haben für Fortschritt im Wesen genommen, was Vollendung der Form war. Wer wollte es wagen, sein einzelnes Urtheil dem so vieler Generationen entgegen zu setzen*)? Was dieser und jener bei ihm vermissen mag, das fehlte der Zeit, für welche Tasso arbeitete. Wenn wir daher im Folgenden nicht unbedingt zu loben scheinen, so geschieht dies blos, weil wir in ihm, dem Vollender der Form, dem Meister der Sprache des Gesanges, welche Dante's Kraft und Ariosto's Natürlichkeit verschmähte, auf dieselbe Weise wie im Euripides den Höhepunkt der Civilisation erblicken, welcher überall und immer in jedem menschlichen Dinge der Anfang des Sinkens ist. Tasso wählte einen Stoff aus dem Kreise der Gedichte der Ritterzeit, aber nicht aus dem der Paladine Karl's des Großen oder der Tafelrunde, sondern der heiligen Züge nach Jerusalem. Er besang, wie Bojardo, Ariosto und Berni, Liebe, Ritterthum und christlichen Eifer; aber er ließ Ironie und Scherz hinweg, und ward sentimental und galant. Er gebrauchte Wunder und Zauber, gab aber auch den Heiligen, den Reliquien und besonders der Hierarchie die gebührende Ehre.

Tasso gebraucht die Aeneide nicht wie Dante, um Virgil's Reflexion und poetische Declamation zu vergeistigen und in eine neue, christlich-aristotelische Philosophie umzuwandeln, sondern um sie zu umschreiben und zur Unterhaltung oder zum Vorlesen passend zu machen. Er verfährt auf gleiche Weise mit den Alten, wie Virgil mit dem Homer; man kann ihn daher mitunter ebenso durch beigefügte Stellen der Alten erklären, wie Heyne in seinen Noten den Virgil durch die Homerischen Stellen erklärt hat. Dem Dante und dem Ariosto merkt der Freund der Alten allerdings überall an, welche Stelle eines alten Dichters ihnen vorschwebte; aber eigentliche Reminiscenzen findet man bei ihnen nur wenige. Bei Tasso verhält es sich damit ganz anders**). Dies nimmt dem Werke nichts von seinem Werthe; es zeigt aber, daß

*) Doch hat sowohl die Akademie della crusca in Florenz, wie der große Galilei sich mit Entschiedenheit auf die Seite Ariosto's gegen Tasso gestellt.

**) Wie dies zu verstehen sei, wird man gleich aus den ersten Versen des befreiten Jerusalem sehen, wo das „Canto l' arme pietose e 'l Capitano" des Virgil Arma virumque cano nur umschreibt, das „Musa, tu che non di caduchi allori" an Dante's Verse erinnert, und das „Così porgiamo" bloße Uebersetzung der Verse des Lucretius ist.

Tasso — worauf es hier allein ankommt — in einer Zeit lebte, welche in Gedichten mehr das Ansprechende, als das Originale, Geniale und Tiefe suchte. Tasso hat daher auch die Regeln des Aristoteles ziemlich genau beobachtet und, um sein Publikum nicht zu ermüden, den Umfang seines Gedichtes mehr beschränkt, als seine Vorgänger. Bojardo's Werk ist gleichsam ein großes Magazin von Heldenmärchen. Berni konnte ebenfalls kein Ende finden, und Ariosto, welcher die Bekanntschaft mit dem „verliebten Roland" voraussetzt und eine Art Fortsetzung desselben gibt, hat in der ersten Auflage (von 1516) 40 und in der zweiten umgearbeiteten (von 1533) 46 Gesänge, deren jeder aus etwa 80 gereimten Octaven besteht. Wie sehr übrigens Tasso auf den akademischen Geschmack seiner Zeit Rücksicht nahm, läßt sich auch daraus erkennen, daß er bei seinem Aufenthalt in Frankreich einige Proben aus seinem Heldengedichte dem berühmten Ronsard vorlegte, dessen Schule fast einzig auf Nachahmung der Alten ausging.

So romantisch das „befreite Jerusalem" (in der ersten Bearbeitung Goffredo, d. i. Gottfried von Bouillon, genannt) sonst auch ist, so suchte Tasso sich doch dem Historischen zu nähern oder vielmehr das Historische in das Poetische aufzunehmen, ohne zu bedenken, daß beide Dinge durchaus unverträglich sind. Das Historische im Homer und Virgil ist Mythe oder nationale Ueberlieferung aus dunkeler Urzeit, mit der man machen kann, was man will, und Lucan's Pharsalia ist kein Heldengedicht, sondern die poetisch-historische Erzählung eines Stoikers. Tasso folgt den Berichten der Schriftsteller aus der Zeit der Kreuzzüge, die er noch in der Handschrift benutzen konnte, oft so genau, daß man seine Verse nicht selten als historische Ergänzung oder Erklärung der urkundlichen Geschichten benutzen kann.

Dieselbe Manier, dasselbe Travestiren Virgil's, dieselbe Sentimentalität, nach welcher Tasso im Heldengedichte strebte, suchte er auch im Idyll. Durch sein Hirtendrama „Amyntas", dessen Aufführung der Herzog von Ferrara anordnete, wurde Tasso der Schöpfer der Schäferdichtung, welche von ungemeinem Einfluß war, indem sie zu einer Zeit, wo das poetische Ritterthum völlig verblaßte, der verwöhnten Gesellschaft eine ideal stylisirte Naturwelt vorführte. Indessen ist hier von der Höhe, auf welcher er als Meister der Form, der Sprache und der Empfindung steht, zur Ausartung durch Guarini's „Pastor Fido" nur ein sehr kleiner Schritt. Da die Ausartung der italienischen Poesie durch Guarini und durch Marini mit der Entstehung der klassischen französischen Poesie, besonders aber mit der Wiedererweckung der alten, echten Komödie durch Moliere im 17. Jahrhundert nothwendig zusammenhängt, so versparen wir die Bemerkung über das Verhältniß von Tasso's Amyntas zu Guarini's Pastor Fido und zu Marini's

litterarischen Kunstarbeiten auf den Abschnitt über die französische Litteratur jenes Jahrhunderts. Tasso's Dichterruhm stand übrigens gegen Ende seines Lebens so fest, daß man bereits die Absicht hegte, ihn auf dem Capitol festlich krönen zu lassen, was ihn für manches erlittene Mißgeschick entschädigt haben würde; doch erkrankte er vor der Ausführung und starb 1595 im Kloster San Onofrio bei Rom.

Was endlich in der Zeit der Renaissance die Italiener im Drama leisteten, trägt bei allem darauf gewandten Talente doch den Charakter des Schulmäßigen. Wir erwähnen den auch durch ein episches Gedicht über den Ostgothenkrieg*) bekannten Trissino, dessen Trauerspiel „Sophonisbe" Leo X. im Jahre 1516 mit höchster Pracht aufführen ließ. Es ist in reimlosen elfsilbigen Jamben abgefaßt. Bezeichnend ist die Vorliebe, welche man gerade diesem Stoffe (s. Bd. III., S. 46), oder auch der „Kleopatra", überall zuwandte, wo eine dramatische Dichtung in antikem Geschmacke gegründet werden sollte; denn beide Heldinnen bewegen sich auf dem Schauplatze der antiken Welt, boten aber doch dem modernen Dichter, der das Galante und Gefühlvolle nicht entbehren mochte, hierfür willkommene Anknüpfungen dar.

Die lateinische Dichtung in Italien erreichte im Anfang des 16. Jahrhunderts ihren Höhenpunkt in zwei Dichtungen, welche christlich-religiöse Stoffe behandeln. Wenigstens glaubten viele classisch gebildete Zeitgenossen, daß die Verfasser den Ruhm der großen Alten erreichen würden. Die eine dieser Dichtungen, von Sannazaro aus Neapel, behandelte Maria und die jungfräuliche Geburt Christi (de partu virginis**). An Ruhm wie an poetischem Verdienst übertraf ihn Marius Hieronymus Vida, der um 1480 zu Cremona geboren wurde; sein litterarisches Ansehen gewann er vorzugsweise in den gelehrten Cirkeln, die unter Julius II. und noch mehr unter Leo X. zu Rom blüheten. Der Letztere war von einer Dichtung Vida's über das Schachspiel so entzückt, daß er ihn veranlaßte, sein großes Talent dem höchsten aller Gegenstände zu widmen und ein Epos über den Heiland, eine „Christias" zu dichten. Dasselbe wurde erst unter Clemens VII. vollendet, der den Dichter zum Bischof von Alba erhob. Vida's große Dichtung ist in einem klaren und edlen Styl gehalten und enthält schwungvolle Darstellungen in virgilischem Tone; auch ist nicht zu verkennen, daß er zuweilen in das eigene, von den Kämpfen der Zeit be-

*) Italia Liberata da' Goti; der Stoff war sehr anziehend in einer Zeit, wo Italien sich nach Befreiung von den über die Alpen herandringenden „Barbaren" sehnte.

**) Von Sannazaro ist ein Gedicht zum Lobe Venedigs vielverbreitet, das, aus nur sechs Zeilen bestehend, ihm von der Republik ein ungewöhnlich reiches Geldgeschenk eintrug.

wegte Innere greift. Noch der berühmte Pope verheißt ihm Unsterblichkeit, freilich mehr wegen seiner kleineren Gedichte; die Christiade wurde auf Schulen gelesen und erklärt. Immerhin war es ein Irrthum Leo's, wenn er meinte, durch die Größe der Aufgabe dem Genie Vida's auch einen größeren Spielraum zu verschaffen; die Vorzüge der Lateindichter blieben nur einem kleineren Kreise zugänglich, der das Sinnige und Geistreiche zu würdigen geeignet war, während ein Epos des volksthümlichen Widerhalles bedarf. Große Anerkennung fand Vida mit einem Lehrgedicht von der Seidenzucht; über den Stoff wird man sich nicht wundern, wenn man hört, daß einer der berühmtesten Lateindichter jener Zeit, Fracastoro, sich einen damals öfters poetisch behandelten medicinischen Gegenstand wählte (de morbo Gallico). Vida wohnte noch dem Concil von Trient bei und starb 1566. Nicht als Schriftsteller ersten Ranges, aber als feine Geister und als ächte Vertreter der Bildung und Geschmacksrichtung ihrer Nation in der Zeit der Renaissance kann man zwei Männer betrachten, die von Leo X. zu apostolischen Secretären ernannt wurden: Sadoleti und den späteren Kardinal Peter Bembo. Von dem Letzteren als Gönner und Schützer ist fast bei jedem größeren Unternehmen in Kunst und Litteratur die Rede; von Sadoleti besitzen wir unter Andern ein schönes Gedicht zum Preise der neu aufgefundenen Laokoongruppe.

Daß auch in Italien die Richtung auf das Kunstschöne, auf einen heiteren, geschmackvoll erhöhten Lebensgenuß keineswegs ein aufrichtiges Wahrheitsstreben und eine ernste Vertiefung ausschloß, ist selbstverständlich. An edlen Gemüthern, welchen die Entsittlichung und Verweltlichung der Geistlichkeit Anstoß gab, fehlte es nicht, und gerade bei den größten Künstlern, wie Michel Angelo, ist eine Nachwirkung vom Geiste Savonarola's erkennbar. Zudem lehnte sich die Bildung der höher gesinnten Geister vielfach an Plato an, und der Idealismus, welchen man aus demselben einsog, hatte mit der Lehre von der Beseligung durch den Glauben, die Luther's Ausgangspunkt war, eine innere Analogie. Dem „Oratorium der göttlichen Liebe", in welchem nach italienischer Art diese Gesinnungen gesellig gehegt wurden, gehörten weltliche und geistliche Große an. Vor Allem gibt sich die Lebhaftigkeit und die schöne Wärme, womit man sich diesen Beschäftigungen hingab, in dem Antheil kund, welchen edelgesinnte Frauen daran nahmen. Die Herzogin Renata von Ferrara, die durch ihre Geburt dem französischen Königshaus angehörte, Mutter der Prinzessinnen Lucretia und Leonore, welche als Freundinnen Tasso's berühmt sind, hatte sich den Lehren der Reformation zugewandt und bereitete sich dadurch viele Leiden. Von größerer geistiger Bedeutung ist Vittoria Colonna, die Gemahlin des berühmten Feldherrn

Pescara, bei dessen Tode Vida ein schönes Trostgedicht an sie richtete. Diese hochbegabte Dame war 45 Jahre alt, da sie sich mit dem um 15 Jahre älteren Michel Angelo innig befreundete. Beide waren durchdrungen von dem einzigen Werthe der Demuth und Gnade, von dem Bedürfniß einer inneren sittlichen Läuterung für das Gemüth des Einzelnen und namentlich für die Kirche Christi im Großen und Ganzen. Die Wirksamkeit der ewigen Liebe in uns, die wir durch Selbstverleugnung bethätigen sollen, ist der Grundgedanke mehrerer Sonette, die wir noch von ihr besitzen. Daß eine so tief gehende Bewegung auf den äußeren Gang der Dinge in Italien nicht einzuwirken vermochte, ist nur zu begreiflich. In diesem Lande war das Streben, die Leitung der Christenheit zu behalten und an der Spitze des europäischen Geisteslebens zu bleiben, allzu mächtig. Als die Religionskriege in Deutschland begannen, wurde man auch in Rom ernster; mehrere Päpste von düsterer Sittenstrenge traten auf. Indem nun diese ebenfalls, wie die Reformfreunde, auf moralische Zusammennahme drangen und wenigstens auf einige Zeit Lebensernst und Disciplin herstellten, glaubten Viele, die bisher unzufrieden gewesen, ihre Hauptforderung sei nun erfüllt; Andere waren eingeschüchtert, und nur Wenige, wie Peter Martyr, Ochino, Paleario glaubten den offenen Kampf weiter führen zu müssen.

b. Lionardo da Vinci, Rafael, Michel Angelo.

In die Zeiten Julius II. und Leo's X. fällt jene Epoche der Kunstblüthe in Italien, welche im Laufe der gesammten Weltgeschichte nur an der athenischen unter und nach Perikles ihres Gleichen hat; auch insofern, als bei keinem anderen Volke den großen Künstlern ein so weit verbreitetes Verständniß entgegen kam. In der Entwickelung jeder Kunst folgt auf unbehülfliche Anfänge, bei allmählicher Läuterung des Ausdrucks und der Empfindung, eine Periode, in welcher die Kunstmittel bereits erworben, die Schwierigkeiten überwunden sind, wo aber der Geist noch mächtig ist und ein Versinken in bloße Routine, Glätte und Zierlichkeit noch nicht aufkommen läßt. In Italien besonders hatte sich der natürliche Schönheitssinn an den Werken des Alterthums geschult und mit seinem geistigen Marke genährt; durch Wohlstand, ja durch Glanz des öffentlichen Lebens unterstützt, fanden die Künstler in der christlichen Sage eine reiche Welt von Gestalten vor, welche sie aus den Schranken des hervorgebrachten Typus zu befreien und schön zu beseelen wußten. Die drei großen Männer, an welche sich die Schöpfung des Erhabensten und Schönsten in der Malerei und Bildhauerei vorzugsweise anknüpft, **Lionardo da Vinci** († 1519), **Rafael Sanzio** oder **Santi** aus Urbino (1483 — 1520) und **Michel Angelo Buonaroti** (1475—1564) besaßen die Ge-

sammtbildung ihrer Zeit und waren in den verschiedensten Leistungen groß; bekanntlich ist Lionardo, den man auch als Tänzer, Fechter und Reiter gerühmt hat, als Mathematiker, Mechaniker und Naturforscher von nicht geringer Bedeutung; Michel Angelo aber übertraf nicht nur als Maler, Bildhauer und Baumeister fast sämmtliche Zeitgenossen, sondern ist durch anatomische Kenntnisse bemerkenswerth und dabei ein Dichter voll Kraft und Tiefe. Rafael erscheint uns weniger in diesem Lichte, weil er außerhalb Italiens durch Staffeleibilder oder Nachbildungen derselben am bekanntesten ist, auch weil bei diesem einzig organisirten Menschen selbst in den erhabensten Schöpfungen keine Spur von mühsamem Aufgebote der Kraft und des Nachdenkens sich kundgibt, sondern überall das Gepräge der siegenden Anmuth und Schönheit zu walten scheint. Auch wollen wir nicht behaupten, daß Rafael ein eigentlicher Gelehrter war; aber er vermochte die Ergebnisse der ganzen geistigen Arbeit des Jahrhunderts in sich aufzunehmen, und als ihn Leo X. zum Aufseher der römischen Alterthümer ernannte, setzte er die größten Kenner durch seine genialen Entwürfe zur Reconstruction des ehemaligen Roms in Erstaunen. So umfassend war der Wirkungskreis dieser Gewaltigen, welche die Kunst zu ihrer Höhe brachten und welchen man in diesem Betrachte noch den deutschen Albrecht Dürer beigesellen kann; während in späteren Epochen, in Holland und anderwärts, der Künstler auf den engsten Umfang von Gegenständen sich einzuschränken pflegte, um durch Uebung der Meisterschaft das Gebiet der Kunst zu erweitern.

Wir dürfen weder die Vorgänger noch die Nachfolger der drei genannten Meister anführen und auch diese selbst nicht in einer Weise, die der Kunstgeschichte angehört, besprechen, wenn wir anders den Plan und Rahmen dieses Werkes irgendwie beibehalten wollen. Selbst so große Namen wie Titian (1477—1576), den Karl V. mit Ehren überhäufte und der ein fast 100jähriges Leben mit reicher Thätigkeit ausfüllte, und wie Andere, welche in Venedig, dem Charakter des dortigen Volksthums entsprechend, eine Welt voll Pracht und Farbenglanz schufen, müssen diesem Rahmen fremd bleiben. Zudem ist in den letzten Jahrzehnten die Kunstgeschichte so vielseitig und selbstständig behandelt worden, daß wir unsere Leser für nähere Belehrung auf allbekannte Werke*) verweisen können. Wir geben hier nur Notizen

*) Die Lehrbücher von Kugler, Lübke, Schnaase; das Leben Michel Angelo's von Hermann Grimm. Durch Bezugnahme auf culturgeschichtliche Grundlage und glänzende Behandlung des Einzelnen zeichnen sich die Abhandlungen von A. Springer, durch Festhaltung des leitenden Fadens das ebenso reichhaltige als zuverlässige Werk von Carriere aus: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung" (Leipzig, Brockhaus, 1871).

über einige Kunstschöpfungen, die durch ihren Werth und ihre Wirkung allerdings weltgeschichtlich sind. Wie sehr übrigens, zugleich mit einer genialen und losen Moral, ein durchgebildeter Kunstsinn die italienische Gesellschaft erfüllte, kann der Deutsche aus der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini erkennen, die Goethe übersetzt hat. Cellini hat sich in der Bearbeitung edler Metalle zu Schalen, Geräthen und Kleinodien jeder Art erfindungsreicher und vollendeter bewiesen als in seinen wenigen größeren Sculpturwerken.

Die Lebensläufe der größten Künstler Italiens sind von einem Schüler und Freund Michel Angelo's, Vasari, in einem umfangreichen Werke dargestellt worden, das an der Spitze der Kunstlitteratur steht wie Herodot an der Spitze der historischen oder Plutarch der biographischen. Die Wärme, Treuherzigkeit und Lebendigkeit der meisten dieser Schilderungen (denn einige sind von parteiischem Urtheil nicht frei) sichert ihnen das Interesse aller Zeiten, wenn auch die einzelnen Angaben der Kritik unterzogen werden müssen; denn die Zeitgenossen ließen es sich nicht nehmen, die Geschichte der großen Maler und Bildhauer mit Anekdoten auszuschmücken, die nachher in der Ueberlieferung eine kaum vertilgbare Dauerkraft zeigen.

Lionardo da Vinci hat die Bildnißmalerei auf eine vorher nie erreichte Höhe gebracht und das Porträt der Mona Lisa Gioconda, an dem er Jahre lang gearbeitet haben soll (jetzt im Louvre) ist in dieser Beziehung von entscheidendem Einfluß gewesen. Während seines 17jährigen Aufenthaltes in Mailand führte er im Refectorium (Speisezimmer) eines Klosters jenes berühmte Wandgemälde in Oel aus, das den Heiland mit den 12 Aposteln beim Abendmahl darstellt und das vielleicht mehr als irgend ein neueres Bild durch Wiedergabe jeder Art bekannt ist. Die herrliche, übersichtlich klare Benutzung des Raumes, die in wunderbarer Weise abgestuften Empfindungen, die sich bei den großartig gefaßten Persönlichkeiten kundgeben, lassen es als ein Meisterwerk des Verstandes und der Phantasie erscheinen. Dieses Bild ist im Laufe der Zeit so verdorben, daß man zu seiner Würdigung älterer Stiche bedarf, die noch aus den Zeiten seines guten Zustandes herrühren. Um das Jahr 1506 wollte die Signorie zu Florenz einen großen Saal mit Kriegsbildern aus jenem langjährigen Kriege schmücken lassen, welche mit der Unterwerfung von Pisa endete; sowohl Lionardo da Vinci als Michel Angelo fertigten zu diesem Zwecke Zeichnungen an, die gewöhnlich die Cartons von Pisa genannt werden und mit deren Entstehung sich wohl, insofern man bei solchen Dingen einen Zeitpunkt feststellen kann, die Epoche der höchsten Kunstblüthe beginnen läßt. Das Werk Michel Angelo's ergriff die Zeitgenossen lebhafter, vielleicht weil er darin eine vorher noch nicht ge-

kannte Meisterschaft in der Behandlung des menschlichen Körpers zeigte; denn es stellte Kriegsleute dar, die, vom Feind überrascht, aus dem Bade steigen. Lionardo verließ bald darauf Florenz und erhielt später die Gunst des Königs Franz I., auch starb er 1519 in Frankreich, doch nicht, wie man sich phrasenhaft ausdrückt, in des Königs Armen.

Auch Michel Angelo verließ bald nach der Vollendung jener Cartons Florenz auf längere Zeit und begann seine großen Arbeiten im Auftrag des kraftvollen und kriegerischen Papstes Julius II. Das Grabdenkmal, das er für diesen bei seinen Lebzeiten entwarf, sollte aus einer kolossalen Gruppe zahlreicher Marmorfiguren bestehen; doch wurde es nach mehr als 30jähriger Zögerung in sehr beschränktem Maaßstab in der Kirche des heiligen Petrus in Fesseln (San Pietro in vincoli) aufgestellt, von welcher Julius als Kardinal seinen Titel geführt hatte. Der Haupttheil dieses Denkmals ist die gewaltige Statue des sitzenden Moses mit wallendem, verschlungenem Bart. Dieses Werk wird zu denen gezählt, um deren willen man den Meister den großen Bildhauern des Alterthums zunächst stellt; und doch tritt gerade bei ihm eine heftig bewegte Stimmung in die Außenwelt, wie sie den Sculpturwerken der Griechen meist fern blieb. Zunächst wurde Michel Angelo mit dem Ausmalen der Decke jener Kapelle des Vaticans beauftragt, die nach ihrem Erbauer, Papst Sixtus IV., die Sixtinische heißt. Er verschmähte den Beistand der Künstler, die unter seiner Leitung arbeiten sollten, und vollendete dieses Wunderwerk der Wandmalerei in der Zeit von 22 Monaten allein. Die in abgegrenzte Felder vertheilten Darstellungen beziehen sich auf die biblische Urgeschichte; bei der Schöpfung Adams staunt der neuere Beschauer darüber, daß der erste Mensch mit der Fingerspitze das Leben gleich einem elektrischen Funken aus der Hand Gottes zu ziehen scheint. Längs der Decke stellen sich die Kolossalbilder der Propheten und Sibyllen als Vorboten des christlichen Glaubens dar, jene im Judenthum, diese im Heidenthum.

Julius II. gedachte ernstlich daran, den Vatican durch Ausschmückung im größten Styl zum ersten Gebäude der Welt zu erheben. Als Rafael, kaum 25 Jahre alt, nach Rom kam, erhielt er den Auftrag, den Saal auszumalen, in welchem die päpstlichen Erlasse ausgefertigt wurden und der daher stanza della segnatura genannt wird. Hier stellte er die höchsten Thätigkeiten des Geistes, die Theologie oder das Nachdenken über göttliche Dinge, die Philosophie, die Rechtskunde und die Poesie in Gruppenbildern dar. Das erste derselben, welches sich auf die göttliche Weisheit und ihre Lehrer bezieht, wird die Disputa genannt, wobei man jedoch den Gedanken fernzuhalten hat, daß dasselbe

eine Disputation darstellen solle. In dem Gesammtbilde der philosophischen Richtungen, der sogenannten „Schule von Athen", stehen sich Plato als Greis und Aristoteles in kräftigem Mannesalter gegenüber, Ersterer nach oben, nach der Heimath ewiger Ideen, Letzterer auf den Boden deutend, der realen Grundlage des Beobachtens und Erlernens. Auf diesem Bilde hat Rafael auch an bescheidener Stelle sich selbst und seinen Lehrer Peter Vanucci, von seinem Wohnort Perugino genannt, erscheinen lassen. Das kleinere Gemälde dieser Stanza, welches der Poesie gewidmet ist, zeigt große Dichter von Homer bis Dante um den Apollo gruppirt, der seltsamer Weise nicht die Harfe, sondern die Geige führt. Von den übrigen großen Fresken im Vatikan hat Rafael einige nur unter seiner Leitung ausführen lassen. Zum Verständniß der Gegenstände darf man nicht vergessen, daß die katholische und insbesondere die von den Päpsten begünstigte Kunst gern sinnbildliche Beziehungen hervorhebt. So sind unter den Thaten älterer Päpste vorzugsweise solche verherrlicht, welche durch einen Leo vollzogen wurden, und die Befreiung des Apostels Petrus aus der Gefangenschaft deutet auf die Verhaftung und Befreiung des Kardinals von Medici nach der Schlacht bei Ravenna.

Die Deckengemälde der sixtinischen Kapelle waren seit einigen Jahren beendigt, als Leo den Plan faßte, den unteren Raum der Langseiten, wo Säulengänge sich hinziehen, mit gewirkten Teppichgemälden verhängen zu lassen, zu welchen Rafael die Zeichnungen lieferte. Die Gegenstände wurden aus der Apostelgeschichte gewählt; die überaus würdige, reiche und erhabene Auffassung zeigt uns in den Gestalten ein großartiges, hohes Menschengeschlecht. Diese Teppiche wurden mit äußerster Pracht in Gold und bunten Farben zu Arras gefertigt und hängen gegenwärtig neben einander in einer Gallerie des Vaticans; von den Cartons aber, die Rafael schuf, haben sich mehrere erhalten, und einige derselben, bis vor Kurzem in Hampton-Court (dem Palaste Wolsey's und später Cromwells bei London), gehören zu den höchsten Leistungen der zeichnenden Kunst. Fast gleichzeitig wurde Rafael von Leo mit der Leitung des Baues der Peterskirche und mit der Oberaufsicht über die römischen Alterthümer betraut; auch wurde unter seiner Leitung der Pfeilergang vor einem der oberen Stockwerke des Vaticans, die sogenannten Loggien, mit biblischen Darstellungen, die Pfeiler selbst aber mit unerschöpflich abwechselnden Arabesken und Ornamenten geschmückt. Rafael starb am Charfreitag 1520, erst 37 Jahre alt. —

In demselben Jahre begab sich Michel Angelo im Auftrage des Papstes nach Florenz, um in der Kirche San Lorenzo die Grabmäler Julian's und Lorenzo's von Medicis (Bruders und Neffen des Pap-

stes) zu arbeiten. Die Arbeit hatte anfangs wenig Fortgang. Dafür errichtete der Künstler im Auftrage Clemens VII. die herrlichen Räume, in welchen später die Biblioteca Mediceo-Laurentiana aufgestellt wurde. Unter demselben Papst hatte die Stadt Florenz, wie wir noch sehen werden, ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen einen Papst, der ihr Mitbürger war und gegen den Kaiser zu vertheidigen; damals begab sich der große Künstler in die kurz vorher von ihm verlassene Vaterstadt und betheiligte sich mannhaft und mit Aufopferung an dem vaterländischen Kampfe, wobei seine Kenntnisse in mechanischen Dingen gute Dienste leisteten. Erst im Jahre 1534 wurden die beiden Denkmäler aufgestellt, die an Kunstwerth und geistiger Höhe weit über die Bedeutung der Männer, denen sie gewidmet waren, hinausgingen. Besonders die Statue Lorenzo's ist, wie wir schon erwähnt haben, durch die meisterhaft ausgeführte nachdenkende Stellung berühmt geworden. Das edle, bekümmerte Antlitz läßt uns die Gemüthsstimmung des Künstlers und Patrioten erkennen, der fast gleichzeitig einen Bruttuskopf meißelte. Bald nachher verließ Michel Angelo Florenz für immer. In Rom knüpfte er jene hohe Freundschaft mit Vittoria Colonna an. Der gewaltige Künstler, der zugleich ein strebender und frommer Denker war, fühlte sich im Alter vereinsamt. Er übernahm die Oberleitung des Baues der Peterskirche, um Gottes und seiner Gnaden willen, und schlug jede Bezahlung dafür aus. Vor ihm hatten Bramante, Rafael, Peruzzi daran gearbeitet; ihm allein aber gehört der mächtige und herrlich durchgeführte Gedanke an, den Mittelbau mit einer Kuppelrotunde zu krönen, deren Spitze die Höhe von 457 Fuß erreicht. Nach seinem Tode (1564) wurden die Bemühungen, die Peterskirche zum ersten Gebäude der Christenheit zu machen, fortgesetzt; sie sollte ein Sinnbild des siegend und triumphirend aus dem Kampf hervorgegangenen Katholicismus sein.

c. Geschichte.

Das wichtigste litterarische Ereigniß des 16. Jahrhunderts ist unstreitig die Entstehung der Kirchengeschichte als einer Wissenschaft und ihre eigenthümliche Behandlung im päpstlichen Sinn und Geist durch die Kardinäle Baronius und Raynaldus, sowie im katholischen, aber antipäpstlichen durch Paul Sarpi und im protestantischen durch die sogenannten Magdeburger Centuriatoren. Da jedoch die Arbeiten der Letzteren die der Ersteren erst hervorgerufen haben, so müssen die Bemerkungen über die italienischen Kirchenhistoriker und deren Arbeiten auf den nächsten Band verschoben werden.

Wir werden aus diesem Grunde hier nur von der politischen Geschichte reden, welche im 16. Jahrhundert unter den Italienern dieselbe

Richtung erhielt, die sie in unseren Tagen vielfach genommen hat, indem sie rhetorisch, sophistisch, diplomatisch und politisirend ward. Daß das Wesen leidet, wenn die Form vorzugsweise berücksichtigt werden muß, daß die einfache Philosophie des Lebens verschwindet, wenn der Geschichtschreiber, um nützlich zu sein, um berühmt oder auch nur gelesen zu werden, das schreiben muß, was die sogenannte gebildete Welt seiner Zeit und ihre Staatsmänner von ihm fordern, oder was z. B. in Frankreich das bethörte Volk seiner Zeit von einem Lamartine und Louis Blanc erwarteten, leuchtet von selbst ein. Man kann daher in den italienischen Geschichtschreibern des 16. Jahrhunderts ebenso, wie im Tasso, große Eigenschaften und ein ausgezeichnetes Künstler-Genie bewundern und ihre Leistungen dankbar anerkennen und dennoch einsehen, daß sie Kinder einer übergebildeten Zeit waren und derselben ihre Arbeit anpassen mußten. Das Letztere ist das Einzige, was hier, wo von eigentlicher Litteraturgeschichte und von vollständiger kritischer Würdigung der einzelnen Schriftsteller die Rede nicht sein kann, berücksichtigt werden darf. Wir geben jedoch nur Winke und Andeutungen, keine Regeln, keine Charakterschilderungen oder Orakel; dies müssen wir bemerken, um nicht das Ansehen zu haben, als ob wir dem, was einmal fest steht, widersprechen oder das, was aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet, unstreitig groß ist, verkleinern wollten. Nur ein Thor oder Tyrann wird leugnen, daß Dinge, welche der Beifall der Zeiten und die Mehrheit der Stimmen sehr hoch gestellt hat, nicht ohne guten Grund diese Stelle einnehmen; die Mehrheit und die Gelehrten haben aber ebenfalls Unrecht, wenn sie es dem, der sich durch eigenes Forschen und Denken seine besondere Ansicht gebildet hat, verargen, daß er diese ihnen ausspricht.

Während des fünfzehnten Jahrhunderts suchten, wie bereits früher bemerkt worden ist, die ersten Männer Italiens in allen Städten und Gegenden die Geschichte ihres Vaterlandes in klassischem Latein zu behandeln, weil alle Aktenstücke, diplomatischen Noten, Briefe u. s. w. in dieser Sprache verfaßt wurden und weil folglich jeder Diplomat und Minister mit gutem Latein innig vertraut sein mußte. Dies änderte sich, als die italienische Sprache vollständig ausgebildet war und die alte Civilisation wiederkehrte. Wir reden daher hier nur von den Männern, welche in ihrer Muttersprache die Geschichte ihrer Zeit geschrieben haben. In diesen allein kann man den Charakter der Zeit erkennen, weil Diejenigen, welche, um anerkannt zu werden, Lateinisch schrieben, sich bis zum Lächerlichen und Albernen romanisiren mußten. Nichtsdestoweniger findet sich unter den lateinischen Geschichtschreibern, welche Muratori in seiner großen Sammlung der italienischen Geschichtsquellen herausgegeben hat, eine Anzahl ausgezeichneter Werke;

wir haben es aber hier nicht mit der Kritik der historischen Quellen des 16. Jahrhunderts, sondern mit dessen Geist und Bildung zu thun. Wir wollen uns damit begnügen, blos an einigen wenigen Männern und ihren Werken nachzuweisen, daß auch die ausgezeichneten, noch immer als klassisch geltenden historischen Werke den Charakter des Jahrhunderts an sich trugen; dies schadet ihnen bei Denen, welche zu urtheilen verstehen, so wenig, daß es vielmehr ein Tadel wäre, wenn sie, was unter den Deutschen oft der Fall war, nicht Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes, sondern Gestalten in des Thucydides oder des Tacitus Kleidern gewesen wären.

Unter den Geschichtschreibern ist aus vielen Ursachen zuerst Nicolo Machiavelli, geb. 1469 in Florenz, zu nennen. Eine bloße Andeutung seiner Wirksamkeit im Leben wird zeigen, daß derselbe die politische Weisheit der philosophischen und religiösen vorziehen mußte, und daß er, gewohnt mit meisterhafter Kunst, Sophistik und Eleganz des Styles geschriebene politische und diplomatische Schriften abzufassen, eher das Kluge und Nützliche, als das Weise, Wahre und Gute zu empfehlen geneigt war. Wir finden ihn bei seinem Eintritte ins öffentliche Leben als Republikaner im Dienste der aristokratischen Partei von Florenz, folglich als einen Gegner der Medicis, welche an der Spitze der demokratischen Partei standen. Kosmus von Medicis und seine Söhne dachten wie Cäsar, Machiavelli dagegen dachte, so lange die Umstände der Aristokratie günstig waren, wie Cicero. In dieser Zeit war er nicht blos Staatssecretär der Republik Florenz, sondern er hatte auch als Gesandter die wichtigsten Geschäfte zu leiten, welche ein Mann von strengen Grundsätzen nimmer hätte übernehmen können oder, wenn er sie übernommen hätte, schlecht geführt haben würde. Machiavelli ward 1499 zum Intriguiren an den Grafen von Forli gesendet. Er reiste viermal (1500, 1503, 1510 und 1511) zu ähnlichen Zwecken an den französischen Hof. Er ward ebenso nach Pisa geschickt und war 1502 der Vertraute des Cäsar Borgia, welchen er als den Meister einer um Moral ganz unbekümmerten Politik bewundert. In den Jahren 1503 und 1506 kabalirte er zu Rom; welche politische und historische Weisheit man aber dort suchte und ehrte, wird aus dem, was früher erzählt worden ist, leicht zu schließen sein. Im Jahre 1505 wurde Machiavelli nach Perugia geschickt, sowie damals und nachher (1509) noch einmal nach Mantua und an den Herrn von Piombino, 1504 aber dreimal nach Siena und 1507 an Kaiser Maximilian I. Später diente er einer ganz anderen Art Politik, als er 1521 nach Carpi und 1523 nach Venedig gesendet wurde. Noch im Jahre 1526 schickte ihn seine Vaterstadt an Guicciardini, welcher damals den Angelegenheiten des Papstes in der Lombardei

vorstand. Aus allem diesem ergibt sich, daß man, um die zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenen historischen und politischen Urtheile und Ansichten Machiavelli's richtig zu beurtheilen, zuerst vorzüglich seine Gesandtschaftsberichte oder die Briefe an seine Regierung (Signoria) studiren muß. Diese Berichte kann ein Diplomat nicht ungelesen lassen; sie zeigen aber zugleich, daß der Politiker sich mit vollem Vertrauen aus Machiavelli's Schriften bilden kann, der Historiker dagegen sie mit derselben Vorsicht lesen muß, mit welcher der Deutsche Johannes von Müller's Werke lesen wird. Machiavelli's Berichte, welche unter dem Titel Legazioni 1767 zum ersten Male in Florenz erschienen sind, füllen zwei Bände der Mailänder Classici Italiani. Man findet in denselben die ganze Feinheit eines gebildeten Italieners aus der höchsten Klasse der Gesellschaft, sowie alle Bildung und Gelehrsamkeit eines der besten Kenner der Alten, zugleich aber auch alle Kniffe und alle Verschlagenheit einer sophistischen, der Treue, Wahrheit und Religiosität völlig ermangelnden Generation.

Im Jahre 1512 ward Machiavelli nebst Capponi, Peter Paul Boscoli und einigen anderen Freunden der alten aristokratischen Republik, schuldig oder unschuldig, in den Prozeß wegen einer Verschwörung, welche die Vertilgung der ganzen in ihre Vaterstadt zurückgeführten Familie Medicis beabsichtigt hatte, verwickelt und durch die Folter in einen schrecklichen Zustand versetzt. Damit begann für ihn eine Zeit der Entfernung vom politischen Treiben, welche von 1513 bis 1519 dauerte und für ihn herber war, als alles Andere. In dieser Zeit arbeitete Machiavelli seine Schriften aus, welche, so vortrefflich sie auch sind, doch gleich den Gedichten Lord Byron's überall den unruhigen und unbefriedigten Charakter ihres Verfassers verrathen. Die vorzüglichsten Männer der drei letzten Jahrhunderte und besonders die zahlreichen Politiker unserer, zu Machiavelli's Staatskunst zurückgekehrten Zeit, sowohl die liberalen als ihre Gegner, erheben ihn freilich bis in den Himmel. Sie mögen vom genialen Standpunkte aus Recht haben; wir reden nur von dem Eindrucke, den diese Meisterarbeiten, welche in einem hinreißenden Style geschrieben sind und ein großes Genie, vieles Talent und eine seltene Fähigkeit der Darstellung beweisen, auf eine unbefangene, gottergebene Seele machen. Allen politischen und historischen Schriften Machiavelli's scheint uns ein Satz zu Grunde zu liegen, der für uns trostlos ist, wenn man auch eingestehen muß, daß er für den Kreis der Erfahrungen Machiavelli's allerdings wahr war. Dieser Satz ist der Gedanke, daß es in allen menschlichen Dingen weder auf Religion noch auf Moral, sondern lediglich auf Klugheit, Macht und Gewalt ankomme. Machiavelli

übeersiht dabei durchaus zu welchen furchtbaren Resultaten dies, als allgemeine Wahrheit angenommen, führen würde.

Da das aristokratische Rom und das oligarchisch regierte Venedig Machiavelli's Ideale waren und da seine eigenen Erfahrungen in einer Zeit, wie die früher von uns beschriebene war, ihn leiteten, so war es ihm leicht, die römische Geschichte seiner Politik anzupassen. Dies geschah in den Vorlesungen über Livius (Discorsi sulla storia di Tito Livio), denen die Vorträge zu Grunde lagen, welche er der aristokratischen Jugend von Florenz in den Gärten Ruccelai's gehalten hatte. In diesen Betrachtungen über römische Geschichte, deren anderweitiges Verdienst zu allgemein anerkannt ist, als daß wir hier, wo wir keinen kritischen Zweck verfolgen, von demselben reden dürften, sucht Machiavelli den von Rom und vom alten Florenz begeisterten Jünglingen in der Art der alten Redner und mit deren Talent zu beweisen, daß die römischen Einrichtungen unübertrefflich gewesen seien. Er übersieht dabei ganz, daß Größe und Glanz von Güte und Vortrefflichkeit für alle Bürger ohne Unterschied durchaus verschieden sind, was gewöhnlich auch unsere Anglomanen vergessen. Es wird übrigens seiner Gelehrsamkeit und seiner diplomatischen Fertigkeit im Sophistisiren leicht, die Verfassung Rom's durch Beispiele des damaligen England und Frankreich und des Kaiserreichs zu Tacitus' Zeit hervorzuheben und den Beweis zu führen, daß alles Spätere schlechter gewesen sei. Er entschuldigt als Staatsmann und Sophist einer glänzenden Zeit, wie die seiner Jugend war, alle Gräuel; jede Streitigkeit des Volkes und der Partricier wird bei ihm unbedeutend; die politische Religion der Römer erscheint ihm vortrefflich, die christliche dagegen wird in den Schatten geschoben, oder er stellt es in Abrede, daß es im Sinn ihres Stifters gelegen habe, eine hierarchische Staatsreligion aus ihr zu machen. Vom Papstthum und dessen Macht in Italien leitet Machiavelli den Verfall Italiens her. Dabei wird mit einer solchen Kunst und Gelehrsamkeit das Wahre zur Unterstützung des Halbwahren oder gar des Falschen gebraucht, daß die größten Alterthumsforscher entzückt gewesen sind, weil sie hier das bewiesen zu finden glaubten, was sie so sehnlich bewiesen zu sehen wünschten. Uebrigens sind Machiavelli's Discurse über Livius sehr ausführlich und das Verständniß derselben erfordert ein fleißiges Studium des Alterthums, sowie eine genaue Kenntniß der Aristotelischen Grundsätze der Staatsweisheit; sie sind daher auch von Denen, welche in unseren Tagen am lautesten von ihnen geredet haben, schwerlich verstanden, vielleicht nicht einmal immer aufmerksam gelesen worden.

Machiavelli's sieben Bücher vom Kriege (della guerra) zeigen ihn als einen über seine Zeit erhabenen Mann und als einen historischen

Politiker, welcher die Mängel der Menschen und Regierungen seiner Zeit durchschaute, die rechten Mittel ihnen abzuhelfen angab und eben deshalb kein Gehör fand. Er bemüht sich, die Italiener aus dem Schlummer der Weichlichkeit und Verwöhnung, in welchen sie versunken waren, zu erwecken und auf die Ursache ihrer von den Ausländern zur Unterdrückung Italiens benutzten Schwäche aufmerksam zu machen. Er zeigt ihnen das Verderbliche des Systems, Leute, welche für Geld gemiethet sind (Condottieri), für sich kämpfen zu lassen; er ertheilt ihnen den Rath, eine Art Landwehr zu bilden, und benutzt, um denselben recht eindringlich zu machen, den damals in Italien neu erwachten Enthusiasmus für das alte Rom und dessen Einrichtungen. Seine genaue Kenntniß der Geschichte wird bei dieser Gelegenheit nicht sophistisch, sondern historisch benutzt. Machiavelli zeigt nämlich den Italienern, daß ein Claudius Marcellus, ein Marius, die Scipionen, ein Julius Cäsar ganz allein mit Italienern alle jene Nationen besiegt haben, welche zu seiner Zeit Italien unterdrückten.

Diese Schrift hatte Machiavelli für seine jungen Freunde Buondelmonte und Ludwig Allemanni bestimmt, welche auch zu dem Kreise gehörten, für den er die Vorlesungen über römische Geschichte gehalten hatte. Ihnen zu Gefallen schrieb er noch ein anderes Büchlein, durch welches er dem Einwurfe zu begegnen suchte, daß das, was zur Zeit der alten Römer in Italien möglich gewesen sei, jetzt nicht mehr möglich sein würde. Dieses Buch ist die Biographie des Castruccio Castracani. Die Beziehungen desselben auf den Zweck aller Schriften Machiavelli's, seine Landsleute aus dem Schlummer der Ueppigkeit und Weichlichkeit zu kräftigem Patriotismus und edlem Nationalgefühle zu erwecken, scheint Vielen, die über Machiavelli geschrieben haben, entgangen zu sein. Selbst Ginguenée, welcher im Anfange des achten Bandes seiner italienischen Litteraturgeschichte sehr ausführlich über Machiavelli handelt, hat die eigentliche Bedeutung jenes Buches nicht hervorgehoben, obgleich er sie, nach einer anderen Stelle zu urtheilen, geahnt zu haben scheint. Machiavelli wählt nämlich, weil er überhaupt die Geschichte nicht als Zweck oder mit anderen Worten als Darstellung des Geschehenen, sondern nur als Mittel behandelte, den Bürger eines kleinen Staates wie Lucca, um handgreiflich zu machen, daß ein Mann von Kraft und Talent auch noch im gesunkenen Italien, von kleinem Anfange beginnend, sich und sein Vaterland groß machen könne. Er bleibt auch in diesem Buche dem politischen Grundsatze getreu, den er, durch eine lange Erfahrung belehrt, dem Jesuitismus und der gleißnerischen Pfaffenweisheit, mit welcher die Fürsten und Pfaffen seiner Zeit das Volk bethörten und unter ihr Joch brachten, entgegensetzt. Diesen Grundsatz legt er seinem Helden in den Mund,

wenn er ihn sagen läßt: „Der Mensch dürfe vor nichts zurückbeben, er müsse Alles versuchen, Alles wagen; Gott sei immer nur mit dem Starken, er ertheile stets dem, der Etwas habe, noch mehr, und nehme dem, der wenig habe, auch noch das, was er habe. Dies gehe daraus hervor, daß Gott ja den Schwachen immer in die Hand des Starken gebe." Dieser Ausspruch war jedoch nicht so frevelhaft gemeint, als es scheinen könnte. Es ist ein bloßer Satz aus dem Kreise der Erfahrungen Machiavelli's und es versteht sich dabei von selbst, daß, wer wagt und versucht, sich auch der Gefahr zu unterliegen und umzukommen aussetzt, da das Leben einer Lotterie verglichen wird.

In dieser Lebensbeschreibung war das eigentlich Historische Nebensache, und Machiavelli nahm es damit gar nicht genau; Aldus Manutius der Jüngere hat sich daher auch ganz umsonst über dieselbe ereifert. Dieser grundgelehrte Mann hat sich durch Reisen, Forschen, Prüfen und Erkundigen alle Mühe gegeben, um die historischen Schwächen und Mängel Machiavelli's aufzudecken und den Beweis zu liefern, daß der große Mann die Erforschung der Thatsachen vernachlässigt habe. Es kommt für Machiavelli's Hauptzweck auf die Punkte, welche Aldus berichtigt haben soll (denn wir selbst haben sein Buch nicht gesehen) gar nicht an. Indessen wäre doch, und zwar der historischen Forschung wegen, zu wünschen, daß des Aldus Schrift*) weniger selten wäre, als dieselbe sein soll. Ginguenée hat diese Schrift ebensowenig zu Gesicht bekommen, als Renouard, der doch den Werken der Aldinischen Druckerei sein ganzes Leben gewidmet hat. Als politische Belehrung ist das Buch vortrefflich, als Geschichte schlecht, als Biographie mittelmäßig, da nicht nur die römische Eleganz, welcher Machiavelli in demselben ebenso, wie in der Florentinischen Geschichte, die Einfalt und ungeschmückte Wahrheit opfert, einen unangenehmen Eindruck macht, sondern auch die Charakterschilderung am Schlusse schlaff ist und der dichterischen Dreistigkeit Plutarch's ermangelt.

Das einzige ganz eigentlich historische Werk Machiavelli's, seine 8 Bücher Florentinischer Geschichten**), sind dem Papst Clemens VII. gewidmet, was schon darauf deutet, daß sie zwar sehr klassisch, schwerlich aber mit der Feder eines Dino Compagni oder auch nur eines Vellutello geschrieben sein können. Wenn indessen auch Machiavelli in seinem Florentinischen Geschichtswerke mehr einen politischen Zweck, als den historischen der ungekünstelten und ungeschminkten Darstellung verfolgt, so ist doch dieser Zweck der edelste, den ein Schriftsteller sich vorsetzen kann; nur haben wir dabei gewünscht, daß wir nicht so oft durch

*) Le azione di Castruccio Castracani degli Antelminelli, signore di Lucca, con la genealogia della famiglia, Roma 1590, 4.

**) Istorie Fiorentine di Nicolo Machiavelli, cittadino e secretario Fiorentino.

affectirte Nachahmung der alten Muster, durch lange eingeschobene Reden, durch gekünstelte herbeigezogene Sentenzen und durch die mit bewunderungswürdiger Kunst gebauten Perioden von der Sache auf den kunstreichen Verfasser geführt würden. Machiavelli allein hat übrigens die Kunst verstanden, aus einer Stadtgeschichte eine Weltgeschichte zu machen, was ihm nur deshalb möglich war, weil viele ausgezeichneten Schriftsteller vor ihm Alles, was mit der äußeren Geschichte von Florenz zusammenhing, in der Muttersprache so ausführlich behandelt hatten, daß er es als bekannt voraussetzen und dagegen vorzugsweise die innere Geschichte der Stadt behandeln konnte.

Jener von uns vortrefflich genannte Zweck, welchen Machiavelli in diesem Werke sich vorgesetzt hat, besteht darin, daß er seinen Landsleuten vermittelst ihrer eigenen Geschichte den Gang und das Resultat der ganzen Weltgeschichte handgreiflich vorzustellen suchte. Er weist nach, wie der schlechtere Zustand einer folgenden Generation immer aus den Fehlern der vorhergehenden entspringt, und diese Fehler deutet er an. Er zeigt auf klare Weise, daß physisches Erschlaffen und moralischer Tod enge mit einander verbunden sind und daß alle Staaten nur so lange blühen, als die Einfalt der Sitten in ihnen besteht und Luxus, Ueppigkeit und der übermäßige Reichthum einiger wenigen Bürger nicht die Federkraft des ganzen Volkes gelähmt haben. Damit die Kraft erhalten werde, müsse nach seiner Erfahrungs-Politik der Kampf der Stände unter sich fortdauern; sobald einer derselben ganz obsiege, sei der Verfall unvermeidlich. In Florenz hatte, wie Machiavelli nachweist, anfangs ebenso, wie im alten Rom, der Adel oder vielmehr das Patriciat die Macht und Regierung ganz allein im Besitze; die Florentinischen Patricier verloren aber, wie die römischen, durch Stolz und Habsucht die Herrschaft, welche dann an die Mittelklasse oder die Bourgeoisie kam. Diese nahm, wie Machiavelli nachweist, zu den Fehlern, die den mittleren Ständen eigen sind, bald auch noch die ihrer Vorgänger, der Patricier, an, und eröffnete dadurch Denen, welche an der Spitze und im Namen des niederen Haufens nach Herrschaft und zwar nach einer dem Wesen nach monarchischen Gewalt strebten, die Aussicht auf dieselbe. Die Art, wie Machiavelli das stets wechselnde Wogen und Wiegen der verschiedenen Klassen und den Kampf der Parteien vor die Augen des Lesers bringt und klar macht, ist unnachahmlich. Seine tiefe Einsicht in die ganze italienische Politik und sein sicherer Takt sind überall gleich, weshalb er auch über sehr wichtige Dinge, wenn sie dieser seiner Natur fremd sind, blos als Diplomat urtheilt. Dahin rechnen wir unter Andern, daß er über den Einfluß der christlichen Religion oder des Katholicismus blos nach den Mißbräuchen, die sich eingeschlichen haben, urtheilt, und daß er

eine Weltbegebenheit wie die Kreuzzüge nur von der Politik Urban's II. ableitet.

Da Machiavelli's Florentinische Geschichte stets als ein Kunstwerk, als ein Meisterstück der Darstellung und des Styles anerkannt worden ist, so wäre es allzu dreist, nur eine Einwendung dagegen machen zu wollen, wie Derjenige thun könnte, welcher den Styl und die Manier des Thucydides der Schreibart des Livius vorzieht. Einiges haben jedoch auch sogar zwei italienische Litteratoren, Tiraboschi und Giovanni Andres *), mit allem Rechte getadelt. Der Letztere sagt: „Machiavelli ist von der Vollkommenheit eines Geschichtschreibers trotz aller seiner Vorzüge weit entfernt. Jedes Buch seiner Geschichte beginnt mit einer Abhandlung (dissertazione) und mit einem politischen Raisonnement, welches nach seinem eigenen Geständnisse in Beziehung auf Dinge, die außerhalb Toscanas vorgefallen sind, viel zu ausführlich ist. Er beschreibt ferner sehr oft Dinge, die nicht sehr anziehend sein können, mit einer kleinlichen Genauigkeit. Sein Styl ist nicht lebhaft und beseelt genug **). Die Reden, die er freilich nicht gerade sehr häufig einmischt, und zwar nur an Stellen, wo sie passend und nöthig scheinen, sind oft sehr nüchtern und kalt und stehen hinter den Reden im Livius und in anderen Alten weit zurück."

Machiavelli's Florentinische Geschichte fand bei Clemens VII. eine weit weniger günstige Aufnahme, als die von ihm verfaßte Komödie Mandragola bei Leo X. gefunden hatte. Dieser hatte nämlich nicht allein bedeutende Summen für die Aufführung des Stückes hergegeben, sondern auch den Verfasser nach Rom eingeladen, um dieselbe zu leiten. — Die übrigen Arbeiten Machiavelli's übergehen wir, weil hier nur von historischen Werken die Rede ist. Die berühmteste derselben, die Belehrung für einen Fürsten, der eine usurpirte Gewalt behaupten will (del principe), gehört ganz der Politik an. Diejenige Art von Politik, welche Machiavelli in diesem Buche dem Fürsten empfiehlt, ist oft heftig geschmäht worden und sogar Friedrich der Große hat eine Widerlegung desselben geschrieben; wenn man aber bedenkt, daß Machiavelli durch und durch Diplomat war, so wird man begreifen, wie er, einst ein edler Republikaner und immer ein Patriot, dazu kommen konnte, ein solches Buch zu schreiben. Wir haben nämlich eine Urkunde, in der Machiavelli berichtet, welche Höllenqual er empfand, als er während der Jahre 1513 bis 1519 von den öffentlichen Geschäften entfernt war, und wie er weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, bis ihn die Medicis wieder zu Gnaden aufnahmen und in Geschäften

*) Tom. III. parte II.

**) Wir glauben allein darum, weil zu viel Kunst und Verstand, kein Herz und keine Natur darin ist.

gebrauchten. Diese Urkunde ist ein Brief, den er 1513 an Francesco Vettori schrieb, der aber erst 1810 in Mailand gedruckt worden ist. Wenn man denselben liest, so wird man fast auf den Gedanken gebracht, daß der Diplomat, um von Usurpatoren zu Gesandtschaften gebraucht zu werden, für diese das Buch vom Fürsten geschrieben habe. Die überlegene, kühle Ruhe, mit welcher Machiavelli im „Fürsten" die ehrwürdigsten sittlichen Lehren vor dem politischen Zweck zurücktreten läßt, wie er zum Beispiel das Worthalten tadelnswerth findet, sobald die Umstände sich geändert haben und das Verbleiben bei der gegebenen Zusage Nachtheil bringen kann, — werden immer anstößig bleiben; doch ist nicht zu vergessen, daß dem italienischen Patrioten jedes Mittel willkommen war, durch welches Eintracht, Kraft und ein freies, gesundes Staatsleben wieder geschaffen werden konnte. Der Mißbrauch der rohen, handwerksmäßigen Tapferkeit war ihm, nach seiner ganzen Natur-Anlage, widerwärtiger, als der Mißbrauch der List, und die Tiefe der Schäden schien jedes Heilmittel zu rechtfertigen *).

Der zweite große italienische Geschichtschreiber, welcher mit den Alten in eine Reihe zu setzen ist und dessen Werk zugleich die Hauptquelle für die Geschichte der letzten Jahre des 15. und der ersten des 16. Jahrhunderts bildet, ist Francesco Guicciardini. Im Jahre 1482 geboren, war er zuerst Lehrer des Rechtes zu Florenz, dann Advokat und hierauf Gesandter, indem ihn die Republik Florenz schon 1512 an den König Ferdinand von Aragonien schickte. Später war er Statthalter des Papstes in Reggio, wo er, wie oben berichtet worden ist, sich dadurch unsterblich machte, daß er den Ueberfall der Franzosen vereitelte und dadurch ihre Vertreibung aus Italien veranlaßte. Guicciardini beschreibt daher in seiner Geschichte von Italien nur Begebenheiten, in welche er selbst verflochten gewesen war. Er dachte ganz anders als Machiavelli; er war der aristokratischen Republik abgeneigt und dagegen der monarchischen Regierungsform vom Hause aus gewogen. Er wurde deshalb auch von den Medicis gleich nach ihrer Rückkehr gebraucht und von den Florentinern, welche trotz der republikanischen Form damals schon ganz monarchisch waren, im Jahre 1515 dazu gewählt, im Namen ihres Staates zu Cortona die Anrede an Leo X. zu halten. Der Papst nahm ihn damals sogleich in seine Dienste, und machte ihn nicht nur zum Statthalter von Reggio und

*) Ranke (zur Kritik neuerer Geschichtschreiber) erklärt: „Machiavelli suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben." Vgl. auch den Versuch (Essay) von Macaulay, der auf Veranlassung der französischen Uebersetzung der sämmtlichen Werke Machiavelli's (von J. V. Perier, Paris 1825) niedergeschrieben wurde.

Modena, sondern auch von Parma. Unter Paul III. kehrte er nach Florenz zurück und ward dort wieder zur Leitung der Staatsangelegenheiten gebraucht; er starb 1540.

Guicciardini, dessen Breite und dessen auf bewunderungswürdige Weise künstlich zierlicher, aber auch verwickelter Periodenbau sprichwörtlich geworden sind, hat aus der Geschichte seiner Zeit ein abgerundetes Kunstwerk gemacht. Mit Karl's VIII. Zug nach Italien (1494) beginnend und mit der Schlacht bei Pavia endigend, folgt er, vom ersten Einrücken der Franzosen an, allen Veränderungen, welche durch den Einfall derselben bewirkt wurden, ganz ausführlich im Einzelnen bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung aus Italien. Er hat freilich nicht, wie die Kritiker einer gewissen Art von ihm zu fordern oder an ihm zu vermissen pflegen, Kapitel über die Künste und Gewerbe, über den Handel und die Wissenschaften eingeschoben, deren Geschichte allerdings genau behandelt werden muß, aber doch den raschen Gang der Darstellung menschlicher Thaten und Gesinnungen nicht unterbrechen darf; denn er ist, wie Thucydides, nur der Handlung der Zeit gefolgt. Er hat ferner den Faden der Erzählung der Begebenheiten fortgesponnen und, ohne sich um die Hülle und das Aeußere ängstlich zu bekümmern, den Geist und das Wesen der Dinge ins Licht zu setzen gesucht. Daß er seine Zeit und die Gesinnungen und Beweggründe der Menschen, also die Mittel sie zu leiten und zu regieren, vortrefflich verstanden hat, oder mit anderen Worten, daß er der praktischen und positiven Politik ganz mächtig war, während Machiavelli nicht nur früher als Gegner der Medicis, sondern auch später als ihr Rathgeber mehr der doctrinären Politik sich befliß, sieht man schon daraus, daß sein Werk und Philipp von Comines' Geschichte die unzertrennlichen Begleiter Karl's V. waren.

Guicciardini's Geschichte war, wie die lateinisch geschriebene allgemeine Geschichte des Präsidenten de Thou, lange Zeit nur verstümmelt bekannt, weil man alle Stellen gegen den römischen Hof und gegen die Kabalen der vornehmen Herren aus ihr weggelassen hatte, so daß selbst die prächtige Ausgabe, welche Pasquali 1738 in zwei großen Folianten zu Venedig veranstaltete, zweier seit 1603 überall ausgetilgten und verbotenen Stellen würde entbehrt haben, wenn nicht der Verleger einen Kunstgriff gebraucht hätte, um sie drucken zu dürfen; doch fehlen auch in dieser Ausgabe noch Stellen. Erst 1775 hat man ein von des Verfassers eigener Hand corrigirtes Exemplar gefunden, welches dann zu Florenz, mit dem Namen Friburgo als Druckort, in vier Quartbänden herausgegeben ward.

Durch tiefe Menschenkenntniß, scharfen Blick, edeln Sinn und Studium der Alten zeichnet sich Guicciardini aus, den nicht wie

Machiavelli der Vorwurf trifft, daß er uns kein Mittel darbiete, seine Machtsprüche zu prüfen und hier und da die Quellen in die Hand zu nehmen; denn Guicciardini erzählt nur Geschichten seiner Zeit oder solche, in denen er selbst handelnde Person war. Uebrigens sind wir weit entfernt, mit Bolingbroke, welcher die Menschheit ebenso wie Guicciardini betrachtet, den italienischen Advokaten dem Thucydides vorzuziehen. Mit Recht fragt der Italiener Andres, der ihn übrigens verdienter Maaßen sehr lobt: „Wo sind bei ihm jene lebendigen Gemälde, jene aus dem Leben genommenen, uns ansprechenden Charakterschilderungen, jene gedrängten Zeichnungen, welche wir an den Alten bewundern?“ Den Styl Machiavelli's und seine ganze Art zu schreiben würden wir, trotz des Mangels an Einfachheit, trotz der in historischen Dingen stets verdächtigen Nachahmung des alterthümlichen Styles, wegen seiner Gedrängtheit, Bestimmtheit, Klarheit und lichtvollen Ordnung jedenfalls der Breite Guicciardini's vorziehen. Uebrigens wird Guicciardini auch dadurch lästig, daß er immer das Eine unter das Andere mischt. Die ewig wiederkehrende, zum spöttischen Sprichwort gewordene Erwähnung des an sich unbedeutenden Krieges der Florentiner mit den Pisanern, die sehr unangenehmen und ganz unnöthigen Wiederholungen, die Ausführlichkeit, mit welcher er alle großen und kleinen Gründe und Ursachen, die jedem Beschlusse und jeder Berathschlagung zu Grunde lagen, berichtet, machen Guicciardini's Wortreichthum und künstlichen Periodenbau beschwerlich, während Machiavelli's Kunst und Kürze uns auch gegen unseren Willen hinreißt. Wahr ist übrigens, daß kein historisches Werk der Neueren den besseren Alten näher steht, als Guicciardini's Geschichte von Italien zu seiner Zeit. Uebrigens sind die von ihm eingeschalteten Reden in einer Zeit, in welcher die diplomatischen Geschäfte ebenso in Reden, wie jetzt in diplomatischen Noten und Denkschriften, behandelt wurden, nicht so unpassend und lästig, als wir diese Manier gegenwärtig finden würden.

3. Deutsche Litteratur und Bildung.

Wir glauben in Betreff des Einflusses der deutschen Litteratur auf Leben und Bildung einen anderen Weg einschlagen zu müssen, als derjenige ist, welcher vorher für Italien befolgt worden ist und später auch für Frankreich befolgt werden wird. Die deutsche Litteratur ist erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nach und nach für unsere Nation klassisch und für die anderen Völker bedeutend geworden, so wenig es auch den Deutschen früher an Bildung und Wissenschaft gefehlt hat. Die Begründung einer im eigentlichen Sinne national deutschen Litteratur wurde unter anderen auch dadurch erschwert, daß

unsere Nation nicht einem deutschen, sondern einem römischen Kaiser gehorchte und einem römischen Reiche, sowie einer römischen Kirche angehörte. Die deutschen Gelehrten fuhren daher, wenn sie allgemein gelesen werden wollten, auch dann noch fort, in der römischen Sprache zu schreiben, als die Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer schon längst aufgehört hatten, die Gegenstände, welche vor das große Publikum gehörten, lateinisch zu behandeln. Wir können aus diesem Grunde auch bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus zwar stets von einer stillen, erfreulichen, dem deutschen Privatleben und dem sehr beschränkten Zustande unserer mittleren Klassen angemessenen Bildung reden, aber nicht von einer glänzenden Litteratur oder von glänzenden Anstalten zu ihrer Pflege, wie diejenigen waren, welche schon König Franz I. von Frankreich in seiner Hauptstadt errichtete. Bildung und Ton der Zeit können also in Betreff des deutschen Volkes nicht, was bei den Italienern und Franzosen möglich ist, an einzelnen bis auf unsere Tage klassisch gebliebenen Nationalwerken, wie selbst das garstige Buch vom Gargantua und Pantagruel in Frankreich noch gegenwärtig ist, anschaulich gemacht werden, sondern dies muß auf eine andere Weise geschehen. Wir müssen nämlich, weil keine klassischen Werke der Deutschen vorhanden sind, das Streben einzelner Männer unseres Volkes, unter ihren Schülern die alterthümliche Bildung und das Urchristenthum zu verbreiten, hervorheben. Es wird sich dabei von selbst ergeben, daß die Wissenschaft und Kunst der Alten, welche in Italien ein Luxus und Zeitvertreib der Vornehmen und Reichen war und in Frankreich gleich anfangs einen ungeheueren Aufwand und königliche Freigebigkeit in Anspruch nahm, in Deutschland ganz im Stillen den gedrückten edlen Seelen ihre Armuth erleichterte. Dies würde schon allein daraus hervorgehen, daß Luther, welcher sogar nach seiner Feinde Zeugniß durch angeborenes Talent und erworbene Wissenschaft der ausgezeichnetste Mann in Deutschland war, ohne irgend eine Beschwerde Armuth und Mangel getragen haben würde, wenn man ihm nur die Freiheit des Denkens und Lehrens gegönnt hätte. Sein Freund Melanchthon, der weise und freundliche Gründer der deutschen Mittelschulen, denen unser Vaterland weit mehr verdankt, als den Prunkanstalten der Universitäten, obgleich sie ohne diese nicht hätten werden oder bestehen können, gehörte freilich durch seinen Vetter Reuchlin den höheren und reicheren Klassen an; auch er war aber viel stolzer darauf, daß er der Elementarlehrer für die künftigen Gründer neuer Mittelschulen war, als auf irgend eine Entdeckung, die ihn unter den Gelehrten verewigt hätte.

Das Grübeln, das Sammeln und die Freude am stillen Forschen haben der deutschen Nation oft den Spott ihrer Nachbarn zugezogen;

Digitized by Google

diese wußten aber nicht, daß unsere Geistlichen, Schullehrer und Magister über der Befriedigung, welche die Studien selbst ihnen gewährten, die Ansprüche vergaßen, welche nicht hätten befriedigt werden können, ohne das Volk zum Lastträger der Civilisation und des Schimmers seiner Gelehrten zu machen. Hat doch Luther die Reise nach Augsburg zum Kardinal Cajetanus, vor welchem er dort in einem geliehenen Kleide erschien, zu Fuße und die Fahrt auf den Wormser Reichstag in einer Art Bauernkarren gemacht! Auch Melanchthon, der doch in guter Gesellschaft aufgewachsen war, machte, als er von Tübingen nach Wittenberg gezogen war und hier zum ersten Male auftrat, durch seine dürftige und unansehnliche Erscheinung sogar auf Luther selbst einen nicht günstigen Eindruck. Luther beschreibt ihn bei dieser Gelegenheit als ein kleines Männchen und stellt, nach seiner komischen Art zu schildern, ihn gerade so dar, wie wir etwa einen Tübinger Stiftler, der durch Mangel an Luft und Licht Jahre lang der Welt entfremdet war, beschreiben würden; er fügt aber hinzu, daß, sobald Melanchthon seine Rede begonnen habe, alle Wittenberger erkannt hätten, daß Tübingen ihnen einen großen Mann überlassen habe, welcher den besten Italienern zu vergleichen sei.

Zwei Jahrhunderte lang hat die deutsche Nation um die Frage zu kämpfen gehabt, ob ihre Staats-Religion eine für Künstler, Dichter, Könige, Fürsten, Grafen und Ritter passende bleiben oder eine moralisch bürgerliche werden solle. In diesem Kampfe für ein geistiges Gut mußten alle äußeren aufgeopfert werden und man entsagte endlich sogar der politischen Freiheit, um nur der Glaubens- und Lehrfreiheit genießen zu können. Daher kann denn auch schon ein einziger Blick auf die Spanier, Italiener und Franzosen des 16. und 17. Jahrhunderts uns zeigen, welche Art von Civilisation die Gelehrten Deutschlands zu gründen suchten. Sie wollten nicht, gleich denen Italiens und Frankreichs, große und glänzende, den Staat belastende Anstalten gründen oder große und berühmte Gelehrte bilden; sie wollten vielmehr durch gelehrte Schulen eine geistige und sittliche Bildung unter dem Mittelstande und durch ihn im Volke verbreiten. Dies gelang, und Deutschland allein zeichnete sich vor allen Ländern Europas, selbst England nicht ausgenommen, von jeher dadurch aus, daß auch der Geringste und Aermste mit wenigen Kosten zu hoher Bildung gelangen konnte. Sobald sich daher im 16. Jahrhundert die theologischen, in barbarischem Latein geführten Streitigkeiten über die Concordien-Formeln und die symbolischen Bücher ein wenig gelegt hatten, blühte bei den Deutschen auch die Poesie, besonders die geistliche und mystische, neu auf, und Deutschlands Astronomen fanden die ewigen Gesetze des Weltumlaufes, von welchen die Alten keine Ahnung gehabt hatten.

Daß nachher im 17. Jahrhundert ein Stillstand erfolgte, daran waren die Nation und ihre Gelehrten nicht Schuld.

Um dies im Einzelnen zu zeigen, gehen wir von einer Ansicht aus, welche nicht ganz irrig sein kann und, auch wenn sie es wäre, zu dem Zwecke, zu welchem sie hier gebraucht werden soll, gleichwohl dienen könnte. Diese Ansicht ist: daß eines Theils Luther und Melanchthon ebenso für die Bildung der deutschen Nation, wie für die Religionsstreitigkeiten, die Hauptpersonen des 16. Jahrhunderts waren, und daß anderes Theils Tübingen, Wittenberg, Heidelberg und Prag in diesem Jahrhundert und in den ersten 10 Jahren des folgenden nach einander die Hauptsitze und Pflanzschulen deutscher Wissenschaft waren. Da nun Melanchthon sowohl für Tübingen, als für Wittenberg die Hauptperson war, so reden wir von ihm und von Luther, welcher ebenfalls in Wittenberg lehrte, zuerst, und versparen das, was von Heidelberg und Prag ausging, auf den folgenden Band, in welchem die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts behandelt werden wird.

Melanchthon's Wirksamkeit hängt mit Reuchlin's und Ulrich's von Hutten Kampf für Licht und Freiheit und für edle Humanitäts-Bildung enge zusammen, und die von ihm in Heidelberg begonnenen Studien trugen erst in Tübingen, wo er schon in seinem 16. Lebensjahre eine Lehrstelle erhielt, Früchte. Wir handeln daher zunächst von Tübingen und gehen dann auf Wittenberg über, von wo nachher Melanchthon wie aus einer Missions-Anstalt Boten des Lichts in alle Gegenden Deutschlands sendete. Unsere Bemerkungen beschränken sich indessen vorerst auf die Bemühungen der protestantischen Gelehrten um die allgemeine Bildung Deutschlands, weil diese bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allein standen, und erst dann die Jesuiten versuchten, in ihrem Sinne und unter ihren Glaubensgenossen Eifer für die Wissenschaft zu erwecken. Der Orden der Jesuiten erlangte gerade dadurch die Bedeutung, von welcher im folgenden Bande die Rede sein wird, daß er, das Bedürfniß der Zeit in Bezug auf höhere Bildung anerkennend, nicht den Protestanten allein das Verdienst um die Schulen und Wissenschaften überlassen wollte, sondern ebenfalls Schulen gründete, um das Wissen mit Wissen zu bekämpfen. Melanchthon's Schulen und freie Wissenschaft erhielten gerade zu der Zeit, als die Jesuiten die ihrigen errichteten, einen tödtlichen Stoß, weil die blinden Lutheraner, die Osiander und Consorten, mit der Concordien-Formel Unfug trieben, die freien Seelen aus Melanchthon's Schule als halbe Reformirte oder, wie man sie nannte, als Krypto-Calvinisten verfolgten, und mit Hülfe der Regierungen den Deutschen eine neue dogmatische Scholastik, ein ganz geschmackloses und steifes Formelwesen aufzwangen. Unser Bericht über Melanchthon's Bemühungen

Digitized by Google

und Verdienste soll daher zeigen, daß dieser Mann, sowohl unter den Anhängern der neuen, als der alten Lehre wissenschaftliches Leben weckte und einen Kampf der Wissenschaft veranlaßte, der allein Leben gibt, da in der Ruhe der Tod ist, wie die Ruhe im Tode.

Melanchthon verdankte seine Bildung seinem Großoheim Reuchlin, mit welchem er schon in Pforzheim zusammentraf, wo er die Schule besuchte und im Hause von Reuchlin's Schwester wohnte. Dieser Gelehrte, welcher bekanntlich schon ein vornehmer und furchtsamer Reformator deutscher Studien war, ermunterte seinen kleinen Verwandten, durch Privatunterricht Griechisch und Hebräisch zu erlernen, weil beide Sprachen damals noch nicht in der Schule gelehrt wurden. Rührend ist dabei, was sowohl Melanchthon selbst, als auch Reuchlin in seinen Briefen von den einfachen Verhältnissen jener Zeit und von dem Verkehr des Letzteren mit dem jungen Mann, den er schon in Tübingen zum Reformator der deutschen Schulen und Studien bestimmte, erzählt.

Stuttgart, wo Reuchlin bis auf Eberhard's I. Tod als Hofrichter wohnte, und Tübingen, wohin er oft kam, um Gericht zu halten, vereinigte schon zu der Zeit, als der Streit wegen der Verbrennung der rabbinischen Schriften begann (Th. X., S. 449 ff.), eine Anzahl bescheidener, mit sehr Wenigem zufriedener Männer, welche, wenn sie in Rom, Mailand oder Florenz gelebt hätten, weltberühmt gewesen sein würden*). Wir nennen nur einen Stöffler, Bebel, Brassicanus und Simler. Unter diesen Männern ist in Hinsicht auf die Verbindung der Mathematik mit dem Studium des Alterthums, welche in den von Melanchthon's Schülern eingerichteten Schulen eingeführt wurde, vor allen Anderen Stöffler wichtig, weil die Nation es ihm verdankte, daß sie am Ende des Jahrhunderts einen Kepler erhielt, welchen Alle neben Newton, wir über ihn setzen, weil er zugleich Astronom und Platonischer Philosoph und Dichter war, während Newton über der Offenbarung Johannis grübelnd, rechnend und deutelnd brütete. Stöffler war in der Mathematik und Astronomie der Nachfolger des Peurbach und Regiomontanus, deren große Verdienste um Astronomie und zugleich um allgemeine Litteratur bereits früher dargelegt worden sind. Regiomontanus aus dem Städtchen Königsberg in Franken war der Erfinder der Instrumente, mit denen die Beobachtungen erneut wurden, welche Claudius Ptolemäus und Hipparchus gemacht hatten. Er war

*) In den Briefen der Dunkelmänner zählt einer derselben die Tübinger Humanisten in lateinischen Knittelreimen auf, wobei es heißt: Inter quos est pessimus Philippus Melanchthonius, Sicut ego cognovi; Et igitur Deo vovi, Si viderem illum mortuum, Ut irem ad Sanctum Jacobum. Erstaunlich als Zeugniß des Ansehens, das Freund und Feind dem kaum zwanzigjährigen Jüngling beilegten.

der Erste, der eine Kometenbahn berechnete, und ihm verdankt die Trigonometrie wesentliche Erweiterungen. Sein Schüler Bernhard Walther verbesserte noch seine Instrumente und als beide Männer die Unrichtigkeit der astronomischen Tafeln, deren man sich bis auf ihre Zeit bedient hatte, erkannten, berechneten sie neue. Ganz Europa staunte, als zwei Deutsche eine neue Berechnung der Himmels-Veränderungen*) bekannt machten, welche kein Italiener zu verfertigen im Stande war. Papst Sixtus IV. berief deshalb den Regiomontanus von Nürnberg aus nach Rom, bediente sich seiner zur Verbesserung des Kalenders und machte ihn zum Bischof von Regensburg. Regiomontanus starb 1476 in Rom; sein Schüler Walther aber, welcher bis 1504 lebte, setzte die Beobachtungen und Berechnungen desselben fort.

In die Spuren dieser Männer trat Melanchthon's Lehrer, Stöffler, der Gründer der mathematischen Schule in Tübingen und der Urheber der Kalender. Er wandte die Arbeiten, welche seine beiden Vorgänger nur für die Astronomen gemacht hatten, für das Volk an, indem er das, was die Astronomen Ephemeriden nannten, zum Kalender machte. Seine Kalender der ersten 32 Jahre des 16. Jahrhunderts wurden in ganz Europa als eine willkommene Erscheinung begrüßt. Stöffler war zugleich ein geschickter Mechanikus und hielt zu Tübingen stark besuchte Vorlesungen über Mathematik, über Astronomie und besonders über mathematische und physische Geographie, was in Bezug auf die Fortschritte der deutschen Cultur deshalb hervorzuheben ist, weil man damals noch keine Bücher über diese Gegenstände besaß. Stöffler hielt täglich Vorlesungen und nützte durch dieselben mehr, als durch Bücher. Er war es, durch welchen Melanchthon bewogen wurde, den Aratus ins Lateinische zu übersetzen; er war es, der den Sebastian Münster bildete, welcher nachher von Basel aus für die Geographie und ihre Pflege ebenso wirkte, wie sein Studiengenosse Melanchthon von Wittenberg aus für die Einführung der Mathematik in die Schulen. Die Jesuiten fanden sich dadurch genöthigt, die mathematischen und exacten Wissenschaften auch in den katholischen Schulen eifrig betreiben zu lassen.

Was Stöffler für die mathematischen und geographischen Wissenschaften leistete, das that Heinrich Bebel für die lateinische Sprache und ihren Ausdruck und Reuchlin für das Hebräische und Griechische. Bebel's Latein zog den Melanchthon von Heidelberg nach Tübingen, wo er und eine Anzahl anderer Männer, wie Heinrichmann, Brassicanus, Coccinius und Altenstaig, eine Art gelehrten Bund gegen das Küchenlatein und die Barbarei ihrer Zeit schlossen. Bebel schrieb eine lateinische Verslehre (Ars versificandi) und verschmähte es nicht,

*) Ephemerides astronomicae ab anno 1475 ad 1506.

eine Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen (facetiae) in lateinischer Sprache zu verfassen, welche außerordentliche Verbreitung fand und in ihrer volksthümlichen Haltung an das bereits besprochene Büchlein „Schimpf und Ernst" des Johannes Pauli erinnert. Von ihm und Brassicanus lernte Melanchthon, der dies in den von ihm 1544 herausgegebenen Briefen an und von Reuchlin ausdrücklich ausspricht, die Gelehrsamkeit für das Leben fruchtbar machen und so gleich den von uns früher genannten Italienern den Geschmack der Nation in den gelehrten Schulen bilden, statt daß diese bisher blos das Gedächtniß gefüllt hatten. Dies beabsichtigte Bebel durch seine Vorträge über lateinische Schriftsteller und dahin zweckte auch der Eifer der genannten Männer für die lateinische Stylistik, weil alle Glieder der höheren Klassen damals nur Lateinisch zu schreiben pflegten, und Latein, nicht Französisch die allgemeine europäische und diplomatische Sprache war. Mit der genauen Nachahmung des Styles der hochgebildeten Patricier von Rom war nothwendiger Weise auch eine Verbesserung des Tones der guten Gesellschaft verbunden.

Für die griechische Sprache oder vielmehr für das Lesen griechischer Schriftsteller benutzte Melanchthon einen Magister Hildebrand, den er sehr rühmt, von welchem wir aber keine Bücher kennen. Auch Simler gab ihm Privatanweisung. Nimmt man dazu, daß Oekolampadius, der auf mehreren Universitäten Italiens gewesen war, gemeinschaftlich mit Melanchthon für die Verbreitung und Vervollkommnung der Hülfsmittel des Griechischen in Deutschland arbeitete, und daß er ebenso eine Gesellschaft für das Griechische stiftete, wie Bebel eine für das Lateinische gestiftet hat, so wird man erkennen, was Tübingen für die Cultur Deutschlands war, ehe es durch Wittenberg verdunkelt wurde, und was Melanchthon, schon ehe er Professor in Wittenberg ward, also vor seinem 21. Jahre leistete.

Die Art Professur, welche Melanchthon, der kein Geistlicher war, zu Tübingen hatte, hielt ihn in einer unteren Stellung; die politischen Verhältnisse Würtembergs aber waren nach des edeln Eberhard I. Tode von der Art, daß es ein Glück für Deutschland war, als Melanchthon, nachdem er in Tübingen nicht blos in den alten Sprachen und den mathematischen Wissenschaften, sondern auch in Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit sich ausgezeichnet hatte, im Jahre 1518 nach Wittenberg berufen wurde, wohin aus Deutschland wie aus der Fremde alle Freunde des Lichtes zu Luther strömten. Hier allein war Gelegenheit, das Ziel zu erreichen, welches Melanchthon dort wirklich erreicht hat, wie selbst seine Zeitgenossen dadurch anerkannten, daß sie ihn den Schullehrer aller Deutschen (Praeceptor Germaniae) nannten. Er selbst sagte, die Reinigung aller Wissenschaften und

Unterrichtsweisen auf hohen und niederen Schulen vermittelst eines zweckmäßigen Studiums der Alten und einer gesunden Philosophie sei die Aufgabe seines Lebens. Dies konnten freilich sehr viele seiner Zeitgenossen, welche nur für theoretische Klopffechtereien Sinn hatten, nicht verstehen.

Melanchthon's erstes Auftreten in Wittenberg (August 1518) schildert Luther in einem munteren Briefe ganz meisterhaft, indem er das Unansehnliche und Unbedeutende seiner Person und seiner Aeußerlichkeiten mit dem Glänzenden und Ergreifenden seiner Antrittsrede in Contrast stellt. Diese Rede handelte von dem, was so eben Zweck und Ziel von Melanchthon's ganzem Leben genannt worden ist, von der Verwandlung der höheren und niederen Schulen Deutschlands in Anstalten für die Bildung zur ächten Humanität (De corrigendis studiis). Sie muß Luther's Beifall besonders deshalb erhalten haben, weil in ihr die scholastische Philosophie und die Freunde derselben sehr übel wegkamen. Melanchthon's Auftreten als Lehrer kündigte den Deutschen eine Rückkehr ihres Jugendunterrichtes von Prudentius und Consorten zum Homer und von Thomas von Aquino und seines Gleichen zum Apostel Paulus an; denn er las gleich Anfangs sowohl über die Ilias, als über den Brief an die Römer. Seine ganze Richtung war die der gelehrten Italiener, welche aus der alten Litteratur eine neue zu erwecken und das ganze Volk zur höheren Bildung zu rufen, nicht das Land mit wortklaubenden Philologen und citirenden übergelehrten Akademikern zu füllen suchten. Die Verhältnisse rissen ihn aber später in die trostlose theologische Polemik, welche nach Luther's Tode in Deutschland erwachte, und die Streitigkeiten zwischen den Calvinisten und Lutheranern, den Philippisten oder Krypto-Calvinisten, und den Anhängern der in Tübingen geschmiedeten Concordien-Formeln und wiederum aller dieser protestantischen Parteien mit den Jesuiten führten am Ende einen blutigen Religionskrieg herbei und verhinderten, daß der von Melanchthon ausgestreute Samen in Deutschland die Früchte brachte, deren sich Frankreich schon im 16., besonders aber im 17. Jahrhundert erfreute.

Melanchthon, welcher durch seine unter gebildeten Frauen verlebten Kinderjahre, durch Reuchlin's Umgang und durch seine zwar munteren, aber von aller Rohheit entfernten und nach höherer Bildung strebenden Universitäts-Freunde von dem rohen Wesen der in Klöstern oder in klösterlichen Schulen gebildeten Gelehrten seiner Zeit und ihrem Schimpfen, Schelten und Poltern fern gehalten worden war, arbeitete zu Wittenberg unaufhörlich darauf hin, in Deutschland den Geschmack und Ton der guten Gesellschaft des alten Griechenland und Rom zu verbreiten. Er erklärte den Quinctilian, den Cicero und

Virgil besonders in Bezug auf Nachahmung; denn er übersetzte selbst Vieles aus dem Griechischen in reines Latein, indem er es seinem Freunde Luther überließ, die Muttersprache auf die Weise, wie dieser gethan hat, zu vervollkommnen. Melanchthon übersetzte die vorzüglichsten im Thucydides vorkommenden Reden, sowie die des Demosthenes und des Isokrates Rede vom Friede, ferner des Theognis Weisheitssprüche, des Lucian Rede gegen die Verleumdung, den Pindar und den Euripides. Er verfaßte ferner in einer Zeit, wo es in Deutschland noch ganz an Lehrbüchern fehlte, mit dem Lehrtalent, welches ihn auszeichnete, gut geschriebene Handbücher über Grammatik, Rhetorik und Mathematik. In Betreff der letzteren Wissenschaft verfaßte er einen kurzen Inbegriff der Elemente Euklid's *). Er schrieb außerdem über Tacitus' Germania, machte einiges von der Astronomie des Ptolemäus bekannt, förderte die seiner Zeit sehr berühmte Chronik des Tübinger Kanzlers Johann Naucelerus († 1510) zum Drucke und ordnete sie besser und schrieb selbst einiges Historische, unter Andern eine Geschichte Ludwig's des Baiern. Seine sämmtlichen Werke mußten, obgleich sie vier Folianten füllen, von 1568 bis 1601 in Straßburg viermal neu aufgelegt werden, und seine Reden erschienen besonders in sechs Octav-Bänden.

Ein Blick auf die Wirkung der bescheidenen Männer, welche in Melanchthon's Spuren traten, wird zeigen, daß diese Männer, trotz der widrigen Zeitumstände und trotz des Mangels an Aufmunterung, für die eigentliche Volksbildung und die stillen, allein beseligenden Studien der als Stuben-Gelehrten verachteten Deutschen mehr leisteten, als die glänzenden, prahlenden Unsterblichen unter den Franzosen, die Scaliger, die Saumaise, die Casaubonus. Wollten wir die Verdienste jener Männer richtig würdigen, so müßten wir, weil sie mehr wirkten als schrieben, der einzelnen Geschichten ihres Lebens ausführlicher gedenken, als der Zweck dieses Werk erlaubt; es sollen daher, um das Gesagte klarer zu machen, nur einige wenige Namen und Notizen angeführt werden.

Unter den Männern, welche, wie Melanchthon, unablässig bemüht waren, durch Lehre und Unterricht das Dunkel der deutschen Schulen zu erhellen, ist billig zuerst sein älterer Freund, Eobanus Hessus, wie er nach seinem Geburtslande genannt wurde**), anzu-

*) Melanchthon war übrigens dem Betrieb der Astrologie zugethan, welchen Luther verwarf; der Letztere bediente sich unter Anderm des Hinweises auf Jakob und Esau, die unter denselben Sternen geboren und dabei einander so unähnlich waren. Dem System des Kopernikus, das vier Jahre vor Luther's Tode bekannt wurde, waren beide Reformatoren abgeneigt.

**) Eine Ableitung seines Namens von einem griechischen Worte, das einen Bienenkönig bedeuten soll, halten wir für scherzhaft.

führen. Dieser hochbegabte Mann, in dessen lateinischen Gedichten (Silvae) ein freudiger Lebensmuth oft übersprudelt, der aber auch die Psalmen und die Ilias übersetzte, war schon enge mit Melanchthon verbunden, als er noch in Tübingen lebte. Er lehrte nach Melanchthon's Weise zu Nürnberg und Erfurt, wo er Professor der Dichtkunst und Geschichte war, und starb schon 1540. Ein ächter Genosse Melanchthons war der Pfälzer **Camerarius**, welcher eine verdienstliche Biographie Melanchthons geschrieben hat. Er war der erste ausgezeichnete Mann einer Familie, die sich um deutsche Wissenschaft und auch um deutsche Staatsgeschichte große Verdienste erworben hat. Seine Söhne und Enkel traten in seine Spuren; der berühmteste unter den Letzteren war des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz Kanzler und ward später vom schwedischen König Gustav Adolf in seine Dienste gezogen, weil er für den vorzüglichsten deutschen Staatsmann galt. In der Pfalz war, so lange Kurfürst Ludwig V. und sein Bruder Friedrich lebten, für Aufklärung und Religionsverbesserung nichts zu thun; denn Melanchthon's Schüler Grynäus und seine Freunde Sebastian Münster und Hermann von dem Busche verließen Heidelberg, weil sie mit den 50 oder 60 Gulden Gehalt, die man den dortigen Professoren gab, nicht leben konnten Camerarius richtete aber die Nürnberger Gelehrtenschule ein, welche durch ihren Rector, Eobanus Hessus, eine der ersten Pflanzschulen klassischer Wissenschaft und Beredsamkeit in Deutschland ward. Camerarius selbst wurde nach Tübingen und von dort nach Leipzig berufen, wo er 1574 starb. Wenn man einen Blick auf seine in Jöcher's Gelehrten-Lexikon aufgezählten Schriften wirft, so muß man über die Menge und Mannichfaltigkeit derselben erstaunen. Sie umfassen das ganze Alterthum und keine von ihnen ist ganz unbedeutend. Einige derselben verdienen auch immer gelesen zu werden, und man muß sehr bedauern, daß sie von den nach Neuem haschenden Zeitgenossen nicht Beachtung finden. Schade ist es, daß die von Camerarius verfaßte Geschichte des Schmalkaldischen Krieges, die man bei Freher findet, in griechischer Sprache geschrieben ist; hätte er sie deutsch abgefaßt, so würden wir in Betreff einer wichtigen Periode der deutschen Geschichte ein im Geiste der Alten verfaßtes lesbares Werk in der Muttersprache und für das große Publikum besitzen, wie es uns jetzt ganz fehlt.

Neben den genannten Männern ist zunächst **Holzmann** anzuführen, welcher seinen Familiennamen gräcisirte und in **Xylander** umwandelte. Er war zugleich als Mathematiker und als Kenner und Uebersetzer der Alten in solchem Grade ausgezeichnet, daß es schwer zu sagen ist, ob er seinem Vaterlande, in welchem damals die griechische Sprache noch wenig verbreitet war, mehr durch seine Leistungen in

der Mathematik oder durch seine Uebersetzungen der Griechen genützt hat. Man mußte sich nämlich beim Mangel aller Wörterbücher und Grammatiken durch lateinische Uebersetzungen zum Erlernen des Griechischen verhelfen. Das Vaterland war ebenso undankbar gegen Xylander, als später gegen seinen größten Mann im Anfang des 17. Jahrhunderts, Kepler. Der Letztere kam im Mangel um; Xylander, welcher um ganz elenden Lohn übersetzen mußte, arbeitete sich zu Tode. Er starb 1576. Kästner in seiner Geschichte der Mathematik hat ihm als Mathematiker ein würdiges Denkmal gesetzt, ohne ihn declamatorisch zu preisen. Was Xylander leistete, wird aus einer bloßen Aufzählung seiner Arbeiten ersehen werden können. Er übersetzte den Plutarch, den Strabo, den Cedrenus und Zeylitzes, des Psellus Schrift über mathematische Wissenschaften, den Dio Cassius, des Kaisers Marc Aurel philosophische Schrift „An sich selbst", den Theokrit, den Phlegon und des Diophantus höhere Arithmetik, welche letztere Uebersetzung zu den wenigen einigermaßen bezahlten gehörte, indem der Herzog von Würtemberg ihm 500 Thaler für dieselbe gab. Xylander übersetzte ferner das Buch des Stephanus Byzantinus über die Städte, den Pausanius, das Leben des Proclus von Marinus, den Antonius Liberalis, des Apollonius Wundergeschichten, das ähnliche Buch des Antigonus und den Diodorus Siculus. Den Polybius übersetzte er ins Deutsche. Außerdem schrieb er eine große Zahl mathematischer, optischer und astronomischer Schriften, sowie Erklärungen des Homer und Horaz und eine Euklidische Algebra.

Zu den Männern, welche, von Melanchthon ermuntert und unterrichtet, ihr Leben dem Vaterlande widmeten, ohne eine andere Belohnung zu suchen, als das Bewußtsein, die Geistesbildung der Deutschen mächtig befördert zu haben, gehören auch die beiden Brüder Lotichius. Der eine von ihnen war Abt zu Schlüchtern im Hanauischen, der Andere ward von diesem zur Errichtung einer gelehrten Schule in Schlüchtern gebraucht. Beide waren zu ihrer Zeit durch artige lateinische Gedichte berühmt; besonders Peter Lotichius (Lotichius secundus) zeigt in den seinigen nicht blos eine seltene Vollendung der Form, sondern Geist und Wärme; hier sind sie aber als Mitgründer der neueren Studien zu erwähnen. — Andere Männer, die sich durch die Verbreitung der alterthümlichen Studien und des Geistes der Alten ausgezeichnet haben, werden im folgenden Bande erwähnt werden, wenn von der Blüthe der reformirten Studien in Heidelberg und von Prag die Rede ist. Hier, wo wir nur von Wittenberg reden, müssen wir noch ganz kurz Luthers und des von ihm ausgehenden Theiles der deutschen Bildung handeln.

Da im 16. Jahrhundert Alles, was in Deutschland öffentlich ge-

than, geredet und geschrieben wurde, sich mehr oder minder auf Luther bezog oder von ihm und seinen Freunden ausging, so müßten eigentlich Luther's Schriften hier sehr ausführlich durchgegangen werden. Dies erlaubt jedoch der Inhalt derselben nicht, weil wir alles Theologische und jede Controverse vermeiden. Es ist aber auch nicht nöthig, an diesem Orte auf die einzelnen Schriften einzugehen, da die ganze vorhergehende wie die zunächst folgende politische Geschichte Deutschlands sich nur mit Luther beschäftigt und dabei der wichtigeren Schriften desselben oft ausführlich gedacht werden muß. Wir wollen daher nur mit wenigen Worten Luther's Beziehung auf deutsche Litteratur, Dichtung und Sprache andeuten.

Luther hat von 1521 an die gesammte Bibel aus den beiden Grundsprachen, das alte Testament aus dem Hebräischen, das Neue aus dem Griechischen in unsere Muttersprache übersetzt; als er im Jahre 1517 die sieben Bußpsalmen vereinzelt übertrug, bediente er sich noch des Textes der Vulgata. Er hat vermittelst seiner Bibel-Uebersetzung, die er 1534 vollendete, nicht allein den Grund zu einer Büchersprache gelegt, sondern es ward auch durch ihn eine bestimmte Redeweise allen Deutschen zur Regel gemacht und die Bibelsprache Luther's leistete in Deutschland das, was in England durch den Conversations-Ton der guten Gesellschaft von London und in Frankreich durch den Pariser Ton bewirkt worden ist. In Folge der Bibel-Uebersetzung Luther's hat ein deutscher Normaldialekt die übrigen aus der Litteratur verdrängt und hat die Nation ein Buch voll Muster der Behandlung aller Gattungen der Poesie und Prosa erhalten. Von dem Hohenliede, dem Hiob und den Psalmen an bis zur patriarchalisch idyllischen Geschichte des ersten Buches Mosis und des Buches Ruth, welche Mannichfaltigkeit! Und wie meisterhaft paßte Luther im Hiob und in den Psalmen seinen deutschen Ausdruck dem Sinne an! Er traf, wie das auch bei dem Latein der Vulgata, der er oft folgt, der Fall ist, meisterhaft und instinktmäßig den Geist und Ton der Zeiten und Verfasser und schuf auf diese Weise, da seine Bibel ein Lesebuch des protestantischen Theiles der deutschen Nation ward, für diesen eine Sprache und eine Art geistlicher Bildung, welche man bei denen, die dem alten Glauben treu blieben, und die ein Jeder in seinem nicht ausgebildeten Dialekt oder in der lateinischen Sprache seiner Kirche schrieben, gänzlich vermißt*).

Luther's Bibel-Uebersetzung mag an vielen Stellen ungeachtet der

*) Uebertragungen der lutherischen Bibel in die niederdeutsche Mundart, wie man sie im 16. Jahrhundert noch unternahm, erschienen bereits im Anfang des 17. überflüssig, da das Verständniß seiner Sprache, welcher er das ausgebildete Deutsch der sächsischen Kanzlei zu Grunde legte, bereits durchgedrungen war.

Hülfe, welche sein Freund und College Melanchthon, der wie ein Rabbiner Hebräisch und wie ein in Griechenland geborner Gelehrter das Griechische verstand, ihm geleistet hat, hier und da im Einzelnen unrichtig sein. Dergleichen Mängel kann der Theologe des Katheders verbessern; wenn es aber darauf ankommt, das Leben, das Wesen und den Geist einer von Gott, nicht von industrieller Weisheit erleuchteten oder von Herder's Posaune betäubten Zeit wiederzugeben, so steht Luther allein, und der Deutsche kann nur von ihm die Sprache erlernen, die das Herz trifft. Wir finden es daher ganz natürlich und recht, daß die Gelehrten unserer Zeit andere, dem Fortschritte der Zeit angepaßte Uebersetzungen gefertigt haben; sie werden aber nie bewirken können, was Luther's Bibel bewirkt hat. Diese ist unter uns ebenso national geworden, wie Homer es unter den Griechen war. Wie bei uns Luther's Uebersetzung der Bibel früher das Lesebuch der ganzen Nation vom letzten Proletarier an bis zum ersten Fürsten ward und hier und da noch ist, so waren in Frankreich Plutarch's Lebensbeschreibungen alter Helden, wie sie im 16. Jahrhundert von Amyot übersetzt wurden, ein Lesebuch, und blieben es aus demselben Grunde, aus welchem Luther's Uebersetzung sich erhalten wird. Luther und der französische Uebersetzer Plutarch's haben das, was sie übersetzten, im Sinne des Volkes, dem sie angehörten, mit dem Herzen, nicht mit dem Verstande aufgefaßt und so wiedergegeben, wie es ihnen in ihrer Zeit erschien; sie haben also Sprache und Sache begeistert wieder geschaffen, wie es für ihre Zeit paßte, nicht wie es dem Wortsinne nach einst war. An dem neuen Meisterwerke der Deutschen ließen sich daher auch viele Einzelnheiten tadeln und verbessern, das Ganze aber war unübertrefflich. Auch in unserer Zeit noch ist das, was aus vollem Herzen floß, am besten geeignet, um sich die Sprache und den Geist der besseren Zeiten unseres Volkes anzueignen.

In Bezug auf geistliche Lieder hat Luther, welcher in hohem Grade musikalisch war, selbst vielleicht weniger geleistet, als man oft annimmt, so hoch wir auch einige seine Lieder stellen; er ist aber der Urheber einer Gattung von Poesie geworden, welche dem deutschen Gemüthe mehr entsprach, als irgend eine andere: jener Kirchenlieder, die passend von der Gemeinde angestimmt werden, weil jeder Einzelne seine Empfindungen und inneren Erfahrungen in ihnen ausgedrückt findet. Für die Aufnahme der neuen gottesdienstlichen Ordnung waren die Chorgesänge in Text und Melodie vom größten Einfluß. Hierauf näher einzugehen, würde nicht passend sein; Philipp Wackernagel und Andere haben über die Entwickelung des deutschen Kirchenliedes erschöpfende Nachweise gegeben, und jede Litteraturgeschichte zählt die

vorzüglichsten der Männer auf, welche sich in der Zeit von Luther bis auf Paul Gerhard durch geistliche Gedichte ausgezeichnet haben*).

Auch in anderen Zweigen der Volks-Litteratur weckte Luther Nacheiferer; die Religionsstreitigkeiten der folgenden zwei Jahrhunderte aber, welche in lateinisch geschriebenen Büchern geführt wurden, erstickten die deutsche Litteratur wieder. Wir glauben jedoch andeuten zu müssen, daß uns gerade aus dem vierten und fünften Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts einige ächt deutsche und ganz originelle Schriften überliefert worden sind, welche beweisen, wie sehr es zu bedauern ist, daß der in ihnen betretene Weg nicht weiter verfolgt ward. Der erste von den Männern, welche in dieser Beziehung zu nennen sind, ist Johannes Thurmayr, Verfasser einer bairischen und einer deutschen Chronik, welcher, weil er in Abensberg geboren war, unter dem Namen Aventinus bekannt ist. Er schrieb sowohl seine bairische Chronik als seine Chronica vom Ursprunge der alten Deutschen, welche Letztere erst einige Jahre nach seinem 1534 erfolgten Tode gedruckt ward, mit solcher Freimüthigkeit, daß man, weil er Katholik war und doch die Geistlichen sehr hart mitnahm, seine bairische Geschichte arg verstümmelte. Ziegler hat nämlich 1554 des Aventinus bairische Chronik unter dem Titel Annales Boiorum lateinisch herausgegeben, dabei aber Alles, worauf die Protestanten sich hätten berufen können, ausgelassen. Diese verschafften sich jedoch die Originalhandschrift und ließen sie 1580 durch Johann Cisnerus in Basel herausgeben. Beide Chroniken, nämlich die deutsch geschriebenen, sind nicht blos wegen ihres naiven und freimüthigen Tones, sondern auch darum merkwürdig, weil sie eine Frucht des Studiums der alten handschriftlichen deutschen Litteratur und der Archiv-Documente waren, welche der Verfasser durchsucht hatte und von denen Manches, was er noch benutzen konnte, für uns verloren ist. Mit einer kritischen Geschichts-Erzählung vertragen sich freilich die so zahlreich aufgenommenen Sagen

*) Unter Luther's Liedern ist neben den eigentlich kirchlichen Gesängen, wie „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir“ eines hervorzuheben, das er zum Preise zweier Knaben, Johannes und Heinrich, dichtete, die in den Niederlanden wegen ihrer Anhänglichkeit an seine Lehre den Scheiterhaufen besteigen mußten: die deutsche Lyrik des 16. Jahrhunderts hat schwerlich ein zweites, das demselben an ergreifendem und gedrungenem Wohllaut gleich käme. Die beiden Märtyrer wirken noch im Tode fort,

„Die Asche will nicht lassen ab, — —
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an jedem Ort
Nach jeder Art und Zungen
Gar herrlich lassen singen.“

und Märchen nicht; dagegen aber passen sie für eine gemüthliche Volks-Belehrung und Unterhaltung durch Geschichte vortrefflich.

Ein anderes deutsches Buch aus Luther's Zeit ist dadurch merkwürdig, daß sowohl Luther als Melanchthon dasselbe heftig bekämpft haben und daß es uns zeigt, auf welche Weise die Litteratur der damals rasenden, in ihrer späteren Entwickelung ungemein friedlichen Wiedertäufer mit der Litteratur der Reformation contrastirte. Diese Secte verhielt sich zu den Reformatoren ähnlich wie die Radikalen, Socialisten und Communisten unserer Zeit zu den Constitutionellen; auch waren ihre Grundsätze ungefähr dieselben, wie die der französischen Socialisten, wenn man anders Lamennais zu diesen zählen darf. Ihr Hauptschriftsteller war Sebastian Franck, welcher 1500 zu Donauwörth geboren war und in lateinischer und deutscher Sprache originelle Bücher und Satiren oder, wenn man will, Pasquille schrieb, zu denen, wie wir weiter unten sehen werden, auch Luther sich herabließ. Er lebte, wie es scheint, vom Bücherschreiben, Bücherdrucken und Bücherverkaufen und war in Nürnberg, Ulm und Straßburg ansässig, mußte aber aus allen diesen Städten weichen, weil seine furchtbare Schriftstellerei und seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, besonders an Schriften in deutscher Sprache, dem Staate und der Civilisation, welche erst im Werden begriffen war, verderblich zu werden schienen. Seine meisten Schriften fallen in den Zeitraum von 1528 bis 1545, also in eine Zeit, wo die Hauptgefahr, mit welcher Franck's Lehre vom inneren Worte, von einer Totalreform und von der Unwesentlichkeit jeder äußerlichen Form in Staat und Kirche die Reformation bedrohte, nicht mehr viel schaden konnte. Luther ärgerte sich besonders über Franck's scharfe, in lateinischer Sprache abgefaßte Schmähschrift gegen die Weiber; er begleitete die von einem seiner Freunde geschriebene Widerlegung derselben mit einer Vorrede, welche in der ihm eigenthümlichen Art, also nicht gerade milde geschrieben war.

Am heftigsten ward Luther über Sebastian Franck, der ihm an Kenntniß des Wesens deutscher Nation und ihrer Geschichte, sowie an Gewandtheit im Gebrauche der Sprache nicht im geringsten nachstand, durch ein Buch desselben erbittert, welches 1533 unter dem Titel: „Paradoxa oder 280 Wunderreden aus der heiligen Schrift“ erschien; wir könnten jedoch eine ganze Reihe von Auflagen dieser mystischen Schrift aufzählen, welche noch 1690 in Riga wieder aufgelegt worden ist. Dem inneren Wesen nach ist dieselbe durchaus nicht gotteslästerlich, wie sie durch ihre Ausdrucksweise dem Luther und Melanchthon vorkommen mußte. Sie enthält z. B. den Satz: es gebe keine Sünde wider Gott, denn was unter Menschen Sünde sei, sei es vor Gott nicht. Sie lehrt ferner eine örtliche und wesentliche Gegenwart

Gottes in Pflanzen und Thieren und in Allem, was da ist, so daß also Sebastian Franck auf einen Pantheismus zurückkommt, welcher der ältesten Philosophie zu Grunde lag, wie der Religion der Bramanen, der Buddhisten und der Chinesen. Nach dieser Philosophie konnte denn auch Christo keine andere Göttlichkeit zugeschrieben werden, als diejenige, welche allen großen, um die Menschheit besonders verdienten Männern zukommt; und dies war es vorzüglich, was die genannten beiden Reformatoren gegen Franck erbitterte und was auch Calvinus an Michael Servet dadurch rächte, daß er denselben verbrennen ließ.

Eine Sammlung von deutschen Sprichwörtern, welche Sebastian Franck in zwei verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Titeln herausgab, enthält durchaus nichts Fanatisches, Schwärmerisches oder Revolutionäres. Auch sie wurde sehr oft aufgelegt und fand, trotz des Hasses, welchen Luther gegen Franck hegte, bei Bürgern und Bauern ihre Stelle neben der Luther'schen Bibel. Sie enthält überlieferte Lehren gemeiner Klugheit und verdient der Sammlung, welche Agricola bald nachher machte, unstreitig vorgezogen zu werden.

Franck hat auch zwei merkwürdige Geschichtswerke verfaßt. Das Eine ist eine allgemeine Geschichte, und führt den Titel: „Chronica, Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegin bis auf das jar 1531"; das Andere ist eine deutsche Geschichte und heißt: „Germania, d. i. Chronica des ganzen Teutschen Landes und aller Teutschen Völker Herkommen u. s. w." Beide Bücher füllten durch Sebastian Franck's originelle Weise, die Geschichte in der Muttersprache zu behandeln, eine Lücke, welche die damaligen Gelehrten mit ihrem Streben, die Griechen und Römer nachzuahmen, nicht ausfüllen konnten, so sichtbar aus und entsprachen so sehr einem allgemein gefühlten Bedürfnisse, daß sie in ganz Deutschland verbreitet wurden und in einer guten deutschen Bibliothek nie fehlen durften. Der Druck von Franck's allgemeiner Geschichte wurde nicht eher erlaubt, als bis der Verfasser erklärt hatte, daß in derselben nichts gegen den rechten Glauben vorkomme. Es fand sich jedoch sehr bald, daß auch nicht eine Spur von dem, was die Theologen und Juristen des 16. und 17. Jahrhunderts den im Staate zu duldenden rechten Glauben nannten, in dem Werke enthalten sei, und man machte deshalb dem Verfasser den Vorwurf, daß er alle Ketzer entschuldige und sich ihrer Ketzereien annehme. Ihm sei, hieß es, eine Religion, eine Secte und eine Meinung immer gerade so gut, wie jede andere; er rede von einem inneren Worte, von einem Christus in uns, und dies sei ein großes Verbrechen; denn wenn das wahr sei, so würde ja die Welt gar keiner gelehrten Theologen bedürfen. Als er darüber der städtischen Polizei Rechenschaft

geben sollte, konnte er freilich das, was gedruckt war, nicht ableugnen, und er wurde daher aus der Stadt gewiesen. Sein Werk war jedoch zur Zeit der Concordien-Formeln und des Lutherischen Wortglaubens gleich nach Luther's Tode allen gemüthlichen Deutschen so erwünscht und passend, daß wir, wenn dies hier geschehen dürfte, eine lange Reihe von Ausgaben aufzählen könnten, welche im 16. Jahrhundert von demselben gemacht worden sind. Das Verzeichniß dieser Ausgaben werden die Leser leicht in einem der vielen litterarischen Handbücher unserer Nation aufsuchen können; wir bemerken nur, daß theils vom Verfasser selbst, theils nach seinem Tode von einem Ungenannten Fortsetzungen hinzugefügt wurden, so daß Franck's Werk schon 1551 zu Ulm in drei Folianten gedruckt ward. Es hatte also die Verketzerung desselben durch die protestantischen Theologen und Juristen und das Zetergeschrei, welches der gelehrte katholische Theolog Cochläus gegen dasselbe erhob, keinen anderen Erfolg, als daß dem Geschichtbuche des geist- und gemüthvollen Patrioten noch mehr Leser verschafft wurden.

Franck's deutsche Geschichte ist auch dadurch merkwürdig, daß sich in derselben eine der drei kurzgefaßten Erklärungen (clavis) von Melchior Pfinzing's Theuerdank findet. Von diesen Erklärungen ist die eine von Melchior Pfinzing selbst, die andere von Sebastian Franck, die dritte von Matthäus Schultes. Alle drei zusammen findet man in einer Schrift von Johann David Köler, welche Hummel in Nürnberg 1790 herausgegeben hat. Auf dem Titel der von uns gebrauchten deutschen Chronik Franck's steht: „Getruckt zu Bern in Vchtlandt bei Matthia Apiario vnnd vollendet auf den ersten Tag Martii 1539." Fol. Auch dieses Buch ward oft neu aufgelegt und noch im Jahre 1598 erschien eine Ausgabe zu Riga.

4. Uebergang des klassischen Studiums von Italien nach Frankreich und erste Schritte zu einer neuen französischen National-Litteratur.

a. Allgemeines.

In Frankreich trat während des 16. Jahrhunderts eine lange Reihe von Männern auf, durch deren Bemühungen das Studium der Alten für die neuere Litteratur und für das Leben im Allgemeinen erst recht fruchtbar ward, oder mit anderen Worten, welche dahin gewirkt haben, daß die neuere Bildung, die seit dem 14. Jahrhundert mit Hülfe der alten Litteratur so bedeutende Fortschritte gemacht hatte, in Frankreich neue ebenso große und in manchen Fächern noch größere machte. Dieser verdienten Männer waren so viele, und es zeigte sich in Frankreich, was in Deutschland nicht der Fall war, ein solcher Wettstreit und eine solche Gleichheit des Eifers und des strebenden

Geistes zwischen den Gelehrten der katholischen und protestantischen Schulen, daß das Einzelne schon des Raumes wegen auf den nächsten Band verspart werden müßte, wenn auch nicht das Meiste von dem, was zu sagen ist, erst der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehörte. Wir werden daher erst später, wo von den Italienern gar nicht mehr, von den Deutschen nur wenig zu reden ist, dieser großen und angestrengten Bemühungen französischer Gelehrten ausführlich gedenken, hier aber in Betreff der wissenschaftlichen Bildung uns auf das, was unter Franz I. geschah, beschränken und in Betreff der eigentlich französischen Litteratur nur einige Bemerkungen über die in der alten naiven, derben Sprache verfaßten poetischen und prosaischen Schriften machen. Die Letztere ist bekanntlich in unseren Tagen bei denjenigen Franzosen, welche den gebahnten und ausgetretenen Weg platter, aber klarer Rede verlassen wollten, wieder zu Ehre gekommen, weil man in der alten Sprache, wie wir bei Luther Kraft, Natürlichkeit und Neuheit, im Inhalt Nationalität, Munterkeit und jenen derben Witz fand, den die Hof-Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts nicht duldete.

b. Studium des Alterthums vor Franz I.

In Hinsicht auf Politik, diplomatische Künste, Tücke und Arglist waren die Franzosen schon unter Ludwig XI. und unter Karl VIII. Schüler und sogar auch Meister der italienischen Wissenschaft gewesen. Unter Ludwig XII. suchten sie auch den Unterricht der alten Sprachen und der in Italien blühenden Wissenschaften in ihrem Lande zu begründen und verbanden, wie die Italiener im 11. und 12. Jahrhundert gethan hatten, ihre neuen Studien mit dem Studium des römischen Rechtes. In den Rechtsschulen von Bourges, Orleans und Dijon finden wir Spuren klassischer Studien, welche nicht von der Regierung ermuntert waren. Schon Ludwig XII. suchte die Griechen, welche die alten Wissenschaften nach Italien gebracht hatten, auch in Frankreich zu gebrauchen. Er wandte sich an Johann Andreas Laskaris, welchem er ausgezeichnete Ehre erwies, der jedoch erst unter seinem Nachfolger Franz I. mit großem Erfolge als Lehrer aufgetreten ist.

Auch einen in lateinischer Sprache schreibenden Geschichtschreiber, wie er ihn sich wünschte, in Frankreich aber nicht fand, ließ Ludwig XII. sich aus Italien kommen. Die Kunst des Lateinschreibens, die Nachahmung des Styles eines Cicero, eines Livius und anderer Alten, ward bekanntlich unter den Italienern des 15. und 16. Jahrhunderts bis zum Abgeschmackten getrieben. Wer ein Werk über Geschichte oder Staatsschriften, welche für ganz Europa bestimmt waren, geschrieben haben wollte, der mußte sie lateinisch schreiben lassen und sich eines

in der neuen Schule gebildeten italienischen Stylisten bedienen. Ludwig XII. wandte sich daher, als er die französische Geschichte in zierlichem Latein schreiben lassen wollte, an den Stephan Poncher, Bischof von Paris und später Erzbischof von Sens, um Rath, und dieser empfahl ihm den Italiener Emilio, welcher dann unter dem Namen Paulus Aemilius der Geschichtschreiber Frankreichs wurde, das bis dahin nur Chroniken besessen hatte. Paulus Aemilius kam wahrscheinlich um das Jahr 1499 nach Paris und der König, der ihn zum Historiographen ernannt hatte, gab ihm eine Domherrn-Stelle, damit er ungestört der Erfüllung seiner Aufgabe obliegen könne. Er arbeitete sein Werk in Hinsicht auf die Form mit solchem Fleiße aus, daß er nicht weniger als 16 Jahre lang am Style feilte, ehe er die ersten vier Bücher erscheinen ließ. Im Jahre 1517 gab er diese vier Bücher französischer Geschichten (De Rebus gestis Francorum libri IV. Paris. fol.) heraus, und erst 10 Jahre nach seinem Tode (1539) erschien sein aus 10 Büchern bestehendes Werk, welches die Geschichte bis auf den Anfang von Karl's VIII. Regierung enthält, vollständig. Die Beurtheilung dieses Werkes gehört nicht hierher. Die Aufgabe, im Style der Alten zu schreiben und den Franzosen zu zeigen, wie man Latein schreiben müsse, hat Paulus Aemilius erfüllt; denn der gelehrte Latinist Lipsius preist ihn über die Maaßen und behauptet, daß sein Werk den Mustern der Alten vollständig entspreche. In Rücksicht der Geschichte selbst wird wohl Niemand ihn mit de Thou vergleichen, welcher ebenfalls in klassischem Latein schrieb. — Einen anderen lateinischen Stylisten, welcher schon dem Cäsar Borgia Dienste geleistet hatte, rief Ludwig XII. ebenfalls nach Paris. Dieses war jener Aleander, dessen Eigenschaften Luther mit seiner so bitteren Ironie geschildert hat. Aleander begann 1508 in Paris Stylistik zu lehren, übernahm aber später die Stelle eines bischöflichen Geschäftsträgers in Rom und besorgte daselbst neben den ihm aufgetragenen Geschäften seine eigenen so schlau, daß er in kurzer Zeit Kardinal ward.

Um Griechisch zu lehren, ließ König Ludwig XII. den Georg Hermonymus nach Paris kommen; dieser war aber nicht im Stande das zu lehren, was er selbst nicht wußte. Dagegen weckte der Rector der hohen Schule von Dijon, Pierre Turreau oder Petrus Turrellus, den Eifer eines Franzosen, der sein Schüler war und für die Studien mehr gethan hat, als irgend ein Anderer, weil er des Königs Franz ganzes Vertrauen besaß und dessen würdig war. Pierre Turreau selbst hat zwar auch Mehreres geschrieben, seine Werke verdienen aber hier keiner Erwähnung, und er ist nur wegen seines dankbaren Schülers Pierre Duchatel oder Petrus Castellanus zu erwähnen. Duchatel erlernte vom 11. bis zum 16. Lebensjahre durch großen Fleiß

das Griechische so gut, daß er von Turreau einer Klasse vorgesetzt wurde. Daraus geht hervor, daß dieser erste Schöpfer des griechischen Unterrichtes in Frankreich eben so jung sein Werk begann, als Melanchthon. Als Duchatel nachher erfuhr, daß Erasmus von Rotterdam, welcher damals diesseit der Alpen für den größten Meister der alten Sprachen und für den besten Lehrer der neuen Wissenschaft galt, in Basel lehre, eilte er von Dijon aus zu ihm, ward in der Frobenischen Druckerei zu Basel Corrector und erhielt Anweisung von Erasmus. Von Basel begab er sich nach Bourges, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Nachher unternahm er eine Reise in die Länder, welche Sitze der alten Cultur gewesen waren, nämlich nach Italien, Aegypten, Palästina und Griechenland. Er lehrte auf derselben sogar zwei Jahre lang in Cypern die lateinische Sprache. Diesem Manne verdankt König Franz I. den Ruhm, Paris zum Sitze der Wissenschaft des Alterthums gemacht und in seiner Hauptstadt alle Hülfsmittel der Geistesbildung vereinigt zu haben.

c. Großartige Anstalten des Königs Franz I. zur Reform aller Studien.

König Franz I. war zwar selbst in seiner Jugend wissenschaftlich ganz vernachlässigt worden; sein Sinn ward aber bald geweckt und er suchte dann um so eifriger seiner lebhaften Nation die Bildung einer neuen Zeit zu verschaffen, je peinlicher er selbst die Mangelhaftigkeit seiner Erziehung empfand. Die Bekanntschaft mit Italien, wo die Fürsten, die hohe Aristokratie und sogar die Päpste Ruhm und Glanz darin suchten, daß sie Schützer und Förderer der Wissenschaft und Kunst hießen, bewog ihn, nicht blos Hofleute und Schmeichler, sondern auch Dichter und Männer von Geschmack um sich zu sammeln. In dieser Beziehung gab ihm der an sich unbedeutende Dichter Colin einen weit besseren Rath, als der Kardinal Johann du Bellay. Der Letztere empfahl den genialen, aber würdelosen Mönch Rabelais seinem Schutze, der Erstere dagegen den edeln Geistlichen, Peter Duchatel, der sich um Wissenschaft und Kunst und um deren Verbreitung in Frankreich unsterblich verdient gemacht hat. Duchatel gewann die Gunst des Königs und behauptete sich in derselben; er ward von einem Bisthum zum anderen befördert und durch die Stelle eines Groß-Almoseniers an den Hof gefesselt. Er war es und neben ihm wahrscheinlich Wilhelm Budäus (Budé), der dem Könige den Rath gab, neben der alten, reich dotirten, aber für die neue Zeit unbrauchbaren scholastischen Universität in Paris eine neue königliche (das collège royal) für diejenige Wissenschaft zu errichten, die man im Mittelalter nicht gekannt hatte und jetzt verschmähte. Der König ging auf diesen Vorschlag ein und

stellte um 1530 sechs neue, von ihm besoldete Professoren für das Griechische und Hebräische in Paris an, denen dann, um das Mönchs-Latein zu verbannen, 1534 noch ein Professor der lateinischen Beredsamkeit beigefügt ward. Später errichtete man noch drei neue königliche Professuren, eine für Mathematik, eine zweite für römische Philosophie und eine dritte für die Arzneiwissenschaft. Die Errichtung der letzten Professur gab die Veranlassung, daß die mit der Heilkunde verbundenen Wissenschaften endlich auf die Erfahrung und Beobachtung zurückgeführt wurden. Vidius nämlich, der auf Duchatel's Rath von Florenz nach Paris gerufen wurde, ging von den Arabern auf Hippokrates und Galenus zurück; sein Nachfolger, Gautier, der Leibarzt des Königs, zeigte, daß sowohl die Griechen als die Araber die Anatomie nicht so, wie die Wissenschaft es fordere, hatten betreiben können, und der berühmte Schüler desselben, Andreas Vesalius, welcher aus Brüssel nach Paris kam, trat nicht nur in seine Spuren, sondern schuf auch, wie wir früher berichtet haben, eine ganz neue anatomische Wissenschaft, so daß er als der Gründer der neueren Anatomie angesehen werden kann.

In der ersten Zeit der Regierung des Königs Franz I. kehrte auch Laskaris zurück, welcher jetzt für seine gründliche Lehre den Boden bereitet fand. Ludwig XII. hatte ihn nach Venedig geschickt; von dort war er, als dieser König starb, nach Rom gegangen, wo er zu Leo's X. Zeit eine Anstalt zur Bildung junger Griechen leitete und zugleich einer Druckerei vorstand und von wo er dann 1515 durch Leo nach Paris gesandt wurde. Hier brachte er das Griechische empor und wirkte auf Wilhelm Budäus, dessen weiter unten ausführlich gedacht werden wird, ebenso ein, wie Reuchlin auf Melanchthon. Sein Hauptverdienst war, daß er, von Budé unterstützt, mit Einsicht eine vortreffliche Sammlung von Handschriften auf Kosten des Königs zu Fontainebleau zusammenbrachte. Zu den Günstlingen des Letzteren gehörte auch der treffliche Robert Stephanus (Etienne), der später wegen seiner Hinneigung zur Reformation aus Frankreich flüchten mußte. Ihm verdankt man unter Anderen die jetzt noch gültige Eintheilung des Neuen Testaments in Kapitel und Verse.

Franz I. verband mit dem Eifer für die Förderung der alten Sprache und der neuen Wissenschaft einen regen Sinn für die damals in Italien blühende Kunst und suchte diese in Frankreich emporzubringen. Wir wagen jedoch nicht, diese Bemühungen zu würdigen, da die Beurtheilung der schönen Kunst wie der lyrischen Poesie Anlagen erfordert, welche wir nicht zu besitzen glauben. Doch wollen wir anführen, daß Franz mit dem durch seine Kunstwerke in halberhabener Metallarbeit berühmten Benvenuto Cellini in ganz vertrauliche Ver-

bindung trat und denselben auch auf einige Zeit mit sich nach Frankreich nahm. Ueber das Verhältniß jenes drolligen Künstlers zu Franz findet man in der von Goethe übersetzten Selbstbiographie Benvenuto Cellini's anziehende Anekdoten, deren Wahrheit wir freilich, obgleich sie den Charakter des Königs sehr gut bezeichnen, oft bezweifeln, weil bekanntlich Benvenuto Cellini in dieser Schrift so kräftig log, daß er seine Angaben endlich selbst für wahr hielt. König Franz ließ mehrere Schlösser theils neu erbauen, theils in dem von dem erneuerten Alterthum entlehnten, an Säulen, Pilastern und Ornamenten kenntlichen Geschmack herstellen; ja in Frankreich zumeist kam der Name der Renaissance für den im 16. Jahrhundert ausgebildeten Baustyl in Gebrauch. Die Schlösser von St. Germain, Chambord*), Verneuil gehören dieser Zeit an; die Westseite des Louvre, welche für das herrlichste Denkmal jenes Styles gilt, ist späteren Ursprungs. Vor Allem ließ der König sich den Ausbau und die künstlerische Ausstattung von Fontainebleau angelegen sein; die Pläne rührten von dem berühmten italienischen Baumeister Serlio her. Bei der ornamentalen Ausführung seiner Bauten war ebenfalls ein Italiener, Rosso, und vor Allen **Primaticcio** thätig, der bis zu seinem Tode (1570) an und in französischen Palästen baute. Selbst zum Amte eines Münzmeisters berief der König einen ausgezeichneten Gemmenschneider, Nassaro, aus Verona; und daß er den schon bejahrten Lionardo da Vinci in hohem Grade begünstigte, ist bereits erwähnt. Später war die Verheirathung mediceischer Prinzessinnen an französische Könige dem Aufkommen des glänzenden, aber schon merklich verflachenden italienischen Geschmacks in Frankreich günstig. König Franz selbst war übrigens in seinen Ausgaben für Kunst und Wissenschaft ebenso, wie für seine Geliebten und deren Anhang nicht sowohl freigebig als vielmehr verschwenderisch. Es war daher auch ein Glück für Frankreich, daß Duchatel dafür sorgte, daß die Gelehrten, welche sein König unterstützte, vortrefflich gewählt und die Sammlungen von Handschriften und Alterthümern mit großer Einsicht gemacht wurden.

In Betreff der Einkäufe für diese Sammlung bediente Franz sich nicht nur des Johann Laskaris, sondern auch dreier anderer Männer, Pelissier's, Danès' und Postel's. Der Erstere, welcher übrigens dabei zugleich politische Geschäfte zu besorgen hatte, wurde nach Venedig geschickt, wohin die von den Türken vertriebenen Griechen Alles geflüchtet hatten, was sie mit sich nehmen konnten. Auch **Pelissier** mußte zu dem gleichen Zwecke nach Venedig gehen. **Danès** aber be-

*) Das Schloß Chambord ist dasselbe, welches die französischen Legitimisten im Jahre 1820 von der Fürstin von Wagram (Wittwe Berthier's) kauften, um es dem Herzog von Bordeaux als Wiegengeschenk zu verehren.

reiste im Auftrage seines Königs ganz Italien und Griechenland, sowie die einst von Griechen beherrschten Gegenden Asiens. Das größte Verdienst um die von Franz angelegten Sammlungen hatte unstreitig Wilhelm Postel.

Dieser Mann, welcher von 1510 bis 1581 lebte, war Professor in Paris, gab aber seine Stelle auf und reiste nach Wien, sowie nach Rom. Hier trat er in den Jesuitenorden, wurde jedoch nachher wieder aus demselben ausgestoßen und bis 1559 gefangen gehalten. Von Rom ging er nach Venedig und hierauf lehrte er wieder Mathematik zu Dijon. Zuletzt ward er als Indifferentist in ein Kloster gesperrt, in welchem er 1581 starb. Wir erwähnen seiner nur wegen seiner beiden Reisen nach Constantinopel. Es ist schwer festzustellen, ob und in wie weit Franz ihn dabei unterstützte; auf jeden Fall hat Postel sich unsterbliche Verdienste um sein Vaterland erworben. Diese bestehen hauptsächlich in seinen Einkäufen von Handschriften, durch welche Vieles, was sonst verloren gegangen wäre, gerettet und an einem Orte wie Paris, wo es für die Fortschritte der Wissenschaft am besten benutzt werden konnte, vereinigt worden ist. Wegen der 50 Schriften, welche er verfaßt hat, würden wir ihn hier nicht nennen, weil wir weit entfernt sind, diesen eine Wirkung auf ihre Zeit zuzuschreiben. Postel, welcher das Lateinische, Griechische und Syrische sehr gut verstand, begleitete seines Königs Gesandten La Forest nach Constantinopel, und benutzte den Einfluß, den dieser dadurch, daß der König damals mit dem Sultan gegen die Christenheit conspirirte, auf den Beherrscher des osmanischen Reiches erhielt, für seine wissenschaftlichen und artistischen Zwecke. Dazu war Postel ganz gemacht; denn ihm war der Islam ebensoviel werth, als das Christenthum, was er unvorsichtiger Weise äußerte, so daß ihn deshalb die Jesuiten trotz seiner Gelehrsamkeit aus ihrem Orden ausstießen. Er scheint ein sonderbarer Mann gewesen zu sein und war sein ganzes Leben hindurch unstät. Wir finden ihn, außer an den vorhergenannten Orten, auch in Genf und in Basel. Die unschätzbaren Sammlungen, welche er auf seinen Reisen zusammenbrachte, sind später alle in die königlichen übergegangen, weshalb man die Summen, welche er für dieselben ausgegeben hatte, und somit auch sein Verdienst ganz auf des Königs Franz Rechnung zu schreiben pflegt.

Nachdem die Verdienste der Regierung und einiger Lehrer und Sammler um die in Frankreich neu gegründeten höheren und niederen Schulen, in welchen man die Wissenschaften nach der Art der Alten und der Italiener lehrte, angedeutet worden sind, sollten eigentlich auch die Gelehrten und ihre Hauptarbeiten angeführt werden. Wir wollen jedoch nur zwei von diesen Männern nennen, weil sie zu den

Früheren gehören; die große Zahl Anderer, welche in diesem Jahrhundert die Wissenschaften zur Vollendung brachten, kann mit Ausnahme einiger Wenigen, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wirkten und im folgenden Bande angeführt werden sollen, hier nicht erwähnt werden, weil dieselben nur für den Gelehrten Bedeutung haben. Wollten und dürften wir in einem für das größere Publikum bestimmten Werke streng der Ordnung der Zeit und dem Grundsatze wissenschaftlicher Vollständigkeit folgen, so müßten wir vor Allem die Verdienste der klassisch gebildeten Theologen, und unter diesen namentlich die eines Calvinus und Beza, sowie die Verdienste derjenigen Juristen, die man früher als elegant, in unserer Zeit als historisch bezeichnet, aufzählen. Wir müssen uns aber auf die allgemeinen Wissenschaften beschränken, da wir weder Vollständigkeit bezwecken, noch Spezialfächer der Gelehrsamkeit berühren wollen. Es werden daher auch die ausgezeichneten Juristen, deren Namen seit etwa 70 Jahren auf deutschen Kathedern wieder täglich genannt werden, ein Duarenus, Balduinus, Cujacius, Dionysius und Jakob Godofredus, hier absichtlich nicht besprochen. Dagegen wollen wir zweier anderer ausgezeichneten praktischen Juristen, des Peter Pithon und des Wilhelm Budé oder Budäus näher gedenken, und zwar des Letzteren hier, des Ersteren im nächsten Bande. In einer Zeit, wo in Deutschland ein praktischer Jurist oder selbst ein Lehrer des römischen Rechtes aus Mangel an Muße, oder weil die Politik ihn verschlingt, oder weil die Furcht vor dem Examen ihm früh den Trieb geraubt hat, selten etwas Anderes als sein Fach (das purum putum jus) treibt, scheint es uns doppelt Pflicht, das Gedächtniß von zwei Männern zu erneuen, die sich ebenso viel Verdienst durch ihre richterliche Thätigkeit, als in den Humanitäts-Wissenschaften erworben haben. Im nächsten Bande wird ihnen noch ein Dritter, der Präsident de Thou, beigefügt werden, weil alle drei als Beamte des Staates für die Gerechtigkeitspflege und die Ausübung und unparteiische Deutung des Rechtes und der Gesetze eben so unverdrossen thätig gewesen sind, als für das Studium der Geschichte, der alten Sprachen und ihrer eigenen, ja für die Alterthumswissenschaft in ihrem größten Umfange und in ihrer edelsten Bedeutung.

Wilhelm Budé oder Budäus, welcher 1467 geboren war, ist vor allen Anderen als der Mann zu betrachten, der das Studium der Griechen emporgebracht und dasselbe nicht allein den Franzosen, sondern überhaupt allen Völkern diesseit der Alpen erst eigentlich möglich gemacht hat. Budé, welchen Erasmus später als das Wunder Frankreichs bezeichnete, begann damit, daß er die neue Art das Recht zu studiren, durch welche im Anfange des 16. Jahrhunderts Orleans, Bourges und Dijon die Schüler der scholastischen Universität Paris

und sehr viele Fremde herbeilockten, durch zwei mit ganz ungewöhnlichem Beifalle aufgenommene Schriften empfahl. Diese Bücher sind: seine Noten über die 24 ersten Bücher der Pandekten und ein ihm eigenthümliches juristisches Werk in 5 Büchern (De asse et partibus ejus). Das Letztere wurde allein in Paris von 1516 bis 1548 sechsmal neu gedruckt und außerdem in Venedig, in Köln, in Lyon und wahrscheinlich auch an andern Orten herausgegeben. Budé fühlte nachher das Bedürfniß, die griechische Sprache zu erlernen, und wandte sich, weil es noch an allen Hülfsmitteln dazu fehlte, an den Hermonymus von Sparta, der, wie wir wissen, von Ludwig XII. nach Paris gerufen worden war. Dieser las mit ihm den Homer, Budé beklagte sich aber über die Unwissenschaft desselben und über seinen Mangel an Erziehung. Besser fand er seine Rechnung bei dem feinen, der byzantinischen Regentenfamilie angehörigen Laskaris: auch rühmt er die Dienste, welche dieser ihm geleistet habe. Schon unter Ludwig XII. stand Budé in großem Ansehen; unter Franz I. erhielt er neben seinen andern Geschäften auch die Aufsicht über die königliche Bibliothek, deren Sammlung dieser König mit so großem Aufwand und Eifer betrieb. Budé ward maître des requêtes oder Kabinets-Referent über die eingereichten Bittschriften, sowie bald auch Prevot von Paris. Er richtete daher seine Studien besonders auf das Recht der Griechen, auf die Redner, welche vor den Gerichten oder vor dem Volke Civil- oder Criminalprocesse führten, und auf ihre Reden. Die Frucht dieser Studien war sein Hauptwerk oder die vollständige Anleitung zum Studium der griechischen Sprache (Commentarii linguae Graecae), welche in den Jahren 1529 bis 1536 schon viermal neu aufgelegt werden mußte. Dieses mit ganz unbegreiflicher Mühe und Genauigkeit gearbeitete Werk hat auch nach der Erscheinung des griechischen Sprachschatzes (Thesaurus) von Heinrich Stephanus seinen Werth behalten, besonders in dem, was die griechischen Redner und das griechische Recht angeht. Es wird in demselben nicht blos citirt, sondern es werden ganze Stellen eingerückt und erklärt, was freilich das Aufsuchen sehr erschwert.

Budé und Laskaris bildeten auch den Mann, der die neu errichtete Professur der griechischen Sprache zuerst bekleidete. Dies war Peter Danès. Derselbe ward jedoch weniger durch seine Bemühungen um das Studium der Alten, als durch den heftigen Kampf berühmt, welchen er für den Aristoteles und die Aristotelische Philosophie gegen Pierre Ramée oder Petrus Ramus und dessen Schule führte. Ramée war bis zum Lächerlichen ein Gegner des Aristoteles und bildete die zahlreiche philosophische Schule der Ramisten, welche auf allen Universitäten Anhänger fand. Ueberall bekriegten sich damals

Aristoteliker und Ramisten und ihr Streit wurde eben so heftig und machte eben so viel Aufsehen im 16. Jahrhundert, als der der Nominalisten und Realisten der vorhergehenden Jahrhunderte in den Schulen der Scholastiker*). Wir nennen übrigens Danès hier nur deshalb, weil auch er zu Denen gehörte, welche von ihrem Könige gebraucht wurden, um zu den neuen Studien durch Sammlung der Hülfsmittel den Weg zu bahnen. Er verweilte von 1534 bis 1537 zu dem ausdrücklichen Zwecke in Italien, um Alterthümer und Handschriften einzukaufen. Sonst hat er als Professor der griechischen Sprache nur Weniges geleistet, was einer Auszeichnung werth wäre. Die Verdienste aber, die er als Bischof und als Gesandter auf dem Concilium zu Trient sich erworben hat, zu würdigen, ist unsere Sache nicht.

Auch die beiden Galland, Peter und Wilhelm, welche nach Danès das Griechische lehrten, wirkten nur anregend für das Studium. Man achtete schon zu ihrer Zeit ihre Reden für ihre Hauptarbeit. Dagegen gelten drei ihrer Landsleute bis auf den heutigen Tag als Gründer der Wissenschaft des Alterthums diesseit der Alpen. Diese drei Männer sind: Tourneboeuf (Turnebus), Lambin und Muret. Wir dürfen jedoch hier nicht im Einzelnen nachweisen, wie und wodurch dieselben sich in diesem Jahrhundert unmittelbar um die Schulstudien von ganz Europa und mittelbar um die nationale Bildung, Litteratur und Sprache der Franzosen verdient gemacht haben. Wir wollen nur bemerken, daß ihre Wirksamkeit das gesammte klassische Studium umfaßte und durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch geht; denn Tourneboeuf starb 1565, Lambin 1572 und der durch seinen mustergiltigen lateinischen Briefstyl hochberühmte Muret 1585.

d. Erste Schritte zur Vermischung der alterthümlichen Bildung mit echt französischen nationalen Elementen.

Zu derselben Zeit, als in Frankreich das klassische Studium gegründet und jene rhetorisch pomphafte Weise, Geschichte und andere Zweige der Litteratur zu behandeln, durch welche die gallischen Schulen sich schon zur römischen Zeit auszeichneten, vermittelst der Lateiner

*) Ramus hatte auch in Deutschland eifrige Anhänger; vgl. die Schrift von Schmitz über Fabricius Marcoduranus, Köln 1870. Eine treffliche Biographie des Ramus gab Charles Waddington. In der Bartholomäusnacht wurde der berühmte Philosoph auf eine schreckliche Weise ermordet; Shakespeare's Zeitgenosse Marlowe läßt ihn unter den Personen seines Trauerspiels über die Bluthochzeit erscheinen. Uebrigens wurde Ramus, wie dies im streitsüchtigen Wesen der gelehrten Kreise lag, auch wegen seiner Reformbestrebungen in Bezug auf lateinische Aussprache furchtbar angefeindet; er wollte das qu in deutscher Weise aussprechen und z. B. für quamquam nicht „Cancan" sagen; letzteres Wort wurde seitdem sprichwörtlich.

neu erweckt wurde, entstand die bis auf Voltaire herrschende eigenthümliche Litteratur der Franzosen voll Zweifel, Spott, Hohn, Witz und verständiger Lebensauffassung, welche Eigenschaften man neuerdings gern unter der Bezeichnung Esprit gaulois zusammenfaßt. Um dies deutlich zu machen, solle ein Dichter und ein Prosaist angeführt werden. Es wird sich von selbst zeigen, welches Element die Franzosen um dieselbe Zeit in ihre Litteratur und Sprache aufnahmen, als Luther's und seiner Schüler Ernst die Sprache, die Litteratur und das Leben der Deutschen durchdrang. Spott und Skeptik, die Verbindung ernster Dinge mit ganz unanständigen, Verhöhnung des Schlechten, aber auch des Edelsten und possenhafter, unsittlicher Schmutz erscheinen neben und durch einander. Dies war national, weil der lebhafte Franzose gern das liest, was den grübelnden Deutschen ärgert. Wir dürfen daher nur andeuten, was wir gefunden zu haben glauben; eine Kritik oder Beurtheilung von Arbeiten, welche von den Franzosen noch jetzt als national und für Bildung und Leben anregend anerkannt werden, wäre vom Standpunkte einer ganz verschiedenen Nationalität aus sehr anmaaßend.

Der Erste, auf den in dieser Beziehung zurückzukommen ist, gehört dem 15. Jahrhundert an, nämlich der von uns schon besprochene Villon; er wetteiferte durch seine Poesieen mit dem Vater Ludwig's XII., dem Herzog Karl von Orleans. Von dem Letzteren rühmt der Abbé Sallier, daß er und nicht Villon der Erste gewesen sei, welcher in den Geist der französischen Sprache eingedrungen sei und alle vorhergehenden Dichter durch Originalität übertroffen habe. Allein so artig auch des Herzogs Gedichte sein mögen, so muß doch jener Ruhm dem Villon bleiben, obgleich dieser Dichter oft ungezogen, anstößig und in seinen Possen, die für Witze gelten sollen, niedrig ist. Villon war 1431 geboren und dichtete sein vorzüglichstes Werk, das große Testament, schon 1461. Wir führen ihn hier nur darum nochmals an, weil Marot, welcher zunächst in seine Spuren trat, auf des Königs Franz Befehl seine Hauptarbeiten sammelte und weil die Franzosen behaupten, Villon habe das, was sie zarten Scherz (badinage délicat) nennen, und was zwischen dem Leichten (l'agréable) und dem Possenhaften (bouffon) die Mitte halte, zuerst erkannt. Dies haben, wie sie sagen, nachher Marot, St. Gélais, Voiture und Sarrasin zur höchsten Vollendung gebracht. Villon selbst sagt in seinen Gedichten, daß Lernen nicht seine Sache gewesen sei*); er nennt sich sogar den Meister und

*) Hé! Dieu si j'eusse estudié
Au tems de ma jeneusse folle
Et à bonnes meurs dedié,
J'eusse maison et couche molle.

das Muster eines echten Gauners. Er berichtet in seinem, in Balladen eingetheilten großen Testamente, daß er schon als junger Mensch wegen kleiner Diebstähle oft zum Gefängnisse und endlich wegen eines größeren, uns unbekannten Vergehens nebst fünf seiner Genossen zum Galgen verurtheilt wurde; und sein Todesurtheil wurde vom Parlament in Verbannung verwandelt, was er selbst in einer Danksagungs-Ballade bezeugt. Ein anderes Mal bewirkte Ludwig XI. seine Freilassung, wofür er dem Könige in seinem großen Testamente freundlich dankt.

Wir sollten jetzt von Clement Marot reden, welcher ganz genau in Villon's Spuren trat; dies mag aber auf den nächsten Band verspart bleiben. Hier soll dagegen nur noch kurz angedeutet werden, wie Franz Rabelais den folgenden Prosaisten mit eben der Lustigkeit, Leichtfertigkeit, Originalität, unerschöpflichen witzigen Laune und argen Schlüpfrigkeit voranging, mit welcher Villon den Dichtern den Weg zeigte. Schon Rabelais hatte sich ganz in Villon einstudirt; auch läßt er ihn, was Viele für baare Münze genommen haben, in seinem Pantagruel nach England reisen, mit dem Könige dieses Landes auf ganz vertrautem Fuße leben und in allerlei komische Abenteuer verwickelt werden. Rabelais, den noch heutiges Tages oder vielmehr jetzt mehr als je die Franzosen den größten Philosophen unter den Possenreißern und den an drolligen Einfällen reichsten Philosophen nennen, war 1483 nahe bei Chinon in der Touraine geboren, und führte ein Wirthshausleben wie Villon: nur beging er nicht Kriminal-Verbrechen wie dieser. Die gelehrte Schule hatte er besucht und sein oft gemeines Hauptwerk, welches von Gelehrsamkeit strotzt, beweist eine ungemeine Belesenheit. Er trat in den Franziskaner-Orden und studirte dann, ogleich er immer ein Trinker blieb, die Schriften der Alten und ihre Sprachen mit eisernem Fleiße. Auch fand er deshalb, als er der Franziskaner und diese seiner müde wurden, bei den Benedictinern Zuflucht. Als Benedictiner war er lehrend thätig, erwarb sich große Kenntnisse und schrieb einige gelehrte und fromme Bücher, die aber Niemand las und liest, während sein mit Possen und wunderlichem Zeuge angefülltes Hauptwerk noch immer gelesen und gepriesen wird. Er ward nachher dem Kardinal du Bellay, dessen Denkwürdigkeiten wir oft anführen, nützlich und diente demselben als Possenreißer. Dieser nahm ihn daher mit sich nach Rom, wo der Papst ihn 1523 von den Ordensgelübden, die er gebrochen hutte, lossprach. Rabelais studirte hierauf Medicin. Als sein Beschützer du Bellay Bischof von Paris wurde, gebrauchte derselbe ihn als Arzt und als Spaßmacher

Mais quoy? je fuyai escolle
Comme fait le mauvays enfant.
En escrivant ceste parolle,
A peu que le cueur ne me fend.

und gab ihm zur Belohnung die Pfarrei Meudon bei Paris. Dort lebte Rabelais dann von 1545 bis 1553.

Da Rabelais ein Mann von Geist und ganz ungewöhnlichen Kenntnissen war, da er die Welt gesehen hatte, in Paris lebte und zweimal in Rom gewesen war, da die Rede ihm wie Wasser floß und er weder Gott noch Menschen scheute, so war er allerdings der rechte Mann, um Alles, was die Menschen seiner Zeit ernsthaft thaten und litten, von der komischen Seite her zu schildern. Dies hat er in einem Werke gethan, welches man in Rücksicht der Absicht und des darin bewiesenen komischen Talents mit dem Don Quixotte des Spaniers Cervantes verglichen hat; es ist aber ein großer Unterschied, wenn ein wackerer und edler Mann wie Cervantes seiner Zeit ihre Verblendung und ihre Thorheiten scherzhaft vorhält, oder wenn ein gemeiner und schmutziger Mönch wie Rabelais alles Reine mit seinem Hohne befleckt und alles Hohe und Heilige durch seinen Witz in den Kreis der Schenken herabzieht. Er nimmt in seinem Roman*), welcher jetzt wieder viel gelesen wird, den Papst, trotz der von demselben ihm bewiesenen Gunst, furchtbar mit, verspottet schon durch die stets wiederkehrenden Ausdrücke, papegots, evegots, cardingots die höhere und niedere Geistlichkeit, und war doch sein Lebenlang eine Art Lustigmacher des Kardinals du Bellay, von dem er außer der Pfarrei Meudon auch eine Präbende an der Kirche St. Maur des Fossés erhielt. Einem solchen Manne steht es sehr schlecht an, den Cato und Persius zu spielen; dies stört aber die Franzosen gar nicht. Das Dunkel des Räthselhaften, in welches er sich hüllte, schützte ihn, obwohl es immer räthselhaft bleibt, wie zu einer Zeit, in welcher unter Franz I. und Heinrich II. überall die edelsten und besten Gelehrten verfolgt und hingerichtet wurden, ein witziger, obscöner Trinker als Pfarrer geduldet werden konnte.

Was zu Gunsten des Gargantua und seines Verfassers angeführt wird, läßt sich, abgesehen von der Bewunderung, die sein vielseitiges Wissen und seine Herrschaft über die Sprache uns abgewinnt, etwa in Folgendem zusammenfassen. Rabelais war jedenfalls ein begeisterter Verehrer derjenigen Aufklärung, welche durch Wissenschaft und namentlich durch Kenntniß des Alterthums erworben wird. Er preist die Erfindung der Buchdruckerkunst, die durch göttliche Eingebung gemacht worden sei, wie die des Schießpulvers durch teuflische (les impressions ont esté inventées par inspiration divine, comme à contrefil l'artillerie par suggestion diabolique). Der Brief Gargantua's, in welchem diese Stelle vorkommt, ist wahrhaft großartig; ebenso die

*) Nämlich im „Gargantua und Pantagruel." De la vie, faits et dits héroiques de Gargantua et de son fils Pantagruel avec la prognostication Pantagrueline.

Rede Grandgosiers über die ungerechten Kriege der Könige. Auch stehen wir nicht an, der herrlichen Darstellung des Klosters Thelem, trotz der Inschrift: „Fais ce que voudras“ unter den vielen damals gedichteten Schilderungen utopischer Einrichtungen den ersten Preis zu geben. Seine überaus scharfen Angriffe gegen kirchliche Mißbräuche gehen aus einer kräftigen Ueberzeugung hervor, wenn er auch zum Martyrthum weder Lust noch Anlage hatte. Sein üppiges Sprachgenie und seine Einbildungskraft wuchern in grotesken Bildern und Wendungen und ganz besonders in namenlosen für uns kaum begreiflichen Unfläthereien. So derbe und unsaubere Reizmittel boten einen Unterhaltungsstoff, der die tieferen Absichten, auf die er sich beruft, einigermaaßen zu verhüllen geeignet ist. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Possenreißerei zu seinem Genie gehört; durch sie erschienen aber auch seine Ausfälle, die einen Anderen zum Scheiterhaufen geführt haben würden, minder anstößig. Er läßt kein Gebrechen der Zeit unangefochten; weder die gelehrte Scholastik, noch die Chikanen im Gerichtswesen, noch die Tücken der Politik oder die Prahlerei der Kriegführung, am wenigsten die Verdorbenheit des Klerus. Die Vorliebe für schmutzige Natürlichkeiten aber gehört nicht einzig ihm, sondern einem Zeitalter an, das Streitschriften wie diejenige Luthers gegen den Herzog von Braunschweig las und vertrug.

Die vier ersten Bücher des Gargantua wurden von Rabelais noch bei seinen Lebzeiten herausgegeben, das fünfte erschien erst nach seinem Tode, vielleicht weil ihm doch angst geworden war. Unter den Zeitgenossen fand das Buch so reißenden Abgang, daß man zu erzählen pflegt, Rabelais habe eine Uebersetzung des Hippokrates drucken lassen und, als der Buchhändler über den schlechten Absatz derselben geklagt habe, ihm das erste Buch des Gargantua zu drucken gegeben. Die drei folgenden Bücher erschienen dann ebenfalls nach einander und der Buchhändler soll gesagt haben, er habe von dem ersten Buche mehr Exemplare in zwei Monaten abgesetzt, als Bibeln in einem ganzen Jahre. Man behauptet auch, daß der berühmte und witzige Henricus Stephanus ihm an den zwei letzten Büchern geholfen, was wir jedoch bezweifeln. Die Franzosen betrachten den Gargantua und Pantagruel als eine unerschöpfliche Quelle des Witzes und der durch ihre spätere Hof-Litteratur ganz verschwundenen Natürlichkeit, Offenheit, Freimüthigkeit und derben Entfernung von aller Convenienz. Dies kann der Ausländer nicht beurtheilen, da er ohne einen Schlüssel des Räthselhaften und ohne einen vollständigen Commentar das unanständige Buch nicht zu lesen vermag; er muß es aber glauben, weil Montaigne, Moliere, Lafontaine, Boileau, Voltaire und Paul Louis Courier eingestehen, daß ihnen Rabelais für die Philosophie des

Lebens und für das philologische Studium ihrer Muttersprache ein Haupt-Hülfsmittel gewesen sei.

Man wird leicht erkennen, daß die neuere französische Litteratur nothwendiger Weise einen von dem der deutschen ganz verschiedenen Gang annehmen mußte, wenn auch alle anderen Umstände bei beiden Nationen gleich gewesen wären, da seit dem 16. Jahrhundert die deutschen Schriftsteller Luther's Bibel-Uebersetzung als Quelle des Reichthums ihrer Sprache und des Tones, in welchem man mit dem Volke reden müsse, betrachteten. Wir folgern daraus nichts zum Vortheile der Deutschen oder zum Nachtheile der Franzosen; das wäre einseitig und ungerecht. Wir glauben nur, daß sich darin eine Grundverschiedenheit des Nationalcharakters zeigt, und daß seit der Entstehung der neuen französischen Litteratur Scherz und Spott, Hohn und Ironie, Skepsis und Leichtfertigkeit, aber auch Verstand und Lebenskenntniß die Haupt-Elemente derselben bilden, was sich in der Culturgeschichte der folgenden Zeiten bestätigen wird. Wie verbreitet des Rabelais Roman trotz aller seiner Dunkelheit und Weitschweifigkeit war und ist, wird man daraus sehen, daß die Bibliographen mehr als 60 Auflagen desselben zählen. Zu den vorzüglichsten dieser Ausgaben gehören die Amsterdamer von 1711 in fünf Bänden mit Erklärungen von le Duchat und la Monnoye und die zu Paris 1857 in zwei Bänden (bei Didot) erschienene, welche von Burgaud des Marets und Rathery besorgt wurde.

III. Deutsche Angelegenheiten vom Wormser Reichstag an bis zum ersten Religionsfrieden (1532).

1. Einleitung. Der Friede von Cambray und die italienischen Verhältnisse im Jahre 1529.

Im Jahre 1528 hatte die heilige oder Clementinische Ligue, deren Vorwand die Unabhängigkeit Italiens von fremder Herrschaft war, den Kaiser mit dem Verluste der Vortheile bedroht, welche die Schlacht bei Pavia und der Friede von Madrid ihm verschafft hatten. Allein vom Juni desselben Jahres an war das Glück von seinen Feinden gewichen. Der französische General Lautrec hatte sich nicht nur in der ungesunden Gegend am Kanal des Poggio Reale gelagert, sondern auch das Nachtheilige dieser Stellung noch dadurch vermehrt, daß er, um die Mühlen der Stadt Neapel zum Stillstande zu bringen, das

Wasser des Kanals über die Fläche leitete, in welcher dasselbe dann gerade in der heißesten Jahreszeit einen Sumpf bildete und durch seine Ausdünstungen so verderblich wirkte, daß in 30 Tagen 21,000 Mann von 25,000 gestorben oder kampfunfähig geworden sein sollen. Lautrec selbst starb am 16. August. Unterdeß hatte Andreas Doria sich mit dem Kaiser verbunden und war als Feind der Franzosen an die Küste von Neapel zurückgekehrt. Karl's V. Truppen hatten also sehr bald Unteritalien wieder erobert. In Oberitalien war während des ganzen Jahres 1528 mit abwechselndem Glücke gekämpft worden. Zuletzt war dort Franz von Bourbon-Vendome, welchen die Geschichtschreiber der Zeit einfach den Grafen von St. Pol nennen, mit einem französischen Heere erschienen und hatte sich sowohl mit den venetianischen Truppen, als mit dem von Franz II. Sforza aufgestellten Heere vereinigt. Als dieser General in Italien angekommen war, hatten bereits geheime Unterhandlungen zwischen Papst Clemens VII. und dem Kaiser begonnen; denn Beide bedurften einander, der Eine, weil er die Reformation in Deutschland unterdrückt haben wollte, der Andere, weil er Franz Sforza zu verdrängen und das Herzogthum Mailand für sich zu behaupten suchte. Auch der französische König wünschte den Frieden, um die Freilassung seiner beiden Söhne zu erlangen, welche immer noch in Spanien festgehalten wurden.

Ein militärisches Versehen des Grafen von St. Pol erleichterte im folgenden Jahre (1529) den Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Spanien, nachdem der Papst und der Kaiser schon im Stillen mit einander einig geworden waren. Der Graf von St. Pol hatte nämlich am Ende des Jahres 1528 den spanischen General Leyva in Mailand enge eingeschlossen, glaubte aber im Juni 1529 diese Einschließung auf einige Zeit seinen Verbündeten überlassen und die Stadt Genua, die damals sammt der Festung (dem Castelletto) in den Händen der Bürger war, überfallen zu können. Als er jedoch seinen Marsch antrat, zog der Herzog von Urbino, welcher die venetianischen Truppen anführte, nach Monza und verschaffte dadurch dem spanischen Commandanten von Mailand die Gelegenheit, den Franzosen auf dem Fuße zu folgen. Diese hatten sich wenige Meilen von Mailand, bei Landriano, gelagert, als sie von den Spaniern eingeholt und in der Nacht überfallen wurden. Leyva selbst leitete den Ueberfall, obgleich er heftig am Podagra litt und sich in einem Sessel mußte tragen lassen. Die Franzosen wurden nach kurzem Widerstande geschlagen und zerstreut, ihr Anführer gefangen genommen.

Der Friede zwischen dem Kaiser und dem Papste kam schon wenige Tage nachher (29. Juni 1529) zu Stande. Der Papst hatte einen Legaten nach Barcelona geschickt, und hier wurde man bald einig.

Der Kaiser bedurfte nämlich des Papstes ebenso sehr für die italienischen Angelegenheiten, als dieser des Kaisers für Deutschland, wo, wie wir später sehen werden, nach dem Abschlusse des Torgauer Bündnisses und nach der Protestation auf dem Reichstage zu Speier eine politische und kirchliche Spaltung der Reichsglieder unvermeidlich war. Der Kaiser versprach daher auch in dem Vertrage von Barcelona dem Papste mehr, als er nachher zu halten im Stande war; denn er verpflichtete sich gegen ihn, allen weiteren Fortschritten der Ketzerei in Deutschland Schranken zu setzen. Das Uebrige, was zwischen Beiden damals ausgemacht wurde, bestand in folgenden Punkten. Der Papst versprach, den Kaiser nach seiner bevorstehenden Ankunft in Italien als römischen Kaiser und als Herrn dieses Landes anzuerkennen und feierlich zu krönen. Er verpflichtete sich ferner, ihm die bisher verweigerte Belehnung mit dem Königreich Neapel zu ertheilen, und zwar ohne irgend eine andere Forderung daran zu knüpfen, als daß Karl hergebrachter Weise ihm einen weißen Zelter stelle. Er erlaubte ihm außerdem, von seiner Geistlichkeit eine Abgabe zu erheben, und gestattete dasselbe auch dem Bruder Karl's, Ferdinand, für den Türkenkrieg. Endlich gelobte er noch in einem geheimen Artikel, niemals in eine Scheidung des englischen Königs von seiner Gemahlin, einer Tante Karl's einzuwilligen. Dagegen versprach der Kaiser, die Familie des Papstes wieder in Florenz einzusetzen, und zwar sollte Alexander von Medicis die Herrschaft dieses Staates erhalten, weil der andere noch übrige Sprößling des älteren Zweiges der Medicis, Hippolytus, vom Papste zum Kardinal ernannt wurde. Diesem Alexander, welcher nachher alle möglichen Schandthaten und Grausamkeiten in Florenz verübte, gab Karl auch eine natürliche Tochter zur Gemahlin, obgleich man allgemein annahm, daß er der Sohn eines ganz schamlosen Weibes und des Papstes Clemens VII. sei. Ferner versprach Karl, dahin zu wirken, daß die Venetianer dem Papste Ravenna und Cervia zurückgäben. Außerdem verpflichtete er sich, dazu behülflich zu sein, daß Clemens dem Herzog Alfons von Ferrara Modena, Reggio und Rubbiera entreiße. In Bezug auf das Herzogthum Mailand wurde ausgemacht, daß Franz II. Sforza wieder in den Besitz desselben gesetzt werde. Doch sollte dieser es nur unter der Bedingung zurückerhalten, daß er in einer über ihn zu verhängenden Untersuchung nicht des Verrathes und der verletzten Lehenspflicht schuldig befunden werde. Wenn dies aber der Fall sei, so sollte ihm das Herzogthum entzogen werden; doch dürfe der Kaiser dann nur mit Zustimmung des Papstes dasselbe einem Anderen verleihen.

Der Friede zwischen Frankreich und dem Kaiser ward erst am 5. August 1529 geschlossen. Dieser Friede kam in Cambray zu Stande.

Man pflegt ihn den Damenfrieden zu nennen, weil er von zwei Frauen, der Mutter des Königs von Frankreich und der Tante und Erzieherin Karl's V., geschlossen wurde. Beide Frauen, Luise von Savoyen und Margaretha von Burgund, kamen in Cambray zusammen, wo sie nicht nur in zwei aneinander stoßenden Gebäuden wohnten, sondern auch, um einen unausgesetzten, durch keine Förmlichkeit gestörten Verkehr mit einander zu haben, die Zwischenwand derselben hatten durchbrechen lassen. Luise besaß ebenso das Vertrauen ihres Sohnes, wie Margaretha das ihres Neffen und Beide hatten lange Zeit hindurch die Leitung der Staatsgeschäfte für ihre Zöglinge besorgt. Uebrigens reiste Luise erst dann nach Cambray, als ihr Sohn von dem Frieden, welcher zwischen dem Kaiser und dem Papste zu Barcelona geschlossen worden war, Kunde erhalten hatte. Der Friedensvertrag, über welchen beide Damen zu Cambray übereinkamen, würde in Bezug auf den französischen König unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, daß Franz seine zwei Söhne, die noch immer in Madrid festgehalten wurden, um jeden Preis zu befreien wünschte. Der König von Frankreich gab nämlich in diesem Vertrage alle seine Freunde und Anhänger auf, trat seinem Gegner mit Ausnahme von Burgund Alles ab, was derselbe forderte, und gestattete ihm sogar in Betreff Burgunds, sich Rechte auf dasselbe vorzubehalten, obgleich Frankreich, auch nach dem Abfalle des Papstes, in Italien noch Freunde und Verbündete genug hatte. Die Städte Asti und Saluzzo waren noch von den Franzosen besetzt, in der Lombardei waren die Venetianer und der Herzog von Mailand noch dem Bunde mit Frankreich getreu, und Renzo da Ceri, welcher an der Spitze des französischen Heeres stand, kämpfte, von den Truppen der Familie Orsini unterstützt, noch immer glücklich gegen Philibert von Oranien, den Anführer des kaiserlichen Heeres. Der Friede von Cambray war schon aus dem Grunde schimpflich für Frankreich, weil demselben der Vertrag von Madrid zu Grunde gelegt worden war.

In diesem Friedensvertrage mußte Franz I. ganz Artois mit alleiniger Ausnahme von Therouanne, sowie die Stadt Hesdin an den Kaiser abtreten, jedem Rechte eines Lehnsherrn von Artois und Flandern entsagen, also beide Provinzen für völlig unabhängige Grafschaften erklären und außerdem noch die Grafschaft Charolais an Karl für dessen Lebenszeit übergeben. In Betreff der Lombardei mußte er nicht nur den Herzog von Mailand seinem Schicksale überlassen, sondern auch alle seine Truppen aus Italien zurückziehen und die Städte Saluzzo und Asti aufgeben. Gegen die Republik Venedig versprach er dem Kaiser sogar seinen Beistand. Die Venetianer sollten nämlich die fünf Seeplätze am adriatischen Meere, welche im letzten

Kriege ihnen eingeräumt worden waren, wieder herausgeben, und so lange sie dies verweigerten, sollte Franz dem Kaiser 30,000 Dukaten als Subsidien zum Kriege mit Venedig zahlen. Eine sehr harte Bedingung, welche deshalb auch nie erfüllt wurde, betraf die Anhänger des an Franz zum Verräther gewordenen Connetable Karl von Bourbon. Ueber diesen war bald nach seinem Tode vom Parlament abgeurtheilt worden; als Beleidiger der Majestät und als Rebell wurde er des Namens Bourbon für unwürdig erklärt, seine Lehen mit der Krone vereinigt, seine übrigen Güter eingezogen. Nun aber sollten die Anhänger und Verwandten des Connetable insgesammt ihre eingezogenen Güter zurückerhalten, der Beschlag, welcher auf seine Besitzungen gelegt worden war, aufgehoben, der gegen ihn geführte Proceß cassirt und seine Mitverschworenen für schuldlos erklärt werden. In Bezug auf Philibert von Chalons ward ausgemacht, daß derselbe den ungestörten Besitz des Fürstenthums Oranien erhalten solle. Vom Könige von Navarra dagegen, welcher durch die Aragonier des spanischen Theiles seiner Herrschaft beraubt worden war und den der französische König in Schutz genommen hatte, war keine Rede. Ebenso ward der Herzog von Ferrara aufgeopfert. Dasselbe geschah mit den zahlreichen Anhängern des Hauses Anjou, welche die Ansprüche der Franzosen an Neapel für begründeter hielten, als die der Aragonier, und Alles für Franz geopfert hatten; denn diesen wurde zwar in dem Vertrage von Cambray eine Amnestie zugesagt, sie erlangten dieselbe aber nicht, sondern wurden theils hingerichtet, theils verbannt, theils ihrer Güter beraubt. Eine große Anzahl von ihnen floh nach Frankreich. Außer der schimpflichen Preisgebung seiner Freunde und Schützlinge mußte Franz sich noch zu bedeutenden Zahlungen verpflichten. Er sollte nämlich die für jene Zeit ganz unerhörte Summe von 2,000,000 Dukaten als Lösegeld für seine beiden Söhne geben. Von dieser Summe sollten 120,000 Dukaten bei der Abholung der Prinzen gezahlt werden, 290,000 zur Befriedigung der Forderungen, welche Heinrich VIII. von England etwa machen möchte, verwendet, der Rest aber von Frankreich mit fünf Procent verzinst werden; als Unterpfand für diesen Rückstand sollten die Güter der Herzogin von Vendome und die in Karl's Niederlanden gelegenen Besitzungen französischer Herren dienen. Franz ratificirte den Frieden von Cambray erst am 20. October und bediente sich dabei abermals des Trugmittels, daß er insgeheim gegen die Abtretung von Mailand, Genua und Asti protestirte. Die Auslieferung der beiden Prinzen fand erst im Juli 1530 statt, indem das Lösegeld nicht früher aufzubringen war. Asti erhielt der Herzog von Savoyen, dessen Gemahlin Beatrice eine portugiesische Prinzessin und Schwester der Kaiserin war.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens von Cambray schiffte der Kaiser sich in Barcelona ein und landete am 12. August mit einem glänzenden spanischen Gefolge bei Genua. Die Florentiner, welche damals noch nicht ahnten, daß die Diplomaten des Papstes und des Kaisers ihre Freiheit verkauft hatten, schickten alsbald eine Gesandtschaft an den Letzteren. Diese wurde höflich empfangen, aber an den Papst gewiesen, in dessen Hände ihre Stadt gegeben werden sollte. Die Florentiner waren jedoch entschlossen, im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Mit Mailand und Venedig war Karl V. damals noch im Krieg, und da überdies der Papst an den Herzog Alfons von Ferrara Forderungen machte, welche dieser nicht gewähren konnte, so kamen Kaiser und Papst überein, in Bologna eine Zusammenkunft zu halten, um Alles auszugleichen. Dort wollten sie auch mit einander verabreden, auf welche Weise der Ketzerei in Deutschland ein Ende gemacht werden könne. Den kranken und schwächlichen Herzog von Mailand hielt damals der kaiserliche Feldherr Anton von Leyva, welcher ohne große Anstrengung Pavia genommen hatte, gewissermaßen belagert. Der Kaiser reiste von Piacenza, wo er bis Ende Oktober verweilte, über Modena nach Bologna. In Modena unterhielt er sich lange und freundlich mit dem Herzoge von Ferrara, welcher auf Karl's Verwendung beim Papste vertraute, weil er wohl merkte, daß es dem Kaiser nicht ernst damit sei, ihn auszuplündern, um den Papst zu bereichern.

Im Anfang des November kamen Papst und Kaiser in Bologna zusammen. Sie wohnten dort im Regierungspalast bei einander und den deutschen Protestanten kamen so bedenkliche Gerüchte von ihren ganz geheimen Unterredungen zu Ohren, daß sie, wie wir unten sehen werden, stark rüsteten. Am 21. November ließ der Papst auch den Herzog Franz Sforza von Mailand nach Bologna kommen. Man wurde mit ihm leicht fertig, weil er an einem unheilbaren Uebel litt und keinen Erben hatte. Schon am 23. December ward mit ihm ein Friedensvertrag geschlossen, nach welchem der Herzog vom Kaiser belehnt wurde und Herr von Mailand blieb, wiewohl nur unter der lästigen Bedingung, daß er seine Hauptstadt, welche früher neben Venedig durch Reichthum und Glanz alle anderen Städte verdunkelt hatte, schon im letzten Kriege aber von den Spaniern gänzlich ausgeplündert worden war, noch ferner zum Vortheile des Kaisers bedrücke. Er sollte nämlich dem Kaiser innerhalb eines Jahres 400,000 und dann noch zehn Jahre lang jährlich 50,000 Dukaten zahlen. Bis zur Abtragung der ersteren Summe sollten die Burgen von Mailand und Como dem Kaiser verbleiben. Außerdem ward Pavia als Grafschaft dem Anton von Leyva auf Lebenszeit übergeben. Die Republik Venedig zog sich mit geringem Verluste aus einem Handel, der für alle ihre Verbün-

deten, den Papst ausgenommen, verderblich geworden war. Die Venetianer mußten nämlich zwar Ravenna und Cervia an den Papst, sowie die neapolitanischen Seeplätze an Karl zurückgeben; sie nahmen aber zum großen Unterschied von der Art, wie Franz I. von Frankreich verfahren war, ihre schwächeren Verbündeten in Schutz, indem sie 100,000 Dukaten zahlten, damit diese entschädigt würden. Außerdem versprachen sie noch das Doppelte dieser Summe als alte Schuld. Dagegen wiesen sie die Zumuthung des Kaisers und des Papstes, ihnen zu Gefallen gegen die Türken zu ziehen, schnöde zurück.

Zu Bologna ward zwischen Clemens VII., dem Kaiser, dessen Bruder Ferdinand, welcher damals schon König von Ungarn und Böhmen war, der Republik Venedig, den Herzogen von Mailand und von Savoyen und den Markgrafen von Montferrat und Mantua ein sogenannter ewiger Friede geschlossen, mit dem es sich ebenso verhielt, wie mit allem Ewigen, welches die Menschen einander versprechen. Ehe hierauf Karl nach Deutschland zurückkehrte, ließ er sich vom Papste am 22. Februar 1530 mit der eisernen Krone zum Könige von Italien und am 24. (seinem 30. Geburtstage) mit der Kaiserkrone zum römischen Kaiser krönen. Dies war das letzte Mal, daß ein deutscher Kaiser vom Papste gekrönt wurde. Während des Zusammenseins in Bologna benahm sich Clemens gegen den Kaiser äußerst verbindlich und entschuldigte sich sogar bei ihm, daß er gegen seine Neigung und nur um keine Neuerung einzuführen, sich von ihm den Fuß- und Handkuß habe erweisen lassen; das Steigbügelhalten bei der Krönung hatte Karl selbst ausdrücklich in Anspruch genommen. Zugleich aber strengte der Papst all seine Beredsamkeit an, um den Kaiser von der Gefährlichkeit eines allgemeinen Conciliums zu überzeugen. Was den Herzog Alfons von Ferrara betrifft, so war ihm zwar erlaubt worden, jenem ewigen Friedensbunde beizutreten; allein der Papst hatte, aller Bemühungen des Kaisers ungeachtet, darauf bestanden, daß Alfons ihm Modena, Reggio, Rubbiera und Cotignola abtrete, und ihm nicht erlaubt, zur Krönung Karl's nach Bologna zu kommen. Erst im März ward Alfons von Ferrara in Bologna zugelassen. Auch jetzt konnte er sich mit dem Papste nicht vereinigen; doch erkannten er und der Papst den Kaiser als Schiedsrichter an. Karl fällte seinen Schiedsspruch vor seiner Abreise nach Deutschland nicht, sondern zog, da er der beiden Streitenden bedurfte, die Entscheidung klüglich hinaus. Erst im Jahre 1531 erfolgte sein Ausspruch.

Den Florentinern erging es nicht so gut, als dem Herzoge von Ferrara. Der Kaiser, welcher die Stadt Florenz schon in Barcelona aufgegeben hatte, wollte nicht nur seine natürliche Tochter glänzend versorgen, sondern auch die einzigen echten Republikaner Italiens de-

müthigen. Mit dem monarchischen Alfons von Ferrara mochte er insgeheim übereinstimmen; eine Republik wie die Florentinische aber, in welcher die frühere Verfassung wiederhergestellt war und sogar die entschiedene Demokratie viele Anhänger zählte, durfte und konnte er durchaus nicht in Italien dulden. Philibert von Oranien wurde bereits im September 1529 mit der Unterwerfung der Stadt beauftragt und begann die Belagerung am 14. Oktober. Florenz vertheidigte seine Freiheit mit einer Standhaftigkeit und Ausdauer, welche ein besseres Schicksal verdient hätten; allein der Papst und der Kaiser schickten die tüchtigsten Soldaten, die es damals in Europa gab, gegen die unglückliche Stadt. Die Klugheit hätte daher den Florentinern gebieten sollen, sich den Umständen etwas früher zu fügen. An der Spitze der Florentinischen Heeresmacht standen zwei gedungene berühmte Anführer von Miethtruppen, Franzesco Ferrucci und Malatesta Baglioni. Diese kämpften in zahllosen Scharmützeln zum Theil glücklich und behaupteten sich während der fünf Monate, welche der Kaiser und der Papst in Bologna zubrachten, nicht blos innerhalb der Stadt gegen die Uebermacht der Feinde, sondern auch im offenen Felde gegen Philibert von Oranien*). Zur Entscheidung kam es erst dann, als der Kaiser längst wieder nach Deutschland zurückgekehrt war. Am 2. August 1530 wurden die Florentiner unter Ferrucci's Führung in der Schlacht bei Caviniano, in welcher auch der kaiserliche Oberanführer Philibert von Oranien blieb, völlig besiegt. Ferrucci selbst ward bei dieser Niederlage auf barbarische Weise gemordet. An der Stelle Philibert's erhielt Ferdinand Gonzaga, der Bruder des Herzogs von Mantua, den Oberbefehl des päpstlich-kaiserlichen Heeres.

Malatesta Baglioni, dem die Florentiner ihr Heer anvertraut hatten, verkaufte die Freiheit derselben an den Papst. Er war früher Herr von Perugia gewesen und hatte seine dortigen Güter verloren; er beredete daher die Florentiner, sich an Gonzaga zu wenden, um Frieden zu erlangen, nachdem er vorher mit dem Papste einig geworden, daß er zwar der Herrschaft über Perugia entsagen, dagegen aber seine dortigen Erbgüter zurück erhalten solle. Die Florentiner schlossen am 12. August einen Vertrag, kraft dessen sie sich ergaben. Es ging ihnen dessen ungeachtet sehr übel, als die kaiserlichen Truppen in die Stadt eingerückt waren. Sie mußten, nachdem der Krieg selbst ihnen schon Millionen gekostet hatte, den kaiserlichen Miethlingen gleich anfangs 80,000 Dukaten zahlen, und der Papst richtete im September und October die Verwaltung und Regierung von Florenz so ein,

*) Bei dieser Gelegenheit war es, daß Michel Angelo Buonaroti die Vertheidigung der Höhe von San Miniato leitete.

daß nur die Anhänger, Verwandten und Clienten des Hauses Medicis an derselben Antheil erhielten. Was jedoch die Florentiner, welche stets Guelfen gewesen waren und niemals gleich den Pisanern und Sienesen ein kaiserliches Souverainetäts-Recht über ihre Stadt anerkannt hatten, am meisten verdroß, war der Umstand, daß Papst Clemens, der doch selbst ein Florentiner war, um der Herrschaft seiner Familie willen dieses Recht anerkannte und es geschehen ließ, daß der Kaiser durch ein Diplom über die Republik verfüge. Der Kaiser ertheilte dem wüsten Knaben Alexander von Medicis, welchen Clemens VII. vorher schon zum Herzoge der Stadt Penna gemacht hatte, am 28. October 1530 ein Diplom, vermöge dessen Alexander und seine Nachkommen, sowie beim Aussterben derselben das ganze übrige Haus Medicis die erbliche Herrschaft von Florenz erhielten. Die mediceische Partei in der Stadt selbst ging noch weiter, indem sie die alte Verfassung völlig beseitigte und dem neuen Oberhaupte die Herzogswürde gab. Nach Alexander's Tode (1537) nahm dessen Nachfolger Cosmus den Titel eines Großherzogs von Toskana an, der nun 200 Jahre hindurch dem mediceischen Hause (bis zu seinem Aussterben 1737) verblieb.

Noch ehe Karl V. nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er auch über Malta, Comino und Gozzo verfügt. Er hatte nämlich am 24. März 1530 nicht als Kaiser, sondern als König von Neapel und Sicilien die Johanniter oder Rhodiser Ritter, welche 1522 durch die Türken unter Sultan Soliman von Rhodus vertrieben worden waren, mit jenen Inseln förmlich belehnt, weil sie seit dem Verluste von Rhodus dem Papste zur Last gefallen waren und weil es für die christlichen Fürsten ein Schimpf war, daß diese den Rittern bei der letzten heldenmüthigen und ewig denkwürdigen Vertheidigung von Rhodus nicht zu rechter Zeit Hülfe geleistet hatten.

2. Spaltung der heftigen und der gemäßigten Anhänger Luther's und Krieg der Ritterschaft mit den Fürsten oder Sickingische Fehde.

Wir gehen zu der Zeit über, wo in Deutschland wie in der Schweiz die Anhänger der Prediger des Evangeliums sich von denen der römischen Kirchenformen nach und nach ganz zu trennen anfingen und die äußere Gottesverehrung änderten. Das Letztere war bisher nur an wenigen Orten geschehen. Der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen duldete die Predigt des Evangeliums, hielt aber den alten Stand der Dinge aufrecht, so daß sogar in Wittenberg Alles anfangs im alten Zustande blieb. Erst während der Zeit von Luther's Aufenthalt auf der Wartburg nahmen Melanchthon und andere Freunde und Schüler

Luther's bedeutende Aenderungen vor. Diese gingen damals so weit, daß auch Luther unmöglich ganz zurückbleiben konnte. Er hatte bis dahin die Messe und sogar seine Mönchskleidung beibehalten. Die eigentliche Veranlassung der förmlichen Kirchentrennung war jenes Wormser Edict, welches Kaiser Karl gegen Luther und das Lutherthum erlassen hatte.

In diesem, höchst wahrscheinlich vom Nuntius Aleander aufgesetzten, vom Kaiser unterschriebenen Edicte, welches vom 8. Mai 1521 datirt, aber weislich erst am 26. Mai erlassen wurde, als die größere Zahl der Fürsten schon abgereist, Luther aber in Sicherheit war, wurden Luther und seine Anhänger förmlich für Ketzer erklärt und mit Acht und Aberacht belegt; ihre Bücher sollten verbrannt, Luther selbst zur Haft gebracht, die Güter seiner Gönner und Schützer preisgegeben werden. In einem zweiten Edicte wurden alle Neuerungen in der Religion im ganzen Reiche auf's Ernstlichste verboten. Wie wenig es aber mit den Achtserklärungen, deren man eine ganze Reihe aufzählen könnte, auf sich hatte, geht daraus hervor, daß noch vor des Kaisers Abreise nach Spanien in ganz Deutschland Luther's Lehre öffentlich gepredigt und an sehr vielen Orten die Aeußerlichkeit des Gottesdienstes geändert ward. Einige Beispiele mögen genügen. Während Herzog Georg von Sachsen, welchem Dresden und Leipzig gehörten, ein heftiger Feind der neuen Lehre war und die Predigt derselben durchaus nicht duldete, ward Georg's Bruder, Heinrich, von seiner Gemahlin, einer mecklenburgischen Prinzessin, bewogen, diese Lehre predigen und in Freiberg und Zwickau den Gottesdienst ändern zu lassen. Ebenso mußte in Erfurt, in Emden, in Halberstadt, in verschiedenen Orten von Böhmen, in Nördlingen, in Straßburg und in Worms die Messe der Predigt weichen. In Pommern ward von dem nachher als Doktor **Pomeranus** bekannt gewordenen **Johann Bugenhagen** die neue Lehre gepredigt und der Gottesdienst geändert. Christian II. von Dänemark verbot nicht allein der Universität Kopenhagen, Luther's Schriften zu verbrennen, sondern ersuchte auch den Kurfürsten Friedrich den Weisen, seinen mütterlichen Oheim, um die Zusendung eines Theologen, welcher Luther's Lehre predigen könne. Sogar in den Niederlanden, besonders zu Antwerpen und Brügge, ward diese gepredigt, obgleich der Kaiser sie dort heftig verfolgte. Zudem hatte Melanchthon bereits im Jahre 1521 durch eine geordnete Darstellung der neuen Lehre (Loci communes rerum theologicarum) feste Anhaltspunkte für den Religionsunterricht, wie für den Gottesdienst aufgestellt. Luther selbst war der Meinung, daß das wider ihn erlassene kaiserliche Edict höchstens von seinen Todfeinden, dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog Georg von Sachsen, werde

befolgt werden; denn er schreibt an Melanchthon: „Ich halte selbst, daß dies Edict nirgends sonst wüthen werde, als unter dem Dresden'schen Rehabeam und dem Andern, eurem Nachbar, den die eitle Ehre plagt.“ Papst Hadrian VI. endlich gesteht schon in dem schon erwähnten Sendschreiben, welches er Ende November 1522 an die in Nürnberg versammelten Stände erließ, gewissermaaßen ein, daß der Abfall von seiner römischen Kirche in Deutschland allgemein zu werden drohe, und daß, wie er höre, bereits ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen sei *).

Ein solcher Krieg war allerdings ausgebrochen; er hing aber mit der Ketzerei nicht unmittelbar zusammen, sondern es war ein Krieg der Fürsten mit der Ritterschaft, welchem leider nur zu bald ein anderer Krieg folgte, der aus dem Mißverstande der evangelischen Lehre von Freiheit, von Gleichheit und von gleichem Anspruch an irdische Güter und Herrschaft entstand. Die Veranlassung jenes Krieges war zwar Sickingen's bitterer Haß gegen einen Feind der Reformation und Luther's, den Kurfürsten von Trier; allein Sickingen war damals ebenso erbittert gegen den eifrigen Freund Luther's und seiner Sache, den Landgrafen Philipp den Großmüthigen von Hessen, welcher nicht alle Bedingungen des ihm einst abgepreßten Vertrages erfüllt hatte. Sickingen litt am Podagra, so daß er nicht gut ein Pferd besteigen konnte; sein Ansehen war jedoch, seit er bei Karl's V. Erwählung thätig gewesen war, in Deutschland sehr gestiegen und außerdem schaarten sich alle Freunde des Evangeliums, schon weil sie Feinde der Pfaffen waren, um ihn. Er war zu jener Zeit nicht nur der mächtigste und reichste Freiherr in den Rheinlanden, sondern auch des Kaisers Rath, Kämmerer und Feldhauptmann, und was mehr sagen will, das Haupt eines zu Lindau geschlossenen ritterschaftlichen Bundes von Rheinländern und Schwaben. Als Haupt dieses Bundes wollte er die Rechte der Ritterschaft gegen die Fürsten vertheidigen. Man pflegt ihn, den Freund Ulrich's von Hutten, als den Hektor der Deutschen und den Vertheidiger ihrer Freiheiten zu schildern. Das mag er vielleicht gewesen sein; jedenfalls hegten er und seine Freunde tiefere Absichten. Sie wünschten die Befreiung Deutschlands von dem päpstlichen Joch und dachten wahrscheinlich an eine deutsche Nationalkirche, deren Primas von Rom fast unabhängig sein sollte. Sie beabsichtigten ferner Vereinfachung der Rechtspflege; sie waren als Adelige den großen Kaufleuten, namentlich dem Hause Fugger feind. Bei ihrer Thatkraft fühlten sie sich durch das übermächtige Fürstenthum gedrückt

*) Hoc etiam eo sibi dolere magis, quod ex nobilitate complures ei favere et nunc eo usque factam esse progressionem intelligat, ut ecclesiasticorum dignitas per Germaniam imminuatur et possessiones etiam in discrimen veniant et civile sit excitatum bellum inter nonnullos.

und waren bereit, mit den Städten gemeine Sache zu machen. Diese Vereinigung der bürgerlichen Interessen mit denen des Adels war eine Aufgabe, die sich Hutten, der litterarische Wortführer der Bewegung, ganz besonders stellte. Daß derselbe auch eine Vereinigung mit dem Bauernstand begünstigt haben würde, ist nicht unwahrscheinlich; sonst hätte man schwerlich ein damals erschienenes Gespräch ihm zugeschrieben, in welchem „Karsthans", der Vertreter der Bauern, sich zum Kampfe gegen Fürsten und Pfaffen mit Sickingen, dem Führer des Adels, verständigte. All diesen Verabredungen waren die vorgeschrittenen Leiter der kirchlichen Reformpartei, wie Bucer, Oekolampadius (Hausschein) und Otto Brunfels nicht fremd, während Luther und mit ihm Melanchthon das Evangelium nicht wollten durch Waffengewalt vertheidigt sehen. Bei allen diesen Bestrebungen sollten Kaiserthum und Reichsgewalt nicht angegriffen, sondern gekräftigt werden; wenigstens sprach sich nicht blos Sickingen, der auf seine Würde als kaiserlicher Rath und kaiserlicher Feldhauptmann Werth legte, in diesem Sinne aus. Die Betheiligten, meist rheinische Ritter, hielten im August 1522 eine Zusammenkunft in Landau und unterzeichneten ein „brüderliches Verständniß", über dessen Inhalt im Volke abenteuerliche Berichte umliefen. Nach den Versicherungen eines der bekanntesten Theilnehmer, Hartmuth von Cronberg (im Taunus) bezog sich das Vorhaben zunächst auf Beschützung der evangelischen Lehre.

Erwägen wir jedoch die Art und Weise, wie der Adelskrieg zum Ausbruch kam, so erscheint Sickingen dabei als Schützer der Anarchie und des Raubritterthums und als Gegner der vom Kaiser und von den Landesherren einzuführenden gesetzlichen Ordnung. Wir stützen uns bei diesem Urtheile nicht blos auf das, was früher von ihm erzählt worden ist, sondern auch auf die Veranlassung des Krieges, welcher seinen Tod herbeiführte. Zwei von den Genossen des ritterlichen Bundes, welche Forderungen an zwei Trierische Vasallen hatten, verfuhren gegen diese gerade so, wie die Räuber Calabrien's und des Kirchenstaates zu verfahren pflegen. Sie fielen in das Trierische ein und holten zwei der reichsten Einwohner desselben, von denen der Eine des Weihbischofs Vater war, aus ihren Wohnungen, um von ihnen Lösegeld zu erpressen. Die Entführten mußten ihnen 5000 Dukaten versprechen und wurden, damit sie dieses Geld herbeischaffen konnten, auf Sickingen's Bürgschaft in Freiheit gesetzt; sie ließen sich aber durch ihren Landesherrn von der ihnen gewaltsam auferlegten Verbindlichkeit lossprechen. Dies benutzte Sickingen zu einem Raubzuge gegen Trier. Er schickte dem Kurfürsten, nach der alten Sitte des Faustrechtes, welche seit Maximilian's Zeit im Reich abgeschafft war, einen Fehdebrief, trotzte der Abmahnung des Reichs-Regiments, an dessen

Spitze Ferdinand als Stellvertreter seines Bruders Karl stand, mit höhnenden Worten, sammelte auf der bei Kreuznach liegenden Ebernburg, auf welcher er von Zeit zu Zeit lebte, Ritter und Miethlinge zu einem verheerenden Zuge gegen Trier und erschien dann am 8. September 1522 an der Spitze von 5000 Fußgängern und 1500 Reitern vor Trier.

Diesen Raubzug begünstigte nicht blos der Großhofmeister des Kurfürsten Albrecht von Mainz, Frowin von Hutten, sondern sogar der ganze Stiftsadel von Mainz und Albrecht selbst. Sickingen führte ein wildes Heer, welches auf unverantwortliche Weise wüthete. Auch der Erzbischof von Trier brannte die fürstliche Abtei St. Maximin nieder, weil Sickingen auf deren Vorräthe gerechnet hatte. Man kann daher aus den einzelnen Ereignissen dieses Raubkrieges nicht nur einen Schluß auf den traurigen Zustand der deutschen Bauern machen, sondern man wird auch einsehen, wie natürlich es war, daß dieselben zwei Jahre später gegen Fürsten und Ritter einen kannibalischen Grimm bewiesen. Philipp von Hessen kam dem Kurfürsten von Trier zu rechter Zeit zu Hülfe. Außerdem forderte das Reichs-Regiment alle Landesherren auf, der unmittelbaren Reichsritterschaft genau aufzupassen, damit dieselbe nicht mit ihren Raubgenossen dem Sickingen zu Hülfe eile. In Folge davon wurde dann ein Herr von Renneberg durch den Herzog von Cleve und Jülich, sowie der Bastard von Sombreff durch den Erzbischof von Köln gehindert, ihre Schaaren nach Trier zu führen, und Philipp von Hessen überfiel den Herrn von Minkwitz, als derselbe mit 1500 Mann von Braunschweig heranzog. Sickingen mußte schon nach sieben Tagen (14. September) die Belagerung von Trier aufheben. Philipp und der Erzbischof von Trier, welche bei Alzei lagen, ließen ihn ruhig abziehen und züchtigten zuerst die Mainzer Herren. Albrecht von Mainz mußte auf einem Convent zu Frankfurt 25,000 Dukaten versprechen; dagegen blieb Frowin von Hutten hartnäckig. Auch Sickingen's Anhänger, der oben genannte Hartmuth von Kronberg, mußte erleben, daß die Bürger seiner Stadt den Feind einließen.

Sickingen, welcher auch dem Kurfürsten von der Pfalz einen Fehdebrief schickte und dessen Burg Lützelstein zu überfallen suchte, vertraute auf seine und seiner Verbündeten Macht, und aus dem, was uns von dieser berichtet wird, geht deutlich hervor, daß dies ein Krieg der Ritterschaft mit den Fürsten war, welcher demjenigen glich, den zwei Jahre nachher Fürsten und Ritter mit den Bauern zu führen hatten. Als nämlich Sickingen am 8. October in die Acht erklärt und alle seine Burgen, Drachenfels, Ebernburg, Kallenfels, Neustuhl, Hohenburg und Linzenburg, bedroht oder genommen waren, ließ er Land-

stuhl neu befestigen und hoffte sich daselbst so lange zu behaupten, bis die Ritterschaft zu seiner Hülfe herbeikomme. Hartmuth von Kronberg begab sich, als er die Ebernburg nicht mehr vertheidigen konnte, nach Böhmen und sein Sohn Schweikart nach Schwaben, um die Freunde herbeizurufen. Ebenso reiste Frowin von Hutten nach dem Falle der Burg Saalmünster werbend in die Schweiz, Ulrich von Hutten aber nach Oberschwaben, Balthasar Ploer an den Oberrhein und Franz Voß nach Niederdeutschland, um die alten Freunde und Verbündeten herbeizuziehen. Es erschien jedoch Niemand; denn Philipp von Hessen und die Kurfürsten von Trier und der Pfalz waren der Ritterschaft zuvorgekommen. Nicht einmal Wilhelm von Fürstenberg und Eitelfritz von Zollern, welche die Schwaben und Elsässer herbeiführen sollten, erschienen.

Im April 1523 zog Philipp von Hessen, der bei dieser Gelegenheit mit dem Kurfürsten und Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, wie mit dem Pfalzgrafen am Rhein im engsten Bunde stand, mit einem furchtbaren Geschütze gegen Landstuhl. Sickingen vertheidigte sich gegen ihn wie ein Held und behauptete Landstuhl, welches schon am 2. Mai ganz zusammengeschossen war, noch bis zum 7., an welchem er capituliren mußte. Er war durch die Splitter eines von einer Geschützkugel zerschmetterten Balkens so schwer verwundet worden, daß er schon zwei Tage nach der Uebergabe der Burg starb. Er soll vor seinem Ende sich beschwert haben, daß weder die Schweizer noch die Ritter aus Schwaben und dem Elsaß, an welche er Boten geschickt hatte, ihm zu Hülfe gekommen wären. Daran waren jedoch wenigstens Fürstenberg und Eitelfritz von Zollern nicht Schuld; denn die an diese gesandten Boten wurden aufgefangen. Philipp von Hessen wagte es, ihn noch auf dem Todtenbette nach dem Orte zu fragen, wo er seine Schätze versteckt habe, erhielt aber von dem Sterbenden eine Abfertigung, wie er sie verdiente. Das wäre, gab Sickingen ihm zur Antwort, eine unziemliche Frage; man könne wohl denken bei seiner Handlung, die er gehabt, was er für Baarschaft haben könne. Den Söhnen, sowie dem Schwiegersohne und den vielen Anhängern Sickingen's wurden ihre Güter von den Fürsten lange vorenthalten; es kostete viele Mühe, dieselben ihnen wiederzuverschaffen, und auch dann geschah es nur unter sehr lästigen Bedingungen.

Mit dem Scheitern der Pläne Sickingens steht auch das Ende Huttens in Zusammenhang; er war nunmehr ohne Schutz und begab sich in die Schweiz. Da Erasmus nichts mit ihm zu thun haben wollte, richtete Hutten gegen diesen Vorläufer der Reformation eine bittere und heftige Beschwerdeschrift (expostulatio), auf welche Erasmus die Entgegnung nicht schuldig blieb; er bezeichnete dieselbe als „Schwämme

(spongia)" zum Auslöschen der Anschuldigungen Huttens. Diese Entgegnung las Hutten nicht mehr; er starb, erst 35 Jahre alt, auf der Insel Ufnau im Züricher See. Der große Schriftsteller hinterließ nach Zwingli's Versicherung keinen Hausrath, als seine Schreibfeder.

Gleich nach dem Kriege der Fürsten mit dem Haupte der reichsunmittelbaren Ritterschaft entstanden gewaltsame Volksbewegungen, welche mit der von den Reformatoren betriebenen Veränderung der Staats-Religion in näherer oder entfernterer Verbindung standen und sich deshalb am bequemsten an Luther's Geschichte anknüpfen lassen. Zuerst brach, während Luther noch auf der Wartburg war, in Wittenberg Hader und Zwist aus. Luther war auf der Wartburg, wo man ihn nur unter dem Namen eines Junkers Georg kannte, mit der Uebersetzung des neuen Testaments beschäftigt, welches alsbald vollständig erschien, während die Bücher des alten Testaments, bei denen der Sprache wegen Melanchthon helfen mußte, einzeln nach einander ausgegeben und erst 1534 bei Johann Luft in Wittenberg zusammengedruckt wurden. Luther's Aufenthaltsort war anfangs nicht nur seinen Freunden, sondern selbst dem Bruder des Kurfürsten von Sachsen, dem Herzog Johann, unbekannt. Man erfuhr ihn jedoch bald, weil Luther auch von der Wartburg aus eine Anzahl der heftigsten Streitschriften in die Welt schickte. Unter diesen ist ein Sendschreiben an den Erzbischof Albrecht von Mainz hervorzuheben, der zugleich Erzbischof von Magdeburg war und als solcher öfter zu Halle seinen Hof hielt. Dieser Prälat hielt den Zeitpunkt für geeignet, den Ablaßhandel wieder zu eröffnen; Luther aber bedrohte ihn von der Wartburg aus („gegeben in meiner Wüstung") im Tone eines Gleichstehenden, ja eines durch Gottes Beistand Gewaltigeren, so nachdrücklich, daß Albrecht in einem demüthigen, fast kriechenden Schreiben sein Unrecht bekannte und abzustellen versprach.

Das Aeußere des alten Kirchenwesens hatten Luther und sein Kurfürst bis dahin geschont. Melanchthon verheirathete sich schon 1520, Luther aber folgte, obgleich er die Katharina von Bora schon längere Zeit kannte, dem Beispiele erst spät. Freilich war Melanchthon auch nicht Mönch gewesen und hatte keine Weihen empfangen, während Luther und seine Katharina das Klostergelübde abgelegt hatten. Auch ersehen wir aus Luther's Briefen, daß derselbe noch im Jahre 1521, als verschiedene Geistliche hie und da sich verheiratheten, sie ernstlich warnt, keine Unvorsichtigkeit zu begehen. Während Luther noch von Wittenberg abwesend war, begannen die Mönche des dortigen Augustiner-Klosters gewaltsam zu reformiren und Luther's College, Karlstadt, oder, wie er eigentlich hieß, Bodenstein, predigte fanatische Lehren einer weitgehenden Umgestaltung des ganzen Religions-Wesens.

Melanchthon hatte nicht Energie genug, um zu widerstehen; ja, er schien sogar in einigen Punkten die Meinung Karlstadt's und seiner Freunde zu begünstigen. Es entstand daher zwischen der heftigen und gemäßigten Partei in Wittenberg ein leidenschaftlicher Zwist, welcher, weil unsere Art von Polizei noch unbekannt war, oft gewaltsame Scenen veranlaßte. Luther's Gegenwart schien endlich nöthig, um den Unruhen ein Ende zu machen. Er kam deshalb schon im November einmal nach Wittenberg, wo er damals einige Tage in Amsdorf's Hause verweilte. Am Ende des Jahres 1521 ward die Sache noch bedenklicher. Die Augustiner von Thüringen und Meißen faßten auf einer Synode, welche sie in Wittenberg hielten, den Beschluß, daß alle durch Geldzahlung gestifteten Messen abgeschafft werden sollten, und gaben außerdem noch die Erklärung, daß Gelübde und Ordensregeln mit dem Evangelium unvereinbar seien.

Bei dem tobenden Lärm von Bürgern und Studenten in Wittenberg hatten Karlstadt und ein anderer Mann, welcher wie dieser für Luther's eifrigen Freund und Anhänger galt, der Augustiner-Mönch Gabriel Didymus, eine Hauptrolle gespielt; gegen diese richtete Luther jetzt seine heftige Predigt. Karlstadt war verworren und voll dunkler Mystik, aber phantastisch beredsam. Er hatte als Prediger an der Wittenberger Stiftskirche längst von der Kanzel herab verkündigt, daß es nothwendig sei, die Form der Kirche und der äußeren Gottesverehrung gänzlich zu verändern, weil Alles, was die Päpste je verordnet oder eingerichtet hätten, ohne Unterschied gottlos, unchristlich und abscheulich sei. Er hatte außerdem längst gepredigt, daß ein neuer Elias kommen müsse, um die Altäre Baal's von Grund aus zu zerstören. Sein Schwärmen war jedoch, so lange Luther, von Bürgern und Studenten als neuer Papst verehrt und gefürchtet, neben ihm gelehrt und gepredigt hatte, unschädlich geblieben. Erst am Ende des Jahres 1521, als Luther nicht in Wittenberg anwesend war, hatte Karlstadt zur That schreiten können. Er hatte sich damals an die Spitze der Bürger und Studenten gestellt und plötzlich alle Ceremonieen des römischen Gottesdienstes abstellen, die Messe deutsch lesen, die Hostie nicht mehr empor heben, das Abendmahl auch ohne Beichte unter beiderlei Gestalt geben, die Bilder aus den Kirchen werfen, die Altäre zerstören und den Gottesdienst völlig verändern lassen. Dies konnte unmöglich anders als tumultuarisch geschehen. Alle Schwärmer und unruhigen Köpfe, an welchen jede Revolution reich ist, strömten deshalb nach Wittenberg und die reformirende Partei gerieth mit dem Rath, sowie selbst mit dem Kurfürsten in Streit. Melanchthon war der Mann nicht, welcher den wilden Strom wieder in sein Bette zurückdrängen und eindämmen konnte. Luther selbst reiste daher am 4. März 1522 von der Wart-

Digitized by Google

burg ab. Der Kurfürst, welcher kurz vorher vom Papst Hadrian ein Breve mit bitteren Vorwürfen erhalten hatte, ermahnte zwar seinen Schützling, sich noch nicht wieder öffentlich zu zeigen; dieser aber erwiderte auf die Abmahnung erst auf der Heimreise von Borna aus und traf am 7. März in Wittenberg ein. Hier verfaßte er auf das Verlangen Friedrichs an denselben einen zweiten und zwar ostensibeln Brief, welchen der Kurfürst an das Reichsregiment in Nürnberg sandte.

Luther's Anwesenheit in Wittenberg war besonders darum nöthig, weil Karlstadt's Anhänger nicht einmal bei dem stehen geblieben waren, was der Kurfürst und seine Räthe ihnen in einem Vertrage zugestanden hatten, und weil um dieselbe Zeit auch Thomas Münzer und seine radikalen Freunde zu Zwickau ein ideales Gottesreich zu errichten suchten. Von den Männern, welche zu Zwickau in Karlstadt's Weise auftraten, besaß nur Thomas Münzer einige gelehrte Bildung; die anderen Häupter der dortigen Schwärmer waren Gewerbleute, und mehr Einfluß als Münzer hatte der Tuchmacher Nikolaus Storch unter diesen Schwärmern. Doch scheint uns ungegründet, was Seckendorf (in seiner Historia Lutheranismi) als ausgemacht annimmt, daß Storch nach dem Beispiele Christi 12 Apostel und 72 Jünger um sich vereinigt habe. Der Lärm in Zwickau ward durch die Obrigkeit gestillt; einige der von dort entflohenen Schwärmer aber, welche schon damals gegen die Kindertaufe eiferten und von der Errichtung eines communistischen und socialen Reiches Christi auf Erden redeten, kamen nach Wittenberg, so daß Luther gerade in dem Augenblicke dahin zurückkehrte, als seine Anwesenheit am nöthigsten war; denn mit ihren Einwürfen gegen die Taufe der Unmündigen hatten sie selbst Melanchthon irre gemacht oder wenigstens im Innern beunruhigt. Luther war kaum in Wittenberg angekommen, als er verkündigen ließ, daß er gegen den in seiner Abwesenheit eingerissenen Unfug predigen werde. Er bestieg dann acht Tage hinter einander die Kanzel, und wenn man die von ihm gehaltenen Predigten gelesen hat, so wird man begreifen, daß der mystische Nebel eines Karlstadt oder eines Münzer durch das Licht und die Wärme der väterlichen Strafreden eines Mannes, wie sich Luther in diesen Predigten zeigt, augenblicklich zerstreut werden mußte. Die unruhigen Köpfe waren bald genöthigt, die Stadt zu verlassen. Karlstadt begab sich nach Basel; er ward nachher, wie wir unten sehen werden, noch viel umher getrieben und schmähte Luther. Thomas Münzer wurde in dem Städtchen Altstedt als Prophet aufgenommen, mußte aber die Flucht ergreifen, als er heftige Schmähschriften gegen Luther und dessen Lehre ausgehen ließ. Aus ähnlichen Ursachen ward er auch in Nürnberg ausgewiesen; er hatte aber vielen Anhang und wir werden ihn im Bauernkrieg, in Schwaben und in Thüringen wiederfinden.

3. Der Bauernkrieg.

Im Jahre 1524 brach ein Aufstand der armen leibeigenen oder hörigen Bauern aus, der sich über ganz Deutschland verbreitete. Wie viel oder wenig Antheil an demselben die Predigt des Evangeliums hatte, welche von Zürich und von Wittenberg ausging, lassen wir unentschieden. Schon im Jahre 1502 und später 1514 waren ja ähnliche Aufstände unter dem Namen des Bundschuh's und des armen Konrad ausgebrochen, weil die armen Leute vom Adel wie das Vieh oder wie die Neger in den westindischen Colonieen behandelt wurden. Es würde für den Leser ermüdend sein, wenn wir alle die Plackereien aufzählen wollten, die man erdacht hatte, um den Bauer zum Lastthier zu machen. Nur das Eine wollen wir erwähnen, daß uns die wiederholte Klage der Bauern, sie müßten Schneckenhäuser und Erdbeeren suchen, aufgefallen ist. Die Klage über die Schneckenhäuser ist uns nicht ganz klar; das Suchen von Erdbeeren aber konnte doch so ganz lästig nicht sein, wenn man bedenkt, welche Menge derselben täglich auf den Markt gebracht wird; die Gutsherrschaften jener Zeit müßten auf jeden Fall eine ungeheure Menge verzehrt haben. Was den Antheil der Schwärmer am Bauernkriege betrifft, so muß man wissen, daß damals Hunderte von Flugschriften im Umlaufe waren, daß unzählige Mönche die Kutte wegwarfen und auf wilde Weise predigten, daß Sebastian Franck, welcher zu den schwärmenden Socialisten gehörte, die Geschichte ebenso in herzlicher Sprache deutsch behandelte, wie Luther die Glaubenslehre, und daß Franck's Chroniken in unzähligen Nachdrücken vervielfältigt wurden. Außerdem hatten die von den empörten Bauern aufgestellten zwölf Artikel oder Forderungen, welche den Inbegriff eines neuen Staatsrechtes (Contrat social) enthalten, höchst wahrscheinlich einen Anhänger jener republikanischen Schweizer Reformatoren zum Verfasser, welche gleich anfangs das Werk viel dreister angriffen, als Luther. Wie es sich übrigens auch mit diesem Zusammenhange verhalten mag, gewiß bleibt immer, daß die schwäbischen Bauern, welche 1514 jenen furchtbaren Aufstand versucht hatten, in den Jahren 1523 und 1524 sich, um uns ihres eigenen Ausdruckes zu bedienen, „die vielen Servitute, Frohnen, Zehnten, die der Teufel Gott weiß woher über sie geführt habe, nicht ferner gefallen lassen wollten.“ Uebrigens hat Wilhelm Zimmermann in seiner Geschichte des Bauernkrieges Alles, was hierher gehört, aus gedruckten und ungedruckten Quellen so vollständig gesammelt und so faßlich vorgetragen, daß wir die Leser auf ihn verweisen dürfen und diesen Bauernkrieg ebenso wie den früheren nur im Allgemeinen zu berühren brauchen.

Ende Juni 1524 brach in der Landgrafschaft Stühlingen, in wel-

cher Graf Sigismund II. und seine gnädige Frau mit ihren hochadeligen Fräulein die Bauern als Jagdhunde, sowie zum Einsammeln von Erdbeeren und Schnecken gebrauchten, der Aufstand aus und verbreitete sich unglaublich schnell nach Bondorf, Ematingen, Berthmatingen und vielen andern Orten. Schon im Juli erklärten die Bauern, nicht mehr dem Adel, sondern blos dem Kaiser gehorchen zu wollen, und zogen, 1200 Mann stark, mit einer schwarz-roth-gelben Reichsfahne nach Waldshut, wo sich die Bürger an sie anschlossen. Sie nannten sich die evangelische Brüderschaft und schickten öffentlich und insgeheim Briefe und Boten nicht blos durch den ganzen Hegau, das Sundgau, in das Elsaß und nach Schwaben, sondern auch den Rhein hinab, an die Mosel, ja nach Franken und Thüringen. Ueberall ließen sie verkündigen: „sie wollten ihren Herren nicht mehr dienstgehorsam sein, keinem als dem Kaiser dienen; diesem wollten sie keinen Tribut geben, er sollte ihnen aber nicht einreden; sie wollten alle Schlösser und Klöster und was den Namen geistlich habe, zerstören." Sie blieben, da es damals weder stehende Heere noch eine Hierarchie der Beamten gab, durch ihre große Zahl acht Monate lang Herren im Lande, konnten aber nur wüthen und zerstören. Sie verstanden vom Kriegswesen nichts und waren sehr schlecht oder auch gar nicht bewaffnet und durchaus unfähig, im Felde zu widerstehen; denn die Ritter, welche von ihnen zum Mitziehen gezwungen wurden, verabscheuten innerlich ihre Sache. Entlaufene Mönche und fanatische Prediger eines mißverstandenen Evangeliums erbitterten ihren Sinn gegen jede bürgerliche Ordnung. Schon im Januar 1525 brach der Aufruhr auch im Algäu los; die Bauern des Abtes von Kempten überfielen denselben am Neujahrstag und zwangen ihn, streitige Rechte aufzugeben; ihnen schlossen sich die Unterthanen des Bischofs von Augsburg an. Allerdings waren die empörten Bauern blos durch ihre Menge und durch die von ihnen verübten Grausamkeiten und Zerstörungen furchtbar; gleichwohl wagte die Ritterschaft nicht eher den offenen Kampf mit ihnen, als bis sie des Sieges ganz sicher war. Man leitete von Zeit zu Zeit Unterhandlungen ein und stellte sich, als wenn man eine Vermittelung oder einen Schiedsspruch suchen und in einzelnen Punkten nachgeben wolle, bis endlich die einzige ausübende Gewalt, die es damals in Deutschland gab, der schwäbische Bund, seine Macht vereinigt hatte, um den Aufstand militärisch zu dämpfen und dann den Druck der Ritterschaft noch zu vermehren.

Diejenigen sechszehn Artikel, in welchen die Bauern von Oberschwaben, aus dem Klettgau und dem Hegau, aus Stühlingen und aus der Baar während der Unterhandlungen mit der unmittelbaren Ritterschaft ihre Forderungen zusammenfaßten, mögen zeigen, daß sie

nichts Anderes verlangten, als was sie in unseren Zeiten zum Theil endlich erlangt haben, zum Theil noch immer vergeblich zu erlangen suchen. „Sie wollen den Herren nicht hagen (hegen) noch jagen, Wasser und Vögel sollen frei sein. Sie wollen ihre Hunde frei laufen lassen dürfen. Sie wollen Büchsen und Armbrust tragen dürfen. Jäger und Forstmeister sollen keine Gewalt über sie haben. Sie wollen den Herren keinen Mist fahren. Auch mähen, schneiden, hauen, Heu machen, Getreide und Holz fahren wollen sie für ihre Herren nicht mehr. Der schweren Märkt und Handwerk wollen sie entbunden sein. Keiner, der verbürgen kann, daß er sich zu Recht stellen will, soll mehr gethürmt oder geblockt werden dürfen. Man soll künftig weder Steuer, Schatzung noch Umgeld fordern dürfen, es wäre denn zu Recht erkannt. Der Bauer soll kein Baukorn mehr geben, auch nicht mehr zu Frohn zum Acker gehen. Keiner, weder Weib noch Mann, soll mehr gestraft werden, wenn er ohne herrschaftliche Erlaubniß geheirathet hat. Wenn einer einen Selbstmord begangen, soll der Herr sein Gut nicht nehmen. Der Herr soll überhaupt keinen beerben, so lange noch Verwandte vorhanden sind. Abzug- und Vogtrecht müssen abgeschafft werden. Wer Wein in seinem Hause hat, soll ihn ungestraft an Jedermann ausschenken dürfen. Wenn ein Vogt einen wegen Frevels belangt, soll er ihn ohne gute Beweise (Zeugen) nicht strafen dürfen."

Weder der schwäbische Bund, noch Karl's V. Bruder, der Erzherzog Ferdinand, welcher seit Ulrich's Vertreibung auch in Würtemberg herrschte und der mächtigste Landherr in Schwaben war, konnte gleich anfangs kräftige Maaßregeln ergreifen. Die Bauern behaupteten daher noch im Februar 1525 eine wilde Unabhängigkeit, obgleich der Erzherzog den Befehl ausgehen ließ, mit Feuer und Schwert gegen sie zu wüthen und sie wie reißende Thiere zu vertilgen. Georg Truchseß von Waldburg und einige andere Herren säumten nicht, diesem Befehle Folge zu leisten, wodurch dann die Bauern nicht etwa abgeschreckt, sondern vielmehr zu Repressalien veranlaßt wurden. Der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg kehrte damals mit geworbenen Schweizern nach Schwaben zurück, um die Bauern für seine Zwecke zu benutzen und vermittelst ihrer den Oestreichern sein Land wieder zu entreißen; er meinte: Schuh oder Stiefel sei ihm gleich, wenn er nur wieder in sein Land komme. Die würtembergische Statthalterschaft Ferdinand's war schon im vorhergehenden Jahre in die größte Angst gerathen und hatte dem Erzherzog, welcher damals gerade in Nürnberg Reichstag hielt, geschrieben, man könne sich auf das größtentheils aus Bürgern und Bauern bestehende Fußvolk nicht mehr verlassen, er möge eilends einen reisigen Zeug schicken.

Durch die Predigten Thomas Münzer's und des Pfarrers von

Waldshut, Hubmaier, hatte die Bewegung in der letzten Zeit einen ganz radikalen, auf Errichtung eines neuen Jerusalem gerichteten Charakter, erhalten. Münzer, welcher der wahren und klaren Beredsamkeit eines Luther nicht mächtig war, trieb sich fünf Monate lang in der Gegend zwischen dem Elsaß und dem Bodensee umher und gab seine dunkeln und mystischen Gefühle für Eingebungen des in ihm wohnenden Gottesgeistes aus. Hubmaier ward von seiner Gemeinde, den Bürgern der Stadt Waldshut, wie von allen Hauensteinern schon lange vorher, ehe er mit Münzer zusammentraf, als ein gotterleuchteter Prophet verehrt. Außer diesen beiden Männern predigte eine bedeutende Zahl von oberschwäbischen Pfarrern, ohne Wiedertäufer zu sein oder wilden Fanatismus zu lehren, das Evangelium den Bauern und Bürgern kleiner Städte auf dieselbe Weise, wie Hubmaier es predigte, oder wie es in Sebastian Franck's Schriften oder zu unserer Zeit von Lammenais aufgefaßt ward. Andere waren gemäßigter und zu diesen gehörten unstreitig die Verfasser der seit März 1525 in ganz Deutschland verbreiteten zwölf Bauern-Artikel oder der evangelischen Protestation, welche die ganze niedere Volksklasse Deutschlands gegen die Usurpationen der höheren Stände erließ. Der neueste Geschichtschreiber des Bauernkrieges, Zimmermann, glaubt, diese zwölf Artikel der bauernschaftlichen Forderungen möchten wohl entweder von Dr. Christoph Schappeler, Pfarrer in Memmingen, oder von Johann Hengler, Frühmesser zu Sermatingen, verfaßt worden sein *).

In diesem Codex eines neuen Naturrechtes, welcher in einer etwas anderen Einkleidung alle die Punkte enthält, die man in den früher angeführten Artikeln findet, ist schon Alles schriftmäßig aufgefaßt und jeder einzelne Artikel mit Stellen und Worten der Apostel belegt. Die mit Umsicht ausgeführte Zusammenstellung machte selbst auf hohe Häupter Eindruck, so daß der Kurfürst Ludwig von der Pfalz das Aktenstück an Melanchthon sandte, um dessen Meinung darüber zu vernehmen. Die Bauern machten, wie die bloße Anführung des ersten Artikels zeigen kann, keine andere Forderung, als daß das ihnen in der Kirche gepredigte Evangelium auch das Gesetz des äußeren evangelischen Staates, nicht ein bloßes Moralgesetz, sein sollte. Von Gewaltthätigkeit aber ist nicht die Rede. Jener Artikel lautet: „Fürs Erste ist das Evangelium nicht eine Ursache der Empörung oder Aufruhren; dieweil es eine Rede ist von Christus, dem verheißenen Messia, dessen Wort und Leben nichts dann Lieb', Fried', Geduld und Einigkeit

*) Auf die in den letzten Jahren von Alfred Stern mit Scharfsinn geführten Untersuchungen über den eigentlichen Urheber der zwölf Artikel und auf die gegen sein Ergebniß vorgebrachten Einwendungen dürfen wir nur hindeuten, da sie noch nicht völlig zum Abschlusse gekommen sind.

lehret (Römer 2), also, daß Alle, die an diesen Christum glauben, lieblich, friedlich, geduldig und einig werden; so denn der Grund aller Artikel der Bauern, wie denn klar gesehen wird, dahin gerichtet ist, das Evangelium zu hören und dem gemäß zu leben. Wie mögen denn die Widerchristen das Evangelium eine Ursache der Empörung und des Ungehorsams nennen? Daß aber etliche Widerchristen und Feinde des Evangeli wider solches Anmuthen und Begehren sich lehnen und aufbäumen, ist das Evangelium nicht Ursache, sondern der Teufel, der schädlichste Feind des Evangeli, welcher solches durch den Unglauben in den Seinen erweckt, damit das Wort Gottes, das Liebe, Frieden und Einigkeit lehrt, unterdrückt und weggenommen werde." Ganz anders lautet freilich das von Thomas Münzer aufgesetzte Manifest der Bauernschaften von Oberschwaben, welches man gewöhnlich den Artikelbrief zu nennen pflegt.

Ganz Schwaben war im Aufstande. Das sogenannte Reichs-Regiment, welches in Eßlingen seinen Sitz hatte, erließ vergebens Edicte, und die schwäbische Bundesversammlung zu Ulm versuchte umsonst, die Bauern durch freundliches Zureden von dem Wege der Gewaltthätigkeit, den sie seit Februar 1525 betreten hatten, abzumahnen. Endlich gebrauchte der schwäbische Bund die beiden Feldhauptleute und Generale der Condottieren Karl's V., **Georg von Frundsberg** und den **Truchseß Georg von Waldburg**, gegen sie. Der Letztere, welcher wegen seiner Thaten gegen die Bauern Erb-Truchseß und Ferdinand's Statthalter in Würtemberg wurde, hatte als Bundesfeldherr gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, der zu Ende des Februar an der Spitze gedungener Schweizer in Schwaben erschienen und bis in die Nähe von Stuttgart vorgedrungen war, ein Heer gesammelt. Mit diesem zog er, als Ulrich's Heer sich erst wegen mangelnden Soldes zum Theil verlaufen hatte und sodann, nachdem die Nachricht von der Schlacht bei Pavia eingetroffen, die Schweizer förmlich von der Tagsatzung heimberufen wurden, gegen die armen Bauern. Diese hatten sich in drei Haufen getheilt und bei Biberach, im Allgau und am Bodensee gelagert. Daß die schlecht bewaffneten Bauern, denen ihre Menge eher zur Last als zum Vortheil war, den gedungenen, in vielen Kriegen geübten und militärisch gerüsteten Fußknechten der Condottieren-Führer und der um dieselben vereinigten Ritterschaft, deren Leiber und Pferde gepanzert waren, unterliegen würden, war vorauszusehen, und so geschah es auch. Die Ritter kämpften wie die Türken, um Sklaven zu haben, welche für sie arbeiteten und gleich dem Gewürme kriechend ihnen dienten. Sie wütheten auch nach dem Siege wie die Türken und Hunnen, weil sie es frevelhaft und gottlos fanden, daß Sklaven sich gegen ihre Herren zu empören wagten. An den von den

Rittern verübten Gräueln, sowie an dem Morden und Hinrichten nach dem Siege war übrigens der Truchseß, wie es uns scheint, nicht in dem Grade schuld, wie Einige angeben; wenigstens war er für seine eigenen Bauern stets ein milder und freundlicher Herr gewesen und diese waren ihm auch anhänglich geblieben, als bereits alle Bauern in Schwaben, am Rhein, in Franken und in Thüringen zu den Waffen gegriffen hatten. Als nämlich die Bewohner des Städtchens Wurzach von den andern Bauern aufgefordert wurden, mit ihnen zu ziehen, schickten sie Boten an den Truchseß und ließen ihn dringend bitten, zu ihnen zu kommen. Er antwortete sehr freundlich und nannte die Leute in seinem Schreiben fromm und treu, entschuldigte sich aber mit seiner Dienstpflicht. Er schrieb ihnen: „In diesen sorglichen Läufen wäre ihm nichts lieber, als bei seinem Weibe, seinen Kindern und seiner getreuen, frommen Landschaft zu sein. Weil er aber im Dienste seines gnädigsten Herrn von Oestreich stehe, und weil ihm dieser — — bei seiner Pflicht geboten habe zu bleiben, so könne er Ehren und Pflicht halber nicht abtreten, so gern er sich auch zu ihnen verfügen möchte." Als er nicht kam, vereinigten die Wurzacher sich mit dem Haufen, der bei ihrem Städtchen gelagert war.

Pfarrer standen mehrentheils an der Spitze der Tausende von Bauern, welche umherzogen und gelegentlich große Gewaltthätigkeiten verübten. Genannt werden vor Anderen der Pfaff Florian, Pfarrer zu Eichstätten, Meister Hans Wehe, Pfarrer zu Leipheim bei Ulm, und die Pfarrer von Langenau und Günzburg. Das Heer des Truchseß Georg griff zuerst einen 6—7000 Mann starken Haufen an, welcher an der Donau umherzog. Diese Schaar wurde bei Elchingen und nachher bei Leipheim niedergerannt. Tausende verloren das Leben, und weit und breit war am 5. April Alles mit Leichen bedeckt. Die Gefangenen wurden alle ein Opfer jener marternder Kriminaljustiz, deren Handbuch Kaiser Karl's V. peinliche Halsgerichtsordnung ist. Nach dem Morden an der Donau zog Georg gegen die bei Wurzach Gelagerten. Der Allgau und die Gegenden am See wurden von ihm und der Ritterschaft zwar für den Augenblick schnell zur Ruhe gezwungen; dagegen vergalten aber die Bauern des Odenwaldes und des Neckar-Thales die Grausamkeiten, welche die Ritterschaft an der Donau, am See und in Oberschwaben übte, durch die Zerstörung aller Schlösser, Kirchen und Klöster und durch blutiges Wüthen gegen Adel und Pfaffen. Der Truchseß mußte sich daher eilends gegen die Schaaren richten, welche in dem Städtchen Neckarsulm, unweit Weinsberg, freundliche Aufnahme gefunden hatten; wie denn überhaupt die kleineren Städte sich dem Aufstand geneigt erwiesen. Im Schlosse von Weinsberg wohnte der mit einer natürlichen Tochter Maximilian's I.

vermählte Graf von Helfenstein. Dieser entbot, als er von Stuttgart zurückkam und die ganze Gegend besetzt fand, durch dringende Botschaften die hessischen und pfälzischen Ritter zu sich und seine Reiter stachen die Bauern überall, wo sie dieselben trafen, nieder. Da nun den Letztern damals von dem unmenschlichen Verfahren der oberschwäbischen Ritterschaft Kunde kam, so übten sie an dem Grafen von Helfenstein und an dem Obervogt von Bottwar, einem Herrn von Weiler, das Vergeltungsrecht. Am meisten machte sich dabei der Schenkwirth Georg Metzler bemerklich, der einige Tausend Odenwälder herbeigeführt hatte. Im Einverständnisse mit den Bürgern von Weinsberg, welche durch den Trotz und Hochmuth des Grafen von Helfenstein erbittert waren, unternahmen die Bauern am 16. April einen Sturm auf Weinsberg und nahmen sowohl die Stadt als das Schloß ein. Hierauf mordeten sie die genannten Herren und alle ihre Ritter ebenso, wie die Bauern bei Leipheim und Wurzach gemordet worden waren. Weder des Herrn von Weiler Anerbieten eines Lösegeldes von 30,000 Gulden, noch die fußfälligen Bitten der Gemahlin Helfenstein's konnten die Unglücklichen retten. Alle die vornehmen Gefangenen, etwa 70 an der Zahl, wurden, wie man dies nannte, durch die Spieße gejagt und selbst das zweijährige Söhnchen Helfenstein's an der Brust der Mutter schwer verletzt; doch kamen das Kind und die Mutter mit dem Leben davon.

Ganz Würtemberg war bereits im Aufstande, das Reichs-Regiment glaubte sich in Eßlingen nicht mehr sicher und entfloh, und die Stadt Stuttgart fürchtete jeden Tag den wüthenden Bauern in die Hände zu fallen, als der Truchseß Georg, nachdem er in den oberen Landen und am See die Unruhen durch einen Vertrag gestillt hatte (22. April 1525), mit seinem Heere herankam. Es war hohe Zeit; denn schon besaßen die Bauern gut bedientes Geschütz, schon waren viele Ritter und Hauptleute zu ihnen übergegangen. Unter diesen war Keiner so aufrichtig ihrer Sache zugethan, als der Graf Georg von Wertheim, der ihnen sein Geschütz überlieferte und seinen Standesgenossen erklärte, er sei mit allen seinen Unterthanen zum Bauer geworden. Auch hieß es, der Freund Sickingen's, Götz von Berlichingen, sei gesonnen, sich zum Feldhauptmann aller Aufständischen von Oberschwaben bis nach Thüringen erklären zu lassen. Das Heer der Bauern, welches Herrenberg verbrannt hatte, etwa 20,000 Mann, lagerte in der ersten Woche des Mai bei Böblingen; hier griff Georg dasselbe am 11. Mai an und es kam zwischen Böblingen und Sindelfingen zu einer förmlichen Schlacht. Die Bauern fochten zwei und eine halbe Stunde lang mit Glück gegen die Truppen des schwäbischen Bundes: Alles hing aber an dem Besitze von Böblingen, und die Bewohner dieser Stadt wurden an den Bauern

zu Verräthern. Sie ließen den Truchseß in Böblingen ein und dieser beschoß dann von der Stadt aus das Heer der Bauern mit Vortheil. Daß sowohl am Tage der Schlacht als auch nachher gräßlich gewüthet und die Bewohner der Dörfer und Städte ebenso mißhandelt wurden, als wenn die Türken oder die Hunnen in Würtemberg eingefallen wären, wird von Allen einstimmig berichtet; die Angaben über die Zahl der am 11. Mai Getödteten aber weichen so sehr von einander ab, daß sie nach Zimmermann, welcher alle gedruckten und handschriftlichen Nachrichten über den Bauernkrieg verglichen hat, zwischen 1500 und 9000 schwanken.

Während man in Oberschwaben und im Würtembergischen die Unruhen mit unerhörter Härte und Grausamkeit unterdrückte, hatten die Bauern des Neckar-Thales und des Odenwaldes sich an den fränkischen Aufstand angeschlossen. In diesem Aufstande ist ein System unverkennbar; denn es war eine förmliche Reichsordnung entworfen, die Kantone bezeichnet und Heilbronn im Voraus zum künftigen Centralpunkt der Demokratie des südwestlichen Deutschland, sowie selbst des Elsasses und eines Theiles von Lothringen auserkoren. Indessen ward aus diesem Plane nichts, weil der Anführer der schwäbischen Bundes-Truppen sich schleunig mit dem ritterlichen Heere aller der Landesherren vereinigte, welche Ursache hatten, die Errichtung einer großen Bauern- und Städte-Republik zu fürchten. Die Bauern hatten, wie es heißt, bereits über 200 Schlösser, adelige Höfe und Klöster verbrannt, waren in der Stadt Würzburg freudig aufgenommen worden, hatten daselbst ihre große Rathsversammlung eingerichtet und die Belagerung der dortigen starken Feste Marienburg (Liebfrauenberg) begonnen. Auf diese Belagerung wandten sie zur Unzeit soviel Anstrengung, daß sie versäumten, sich gegen das Bundesheer zu rüsten. So wurde das Unternehmen zu einem Wendepunkt für ihre Sache. Von den zahlreichen bewaffneten Bauernschaaren im ganzen Oberdeutschland war die vor Würzburg die stärkste; doch ließ dieselbe sich von der Besatzung des Schlosses festhalten, bis endlich Georg Truchseß sich mit den Heeren der Kurfürsten Richard von Trier und Ludwig von der Pfalz, sowie des Herzogs Otto von Baiern und des Bischofs von Würzburg vereinigte und dann den Empörten am 2. Juni 1525 bei Königshofen an der Tauber eine furchtbare Niederlage beibrachte. Zwei Tage darauf wurde der sogenannte *schwarze Haufen* des Bauernheeres fast ganz aufgerieben, dann Würzburg entsetzt und gegen die Fliehenden militärisch, gegen die Gefangenen criminalgerichtlich auf ähnliche Weise gewüthet, wie es in Zeiten einer blutigen Reaction auch noch im 19. Jahrhundert geschah. Da schon in und unmittelbar nach dem Gefechte bei Königshofen 6000 Bauern geschlachtet worden

sein sollen und da die Empörten überall sich trotz ihrer schlechten Bewaffnung mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer vertheidigten, so wird man leicht berechnen können, welche Menge Menschen aus den unteren Classen in dem einzigen Jahre 1525 aufgerieben wurde. Am ärgsten hauste der Markgraf Kasimir von Brandenburg in Kitzingen, Rothenburg und anderen fränkischen Orten; in Kitzingen ließ er 58 Personen theils die Finger abhacken, theils die Augen ausstechen. Georg von Frundsberg, der berühmte Feldherr, war mit schwäbischen Bundestruppen nach Salzburg gezogen und hatte zwischen dem Erzbischof und seinen Bauern einen Vergleich zu Stande gebracht, wobei er sich menschlicher als andere Führer erwies. Die adeligen Herren, die sich dem Aufstand angeschlossen hatten, verhielten sich nachher sehr still. Der Junker Götz von Berlichingen beschuldigt in der von ihm aufgesetzten Selbstbiographie seine Frau, sie habe ihn durch Unterschlagung eines Briefes gehindert, sie zu verlassen, um dem Pfalzgrafen Ludwig zuzuziehen. Später stellte er sich dem Bundesgerichte zu Augsburg und wurde verurtheilt, nie wieder sein Schloß zu verlassen, bei einer Strafe von 25,000 Gulden. Nach 11 Jahren wurde dieses Urtheil vom Kaiser aufgehoben; er machte noch einige Reichsfeldzüge mit und starb in hohem Alter (1562).

Um dieselbe Zeit, wo der Bauernkrieg in Franken und Schwaben unterdrückt wurde, fing die in Lothringen herrschende Familie Guise, welche später in Frankreich den Religionskrieg begann und das ganze Jahrhundert hindurch gegen die Protestanten grausam wüthete, ein treuloses Gemetzel unter denjenigen Bauern an, die im Elsaß und in Lothringen am Bunde der rheinischen und fränkischen Demokraten Theil genommen hatten. Herzog Anton und sein Bruder Claudius von Guise erschlugen zuerst einige tausend Mann, die sich von dem bei Zabern im Elsaß liegenden Hauptheere der Bauern entfernt hatten; dann überfielen sie das Letztere. Alles ward niedergemacht und die Stadt Zabern nebst dem bischöflichen Schloß von den lothringischen Söldnern geplündert und zerstört. Als die Landleute, um dies zu rächen, dem Herzoge den Rückzug durch den Paß von Vauxvilliers verwehren wollten, erlitten sie eine neue Niederlage.

Der Unruhen in Freiburg, im Baselischen und im Sundgau erwähnen wir nicht, weil sie theils mit geringerem Blutvergießen, theils ganz friedlich gestillt wurden. Dagegen müssen wir noch des Gemetzels gedenken, welches die beiden rechtgläubigsten Fürsten der Zeit, Richard von Trier und Ludwig von der Pfalz, unter den verzweifelnden Anwohnern des Rheins verübten. Sie hatten nämlich die bei Pfeddersheim vereinigten Bauern besiegt und ließen, als 800 derselben ihre Gnade anflehten, diese sämmtlich mit kaltem Blute nieder-

hauen; einige erstach der geistliche Kurfürst Richard sogar mit eigener Hand.

4. Fortschritte der Reformation. Thomas Münzer und die Schwärmer in Thüringen.

Der Bauernkrieg und seine blutigen Folgen waren nur in so weit von der in Sachsen und in der Schweiz gepredigten neuen Lehre herzuleiten, als das arme Volk dieselbe benutzte, um vom Elend und von dem unerhörten Drucke der Fürsten, Pfaffen und Ritter frei zu werden; der eigentliche Grund jenes Aufstandes war ein politischer, kein religiöser. Anders verhält es sich mit dem religiösen Communismus, welchen Thomas Münzer in Thüringen predigte.

Seit der Rückkehr Luther's von der Wartburg war das Gefühl allgemein geworden, daß eine Reaction nicht ausbleiben könne, wenn der Kaiser als Sieger und als Verbündeter des Papstes nach Deutschland zurückkomme, und daß, um dieselbe zu verhindern, ein rasches und sogar gewaltsames Vorwärtsschreiten nöthig sei. Schon während des Aufenthaltes Luther's auf der Wartburg und noch mehr nach dessen Rückkehr nach Wittenberg hatte man überall nicht blos gepredigt, sondern auch äußerlich reformirt. Im Juli 1523 geschah dies zu Magdeburg, ohne daß man den Erzbischof Albrecht auch nur fragte, und der dortige Rath rüstete sich, dem Kammergericht und dem Reichsregiment mit den Waffen zu trotzen, wenn Beide Anstalt machen sollten, die gegen ihn ausgesprochene Acht wirklich geltend zu machen. Die Bürgerschaft hatte sich am 23. Juni 1523 auf Anregung von sieben Predigern im Augustiner-Kloster versammelt und vom Rathe eine neue Einrichtung des Gottesdienstes verlangt; dieser hatte ihr Verlangen gewährt und Kurfürst Friedrich der Weise, welcher immer noch zurückhielt, hatte den Magdeburgern erlaubt, Luther's Freund, Amsdorf, zu gebrauchen, um die neue Einrichtung auszuführen. Aus den Punkten, welche die Bürgerschaft von Magdeburg gefordert hatte, kann man ersehen, wie weit die evangelischen Gemeinden, die sich damals bildeten, gehen wollten und wie sie bürgerliche Ordnung und geistige Freiheit mit einander zu verbinden suchten. Die Magdeburger forderten: „Gottes Wort solle ihnen lauter und rein, ohne Menschensatzungen verkündet, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, das Meßopfer abgethan und die Einkünfte der vorhandenen Stiftungen zu einem anzulegenden Kirchenschatz geschlagen werden. Allen Priestern und Mönchen sollte freistehen, die Stadt zu verlassen; diejenigen von ihnen aber, welche freiwillig bleiben wollten, sollten einen lebenslänglichen Unterhalt empfangen, wenn sie die Ordenskleider ablegen, sich der Ausübung der Regel enthalten und in der evangelischen Lehre

unterrichten lassen wollten. Endlich sollten alle Geistlichen in den Ehestand treten dürfen, alle geistlichen Aemter und Dienstleistungen aber für die einzelnen Gemeindeglieder fortan unentgeltlich verrichtet werden."

Um dieselbe Zeit wollte in Frankfurt am Main Hartmann Ibach, Pfarrer an der Katharinen-Kirche, mit Einwilligung des Raths das Gleiche bewirken*). Dem widersetzte sich aber der Kurfürst von Mainz, welcher in Frankfurt geistlich-weltliche Gerichtsbarkeit hatte, und es ward offenbar, daß eingewurzelte Vorurtheile nur der Gewalt, nicht der Vernunft weichen. Erst mit Hülfe jener Ritter, welche, mit Sickingen verbündet, gleich diesem den Pfaffen feind waren, konnten in Frankfurt die Gebote des Raths und die Forderungen der Bürger zur Ausführung gebracht werden. Hartmuth von Kronberg ließ nämlich an Frankfurts Thore eine Ermahnungsschrift anschlagen, in welcher er den Magistrat und die Bürgerschaft aufforderte, die gottlosen Lehren und ärgerlichen Mißbräuche der Geistlichkeit abzuschaffen und die Predigt des reinen Evangeliums zu gestatten. An denjenigen Pfarrer aber, welcher der Reformation am meisten entgegen war, schrieb Hartmuth einen drohenden Brief, und als dieser ganz verständig antwortete, daß Hartmuth, wenn er sich über ihn zu beschweren habe, ihn bei seiner Behörde belangen möge, erließ der Letztere zwei andere entsetzlich grobe Schreiben, in welchen derselbe drohte, er wolle ihn als einen Verführer, als einen reißenden Wolf, als einen geistlichen Dieb und Mörder öffentlich kund machen und thätlich behandeln. Hartmuth's Freunde, die Ritter von Molnheim, von Stockheim und von Reifenberg, schickten an die Frankfurter Geistlichen einen förmlichen Fehdebrief und erklärten ihnen, daß sie von Gewissens wegen verbunden seien, gegen sie als gegen teuflische und verstockte geistliche Wölfe und Feinde des lebendigen Gotteswortes zu verfahren. Sie forderten ferner den Rath auf, ihnen kund zu thun, wessen sie sich von ihm und seiner Bürgerschaft zu versehen hätten, wenn sie aus schuldiger evangelischer Pflicht zu Thätlichkeiten gegen die Güter und das Leben dieser teuflischen Geistlichen schreiten würden. Nichts destoweniger wollte der von Hartmuth bedrohte Pfarrer am Sonntag Lätare 1523 eine Ketzerpredigt halten; das Volk jagte ihn aber ohne Weiteres aus der Kirche und der Rath ließ allen Predigern der Stadt erklären, daß sie sich durchaus entschließen müßten, das Wort Gottes lauter und rein zu predigen, wenn sie länger geduldet sein wollten.

In demselben Jahre gab Luther seine Schrift „Von der Ordnung

*) Die Geschichte der Kirchenreform in Frankfurt a. M. hat durch Dr. G. Eduard Steitz sehr wesentliche Ergänzungen und Aufklärungen erhalten, doch liegen die Forschungen dieses Gelehrten noch nicht in ihrer Gesammtheit vor.

Digitized by Google

des Gottesdienstes in der Gemeinde" heraus, in welcher er Vorschriften ertheilte, wie die Predigt eingerichtet, das Lesen der Schrift eingetheilt und die Gesänge erbaulich gemacht werden sollten. Zu gleicher Zeit forderte er selbst zu manchen Veränderungen des Gottesdienstes auf, denen er bis dahin gewehrt hatte. Diese Veränderungen wurden fast in allen Städten des Kurfürstenthums Sachsen auf die bloße Verordnung der Stadtobrigkeiten hin vorgenommen und Luther selbst rieth in seinen Briefen, den ängstlich diplomatischen Kurfürsten lieber gar nicht zu befragen, als ihn durch Anfragen in Verlegenheit zu setzen*). Er selbst ging mit seinem Beispiele voran; denn er übergab das Kloster, in welchem er und der Prior bisher allein ausgeharrt hatten, dem Kurfürsten und legte die Mönchskleidung ab. Am 9. October 1524 bestieg er die Kanzel zum ersten Male nicht mehr in der Kutte, sondern in einem Priesterrock, zu welchem sein Kurfürst ihm schwarzes Tuch geschenkt hatte. Ueber die Verwendung der Kirchengüter gab Luther zwar Rathschläge; wollte er aber die Fürsten und Ritter, durch deren Vorfahren die kirchlichen Stiftungen doch nur zum kleinen Theile gemacht worden waren, sich zu Freunden erhalten, so mußte er geschehen lassen, daß die Mächtigen dasjenige an sich rissen, was den Frommen und Armen gehörte, obgleich er schon damals das Ansehen eines Papstes in der von ihm gegründeten Kirche hatte. Zwar wurden in einigen Gegenden und in einem gewissen Maaße die Kirchengüter allerdings für Schulen, Kirchen, Krankenhäuser und Versorgungsanstalten verwendet; allein im Allgemeinen hatten die Feinde der neuen Lehre nicht ganz Unrecht, wenn sie einerseits der Ritterschaft und den Fürsten wegen der Säcularisationen zum Besten ihrer Familien und andererseits den Geistlichen wegen ihres Uebertritts zur neuen Lehre, um sich verheirathen zu dürfen, die bittersten Vorwürfe machten.

Das meiste Aufsehen erregte der Schritt des Hochmeisters der Deutschordens-Ritter in Preußen, ein Schritt zu welchem Luther gerathen hatte und den derselbe öffentlich billigte, obgleich dadurch nicht allein Preußen von Deutschland an Polen gebracht, sondern auch Güter, an welche vorher viele Familien nach einander Anspruch gehabt hatten, von einzelnen Familien usurpirt wurden. Dieses Beispiel ward bald genug von den Schwertbrüdern oder demjenigen Ritterorden, welcher in Liefland, Kurland und Semgallen Güter und Commanderieen besaß, nachgeahmt. Hochmeister von Preußen war seit dem Jahre 1511 Albrecht von Brandenburg-Ansbach aus dem Hause

*) In einem lateinischen Brief an den Magistrat von Zwickau: „Ich kenne den Charakter des Mannes (des Kurfürsten), welcher leiden mag, daß es von Anderen gethan werde, was nur immer geschieht, es selbst aber nicht angeben oder anbefehlen will."

Hohenzollern. Dieses Haus hatte sich beim Tode des Kurfürsten Albrecht Achilles in zwei Linien getheilt, von welchen die eine Brandenburg, die andere Ansbach und Baireuth beherrschte. In Brandenburg folgte auf Albrecht Achilles' Sohn, Johann Cicero, Joachim I., welcher schon darum ein unversöhnlicher Feind Luther's war, weil dieser mit seinem Bruder Albrecht, dem bekannten Erzbischof von Magdeburg und Mainz und Haupt-Interessenten bei Tetzel's Ablaßkram, so übel umging. Wenn Joachim's I. Sohn, Joachim II., welcher seinem Vater erst 1535 nachfolgte, Lutherisch ward, so hatte er dabei unstreitig das Auge auf Preußen gerichtet, welches sein Stammesvetter, der Hochmeister des Deutschordens, Albrecht von Ansbach und Baireuth, an sich gebracht hatte.

Der Letztere hatte früher versucht, das Land, welches der in der allgemeinen Achtung gesunkene Orden beherrschte, von der polnischen Lehenshoheit frei zu machen. Der hierdurch entstandene Krieg fiel jedoch nicht glücklich aus und Albrecht schloß daher mit seinem Oheim, dem Könige Sigismund von Polen, im Jahre 1521 einen Waffenstillstand auf vier Jahre. Immer noch hoffte er auf Beistand vom deutschen Reich und bewarb sich um denselben auf einem Reichstage zu Nürnberg, jedoch vergeblich. Als er nun auf der Rückkehr von diesem Reichstage durch Sachsen reiste, hatte er in Wittenberg mit Luther und Melanchthon Unterhaltungen, und diese gaben ihm den Rath, mit dem Ordens-Lande Preußen so zu verfahren, wie man nach ihrer Anweisung in Deutschland mit Klöstern und Stiftern verfuhr. Er hielt nachher diesen Plan so lange für sich, bis er mit dem polnischen König einig geworden war. Dann erklärte er (1525) sich öffentlich für die evangelische Lehre, nahm die dadurch nothwendig gewordenen Veränderungen vor und machte das Land Preußen zu einem Herzogthum, sowie die Ordensgüter zu weltlichen Lehen. Er kam nämlich mit König Sigismund dahin überein, daß derjenige Theil von Preußen, der im Frieden von Thorn den Rittern unter polnischer Hoheit verblieben war, dem bisherigen Hochmeister als Herzogthum und als polnisches Reichs-Lehen übertragen werden solle. Das Letztere geschah am 8. April 1525 zu Krakau. Dadurch entledigte sich Albrecht jeder Abhängigkeit von Kaiser und Reich, und Preußen schien fortan den Polen heimgegeben, welche bisher wegen ihrer Ansprüche an dieses Land mit dem Orden in Streit gewesen waren. Albrecht's Bruder, Georg, welcher Herzog von Jägerndorf war, hatte sich schon früher für die neue Lehre erklärt und seinen Bruder zu jenem Schritte ermuntert. Diejenigen Mitglieder des Ordens, welche dem katholischen Kirchenthum und den alten Einrichtungen treu blieben, protestirten gegen die Verwandlung des Landes Preußen in ein weltliches und erbliches Be-

fitthum; sie erklärten Mergentheim, wo ihr Deutschmeister wohnte, zum Sitz der Ordensherrschaft. Albrecht aber vermählte sich im nächsten Jahre (1526) mit der dänischen Prinzessin Dorothea.

Wenn man liest, welche Unruhen überall mit der Veränderung der Gottesverehrung verbunden waren und welche Mißbräuche z. B. in Frankfurt am Main von 1523 bis 1525 einen heftigen Streit der niederen Klasse mit der höheren, besonders mit den dort regierenden Patriciern, veranlaßten, so wird man es nicht auffallend finden, daß Thomas Münzer damals in Thüringen so lange Zeit hindurch sein wildes Wesen treiben konnte. Thomas Münzer war, wie wir wissen, zuerst in Zwickau aufgetreten, hatte mit Luther heftige Streitigkeiten gehabt, war dann, nachdem er 1522 in Altstedt sein Wesen getrieben hatte, aus Sachsen, hierauf aus Nürnberg verjagt worden und hatte nachher seine Thätigkeit dem Bauernaufstande in Oberschwaben zugewendet. Als die Unruhen sich aus Schwaben nach Thüringen verbreiteten, zeigte er sich 1523 wieder im Thüringischen, sowie im Gebiete von Fulda, wo er verhaftet wurde. Endlich fand er 1524 in der thüringischen Reichsstadt Mühlhausen und auf dem dieser Stadt benachbarten Harz einen Wirkungskreis, wie er ihn brauchte.

Die Stadt Mühlhausen war ganz unabhängig und hatte damals etwa 10,000 Einwohner, sowie ein Gebiet von 20 Dörfern und Flecken. Sie hatte den Thomas Münzer schon früher einmal in ihren Mauern gesehen, und ein Prämonstratenser-Mönch, Pfeiffer, welcher auch Schwertfeger genannt wird, hatte nebst einer Anzahl anderer eifrigen Schüler Münzer's ihm den Weg gebahnt Der Magistrat konnte deshalb nicht hindern, daß Münzer gegen das Ende des Jahres 1524 von der Volksmasse zum Oberpfarrer erwählt wurde und die Stadt Mühlhausen zum Sitze eines Prophetenthums machte. Münzer ward dort nicht blos geistlicher, sondern, wie Luther in seinen Briefen sagt*), auch weltlicher, unumschränkter Herrscher. Das Volk in Mühlhausen, als dessen Haupt Münzer diese Herrschaft führte, hoffte von ihm, daß er sein Versprechen erfüllen und nicht nur die Fürsten und Obrigkeiten zu der Anerkennung, daß die Armen und Reichen zum Genusse der Güter dieser Welt gleich berechtigt seien, zwingen, sondern auch alle der Gütergemeinschaft entgegenstehenden Einrichtungen abschaffen und bei den christlichen Gerichten ebenso die Bibel zum einzigen Gesetzbuche machen werde, wie bei den mohammedanischen Gerichten es der Koran ist. Von allen Gegenden her strömte das Volk nach Mühlhausen, der dortige Rath ward genöthigt abzutreten, und man erwählte am 17. März 1525 einen neuen, welcher den Namen ewiger Rath

*) Münzer Mulhusii rex et imperator est, non solum doctor.

erhielt. Dieser bestand größtentheils aus Münzer's eifrigsten Anhängern, Münzer selbst führte den Vorsitz in ihm und entschied die meisten Fragen mit Berufung auf biblische Aussprüche. Daß Münzer als Vorsitzer des ewigen Raths ein Jahr lang von den Gütern der durch ihn verjagten Mönche und Johanniter-Ritter der Stadt geschwelgt und im Johanniter-Hofe seine Residenz aufgeschlagen habe, wird mit Unrecht behauptet; der neueste Geschichtschreiber der Münzer'schen Revolution hat historisch nachgewiesen, daß Melanchthon's Geschichte derselben, auf welche alle deutschen Geschichten sich berufen, voller Irrthümer in den Thatsachen ist. Schon zwei Monate nach der Errichtung des ewigen Raths zogen Leute von Mühlhausen aus, um das biblische Reich oder die neue Theokratie weiter auszubreiten. Münzer duldete übrigens in Mühlhausen und unter den zahlreichen Schaaren, welche, seinem Urchristenthum und seinem patriarchalischen Reiche huldigend, zu ihm strömten, nichts von dem Unfuge, den in unseren Tagen die Gleichmacher hier und da getrieben haben. Er selbst war ernst, sittlich und, sogar nach seiner ärgsten Feinde, Luther's und Melanchthon's, Zeugniß, eine würdige, obgleich auch ehrgeizige, herrschsüchtige und wild schwärmende Persönlichkeit. Er gab in Bezug auf moralisches Verhalten ein gutes Beispiel. Im Propheten-Mantel, in einem orientalischen, mit Pelz verbrämten Kleide und durch einen sehr starken Bart erhielt der jugendliche Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen ein patriarchalisches Ansehen. Auch konnte er, da er das Gleichmachen vorerst langsam betrieb, von den Reichen leicht durch den bloßen Schrecken die Mittel erpressen, um etwas für die von allen Seiten herbeiströmenden Armen zu thun. Er verlangte für sein apostolisches Reich anfangs nur, daß die Reichen Korn und andere Lebensmittel zur Speisung der Armen, sowie einiges Tuch zur Bekleidung derselben hergäben. Münzer's religiöser Fanatismus war daher am Ende durch seine Forderungen weniger drückend, als der militärische unserer Zeit durch die Einquartierungen ist. Beide Zustände gleichen sich auch darin, daß der Erstere eine neue Ordnung gewaltsam begründen sollte, der Andere die alte Ordnung auf ebendieselbe Weise aufrecht erhalten will.

Daß Münzer, welcher von Luther ein Mordprophet genannt und gleich allen Fanatikern von Einigen ebenso heftig gescholten, als von Anderen gepriesen, von neueren Radikalen aber mitunter ebenso wie Robespierre idealisirt wird, die Menge für das verkündigte Gottesreich gewinnen mußte, lag in der Natur der Verkündigung. In der That fanden die zahlreichen Sendboten des Propheten überall eine günstige Aufnahme. Die Grafschaften Hohenstein, Stolberg, Mansfeld, Beichlingen und das Erfurter Land waren in voller Bewegung; in das Schwarzburgische, Altenburgische, Meißnische, Koburgische, ins Eichs-

feld und das Braunschweigische drang bald die Kunde des zu errichtenden Schlaraffen-Reiches, und die armen Landleute eilten Bürger desselben zu werden. Vergebens reiste Luther im April in den genannten Gegenden umher; seine mächtige Rede und der Eifer, mit welchem er Gehorsam gegen die Obrigkeit predigte, fanden dies einzige Mal sogar in seinem Geburtsorte und in der Gegend, in welcher er seine Jugend zugebracht hatte, kein Gehör.

Damals hatte Münzer, was auch seine neueren Vertheidiger sagen mögen, schon einen förmlichen Bund gegen die Obrigkeiten und gegen die bestehende Ordnung gestiftet. Das Register der verbündeten Fanatiker führte der frühere Mönch Pfeiffer, und dieser erklärte, man müsse alle Gottlosen, d. h. alle diejenigen, welche nicht seine Anhänger sein wollten, ausrotten, Kirchen, Bilder und Altäre zerstören und nicht auf den Buchstaben der Schrift achten, sondern sich lediglich an das halten, was Münzer von seinen Geistern und von Offenbarungen durch Visionen und Träume predige. In der That wurden auch von der Rhön an bis zum Harz die bekannten 12 Bauern-Artikel Grundgesetz, und es trat ein Zustand der Verwirrung und Verblendung, dabei ein phantastisches Vertrauen auf die Hülfe Gottes ein, welches die unglücklichen Verblendeten dem ersten besten Reiter- oder Soldatenhaufen, den man gegen sie schicken würde, preisgeben mußte. Alle kleineren Herren waren genöthigt, in die sogenannte evangelische Brüderschaft einzutreten; Fulda wurde erobert und auch die Stadt Hersfeld ward durch ein Heer von 5000 Bauern in die Brüderschaft hineingezwungen.

Der glückliche Fortgang aller Unternehmungen der Bauern von der Saale an bis zur Weser und Elbe, besonders der Alles vernichtende Zug, welchen Pfeiffer in das Eichsfeld gemacht hatte, und die Plünderung der Stadt Erfurt durch viele tausend Bauern bewog endlich die Landesherren der geplünderten oder bedrohten Districte, ihre regelmäßigen Truppen gegen die rohen Massen zu vereinigen. Daß weder das Reichs-Regiment und sein Präsident, des Kaisers Bruder Ferdinand, noch die benachbarten Fürsten dem Unfuge schon 1524 oder doch wenigstens gleich nach der Einsetzung des ewigen Raths im März 1525 Einhalt gethan hatten, darf uns nicht befremden. Ein Mitglied des Mühlhauser Raths, welches dieser vor seiner Abdankung an das Reichs-Regiment abgeschickt hatte, war mit der trostlosen Nachricht zurückgekommen, daß er den Erzherzog Ferdinand nirgends im Reiche habe finden können und daß ganz Süddeutschland in der Gewalt der Bauern sei. Die sächsischen Fürsten, Kurfürst Friedrich und Herzog Georg, trauten einander nicht recht; besonders fürchtete der Erstere, sein Vetter Georg möchte jene Sache zur Unterdrückung des Lutherthums benutzen. Auch war Kurfürst Friedrich überhaupt ein allzu vorsichtiger

Mann. Der Unsinn der in Mühlhausen vereinigten Schwärmer hatte also seinen Fortgang gehabt, bis endlich die Sache zu gefährlich ward.

Die Fürsten wurden auch durch Luther zum gewaltsamen Einschreiten aufgemuntert und zwar mit einer für diesen ganz unpassenden und sehr unchristlichen Heftigkeit. Luther hatte von den Bauern in Schwaben und Franken eine Zusendung ihrer Schriften und die Aufforderung erhalten, seine Meinung darüber kundzugeben. Er schrieb damals eine Vermahnung, worin er zuerst den Fürsten und Großen scharfe Wahrheiten sagte, namentlich auch den Bischöfen und geistlichen Herren; den ersten der 12 Artikel, worin freie Predigt des Evangeliums begehrt wird, billigt er unbedingt und auch die anderen, „so leibliche Beschwerungen anzeigen", findet er billig und meint, es sei „nicht in die Länge träglich, so zu schatzen und zu schinden". Sodann aber erklärt er den Bauern, sie hätten zu Rottirungen und Aufruhr kein Recht. Nachdem jedoch die furchtbaren Ausschreitungen zu Weinsberg und anderwärts vorgekommen waren, erließ er eine Schrift in ganz anderem Tone, wie schon der Titel anzeigt „wider die räuberischen und mörderischen Bauern." Die Heftigkeit und das Grimmige seiner Aeußerungen wurde bei einem Manne, der selbst den Freiheitstrieb mächtig angeregt hatte, vielfach mißbilligt. Es war ihm darum zu thun, die Sache des Evangeliums rein zu halten; und so blieb der Vorwurf nicht aus, er habe gern die Veranlassung ergriffen, sich recht entschieden von einer Erhebung loszusagen, die ihm nur Verlegenheit bringen konnte. Jedenfalls schrieb er damals mit eben der Erbitterung gegen die Bauern, wie er gegen den Erzbischof von Magdeburg, gegen den Papst, gegen Heinrich VIII. von England, gegen Herzog Georg von Sachsen und gegen Herzog Heinrich von Braunschweig geschrieben hat. Andere Zeiten, andere Sitten; sonst würde man über die Aufforderungen zum Morden und Vernichten schaudern, welche von demselben Manne ausgingen, der den Strom der gemeinsten Schmähworte gegen die seiner Lehre feindlichen Fürsten ausstieß. Luther schrieb überhaupt oft in Augenblicken heftiger Leidenschaft, und gab daher seinen kalten, boshaften Gegnern bis auf den heutigen Tag nur zu viele Gelegenheiten, unzählige aus dem Zusammenhange gerissene Stellen seiner Schriften gegen ihn zu gebrauchen. Indessen lautet Vieles, was in unseren Tagen die Doctrinärs und Constitutionellen gegen die Radikalen und Communisten geschrieben haben, nicht viel milder, als das, was Luther in einem Briefe an Dr. Rühel gegen die empörten Bauern schrieb. Der Inhalt dieses Briefes läuft auf den Satz hinaus: Schlagt Alles todt, Gott kennt schon die Seinigen! Luther schreibt nämlich: „Was Barmherzigkeit angeht, die man den Bauern wünscht, so wird Gott Unschuldige, die etwa darunter sind, wohl erretten und bewahren, wie er Loth

und Jeremiä that. Thut er es nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern sie haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt. Der weise Mann sagt: Cibus, onus et virga asino*)! Einem Bauern gehört Haberstroh. Sie hören nicht das Wort und sind unsinnig, so müssen sie die Virgam, die Büchse hören, und geschieht ihnen recht. Bitten sollen wir für sie, daß sie gehorchen, wo nicht, so gilt hier nicht viel Erbarmens. Lasse nur die Büchsen unter sie sausen; sie machen's sonst tausendmal ärger." In der angeführten Schrift selbst heißt es: „Darum, liebe Herren, löset hie, rettet hie, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlage, würge hier, wer da kann. — — Dünkt das Jemand zu hart, der denke, daß unerträglich ist Aufruhr."

Kurfürst Friedrich von Sachsen ließ sich durch die heftigen Schriften und Predigten Luther's nicht aus seiner Ruhe bringen; sein Bruder Johann der Beständige aber, der ihm gerade im Anfang des Mai 1525 nachfolgte und Luther's Wort gleich der Bibel achtete und unbedingt befolgte, schloß sich an die zur Wiederherstellung der Ordnung im Felde stehenden Fürsten an. Es war damals allerdings hohe Zeit, daß die Bauern, welche vom Bodensee an bis in das nördliche Deutschland hinein sich dem Schwärmen, Rauben und Zerstören ergeben hatten, zur Feldarbeit zurückgetrieben würden. Thomas Münzer war nämlich endlich von Mühlhausen, wo er in den letzten Monaten Geschütz hatte gießen lassen, ausgezogen und hatte sich mit einer ganz ungeübten und ungerüsteten Masse von etwa 8000 Schwärmern bei Frankenhausen im Gebiet von Schwarzburg-Sondershausen gelagert. Landgraf Philipp von Hessen aber, Herzog Georg von Sachsen, Graf Albrecht von Mansfeld und Herzog Heinrich von Braunschweig, denen sich nachher noch der Kurfürst Johann von Sachsen anschloß, vereinigten sich, als Pfeiffer den schrecklichen Zug in das Eichsfeld gemacht hatte, mit einander, um dem Aufstande ebenso im ober- und niedersächsischen Kreise ein Ende zu machen, wie Georg Truchseß es im schwäbischen und fränkischen und Ludwig von der Pfalz nebst dem Kurfürsten Richard von Trier in der Pfalz und im kurrheinischen Kreise thaten.

Der junge Landgraf Philipp von Hessen war im März 1525 im Begriff, sich mit Trier und Pfalz gegen die Bauern zu verbinden, vor welchen eine große Anzahl Aebte und Prälaten, sowie der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und der deutsche Ordensmeister sich nach Heidelberg geflüchtet hatten, als er die Nachricht erhielt, daß alles Land zwischen Saale, Werra und Elbe im Aufstande sei. Er trieb hierauf mit seinem Heere, mit der Reiterei

*) Wörtlich: Dem Esel gebührt die Speise, die Last und der Stock.

der Ritterschaft und mit Geschütz von der Tauber her die Bauern und alle diejenigen, welche sich an sie angeschlossen hatten, überall aus einander, besetzte Fulda und Hersfeld und schonte nirgends der Empörer, ward aber bald von seinem Schwiegervater, dem Herzog Georg von Sachsen, nach Thüringen gerufen. Er wandte sich also dorthin und traf bei Buttelstädt mit Georg zusammen. Auch Herzog Heinrich von Braunschweig vereinigte sich mit ihm, so daß das verbündete Heer gegen 6000 Mann stark war. Mit diesen brachen die genannten drei Fürsten gegen Münzer auf, welcher mit seinen Schaaren bei Frankenhausen lag. Die Anhänger des Letzteren waren fest überzeugt, daß Gott ihnen durch ein Wunder helfen werde, und ein beim Heranziehen der Feinde entstehender Regenbogen, welchen Münzer ihnen zeigte, wurde als die Vorbedeutung dieses rettenden Wunders angesehen. Sie gaben sich deshalb auch außerhalb ihrer Wagenburg den Kugeln der Feinde preis.

Wenn die Reden, welche Melanchthon nach Art der Alten den Propheten und den Landgrafen von Hessen vor der Schlacht halten läßt, ächt wären, was wir bezweifeln, so hätten Beide in gleicher Weise auf einen starken Glauben bei den Ihrigen gerechnet. Münzer sagt unter Andern: „Gott habe ihm mündlich befohlen, daß er alle Stände reformiren solle. Er gebe auch Wenigen und Ungerüsteten den Sieg wider viele Tausende; so hätten Gideon, Jonathan und David durch seine Hülfe gesiegt. Sie möchten nur kühn angreifen und das Geschütz nicht fürchten; denn sie sollten wissen, daß er alle Büchsensteine in seinem Aermel auffangen wolle." Der Landgraf sagt, es sei von den Bauern erlogen, daß Fürsten und Herren keinen Landfrieden hielten, keine Gerichte bestellten und Mord und Raub nicht abwehrten. „Sie verschweigen", setzt er, fast möchte man sagen ironisch, hinzu, „unsere Sorgen und Mühen, gegen welche ihre Abgaben und Lasten noch gering sind." Der Sieg (15. Mai 1525) ward den Fürsten leicht. Das Morden auf dem Schlachtfelde war empörend; denn ein einziger Reiterknabe durfte sich rühmen, zehn Bauern niedergestochen zu haben. Diejenigen, welche nach Frankenhausen flohen, wurden dort gemordet. Weder in den Kirchen und Klöstern, noch in den Privathäusern dieser Stadt ward eines Wehrhaften geschont, die Straßen waren mit Leichen bedeckt, der Bach floß mit Blut. Die Zahl der Getödteten wird zu 4000, zu 6000 und sogar zu 7000 angegeben. 300 wurden in Frankenhausen enthauptet. Münzer selbst, der sich auf dem Boden eines Hauses versteckt hatte, ward ergriffen und auf empörende Weise wiederholt gemartert. Auch in Mühlhausen, welches die fürstlichen Truppen gleich nachher eroberten, ward unsäglich viel Blut vergossen.

Die Qualen, welche Münzer und Pfeiffer erdulden mußten, ehe man sie endlich hinrichtete, die Auslieferung von Gefangenen an diejenigen Herren, welche durch die Bauern gelitten hatten, und die Art, wie diese rachgierig sich an den Martern der Unglücklichen ergötzten, empören jedes Gefühl. Landgraf Philipp soll zu Fulda, sowie später in Verbindung mit Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig und den beiden Grafen von Mansfeld in Thüringen gleich einem Tamerlan gehaust haben. Daß der Erzbischof von Trier nach der Schlacht bei Pfeddersheim die Bauern mit eigener Hand erstach, haben wir bereits berichtet. Auch Anton von Lothringen wüthete gegen die Elsässer Bauern kannibalisch; von dem Bischof Konrad von Würzburg wird erzählt, daß er mit Scharfrichtern im Lande umhergezogen sei; und den Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Baireuth fragte sein eigener Bruder Georg in einem Briefe, wer sie denn ernähren solle, wenn Kasimir alle Bauern todt schlage. Selbst Luther spricht seinen Unwillen über die mordende und quälende Ritterschaft in seiner eigenthümlichen Derbheit nicht weniger stark aus, als vorher über die zerstörenden Bauern. Er schreibt in Betreff der thüringischen Scenen: „Ihm sei allerdings vor dem Siege der Herren ebenso bange gewesen, als vor dem der Bauern. Hätten die Letzteren gesiegt, so wäre der Teufel Abt geworden; würden aber die Tyrannen Herren, so werde des Teufels Mutter Aebtissin werden."

In dieser unruhigen Zeit gründete Luther sein Haus, indem er sich (13. Juni 1525) mit Katharina von Bora vermählte, die einige Jahre zuvor mit acht anderen Nonnen das Kloster Nimptschen bei Grimma verlassen und nach Wittenberg gekommen war. Dieser Schritt erregte großes Aufsehen und selbst Melanchthon war anfangs darüber betreten; doch besiegelte Luther damit nur, was er seit Jahren über den Ehestand gelehrt hatte, den er in echtem deutsch-bürgerlichem Sinn zu einer richtigen menschlichen Existenz für unentbehrlich und der göttlichen Anordnung entsprechend hielt. Seine Wohnung behielt er in dem Kloster, das jedoch bereits als weltlicher Besitz an den Kurfürsten übergegangen war.

5. Zwingli's erstes Auftreten.

Als nach Friedrich's des Weisen Tode Johann der Beständige in Sachsen und Philipp der Großmüthige, sowie viele Andere, welche ihrem Beispiele folgten, Luther's Grundsätze ebenso politisch anzuwenden begannen, wie dies der neue Herzog von Preußen gethan hatte, suchten die Stände des deutschen Reichs die alte Staats-Religion durch neue Verordnungen aufrecht zu erhalten. Dies schien um so nöthiger, als auch in der Schweiz einige noch mit Deutschland zu-

sammenhängenden und erst spät ganz vom Reiche getrennten Kantone, Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, welche in geistlichen Dingen bis dahin noch deutschen Kirchenfürsten gehorcht hatten, seit 1519 der alten geistlichen Ordnung zu entsagen begonnen hatten.

Papst Leo X. hatte 1519 den Guardian eines Barfüßer-Klosters zu Mailand, Bernhardin Samson, zum Verkaufe des Ablasses in die Schweiz gesandt. Dieser päpstliche Commissär übertraf an Unverschämtheit sogar Tezel und schlug, wie der Letztere, überall, wohin er kam, Buden auf, um die Vergebung schon begangener und selbst noch zu begehender Sünden zu verkaufen. Ein Schweizer des 16. Jahrhunderts sagt: dieser päpstliche Generalcommissarius habe sich gerühmt, er habe „bei 18 Jahren daher dreien Päpsten 1,800,000 Dukaten mit seiner Commission erobert." In den kleinen Kantonen und sogar in Bern machte der Mönch eine sehr reichliche Ernte; in Lenzburg dagegen fand er Widerstand und in Bremgarten wehrte ihm der Decan den Eintritt. Dieser Decan war der nachher um die Reformation der Schweiz unsterblich verdient gewordene Bullinger, der sich durch Samson's Drohungen nicht schrecken ließ und, als er von demselben mit dem Banne belegt wurde, nach Zürich reiste, wo damals gerade wegen der würtembergischen Angelegenheiten Tagsatzung gehalten wurde. Man wies dort den Ablaßkrämer um so mehr fort, als sich auch der Bischof von Constanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte, dem römischen Treiben widersetzte, und der Generalvicar desselben im vorhergehenden Jahre viel dazu beigetragen hatte, daß ein heftiger Eiferer gegen die Mißbräuche der Staats-Religion, namentlich auch gegen Samson und seinen Handel, Ulrich (Huldreich) Zwingli, nach Zürich berufen ward.

Zwingli, geboren 1484 zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg, hatte schon früh in fremden Städten und in verschiedenen Lebenskreisen Erfahrungen gesammelt. Die Schule besuchte er in Basel und Bern; an der Universität Wien verweilte er mehrere Jahre. Dann übernahm er in Basel eine Lehrstelle und wurde in seinem 25. Jahre zum Priester geweiht. Er war mit der Verdorbenheit gewisser Klassen der Gesellschaft bekannter, als die Mönche, denen das Predigen überlassen war, zu sein pflegten. Er war dabei eine ebenso kraftvolle wie klare und verständige Natur und völlig bereit, mit dem Streitkolben wie mit der Rede für seine Meinungen und Ueberzeugungen zu kämpfen. Er hatte einen Zug nach Italien mitgemacht und dort erfahren, wie Matthäus Schinner die Schweizer belog und betrog und wie der fremde Kriegsdienst sie entsittlichte. Außerdem hatte er schon in Wien gesehen, wie man die Moral vergaß und Aberglauben predigte. Nachdem Zwingli in Glarus 10 Jahre lang als Prediger gewirkt hatte,

rief man ihn zu dem ausdrücklichen Zwecke auf einige Zeit nach Einsiedeln, damit endlich einmal an diesem Wallfahrtsorte biblisch gepredigt würde. Sein Ansehen bewog die Züricher, ihn in ihre Stadt zu rufen und hier wurde er dann im September 1519 als Leutpriester zum großen Münster angestellt. Schon vom Beginne dieses Jahres an predigte er blos über evangelische Texte und erklärte sich ebenso, wie Luther, dessen Schüler er übrigens nicht war, heftig gegen gelehrte Dogmatik, Ceremonieen-Dienst und Menschensatzungen jeder Art. Er erlangte in den meisten Kantonen dasselbe Ansehen, wie Luther in Deutschland und überall traten gleich nachher in der Schweiz Männer auf, welche, freilich mit verschiedenem Glück und mit verschiedenem Talent, gegen die Ausartung der Staats-Religion eiferten. Zwingli predigte: man solle sich blos an die Bibel halten, weil diese allein in Glaubenssachen entscheide: die Aussprüche der Päpste, die Lehren der Kirchenväter und die Sagen oder Traditionen dürfe man nur in so weit gelten lassen, als sie mit den biblischen Lehren übereinstimmten. Seine Predigten über die Evangelien riefen schon in Jahre 1520 die Verordnung hervor, daß in Zürich nur nach dem Worte Gottes gepredigt werden dürfe. Diese Verfügung ging von dem großen Rathe aus; im kleinen Rathe dagegen fanden die Anhänger der alten Lehre ein Stütze, und die Staats-Polizei mischte sich nachher auf Betreiben des Papstes Clemens VII. fast zu gleicher Zeit in der Schweiz und in Deutschland in die Streitigkeiten über die Art, wie es in den einzelnen Staaten des Reiches und der Eidgenossenschaft mit der Religionsübung gehalten werden solle. In der Schweiz suchte die Tagsatzung, in Deutschland das sonst ohnmächtige Reichs-Regiment nebst der Mehrheit des Reichstages die Einführung einer neuen Staats-Religion zu verhindern. Wir wollen zuerst von dem, was in Deutschland geschah, reden.

6. Gang der Reformation in Deutschland von 1524 bis auf den Reichstag zu Speier (1529).

Papst Clemens VII. hatte, als die durch Aleander vom Kaiser erpreßte Verdammung Luther's und seiner Lehre ohne Wirkung geblieben war, einen sehr gemäßigten, zum Nachgeben geneigten Legaten, den Kardinal Campeggio, nach Deutschland geschickt. Zugleich hatte er seinen Kämmerer, den Kardinal Rorarius, beauftragt, den Kurfürsten und Fürsten ein päpstliches Breve zu überbringen, in welchem diese ermahnt wurden, auf einem nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage ihre Hülfe gegen die Türken und gegen die Ketzer zuzusagen. Dieser Reichstag konnte, obgleich Erzherzog Ferdinand und Kurfürst Friedrich der Weise schon im December 1523 nach Nürnberg gekommen

waren, erst am 14. Januar 1524 eröffnet werden. Er war sehr zahlreich besucht und die Mehrzahl der Versammelten war der alten Lehre gewogen. Dessen ungeachtet vermochten die päpstlichen Abgeordneten nicht, heftige Beschlüsse gegen das Lutherthum durchzusetzen. Sie sahen im Gegentheil viele Vorzeichen des Abfalles eines großen Theiles der Deutschen vom päpstlichen Stuhle. In Augsburg z. B. wurde der Kardinal Campeggio, als er bei seinem Einzuge den Segen ertheilen wollte, vom Volke verhöhnt und verspottet, und in Nürnberg ließ derselbe als verständiger Mann vieles Gepränge, welches die Menge reizen konnte, hinweg und trug, als er durch die Straßen ritt, nicht einmal den Kardinals-Hut. Die Stadt Nürnberg war nämlich gerade damit beschäftigt, den Gottesdienst ganz evangelisch einzurichten, und Andreas Osiander, der sich deshalb zu Nürnberg befand, predigte dort unter großem Zulauf. Aus den Predigten dieses Mannes und aus Gesprächen mit ihm schöpfte damals auch der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg-Baireuth, welcher in Nürnberg bei Kaiser und Reich Hülfe gegen die Polen suchte, seine Kenntniß des Evangeliums, dessen er sich nachher bediente, um aus einem Amte ein Eigenthum zu machen.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde zwar nicht das Wormser Edict des Kaisers anerkannt und eingeschärft, sondern vielmehr jedem anheimgegeben in seinem Gebiete es zu halten, wie er wolle; man erließ aber die Verordnung, daß vorerst über den Religionsstreit nichts weiter geschrieben oder gedruckt werden sollte, namentlich aber Schmähschriften und Spottbilder nicht geduldet werden sollten; wogegen der Cardinal Campeggio zugab, daß die Religions-Sache auf einem in Deutschland zu haltenden Concilium ausgemacht werden dürfe. Die weiteren Verfügungen wurden einem neuen Reichstage überlassen, welcher im November 1524 zu Speier gehalten werden sollte. Mit diesen Beschlüssen konnten weder der Kaiser noch die Lutheraner zufrieden sein; jener nicht, weil durch dieselben sein Wormser Machtgebot suspendirt wurde, diese nicht, weil das Schreiben und Drucken nur vorerst untersagt ward. Das Wormser Edict sollte nämlich nur so weit als möglich aufrecht erhalten und ausgeführt, die Obrigkeiten aber blos angewiesen werden, darüber zu wachen, daß aus den Druckereien keine Schmähschriften und ärgerlichen Gemälde hervorgingen. Dies mußte dem Kaiser und dem Papste eben so mißfällig sein, als die anderen Artikel den Reformatoren waren. Luther, der niemals irgend Jemanden eine Antwort schuldig blieb, schrieb gegen diese Beschlüsse und ihre Urheber in einem Tone, mit welchem verglichen die meisten revolutionären Schriften unseres Jahrhunderts milde abgefaßt sind. Die Schrift führt den Titel: „Zwei kaiserliche

uneinige und widerwärtige Gebote;" sie entwickelt den Widerspruch zwischen dem Wormser Edict, das Luther und seine Lehre verdammt, und dem neuen Beschluß, daß über diese Lehre auf einem Reichstag entschieden werden soll. „Da bin ich", heißt es, „zugleich verdammt und aufs künftige Gericht verspart. Das müssen mir ja trunkene und tolle Fürsten sein. Wohlan, wir Deutsche müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben." Der Papst dagegen sah sich veranlaßt, vermittelst eines nach Spanien geschickten Breve sich beim Kaiser über die deutschen Stände heftig zu beschweren und ihn aufzufordern, daß er seine Pflicht als Schützer des alten Glaubens erfülle. Auch erließ Karl wirklich im Juli 1524 von Burgos aus ein strenges Mandat an die Stände. In diesem Mandat erklärte der Kaiser, er werde nie zugeben, daß die deutschen Stände als solche in Religions-Sachen irgend etwas verordneten. Er befahl ferner dem neuen in Eßlingen eingerichteten Reichs-Regiment und seinem Bruder Ferdinand, darüber zu wachen, daß den Fürsten und Ständen bei Strafe der beleidigten Majestät, bei des Reiches Acht und Aberacht eingeschärft werde, wider Luther genau nach dem Wormser Edict zu verfahren, indem derselbe gleich Mohammed durch seine Lehre der Christenheit mehr Schaden thue, als ihr durch die Waffen gethan werden könne. Uebrigens hatten die Lutheraner gegen das Verbot des Druckens und Schreibens über Religionssachen eine Protestation eingelegt, als dasselbe in den Reichstags-Abschied aufgenommen werden sollte. Der Bevollmächtigte des Kurfürsten Friedrich nämlich, Philipp von Feilitsch, dessen Herr, um der mündlichen Unterhaltung mit dem Cardinal Campeggio auszuweichen, schon längst abgereist war, protestirte in seines Kurfürsten Namen, und Bernhard von Solms und Georg von Wertheim schlossen sich im Namen der Grafen und Herren an ihn an.

Während der Papst sich an den Kaiser gewendet hatte, war sein Kardinal in Deutschland thätig gewesen, um die heftigsten Gegner Luther's nicht, wie man oft behauptet, zu einem Bunde gegen ihre Mitstände, sondern blos zur strengen Befolgung des Wormser Edicts innerhalb ihres eigenen Gebietes zu vereinigen. Auf diese Weise gab der Widerstand, welchen die dem Lutherthum huldigenden Reichsstände auf dem Nürnberger Reichstage eben so den Altgläubigen und den Kabalen des Papstes, wie den Befehlen des Kaisers entgegengesetzt hatten, die erste Veranlassung zu einer religiös-politischen Parteiung in Deutschland. Es hatten sich nämlich am 6. Juli 1524 die beiden Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Erzherzog Ferdinand, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Trident und Regensburg persönlich zu Campeggio nach Regensburg begeben und in Uebereinstimmung mit den Bevollmächtigten der Bischöfe von Bamberg,

Speier, Straßburg, Augsburg, Constanz, Freisingen, Passau und Brixen sich verbindlich gemacht, die Ausführung des Wormser Edicts in ihren Gebieten streng zu überwachen. Sie wollten keine Veränderungen im Gottesdienst gestatten, keine verheiratheten Priester dulden und ihre Landeskinder, die zu Wittenberg studirten, von dort heimberufen; dagegen sollten gewisse Reformen durchgeführt werden, die der Legat selbst vorschlug und die hauptsächlich auf Abstellung gewisser Erpressungen und Unwürdigkeiten im Leben der Geistlichen ausgingen. Als der Kaiser nachher am 24. Mai 1525 einen neuen Reichstag, der sich Anfangs Oktober versammeln sollte, nach Augsburg ausschrieb, war die Stellung der Parteien schon feindlich, weil die Evangelischen den in Regensburg gefaßten Beschluß gegen sich gerichtet glaubten und weil ihre Partei politisch und militärisch sehr mächtig geworden war, seitdem Philipp von Hessen und Johann von Sachsen sich öffentlich von der römischen Kirche getrennt hatten. Außer dem Landgrafen Philipp hatten Graf Philipp von Hanau, Anton und Christoph von Oldenburg, Konrad von Tecklenburg, die Städte Nürnberg, Frankfurt am Main, Straßburg, Nordhausen und andere Städte den alten Gottesdienst ganz abgeschafft; sogar der Kardinal Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz duldete in seinem Gebiete die Predigt und den neuen Gottesdienst und man sagte ihm sogar nach, er habe nicht übel Lust Lutherisch zu werden, falls er dabei seine Stifter, wenigstens Magdeburg, säcularisiren könne. Sicherlich wurde diese Frage in einem Briefwechsel zwischen Luther und dem Rathe des Erzbischofs, Dr. Rühel, im Jahr 1525 ziemlich ernst verhandelt. Wenn man bedenkt, daß der Landgraf Philipp ganz Hessen von Kassel ab bis zum Rhein beherrschte und daß weder er noch seine Glaubensgenossen den Befehlen des Reichs-Regiments gehorchten oder die Urtheile des Reichs-Kammergerichts vollziehen ließen, so wird man leicht erkennen, daß nicht mehr von dem Glauben, sondern von Besitz und bürgerlicher Ordnung die Rede war. Das in verschiedenen Staaten ganz verschiedene und, wie in Preußen, oft ganz unverantwortliche Verfahren mit den geistlichen Gütern und Stiftungen veranlaßte unzählige Processe, welche von dem aus altgläubigen Richtern bestehenden Reichs-Kammergerichte einseitig entschieden wurden und deshalb nicht ausgeführt werden konnten. Die Reichs-Regierung und die Reichs-Justiz geriethen daher ganz ins Stocken.

Der Reichstag, welcher im November 1524 zu Speier hatte gehalten werden sollen, kam um so weniger zu Stande, als der Kaiser in seinem Mandat nachdrücklich mißbilligt hatte, daß man in Nürnberg beschlossen habe, auf jenem Reichstage über Religions-Sachen verhandeln zu wollen. Er hatte sogar die Abhaltung desselben ausdrücklich

verboten. Dagegen hatte er, wie bereits bemerkt, Ende März 1525 von Spanien aus ein anderes Schreiben erlassen, in welchem er einen Reichstag auf October 1525 nach Augsburg berief, um hauptsächlich wegen der Türken zu berathen und zu beschließen, die im folgenden Jahre ganz Ungarn besetzten und Wien belagerten. Der Kaiser wünschte, die Stände möchten gegen dieselben ein stehendes deutsches Heer einrichten. Das kaiserliche Schreiben kam erst im August in Deutschland an. Schon vorher hatten sich jedoch die heftigsten Gegner der Neuerungen in Dessau berathschlagt, wie den fortwährenden Eingriffen in die bestehende Verfassung der Kirche und des Staates allenfalls mit Gewalt Einhalt gethan werden könne. Diesen Zweck der Dessauer Berathschlagungen, welche sehr geheim gehalten wurden, kann man zu geben, da die Fürsten, welche an denselben Theil nahmen, nicht gerade wegen ihrer Gewissenhaftigkeit, Milde und Mäßigung berühmt sind; schwerlich wurde aber, wie Philipp von Hessen nachher behauptete, in Dessau ein förmlicher Bund gegen die Beschützer Luther's geschlossen. Die dort versammelten Fürsten waren: Herzog Georg von Sachsen, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, die Herzoge Heinrich der Jüngere zu Wolfenbüttel und Erich von Kalenberg und der sehr zweideutige Albrecht von Mainz und Magdeburg, welcher mit der republikanisch auftretenden Reformation in der Stadt Magdeburg gar nicht zufrieden war.

Landgraf Philipp hätte gern sogleich einen Gegenbund zu Stande gebracht, weil er glaubte, daß in Dessau ein förmliches Bündniß gegen ihn und seine Glaubensgenossen geschlossen worden sei; allein der Kurfürst Johann folgte blindlings dem, was Luther angab, und dieser wollte nichts davon wissen, daß man Gewalt gegen Gewalt gebrauche. Man kam jedoch statt dessen mit mehreren anderen Reichsgliedern, Fürsten und Städten, überein, den Erzherzog Ferdinand, welcher zu gewaltsamen Maaßregeln durchaus nicht geneigt war, dahin zu bringen, daß er auf dem bevorstehenden Reichstage das Wormser Edict nicht erneuern lasse. Für diesen Reichstag hatte der Kaiser neben seinem Bruder nur solche Leute, wie der grausame Kasimir von Brandenburg-Baireuth, Wilhelm von Baiern, Philipp von Baden und Erich von Kalenberg waren, zu seinen Commissären ernannt. Es fand sich daher außer dem Bischof von Trident kein Reichsstand persönlich in Augsburg ein, und man beschloß nichts Anderes, als daß im Mai 1526 die Versammlung zu Speier fortgesetzt werden solle. Noch vor diesem Zeitpunkt aber kamen heftige kaiserliche Schreiben in das Publikum, in welchen Karl nicht blos die erwähnten zur Gewalt geneigten Commissäre nebst allen Bischöfen und römisch gesinnten Fürsten aufforderte, den lutherischen Lehren tapferen Widerstand zu leisten, sondern auch das

Versprechen gab, daß er selbst nächstens über Rom nach Deutschland reisen und dort die Ketzer mit Gewalt bändigen helfen wolle. Jetzt fand daher endlich des Landgrafen Vorschlag Gehör. Man beschloß, sich mit einander zu verbünden, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abwehren zu können. Dies geschah noch vor dem Beginne des Speierer Reichstages, welcher zwar auf den Anfang des Monats Mai berufen worden war, aber erst am 25. Juni eröffnet ward. Die beiden mächtigsten unter den Fürsten, welche Luther's Lehre angenommen hatten, Johann der Beständige von Sachsen und Philipp von Hessen, verbanden sich nämlich am 4. Mai 1526 in Torgau zu dem Zwecke, ihre Religion, wenn es nöthig wäre, auch mit den Waffen zu vertheidigen, und dieses Torgauer Bündniß ward im Juni zu Magdeburg erneut, wo demselben auch die Herzoge Philipp, Otto und Franz von Lüneburg, Celle und Grubenhagen, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, sowie nach wenigen Tagen die Stadt Magdeburg, später auch der neue Herzog Albrecht von Preußen, beitraten. In der Bundesakte erklärten die Verbündeten: „Da sie in Erfahrung gebracht hätten, daß ihre Feinde Bündnisse machten und viel Geld zusammen brächten, die alten Mißbräuche zu erhalten und diejenigen, welche Gottes Wort in ihren Landen zu predigen gestatteten, mit Krieg zu überziehen; so hätten sie sich, jedoch Niemanden zum Verdruß, mit einander verbunden, um ihre eignen Unterthanen vor unbilligem Kriege zu schützen und einander nach allem Vermögen beizustehen, im Fall, daß wider die Religion und ihr anhängige Sachen öffentlich oder unter einem anderen Schein ein Angriff geschehen würde."

Daß das Torgauer Bündniß zur rechten Zeit geschlossen worden war, zeigte sich gleich nach Eröffnung des Reichstages zu Speier (25. Juni 1526). Ferdinand und die Commissäre bestanden nämlich auf ihrer Instruction und auf dem Wormser Edict. Da jedoch Ferdinand die Hülfe der protestantischen Fürsten gegen die Türken nöthig hatte, so suchte er dadurch Zeit zu gewinnen, daß er die Entscheidung hinausschob. Er benutzte zu diesem Zwecke ein aus Sevilla erlassenes Schreiben des Kaisers vom 23. März 1526, in welchem Karl bat, daß die Stände zu Speier in Religions-Sachen nichts beschließen, sondern seine Ankunft im Reiche und das von ihm und dem Papste zu berufende Concilium abwarten sollten. Die der evangelischen Lehre zugethanen Fürsten und Herren gaben während der Reichsversammlung ihre Gesinnung recht geflissentlich kund; sie ließen in ihren Wohnungen von lutherischen Geistlichen Gottesdienst und Predigt halten; sie selbst und ihre Begleiter beobachteten keinen Fasttag und hörten keine Messe. Der Reichstags-Abschied ward hierauf am 27. August in einem sehr

gemäßigten Ton abgefaßt. „Es sollte", hieß es in demselben, „innerhalb eines Jahres in Deutschland wegen der Religions-Angelegenheit entweder ein allgemeines oder doch ein National-Concilium gehalten werden und man wolle den Kaiser bitten, sich nach Deutschland zu begeben. Bis zur Berufung jenes Concils solle sich in Rücksicht des Wormser Edicts jeder Stand so gegen seine Unterthanen verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne." Die Sachen blieben also in den beiden folgenden Jahren, wie sie gewesen waren und die Zahl derer, welche in ihrem Lande reformirten, mehrte sich täglich. Selbst der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg sagte, als ihn der Landgraf von Hessen feindseliger Absichten gegen die Evangelischen beschuldigte, daß er einer Reformation der Kirche durchaus nicht abgeneigt sei.

Unter allen Unternehmungen aber, welche in diese Zeit fallen, ist keine so wichtig, als die Organisation der neuen Kirche, wie sie durch Luther und Melanchthon unter dem Schutze Johann's des Standhaften in Sachsen durchgeführt und nachher von der lutherischen Christenheit bis in den hohen Norden zum Muster genommen wurde. Nach Beseitigung des päpstlichen Ansehens, der Klöster, der Messe, des Cölibats, der lateinischen Elemente des Gottesdienstes, bedurfte der Cultus wie die Lehre, besonders aber auch die praktische Anknüpfung beider an das Leben einer durchgreifenden Umgestaltung. Hierzu war eine so schöpferische Arbeitskraft nothwendig, wie jene Männer sie entwickelten. Das Belehrende und Erbauliche, also die Predigt, erhielt eine erhöhte Bedeutung, ebenso der Volksunterricht. Entscheidend für diese Bemühungen war das Jahr 1527, in welchem die Visitation der Schulen und Kirchen in Kursachsen und Meißen durch Melanchthon ihren Anfang nahm; allerdings eine Wirksamkeit von bescheidenem Ansehen, wenn man sie mit dem königlichen und hohenpriesterlichen Prunke der Päpste vergleicht. Wir müssen uns hier mit der Angabe begnügen, daß Melanchthon eine Instruction für die Kirchenvorsteher und Pfarrherren aufsetzte, welche in einem Jahre sechsmal abgedruckt wurde. Kurz darauf (1529) erschien der größere Katechismus Luther's, der die Glaubens- und Sittenlehre umfaßt, daneben der kleinere, für Kinder bestimmte Katechismus. Im Jahr 1527 wurde auch die erste vom Papst nicht bestätigte, vielmehr durchaus auf dem Grunde der Reformation beruhende Universität gestiftet, nämlich Marburg durch Philipp den Großmüthigen von Hessen.

Nichts destoweniger fehlte wenig daran, daß 1528 ein Religions-Krieg in Deutschland ausgebrochen wäre. Der Vicekanzler des Herzogs, Georg von Sachsen, Otto von Pack, wollte, da er seines Herrn wilde Wuth gegen das Lutherthum kannte, die Heftigkeit des eben erwähnten

erst 22 Jahre alten und kriegerischen Landgrafen von Hessen benutzen, um die Sache, der er gewogen war, zur Entscheidung zu bringen. Pack war nämlich von seinem Herzoge dem Schwiegersohne desselben, Philipp von Hessen für einige Zeit überlassen worden, als dieser einen Erbschaftsstreit mit Nassau hatte und erzählte dem Landgrafen von einem furchtbaren papistischen Bündnisse, welches durch Georg's Vermittlung im Mai 1527 zu Breslau geschlossen worden wäre, als König Ferdinand von Böhmen die Huldigung Schlesiens entgegen nahm. Nachher, da Philipp seinen Schwiegervater in Dresden besuchte, zeigte Pack ihm eine mit Georg's Siegel versehene Copie dieses Bundesvertrages und verkaufte ihm auch eine vorgebliche Abschrift desselben. Dieses fürchterliche Aktenstück war aber, wie uns nach der ausführlichen und sorgfältigen Untersuchung Rommel's, des gründlichen Geschichtschreibers von Hessen, scheint, eine Erfindung. Jener Bund ist wahrscheinlich nie geschlossen worden, obwohl feststeht, daß von den Gegnern der Lutherischen Partei allerlei Dinge berathschlagt wurden, sowie daß der Kaiser und sein Bruder heftig über den Torgauer Bund erbittert waren und nicht nur bei persönlichen Zusammenkünften furchtbare Drohungen ausstießen, sondern auch mit den Fürsten ihrer Partei Theilungen und Unterdrückungen verabredeten, welche sie jedoch nicht im Einzelnen erwogen und noch weniger ausführen konnten. Philipp betrachtete gleichwohl jenen Bund als wirklich abgeschlossen und hielt die Gefahr der Unterdrückung des Evangeliums und seiner Bekenner für so dringend, daß man diejenigen, welche sich mit einander verbunden haben sollten, eiligst mit den Waffen angreifen müsse, um ihnen zuvor zu kommen.

Der Landgraf, welcher schon früher mit dem Kurfürsten von Sachsen für einen solchen Fall Abrede getroffen hatte, eilte jetzt zu demselben und verabredete mit ihm, daß sie beide ein Heer von 26,000 Mann aufstellen und eine bedeutende Summe Geldes zur Ausrüstung desselben herbeischaffen wollten. Indessen verhinderten glücklicher Weise Luther und Melanchthon durch ihre Vorstellungen bei Johann dem Beständigen, welcher ein unbedingtes Vertrauen in sie setzte, den von Philipp bereits gerüsteten Angriffskrieg. Sie schrieben ihrem Kurfürsten: „Die vom Landgrafen gemachten Anzeigen seien nicht genügend: man müsse den Angriff abwarten, den Kaiser, das Reich und den Reichstag anrufen, die verdächtigen Fürsten beschicken, allenthalben zuerst die Güte versuchen, dem Landgrafen Einhalt thun und eher mit ihm brechen, als durch einen so übereilten Schritt dem Evangelium eine solche Schande bereiten. Sie selbst würden eher des Kurfürsten Land verlassen. Krieg gewinne wenig, verliere viel und wage Alles, Sanftmuth verliere nichts" u. s. w. So entschieden hielten beide Männer am

Grundsatz des Gehorsams gegen die eingesetzte Obrigkeit und an der Meinung fest, es müsse dem Evangelium ohne das Schwert geholfen werden. In späterer Zeit, als es wirklich galt, ertheilten Luther und Melanchthon unglücklicher Weise ihren Rath in gleichem Sinne und beförderten dadurch den Untergang ihrer Partei.

Der Landgraf war der entgegengesetzten Meinung und zog mit einem ansehnlichen Heere in das Gebiet der Bischöfe von Mainz, Würzburg und Bamberg, nachdem er in einem Manifest den ganzen Plan, welcher in dem vorgeblichen Breslauer Vertrage enthalten war, enthüllt hatte. Es kam jedoch nicht zu Feindseligkeiten. Alle angeblich betheiligten Fürsten und Bischöfe, am würdigsten Philipp's alter Schwiegervater, erklärten aufs feierlichste, daß es ihnen nie eingefallen sei, Plane zu machen, wie sie Otto von Pack ihnen zugeschrieben habe. Ueberdies traten die Kurfürsten von Trier und der Pfalz als Vermittler auf. Da auch der Kurfürst von Sachsen nicht der angreifende Theil sein wollte, so wurde der Streit um Pfingsten so geschlichtet, daß der Landgraf anerkannte, er sei getäuscht worden und man habe keinen Anschlag gegen die Evangelischen gemacht. Nichts destoweniger ließ er sich von den Bischöfen von Mainz, Würzburg und Bamberg die Kosten seiner ganz unnöthig gewesenen Rüstungen ersetzen. Er nahm von jedem der beiden Ersteren 40,000 Goldgulden und von dem Letzteren 20,000 Dukaten, was sich mit dem ihm ertheilten Beinamen des Großmüthigen nicht wohl reimt. Der Kurfürst von Sachsen dagegen schlug die ihm von den Schiedsrichtern zuerkannte Entschädigung aus, weil ja die Bischöfe nichts dafür konnten, daß Philipp sich übereilt hatte (1528).

Durch diese offenbaren und, so lange die beschuldigten Fürsten keine Anstalten zu Feindseligkeiten gemacht hatten, jedenfalls unverantwortlichen Verletzungen des Landfriedens, wurden alle katholischen Fürsten erbittert. Auch würde man sich an Philipp für seine gewaltthätigen Schritte gerächt haben, wenn nicht der Kaiser in Italien und sein Bruder in Böhmen und Ungarn ihrer eigenen Heere und sogar fremder Hülfe bedurft hätten. Karl und Ferdinand betrachteten daher auch, als endlich 1529 ein neuer und durch die persönliche Anwesenheit der meisten Reichsstände sehr ansehnlicher Reichstag zu Speier gehalten wurde, die Reichshülfe gegen die Türken, welche gleich nachher Wien belagerten, als den Hauptgegenstand der Berathschlagungen, während die Mehrzahl der Stände die Religions-Angelegenheit zur Hauptsache machte. Auf diesem Reichstage zeigte es sich schon, daß mit der Veränderung der Staats-Religion nothwendigerweise auch eine Veränderung der politischen Einrichtungen verbunden sei. Bisher war nämlich auf Reichstagen nach Stimmenmehrheit entschieden worden; dies konnten jedoch die Torgauer Verbündeten nicht mehr gelten lassen, weil

man es darauf abgesehen hatte, durch den Reichstags-Abschied zwar nicht mehr, wie früher, das einmal Geschehene wieder rückgängig zu machen, wohl aber die weitere Verbreitung der Lutherischen Lehre und die weltliche Benutzung geistlicher Güter zu verhindern. Durch Mehrheit der Stimmen wurde im März 1529 zu Speier der Reichstags-Abschied so abgefaßt: „Es sollte innerhalb Jahresfrist, in Gegenwart des Kaisers, ein allgemeines oder ein National-Concilium gehalten werden; bis dahin sollten diejenigen Stände, welche das Wormser Edict befolgt hätten, auch ferner dabei verharren, diejenigen aber, in deren Ländern die neue Lehre eingeführt worden, sollten sich weiterer Neuerungen enthalten. Die neue (d. i. Zwingli'sche oder Karlstadt'sche) Lehre vom Abendmahl sollte nicht öffentlich gepredigt, die Messe nicht abgeschafft, Niemand bei Strafe des Landfriedensbruches der Religion wegen (dies galt dem Landgrafen) an seinen Gütern, Rechten und Herkommen vergewaltiget werden."

Trotz aller Vorstellungen der Evangelischen beharrte die Mehrheit auf diesem Beschlusse. Die Evangelischen ließen daher am 12. April ihre Beschwerden über das Verfahren ihrer Mitstände öffentlich vorlesen und zu den Reichs-Akten legen, und als auch dieser Schritt nichts fruchtete, reichten sie am 19. April eine Protestation gegen jenen Beschluß in aller Form ein und forderten, daß dieselbe in den Reichstags-Abschied selbst eingerückt werde. Sie beruhigten sich selbst dabei noch nicht, sondern ließen am 25. April ein förmliches Appellations-Instrument an den Kaiser, sowie an ein künftiges Concilium und an jeden verständigen und unparteiischen Richter aufsetzen und nach ihrer Abreise von Speier öffentlich bekannt machen. Nach dieser Protestation, welche auch von den mit Luther entzweiten Anhängern des schweizerischen Reformators gebilligt ward, bezeichnete man bekanntlich erst die Stände, von denen sie ausging, und sodann die Lutheraner einschließlich der Zwinglianer mit dem Namen **Protestanten**. Unterschrieben war die Akte anfangs nur von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Fürsten Wolfgang von Anhalt. Noch an demselben Tage aber traten auch 14 Reichsstädte, darunter sehr ansehnliche, wie Straßburg, Nürnberg, Ulm, Reutlingen der Protestation bei.

7. Trennung der Evangelischen in zwei Secten und Spaltung der deutschen Nation in Lutheraner und Katholiken bis auf den Religionsfrieden von 1532.

In dem Augenblicke, als die Deutschen wegen der Religion unter einander in Streit geriethen, waren auch die Schweizer nicht blos

schon ganz unter sich zerfallen, sondern sie hatten 1528 sogar gegen einander im Felde gestanden. Zwingli und seine Feunde hatten sich, wie die Wittenberger von 1519 bis 1522, anfangs mit der Predigt des Evangeliums begnügt und nur wenige Veränderungen des Aeußeren vorgenommen; erst im Jahre 1522 entzogen sie sich dem Bischof von Constanz.

Dieser hatte in den Fasten ein Mandat gegen die Neuerungen erlassen und einen Abgeordneten nach Zürich geschickt, um in Verbindung mit dem kleinen Rathe den Neuerern Einhalt zu thun, denen der große Rath gewogen war. Die vom Papste und von der Gewohnheit beherrschte Tagsatzung war längst gegen Zwingli erbittert, weil er politische und moralische Predigten hielt und auf der Kanzel heftig gegen das Reislaufen und die Politik der Kantone eiferte, welche wenige aristokratische Familien reich und mächtig machten, den Sitten des Volkes aber verderblich waren. Vom Bischof und von der Tagsatzung angegriffen, vom Züricher Volke dagegen in Schutz genommen, faßte Zwingli seine Lehre in 67 Sätze zusammen und erbot sich, dieselben in einer Disputation zu erweisen. Diese Disputation, zu welcher die Züricher eine Einladung an den Bischof und an alle Orte der Schweiz geschickt hatten, wurde im Februar 1523 gehalten. Der Bischof erschien nicht bei derselben; dagegen waren aber nahe an 300 Priester anwesend. Nachdem hierauf im Herbst noch eine zweite feierliche Disputation gehalten worden war, erklärten sich die Züricher öffentlich für die neue Lehre. Sie wurden dafür von 12 Orten mit der Ausschließung vom Bunde bedroht. Nur Schaffhausen, welches durch den Prediger Ritter schon für Zwingli's Lehre gewonnen worden war, erklärte sich günstig für die Züricher, als die andern Orte am 21. März 1524 Boten an diese schickten, um sich über den Abfall von der Religion der Väter zu beschweren. Die Letzteren tadelten besonders das Heirathen der Geistlichen und das Oeffnen der Klöster; auch Luther hatte sich bedacht, ehe er, einst ein strenger Mönch, sein Käthchen, eine ehemalige Nonne, heirathete. Zwingli machte schon vor Luther, nämlich eben im Jahre 1524, die Ehe öffentlich bekannt, welche er zwei Jahre zuvor mit der Wittwe Anna Meyer von Knonau förmlich abgeschlossen hatte.

Keine Hindernisse schreckten die Bürgerschaft von Zürich ab, noch in demselben Jahre auch den äußeren Gottesdienst zu ändern. Das Volk und der Rath handelten dabei einstimmig, obgleich das Volk den Rath beschwor, so viel wie möglich die Feindschaft mit den Eidgenossen zu vermeiden. Die Prozessionen, Wallfahrten und Bilder wurden abgeschafft, die Reliquien begraben, das Abendmahl seit 1525 in beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Feiertage zuerst auf 20 und dann blos

auf die höheren Festtage beschränkt, denjenigen Mönchen und Nonnen, welche die Klöster verlassen wollten, der Austritt gestattet, den Anderen aber ein Unterhalt angewiesen. Uebrigens wurden die Klöster in der Schweiz nicht, wie in Deutschland, ihrem Schicksal überlassen oder mit anderen Worten den Fürsten und Rittern preisgegeben, sondern in Armenanstalten, Hospitäler, öffentliche Schulen und Seminarien verwandelt und ein großer Theil ihrer Einkünfte ward zur besseren Besoldung der Prediger und Schullehrer verwendet. Dagegen verfuhr man an den Orten der Schweiz, welche den Gottesdienst umänderten, viel tumultuarischer, als die Lutheraner in Deutschland. Es erging dabei namentlich auch den Künsten sehr schlecht. Alle Bilder wurden verbrannt, die Musik aus den Kirchen verwiesen, das Orgelspiel und sogar das Läuten der Glocken bei Beerdigungen verboten. In Basel, wo man sehr viele und schöne aus Holz oder in Holz geschnittene Bilder hatte, wollte man dieselben anfangs als Brennholz unter die Bürger vertheilen; nachher errichtete man aber aus ihnen 12 hohe Haufen und verbrannte diese. Erasmus von Rotterdam, welcher bei dieser Verbrennungs-Scene anwesend war, konnte sich bei Gelegenheit derselben nicht enthalten, der armen im Bilde verbrannten Heiligen zu spotten, obgleich er sich bekanntlich von Luther trennte, um nicht der vornehmen Welt verhaßt zu werden. Er sagt in einem Briefe an Pirckheimer, es sei eine abenteuerliche und lächerliche Pöbel-Scene gewesen, nur wundere es ihn, daß sich so viele bärtige Heilige ruhig hätten verbrennen lassen; denn über die heilige Jungfrau könne er sich in dieser Hinsicht nicht verwundern, weil sie ja so sehr sanftmüthig wäre. In Bern finden wir einen geschickten Maler, der auch als Dichter ein bedeutendes Talent besaß, Manuel (zuweilen Manuel Deutsch genannt) um diese Zeit besonders thätig, dem römischen Stuhle durch sehr scharfe satirische Volkskomödien zu schaden; eine derselben wurde in der Fastenzeit öffentlich aufgeführt und mit Absingung des Bohnenliedes begleitet.

Bald erstarkte die neue schweizerische Kirche und wurde eine Ursache des Zwistes zwischen denjenigen Kantonen, welche Zwingli's Lehre annahmen und den der alten Lehre treu bleibenden, welche die Mehrzahl waren. Dies geschah zu derselben Zeit, als in Deutschland die Lutheraner vom Kaiser und von ihren katholischen Reichsgenossen politisch und polizeilich verfolgt werden sollten. Eine Verbindung der Lutheraner Deutschlands und der ursprünglich deutschen Städte der Schweiz wäre also in diesem Augenblicke höchst nützlich gewesen; allein gerade damals ward durch Karlstadt eine Todfeindschaft zwischen Luther und Zwingli herbeigeführt. Luther erklärte nämlich die Einsetzungsworte des Abendmahls wörtlich, wie die Katholiken thaten und wollte

doch sonderbarer Weise keine eigentliche Verwandlung von Brod und Wein in Fleisch und Blut (Transsubstantiation) annehmen, sondern half sich vermittelst des nichts sagenden, mystischen und kaum verständlichen Ausdruckes, wir genössen Christi Leib und Blut mit, in und unter dem Brod und Wein. Darüber gerieth er mit Karlstadt, seinem ärgsten Feinde, in einen heftigen Streit und dieser schrieb beleidigende Flugschriften gegen ihn. Die Art, wie Karlstadt die Einsetzungsworte des Abendmahls verstanden wissen wollte, war verworren und ganz unhaltbar*); allein die Gründe, welche er gegen Luther's wunderliche leibliche Gegenwart vorbrachte, leuchteten Vielen ein. Karlstadt begab sich von Wittenberg nach Orlamünde, wo er zum Pfarrer gewählt wurde und in hohem Grade das Vertrauen seiner Gemeinde gewann, ja Luther hatte, als er selbst in Orlamünde erschien, wo er seinem ehemaligen Freunde entgegenwirken wollte, in der Rathsversammlung scharfe Entgegnungen zu hören und sogar vom Volke Kränkungen zu erleiden (1524). In Sachsen freilich, wo er vor Allen mächtig war, wurde er leicht mit den „Sakramentirern" fertig; dagegen sagte die Meinung Karlstadt's den Schweizern und ihren Freunden weit mehr zu, als die Beweisführung Luther's, und Zwingli schrieb 1525 eine Schrift über das Abendmahl, in welcher er sich mit anderen und besseren Gründen, als die von Karlstadt vorgebrachten waren, gegen Luther's Lehre von der körperlichen Gegenwart Christi im Abendmahl erklärte. Zwingli nahm das Wort ist in dem Sinne von bedeutet, er suchte also nichts Mystisches in der Abendmahlsfeier, sondern erklärte sie für ein bloßes Gedächtniß des Todes Christi. Uebrigens gehört die theologische Seite dieser Angelegenheit nicht hierher; man findet aber Alles, was sich auf sie bezieht, in dem vortrefflichen und allgemein bekannten Werke Planck's über die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. Die gelehrten Theologen Straßburg's, auch Oekolampadius in Basel, nahmen sich der Meinung Zwingli's an; Luther's Schüler dagegen, vor Allen der uns schon bekannte Bugenhagen oder Pomeranus, vertheidigten die Lehre ihres Meisters. Beide Theile wurden grob und es erhob sich ein heftiger theologischer Streit, auf den wir uns hier in einer politischen Geschichte nicht näher einlassen dürfen. Nur ein Punkt ist hervorzuheben. Luther konnte es nämlich nicht vergessen, daß der Zank eben von dem wilden Schwärmer Karlstadt zuerst in das Publikum gebracht worden war und daß die Schweizer, welche sonst durchaus nicht Karlstadt's Freunde waren, sich gerade in dieser Sache desselben annahmen und Karlstadt's Behauptungen besser begründeten, als er selbst zu thun im Stande gewesen war.

*) Er erklärte: Christus habe bei den Worten „Das ist mein Leib", nicht auf das gereichte Brod, sondern auf sich gedeutet.

Bitter und unversöhnlich ward der Streit über die Abendmahls-Lehre schon im October 1525, als 14 schwäbische Geistliche eine beleidigende Schrift gegen den gelehrten und gemäßigten Oekolampadius, den Freund Reuchlin's und des Erasmus, herausgaben. Oekolampadius hatte in milder Weise sich für die Meinung Zwingli's erklärt und seine Schrift den schwäbischen Theologen mitgetheilt; diese aber, unter welchen der grobe Prediger Brenz ganz vorzugsweise gegen ihn eiferte, antworteten nicht in gleichem Ton, sondern behandelten vielmehr in einem gemeinschaftlich erlassenen Manifest den Oekolampadius als einen Sectenstifter. Eine solche Manier, nach welcher man das Uebel, statt es zu heilen, durch Schimpfen und Verketzern ärger machte, fällt, weil sie theologisch ist, bei einem systematischen Theologen wie Brenz nicht auf; dagegen ist zu verwundern, daß auch Pirckheimer, der doch sonst fein und artig zu sein pflegte, arg gegen die Schweizer loszog. Ganz anders handelten die beiden Männer, welche in Straßburg die Reformation förderten, Bucer und Capito. Diese suchten Frieden zu stiften, weil sie einsahen, wie wichtig es sei, sich nicht um unbedeutende Dinge zu zanken. Sie schrieben an Luther, daß sie zwar Karlstadt's gezwungene Auslegung der Einsetzungsworte nicht billigten, wohl aber das Andenken des Todes Christi für den einzigen und rechten Zweck des Abendmahles hielten. Auch schrieben sie nach Nürnberg, nach Augsburg und nach Nördlingen, wo von den Kanzeln herab sehr heftig über Oekolampadius und Zwingli geschimpft ward, und schickten sogar einen ihrer Collegen nach Wittenberg, um zu bewirken, daß die Sache wenigstens nur rein wissenschaftlich ausgemacht werde. Dies wollte aber Luther, welcher überall, wie auf der Wartburg, den leibhaftigen Teufel sah und nach ihm warf, durchaus nicht zugeben. Luther ertheilte dem Abgeordneten der Vermittler den kurzen schriftlichen Bescheid, eine von beiden Parteien müsse des Teufels sein, es könne also auch keine Vermittelung und kein Rath statt finden. Ebenso versicherte er im Anfange des Jahres 1526 in einem Briefe an die Reutlinger, die Lehren Karlstadt's, Zwingli's und Oekolampadius' müßten alle drei vom Teufel sein, weil jeder eine verschiedene Erklärung der Einsetzungsworte gebe und der Teufel nirgends so leicht erkannt werden könne, als an Lügen und Zwiefältigkeiten im Glauben.

Luther, Brenz, Bugenhagen und Andere fielen über Zwingli, Oekolampadius und sogar über Bucer, der doch nur vermitteln wollte, so heftig her, daß schon im Jahre 1526 die Aussöhnung unmöglich schien. In diesem Jahre gab Zwingli eine sieben Bogen starke Druckschrift über die Abendmahlslehre heraus und ward dafür, so schonend er sich auch über Luther's Person aussprach, von Luther furchtbar mitgenommen. Als daher im Jahre 1529 die Lutheraner auf dem Reichs-

iage Duldung für ihre Lehre erhielten, gab Luther seinem Kurfürsten den Rath, nichts dagegen einzuwenden, daß zugleich mit den Wiedertäufern auch die Sacramentirer, wie man Zwingli's Anhänger nannte, von dieser Duldung ausgeschlossen würden. Dies verhinderte zwar Melanchthon, der sich in des Kurfürsten Begleitung zu Speyer befand; allein auch er war doch nicht dafür, daß man, wie der Landgraf Philipp wollte, mit den Zwinglianern in nähere Verbindung trete.

Unterdessen hatten die Protestanten in Deutschland beschlossen, dem Kaiser, dessen Abreise aus Italien nach Deutschland damals schon festgesetzt war, durch drei Gesandte ihre Appellation und Protestation überreichen und bei ihm ihr Benehmen auf dem Reichstage entschuldigen zu lassen, weil sie erfahren hatten, daß der Kaiser über dasselbe sehr unwillig sei. Diese Gesandten waren der Bürgermeister zu Memmingen, Ehinger, dessen Bruder kaiserlicher Rath, zum Unglück aber bei der Ankunft der Gesandten gerade abwesend war, der Secretär des Markgrafen von Ansbach, Alexis Frauentraut, und der gelehrte Syndikus von Nürnberg, Magister Michael von Kaden, welcher viele Reisen gemacht hatte. Alle drei waren tüchtige Geschäftsmänner, aber keine Hofleute. Ihre Wahl könnte daher auffallend sein, da die Protestanten doch wußten, wie peinlich an einem spanische Hofe, unter Italienern und hochmüthigen Belgiern, auf Etikette gehalten werde und wie schwierig die Kenntniß und Beobachtung des Ceremoniels sei. Allein es lag bei jener Wahl ein guter Grund vor. Man erwartete nämlich nicht, daß den Gesandten sehr höflich begegnet würde und dies konnten sich nach der damaligen Stellung der Bürger und Städte bürgerliche Beamte allenfalls ohne Nachtheil gefallen lassen, nicht aber Fürsten und Ritter. Die Gesandten benahmen sich, soviel wir urtheilen können, in Piacenza, wo sie am 22. September mit vieler Mühe beim Kaiser Gehör fanden, fest genug, aber etwas linkisch und wurden auf schmähliche Weise grob behandelt.

Philipp von Hessen, welcher mit Recht Alles von seinem Schwerte, Nichts von den Diplomaten erwartete, hatte gleich anfangs auf keinen Erfolg jener Gesandtschaft gerechnet; dagegen ging er mit dem Gedanken um, eine Verbindung der protestantischen Schweizer und der schwäbischen Städte mit ihm und mit dem Kurfürsten von Sachsen dadurch zu Stande zu bringen, daß er mit Hülfe der Straßburger den Streit über das Abendmahl ausgleiche. Zürich hatte nämlich gegen Ferdinand von Oestreich denselben Argwohn, welchen Philipp nährte; denn die alten Kantone, mit welchen Zürich schon in offene Feindschaft gerathen war, hatten ein Schutz- und Trutzbündniß mit Ferdinand geschlossen. Außer Zürich hatten damals auch die Berner, die Baseler und die Stadt St. Gallen schon vollständig reformirt und es war schon

dahin gekommen, daß die Ersteren gegen 10,000 Mann zum Beistande der Züricher aufgeboten hatten, während andererseits das Heer der katholischen Kantone durch 1500 Walliser verstärkt worden war. Es kam jedoch nicht zum Kampfe, sondern zwei wackere Männer, der Landammann Aebli von Glarus und der Stadtmeister Sturm von Straßburg, vermittelten einen Frieden zwischen Uri, Zug, Unterwalden, Schwyz und Luzern einerseits und den protestantischen Orten andererseits. Vermöge dieses am 24. Juni 1529 geschlossenen Friedens ward der sehr feindselige Vertrag mit Ferdinand im Angesichte beider Heere zerrissen und die protestantische Verbindung der Städte Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Mühlhausen und Biel zum Schutze ihrer Religion als rechtmäßig anerkannt. Nichtsdestoweniger wurde bald nachher der Krieg unvermeidlich; denn die sehr verwickelten Verhältnisse der Schweizer Territorial-Abtheilung und Verwaltung, wie sie bis 1798 gewesen sind, machten es unmöglich, allen vorkommenden Streitigkeiten sogleich vorzubeugen, obwohl damals im ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft ein starkes Umziehen von Anhängern der beiden Religionsparteien nach den Orten stattfand, wo sie sich an die Mehrheit anschließen konnten. Unter diesen Umständen war es doppelt unglücklich, daß der Streit über die Einsetzungsworte des Abendmahls in den Jahren 1527 bis 1529 immer heftiger und bitterer geworden war.

Es erschien ungemein schwer, eine Aussöhnung zwischen den Anhängern Luther's und Zwingli's zu Stande zu bringen, seitdem die beiden Reformatoren einander persönlich angegriffen hatten. Zwingli schmähte und zankte gelinder und milder als Luther; gleichwohl warf er diesem Hochmuth, Einbildung auf Verdienste, die er nicht besitze, und Selbstruhm vor. Er wolle ihm, sagte Zwingli an einer Stelle, sein Verdienst nicht nehmen; er kränkte ihn aber bitter durch die hinzugefügten ironischen Worte: „Ich verschone dein hier, lieber Luther! treffentlich, denn du in viel Schriften, durch Sendbriefe und sonst noch viel stolzer dich gerühmt hast; darum man dich wohl sollte ausstäupen. Aber wir wollen, ob Gott will, Maaß halten und dich einen Menschen lassen bleiben, denn in der Wahrheit, so weißt du wohl, daß zu der Zeit, da du dich hervorstelltest, eine große Menge derer war, die in dem Lesen und in den Sprachen viel geschickter waren, weder du, wiewohl sie aus Furcht, und weil sie Gott nicht erweckte und männlich machte, sich nicht hervorstellten, Israel zu schirmen und wider den Goliath von Rom zu fechten." Nachdem Zwingli dann von Luther vieles Gute wegen seines Kampfes gegen das Papstthum gesagt hat, fährt er fort: „Daß du aber jetzt aus Zorn tobst, kannst du, ob Gott will, nicht leugnen, wenn du nur dein eigen Buch liesest; denn die Unzahl der Schmähungen und verkehrten Meinungen, die wir hell machen werden, kann aus Liebe

und Wohlbetrachtung nicht kommen." Da die Streitigkeit in demselben Tone von allen Anhängern Luther's und Zwingli's geführt wurde, da unzählige Flugschriften darüber erschienen, und da die Schweizer sich rühmten, in einer 1528 zu Bern gehaltenen Disputation obgesiegt zu haben, so war an eine Aussöhnung nicht zu denken, so nachdrücklich auch der Landgraf von Hessen dieselbe betrieb.

Philipp hatte ganz andere und verständigere Begriffe von Nothwehr, als Luther, Melanchthon und der phlegmatische, den Trunk liebende, sonst aber edle und standhafte Kurfürst von Sachsen, welcher ganz in der Gewalt der Theologen war, die da meinten, Gott helfe auch Denen, welche die Hände in den Schooß legen. Diese Meinung hatte Luther in Bezug auf des Kaisers Verhältniß zu dem deutschen Fürst schon zur Zeit der Torgauer Vereinigung ausgesprochen. Es heißt nämlich in einem Bedenken desselben: „Es schicke sich doch gewiß nicht, daß Jemand mit Gewalt des Kaisers Unterthanen wider den Kaiser ihren Herrn schützen sollte, so wenig es sich schicken würde, wenn der Bürgermeister von Torgau die Bürger mit Gewalt gegen den Kurfürsten von Sachsen schützen wolle. (Man sieht, Luther kannte die Bibel recht gut, aber vom Staatsrecht verstand er nichts.) Deswegen sei nichts zu thun, wenn der Kaiser sie anfallen wolle, als daß man ihm Land und Leute offen stehen und ihn mit den Seinen nach Belieben schalten lassen solle, weil er der Kaiser sei." Der Landgraf war ganz anderen Sinnes; er sah ein, daß ebenso wenig mit der Protestation und Appellation als mit der nach Italien zu sendenden Gesandtschaft etwas ausgerichtet werden könne, wenn man nicht eine Kriegsmacht in Bereitschaft halte. Er drang deshalb auf einen förmlichen Bund der Protestanten zur Behauptung ihrer Protestation. Der Kaiser hatte im Februar 1529 wegen der Pack'schen Händel sehr drohend an den Landgrafen geschrieben und dem Reichs-Regiment strenge Befehle ertheilt; dieses aber hatte den Gesandten der Straßburger vom Reichsrathe ausgeschlossen und schon vor der Protestation und Appellation ein Verbot erlassen, den Gottesdienst zu besuchen, welchen die evangelischen Fürsten in ihren Herbergen halten ließen. Dessen ungeachtet gelang es dem Landgrafen endlich, die protestirenden Stände zu einem Bunde zu bewegen, dessen Zweck die Beschützung ihrer Protestation und Appellation war. Schon im Juni 1529 ward in Gegenwart von Gesandten des Landgrafen von Hessen, des Kurfürsten von Sachsen, des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und der Städte Nürnberg, Straßburg und Ulm zu Rodach im Koburgischen eine Verbindung zur Vertheidigung ihres Glaubens gegen Jedermann außer dem Kaiser verabredet und eine allgemeine Versammlung nach Schwabach ausgeschrieben, um dieselbe zu

schließen. Gerade jetzt aber zeigte es sich, wie verderblich der Zank und Streit der beiden Reformatoren über das Abendmahl ihren Anhängern werden könne. Luther hatte nämlich seinem Kurfürsten vor einer Verbindung mit Ulm, Basel und Straßburg Angst gemacht, weil in diesen Städten eine ihm nicht einleuchtende Ansicht des Abendmahls gepredigt wurde; auch erinnerte er daran, daß diese Städte, wie der Landgraf selbst, gegen Stifter und Klöster Gewalt geübt hätten; wenn sie nun künftig desgleichen thäten, so würde man ihnen als Verbündeter beistehen müssen. Der Kurfürst beschloß, behutsam zu verfahren, und trug dem Luther auf, eine Glaubensformel, die sogenannten 17 Schwabacher Artikel, zu entwerfen, deren Unterschrift dann von allen Verbündeten gefordert werden solle. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Landgraf, wie sein Biograph Rommel urkundlich nachgewiesen hat, wahrhaft groß und edel. Er schrieb dem zagenden und zaudernden Kurfürsten: „Er sei Willens, mit ihm Leib und Gut an die Behauptung des Evangeliums zu setzen; aber die Zeit sei gekommen, wo er wissen müsse, wessen er sich zu dem Anderen zu vertrösten hätte. Ob sich der Kurfürst wehren wolle oder nicht, möge er ihm unumwunden, nicht durch höfliche Antworten seiner Schreiber melden. Wenn Alles nichts helfe, wenn Niemand sich wehre und einer ewigen Leibeigenschaft entziehen wolle, so sei dies eine Plage von Gott über die verzagten Deutschen."

Der Landgraf war im Grunde der Meinung der Schweizer; er hielt es aber nicht der Mühe werth, darüber mit Luther zu brechen, sondern ließ die Sache gehen. Er hoffte sogar die beiden heftigen Reformatoren zu einer versöhnenden Ausgleichung ihrer Meinungen bewegen zu können. Daß Philipp dies bei zwei Theologen für möglich hielt, die sich vier Jahre lang gezankt und geschimpft hatten, darf uns nicht auffallen. Glaubte er ja doch auch einem Fürsten, wie Karl V. war, seine gemüthlichen Religions-Ueberzeugungen empfehlen zu können! Das Letztere hatte er durch ein dem Syndikus von Kaden mitgegebenes, in Sammt gebundenes und durch Goldschnitt verziertes Büchlein versucht. Dieses Büchlein, welches der ebenso eifrige als theologisch gelehrte Landgraf selbst verfaßt hatte, war in französischer Sprache geschrieben, die derselbe jedoch, wie er selbst dem Kaiser später sagte, nur wenig verstand. Die Spanier hatten übrigens diesen Versuch, dem Kaiser die neue Lehre zu erklären, sehr übel genommen, weil sie die Sache so ansahen, als wenn Philipp den jungen Kaiser im Glauben irre machen wolle, und der arme Syndikus von Kaden war wegen der Ueberreichung jenes Schriftchens kriminell verfolgt worden.

Philipp lud die beiden streitenden Reformatoren, Luther und Zwingli, zu einem Gespräche nach Marburg ein, wo er kürzlich eine Universität

gegründet hatte und wo sie als Gäste des Landgrafen sich mit einander freundlich über die Verschiedenheit ihrer Erklärung der biblischen Lehren überhaupt, nicht blos der Abendmahlslehre, verständigen sollten. Die Schweizer folgten der von Philipp in freundlichen Briefen vorgetragenen Einladung gern und willig, die Wittenberger zögernd und unter vielen Winkelzügen. Zwingli reiste, von einem Züricher Rathsherrn begleitet, im September 1529 ab, in Straßburg vereinigten sich Oekolampadius, Bucer, Hedio und der Stadtmeister Sturm mit ihm, und sie Alle wurden aufs feierlichste und ehrenvollste nach Marburg geleitet und dort eingeholt. Leider trafen gleich darauf auch die Helden eines blinden Lutherthums, Brenz aus Schwäbisch-Hall und Osiander aus Nürnberg, ein, neben welchen dann noch sechs andere Stützen der Lutherischen Orthodoxie erschienen. Viele Andere wurden abgewiesen. Luther selbst, welcher 1521 als demüthiger Mönch und armer Sünder vor der Wormser Reichsversammlung gestanden hatte, trat in Marburg schon trotzig als ein zweiter Papst auf. Er erlaubte nicht, daß der arme von Ort zu Ort getriebene und verfolgte Schwärmer Karlstadt in Marburg erscheinen durfte. Karlstadt bat schriftlich den Landgrafen um Erlaubniß, nach Marburg kommen zu dürfen, Luther aber, an welchen dieser sein Gesuch wies, schlug dasselbe ab.

Die Marburger Disputation, welche in den drei ersten Tagen des Oktober 1529 gehalten wurde, war erfolglos, obgleich man über 14 Artikel einig ward. Sie war allerdings feierlich und durch die übergroße Zahl von Zuhörern glänzend; allein je mehr sie dies war und je rührender Zwingli bat, man möge sich doch, da man über 14 Artikel ganz einverstanden sei, nicht über den 15. anfeinden, desto steifer blieb Luther, während der arme Melanchthon wie begossen dastand und still schwieg. Die Zeloten des Lutherthums wurden in demselben Grade, als sie ihr Unrecht fühlten, erbitterter gegen ihre Gegner und gegen Zwingli, der sie mit Thränen beschwor, nicht Haß, sondern Liebe zu predigen. Auf alle Mahnungen, seine Ansicht über die Gegenwart Christi im Abendmahl aus der Bibel zu erweisen, erwiderte Luther mit den Worten: „Das ist mein Leib," die er sogar vor sich auf den Tisch geschrieben hatte; auch wies er die Hand zurück, die ihm Zwingli unter Thränen anbot. Man trennte sich, als der Landgraf sah, daß nichts auszurichten sei, unter dem Vorwande einer herrschenden ansteckenden Krankheit sehr schnell. Das einzige Ergebniß, welches erlangt wurde, bestand darin, daß die 14 Marburger Artikel von den Deutschen und Schweizern, d. h. von Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Osiander, Brenz, Oekolampadius, Zwingli, Bucer und Hedio unterzeichnet wurden. In Rücksicht der Abendmahls-Lehre oder eigentlich der unsinnigen Lehre von der Ubiquität, d. h. der an allen Orten, wo das Abendmahl

gereicht wird, stattfindenden Gegenwart des Leibes Christi ward Folgendes beigefügt: „Wiewohl wir uns, ob der ware leib und blut Christi leiblich im brott und wein sei, dieser Zeit nicht vergleicht haben, so soll doch ein Theil gegenn den andern christliche Liebe, so für Jedes gewissenn immer leideun kann, ertzeigen, unndt bede theil Gott dem Allmechtigen vleissigk bittenn, daß er uns durch seinen gaist den rechten verstandt bestettigen wolle. Amen."

Wie wenig es mit dieser Erklärung ernst gemeint war, zeigte sich gleich darauf, als am 16. Oktober 1529 in Schwabach der zu Rodach verabredete förmliche Bund geschlossen werden sollte. Man verlangte dort, daß die 17 von Luther aufgesetzten Punkte welche die Schwabacher oder nachher die Torgauer Artikel hießen, als das Schiboleth aller derer, die in den Bund aufgenommen werden wollten, gelten und von ihnen unterzeichnet werden sollten. Dazu hatten die Abgeordneten der beargwohnten Städte keine Vollmacht. Man trennte sich also, ohne den Bund förmlich abzuschließen, und verschob die weitere Unterhandlung auf eine neue in Schmalkalden zu haltende Versammlung. Diese fand dann am 29. November 1529 zwar statt, und es wurde in ihr auch zwischen dem Kurfürsten, dem Landgrafen, dem Herzoge von Lüneburg, dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, den Grafen von Wertheim, Mansfeld und Fürstenberg und den Deputirten der Städte Straßburg, Nürnberg, Constanz, Ulm, Reutlingen, Memmingen, Heilbronn, Lindau und Kempten ein Bund verabredet; zum Abschluß kam es aber nicht, weil der Kurfürst, von seinen Theologen gedrängt, auf der vorläufigen Unterschreibung der Schwabacher Artikel oder mit anderen Worten auf der Anerkennung der von Luther behaupteten Ubiquität des Leibes Christi bestand. Man verabredete daher eine neue Zusammenkunft in Nürnberg. Diese ward auch am 6. Januar 1530 gehalten; allein die Gesandten der Städte Straßburg, Ulm, Constanz, Lindau und Memmingen erschienen auf derselben nicht, weil sie die Schwabacher Artikel nicht anerkennen wollten. Zwei andere Städte dagegen, Reutlingen und Heilbronn, stimmten diesen Artikeln schriftlich bei.

Es war damals die höchste Zeit, daß man Anstalt machte, sich gegen die Folgen der engen Verbindung zu rüsten, welche der Papst und der Kaiser so eben gegen den Protestantismus geschlossen hatten. Der Kaiser hatte die Gesandten der Protestanten dem Hohn und Spott und sogar der Mißhandlung der Italiener, Spanier und fanatischen Belgier seiner Umgebung preisgegeben und sie so unfreundlich behandelt, daß sie bei Nacht und Nebel entweichen mußten. Er hatte sogar einen von ihnen, den Herrn von Kaden, der ihm das oben erwähnte geschriebene Büchlein des Landgrafen Philipp überreichen sollte, fest-

nehmen lassen und dieser hatte froh sein müssen, daß er mit einer kurzen Haft davon kam. Er hatte endlich im Januar von Bologna aus einen in Augsburg zu haltenden Reichstag, dem er in Person beiwohnen wollte, ausgeschrieben, in seinem Einladungsschreiben aber, welches in freundlichen Ausdrücken abgefaßt war, weder des Wormser Edicts noch der Protestation in Speier auch nur mit einem Worte gedacht. Die Absichten des Kaisers mußten also den Deutschen höchst verdächtig sein.

Der Augsburger Reichstag war auf den 8. April 1530 ausgeschrieben. Der Kurfürst von Sachsen, den das kaiserliche Schreiben in den dringendsten Ausdrücken zu persönlichem Erscheinen verpflichtet hatte, traf am 2. Mai, der Landgraf von Hessen am 12. Mai, der Kaiser selbst erst am 15. Juni in Augsburg ein. Der Letztere hatte am 8. April von Mantua aus noch einmal geschrieben, daß er gewiß eintreffen werde, und war über Trident, Innsbruck und München langsam nach Augsburg gereist, hatte aber zwei seiner Hofleute vorausgeschickt, um die Protestanten einzuschüchtern. Da es darauf ankam, von der neuen Lehre Rechenschaft zu geben, so war man von Seiten der Protestanten nicht nur Willens, die Schwabacher oder Torgauer Artikel als Inbegriff derselben gelten zu lassen, sondern der Kurfürst hatte sich auch von Melanchthon, Justus Jonas und Spalatinus begleiten lassen und Johann Agricola war im Gefolge des Grafen von Mansfeld nach Augsburg gekommen. Luther selbst sollte sich, damit er von einem nicht allzu entlegenen Orte aus Rath ertheilen könne, in Koburg aufhalten. Des Kaisers Absicht, den Protestanten bange zu machen, schlug fehl; denn Johann der Beständige war nicht der Mann, der, wenn es die Religion galt, sich einschüchtern ließ. Auch Luther zeigte eine bewunderungswürdige Ruhe. Der Kaiser, der am 15. Juni einzog, lud gleich nach seiner Ankunft in Augsburg die Fürsten wiederholt und noch in der Nacht auf den 16. Juni zu der an diesem Tage zu haltenden Frohnleichnams-Procession ein. Diese Zumuthung regte den Markgrafen Georg von Brandenburg so heftig auf, daß er in des Kaisers Gegenwart ausrief: lieber, als daß er Gott und das Evangelium so verläugne, wolle er sich den Kopf abhauen lassen; worauf Karl, der sonst bei diesen Verhandlungen nie das Wort nahm, in seinem niederländischen Deutsch erwidert haben soll: „Löver Fürst, nit Kopp ab." Nicht minder beweist die Antwort aber, welche die Protestanten ihm in der Frühe durch den Kurprinzen Johann Friedrich von Sachsen überbringen ließen, daß unsere Fürsten damals noch wahr, offen, dreist und derb waren, wie ihr Volk. Sie lautete: „Dergleichen gottlose und offenbarlich mit Gottes Wort und Christi Befehlen streitende Menschensatzungen sind wir so gar nicht gemeint durch unsere Zustimmung zu verstärken und einzuführen, daß wir vielmehr ohne Bedenken einstimmig uns erklären,

34*

daß solche ungereimte, gottlose menschliche Anordnungen gänzlich aus der Kirche abzuschaffen und zu vertilgen seien, damit nicht die andern noch gesunden und reinen Glieder der Kirche mit eben dem tödtlichen und schädlichen Gifte angesteckt werden."

So ungnädig sich der Kaiser den Protestanten bewies, und so deutlich er merken ließ, daß er in Deutschland gern ebenso, wie in Spanien und Italien verfahren möchte, so sah er doch ein, daß seine Mittel dazu nicht ausreichten, und daß die katholischen Stände mehr bösen Willen als Macht hatten. Er verstellte sich deshalb um so mehr, als er nicht nur seinen Bruder zum römischen König wollte erwählen lassen, sondern auch von den Protestanten Beistand gegen die Türken erwartete. Er willigte ein, daß auf dem Reichstage zuerst über die Religions-Angelegenheiten berathschlagt und daß das Glaubensbekenntniß der Protestanten nicht nur ihm vorgelegt, sondern sogar am 25. Juni dem Reichstage im Kapellenzimmer des bischöflichen Hofes durch den sächsischen Kanzler Bayer in deutscher Sprache vorgelesen würde; es gereicht dem Kurfürsten von Sachsen zu besonderer Ehre, daß er von dem Kaiser ausdrücklich begehrte, die Vorlesung solle in deutscher Sprache stattfinden, da man auf deutschem Grund und Boden sei. Dem Glauben des Kaisers konnte der Vortrag unmöglich gefährlich sein, wie die Spanier von dem Büchlein des Landgrafen Philipp befürchtet hatten; Karl's Sinn war weltlich und seine Politik nichts weniger als biblisch. Auch verstand er sehr wenig deutsch. Doch hatte er während der Vorlesung des deutsch geschriebenen Glaubensbekenntnisses eine lateinische Uebersetzung desselben in der Hand und ließ sich nachher auch noch eine französische Uebersetzung machen. Uebrigens wurden dem Reichstage nicht die von Luther verfaßten Torgauer Artikel, sondern eine von Melanchthon gemachte vortreffliche Bearbeitung derselben vorgelesen doch hatte Luther sie vorher durchgelesen und erklärt, sie gefalle ihm fast wohl und er wisse nichts daran zu bessern, noch zu ändern, auch würde sich's nicht schicken, da er nicht so leise auftreten könne. Diese unter dem Namen der **Augsburgischen Confession** berühmte Schrift ist schon wegen ihrer Einleitung ein Meisterstück deutscher Beredsamkeit. Melanchthon zeigte sich überall als einen Mann, welcher würdig war, den Gott der Liebe zu predigen, während seine Gegner den rächenden, donnernden, zornigen Jehovah der Juden verkündigten. Er war einerseits fromm wie Luther, ohne zu schimpfen und zu schmähen, und andererseits fein und grundgelehrt, wie Erasmus, ohne ein Achselträger zu sein. Luther bewundert in mehreren Briefen jene Arbeit seines Freundes, wie sie jeder bewundern wird, der sich in den Geist einer noch ganz päpstlichen Zeit zu versetzen im Stande ist. Betrübend ist es, daß Luther sich in Betreff dieser Bekenntnißschrift nicht

entschließen konnte, die Doctrin seiner Schule dem Frieden zu opfern. Dies wünschten der Landgraf und die Straßburger; leider war aber Luther nicht dazu zu bewegen, er, der sich in dieser Zeit größer und muthiger als je und durchaus als einen kräftigen Mann zeigte, dessen Worte Schwerter waren, und der einen Melanchthon, Jonas, Brenz und Schnepf, welche mehr als der Kurfürst zagten, in jedem Briefe beschämte. Die Straßburger hätten die Augsburger Confession unterschrieben, wenn nur in ihr nicht die Lutherische Abendmahlslehre so hart ausgesprochen gewesen wäre, daß man daran deutlich die Absicht erkannte, die Schweizer und ihre Freunde von der Duldung, welche die Protestanten erstrebten, auszuschließen. Straßburg sah sich daher nebst drei anderen deutschen Städten, Constanz, Memmingen und Lindau, genöthigt, eine besondere, in lateinischer und deutscher Sprache geschriebene Confession zu übergeben, welche von Bucer und Capito aufgesetzt worden war und den Namen der vierstädtischen Confession (Confessio Tetrapolitana) führt. Diese Schrift wich nur in Betreff des Abendmahls von Luther's Torgauer Artikeln ab, und zwar, wie man aus dem 18. Artikel derselben sieht, in so geringem Grade, daß Luther's Lehre sehr leicht damit hätte vereinigt werden können*). Uebrigens wurde Melanchthons Arbeit einer Commission von 19 katholischen Theologen zur Widerlegung übergeben, und diese, oder vielmehr zwei von ihnen allein, Eck und Cochläus, setzten eine Gegenschrift auf, welche aber so schimpfend und schlecht war, daß der Kaiser selbst befahl, sie solle umgearbeitet werden. In ihrer erneuten Gestalt kam nun die Widerlegung (Confutation) am 3. August in derselben Weise zum Vortrag, wie früher die protestantische Bekenntnißschrift. Sie wurde den Gegnern nicht abschriftlich mitgetheilt; wohl aber setzte Melanch-

*) Dieser Artikel lautet: „Von dem heiligen Sakrament des Leibes und Blutes Christi wird bei uns gelehrt und gepredigt, wie das von den Evangelisten und Paulo vorgeschrieben und von den heiligen Vätern gehalten, auch der Gemeinde Gottes am nützlichsten und heilsamsten ist. Nämlich, daß der Herr, wie in seinem letzten Nachtmahl, also auch heutiges Tages seinen Jüngern und Gläubigen, wenn sie solches sein heiliges halten, laut seiner Worte in diesem Sacrament seinen wahren Leib und wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken gibt zur Speise ihrer Seele und ewigen Leben, daß sie in ihm und er in ihnen bleibe, daher sie denn auch am jüngsten Tage durch ihn zur Unsterblichkeit und ewigen Seligkeit auferweckt werden. Man weiset auch das Volk besonderes Fleißes von allem Zank und unnöthigen und fürwitzigen Disputiren in diesem Handel zu demjenigen, was allein nutzet und auch von unserm Herrn zu solcher Sache allein gemeint und bedacht ist, daß wir nämlich durch ihn selbst gespeiset, also durch und in ihm leben, eines gottgefälligen heiligen und ewigen Lebens, und seien daher unter uns ein Brod und ein Leib, die wir alle eines Brodes im heiligen Nachtmahle theilhaftig werden."

thon auf den Grund genommener Notizen eine Vertheidigung (Apologie) der Confession auf.

Der schwache Kurfürst von Sachsen wollte die Sache den Theologen anheimgeben; Landgraf Philipp dagegen, welcher immer bereit war, zum Schwert zu greifen, sah ganz gut ein, daß man mit dem Kardinal Campeggio, durch welchen Karl inspirirt wurde, sowie mit den Bischöfen, mit dem Kanzler Granvella, mit Eck, Cochläus und Consorten am besten fertig werden könne, wenn man jeden Augenblick im Stande sei zuzuschlagen. Er ermunterte den Kurfürsten zur Festigkeit, als dieser nur an Unterhandeln statt an Widerstand dachte. Den zankenden Bischöfen erklärte Philipp kurzweg und vor allen Leuten: „Ihr Herren, macht Friede, wir begehren's; thut ihr's nicht und ich muß hinunter, so will ich gewiß einen oder zwei von den Eurigen mitnehmen." Der Kaiser war mit den bayrischen Fürsten, besonders mit Herzog Wilhelm, trotz der Uebereinstimmung in Religionssachen aus politischen Gründen gespannt, namentlich weil der Letztere sich zugleich mit König Ferdinand um die böhmische Krone beworben hatte. Karl versuchte auch deßhalb Alles, um ebenso den Landgrafen durch die Aussicht auf Ehre und Vortheil an sich zu ziehen, wie er den thörichten Pfalzgrafen Friedrich, den nachherigen Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, welcher Vorsitzer des Reichstags war, sein ganzes Leben lang durch Heirathsversprechungen kirrte. Philipp gab aber die berühmte Antwort: in den besten Jahren seines Alters fliehe er nicht die Freude, noch die Gunst der Großen, aber den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe er die Gnade Gottes vor. Als nach Verlesung der Confutation der Kaiser nicht undeutlich zu verstehen gab, daß die Protestanten ihre Religions-Sache seiner Entscheidung überlassen möchten, sah Philipp, daß seines Bleibens in Augsburg nicht länger sei. Er reiste am 6. August in aller Stille nach Hause und ließ den Kurfürsten mit seinen etwas verzagten Theologen Melanchthon, Jonas und Brenz in Augsburg zurück. Der Kaiser erschrak darüber heftig und ließ jetzt die Thore von Augsburg durch seine Söldner besetzen; dies konnte ihm aber wenig nützen, da die Seele jedes Widerstandes im Freien war.

Nach des Landgrafen Entfernung hatten der Kurfürst und seine Theologen viel zu leiden und selbst Melanchthon würde in Betreff vieler wesentlichen Punkte nachgegeben haben. Dem widersprachen jedoch die sächsischen Staatsmänner, besonders der Kanzler Brück; gegen die Herstellung der bischöflichen Autorität, welcher Melanchthon nicht abgeneigt schien, wehrten sich die Reichsstädte. Vor allen aber blieb Luther unerschütterlich und schrieb von Koburg aus an den Kurfürsten Trost- und Ermahnungsbriefe, welche eine bewunderungswürdige Ruhe, Energie und aller Welt trotzende Festigkeit zeigen. Diese Briefe Luther's sind

Meisterstücke einer Beredsamkeit des Herzens und eines Eifers für christliche Freiheit, eines Vertrauens auf Gott, auf Wahrheit und Recht, welche unsere Zeit weder kennt noch duldet. Auch die ganz eigenthümliche Invective und Derbheit der Beredsamkeit des Herzens in diesen Briefen wird bei uns als der guten Lebensart entgegengesetzt gescholten. Luther theilte, sobald es auf den Glauben ankam, weder des Kurfürsten Ehrfurcht gegen den Kaiser, noch die Besorgniß der sonst ganz wackeren Theologen desselben in Bezug auf das, was da kommen soll, noch ihre Bangigkeit vor des Kaisers Ungnade, welche dieser den Kurfürsten sehr peinlich empfinden ließ, noch fürchtete er die Folgen der Rachsucht der Bischöfe. Er richtete die schwachen Theologen auf und vertraute auf die göttliche Kraft der Wahrheit, vermöge deren er dem Kaiser, dem Papste, dem Kardinal und den Bischöfen ebenso, wie Christus den Pharisäern und Schriftgelehrten, Trotz bot. Er schrieb seinem Kurfürsten unter Anderem: „Ich kann wohl achten, daß Kaiser und Reich unser Bekenntniß nicht annehmen werden, habe deß' auch gar keine Hoffnung, daß wir der Lehre sollten eins werden; denn ihr Ding kann das Licht nicht so leiden, und sie sind überdem so durchverbittert und entbrannt, daß sie lieber in die ewige Glut der Hölle führen, wenn sie da für ihnen offen stünde, ehe denn sie uns wichen und ihre Weisheit lassen sollten. Das müssen wir lassen gehen und geschehen u. s. w." Welche Freiheit der Rede übrigens deutsche Fürsten damals noch ertragen konnten oder mußten und was man ungescheut drucken lassen durfte, das wollen wir durch eine Stelle deutlich machen, die aus einem Briefe genommen ist, welchen Luther um jene Zeit in der Form einer Auslegung des zweiten Psalms an den Kurfürsten Albrecht von Mainz schrieb. In diesem Briefe, welchen Luther nachher auch im Druck herausgab und der sich in der Hallischen Ausgabe seiner Werke findet, heißt es: „Es soll in eine Historie geschrieben werden, daß der Papst eine solche Verdammung evangelischer Lehren vom Reichstage öffentlich und unverschämt verlangen darf, als wären eitel Klöße in Deutschland und auf dem Reichstage eitel Affen, dazu alle Fürsten, die es mittreiben, daß sie bei unsern Nachkommen ein ewiger Stank sein sollen, dafür man ausspeien müsse. Aber der Teufel suchet damit ein Anderes. Wollte Gott, daß unsere Herren alle wohl darauf gedacht hätten! Wir Deutsche hören nicht auf, dem Papste und seinen Wälschen zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn die Deutschen in einander fielen, das möchte den Papst, das Florenzische Früchtlein (Clemens VII.), fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnte und sagen: Da ihr deutschen Bestien wolltet mich nicht zum Papst haben, so habt das. Ich bin kein Prophet, aber ich bitt' euch, ihr Herren alle, sehet euch vor und

lasset euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit dem Papste und mit den Seinigen handelt, sondern mit lauter Teufeln; denn es sind lauter Teufels Tücken dahinter. Das weiß ich, Gott helfe euch, daß zum Frieden Alles gerathe. Amen!"

Der eigentliche Plan des Kaisers war durch des Landgrafen Entfernung vereitelt; denn dieser rüstete im Stillen einen Widerstand, dem weder der Kaiser noch die katholischen Stände gewachsen sein konnten. Philipp schloß sogar eine innige Verbindung mit Zürich, während die Theologen zu Augsburg über einen Vergleich disputirten, den nur ein gutmüthiger Schwabe, wie Melanchthon, für möglich halten konnte. Selbst dem Kurfürsten von Sachsen verging darüber die Geduld. Er harrte zwar bis zum 20. September aus, dann aber wollte er nicht länger bleiben und nur mit vieler Mühe brachte ihn der Kaiser dazu, daß er bis zum 22. September verweilte, um den Bescheid anzuhören, den der Kaiser im Reichstags-Abschied den Protestanten wegen der Religion zu ertheilen Willens sei. Dieser Bescheid war einer Kriegserklärung ähnlich und wurde von dem fanatischen Joachim I. von Brandenburg im Namen des Kaisers auf die härteste Weise angekündigt. Man wolle, hieß es, bis zum 15. April des folgenden Jahres die Protestanten in Ruhe lassen, wenn diese in der Zwischenzeit alle Neuerungen einstellten, keine neuen Schriften in Glaubenssachen drucken ließen, keine fremden Unterthanen zu ihrer Secte zögen oder in ihren Ländern schützten, ihren eigenen Unterthanen die Ausübung des katholischen Gottesdienstes verstatteten und in Verbindung mit Kaiser und Reich die Sakramentirer und Wiedertäufer unterdrückten. Als einziges Zugeständniß ward ein Concilium in Aussicht gestellt, von welchem unter den damaligen Umständen durchaus nichts zu erwarten war. Joachim setzte aus eigener Eingebung noch Drohungen, sowie die Forderung der Restitution der Klöster und Stifter hinzu und erklärte, im Weigerungsfalle würden er und seine Glaubensgenossen im Bunde mit dem Kaiser Gut und Blut gegen Sachsen und dessen Mitverwandte daran setzen. Diese Heftigkeit ward von den anderen katholischen Fürsten mißbilligt, welche mehr von Philipp und vom Kurfürsten zu fürchten hatten, als diese von ihnen. Der sächsische Kanzler hörte Alles an und antwortete ruhig, der Kurfürst schwieg und blieb in seinem Phlegma, weil sein Kurprinz schon längst nach Hause zurückgekehrt war und er folglich nichts mehr zu fürchten hatte. Unmittelbar darauf reiste der Kurfürst ab und der Kaiser konnte eben so wenig dies verhindern, als daß der Kurfürst von der Wahl Ferdinand's zum römischen König nichts wissen wollte. Karl's Erbitterung gegen die Protestanten war daher so groß, daß er dem Landgrafen die erwünschte Gelegenheit gab, seine Glaubensgenossen endlich zu einer

politischen Verbindung, wie er sie wünschte, zu bringen; denn Philipp sah wohl ein, daß es auf Gewalt abgesehen sei. Die katholischen Herren wünschten gar sehr, die Protestanten unterdrückt zu sehen; sie wollten es aber dem Kaiser allein überlassen, die Gefahr zu übernehmen und dieser war für sich allein nicht mächtig genug. Es blieb also vorerst bei Drohungen; die härtesten wurden gegen die vier Städte, welche eine besondere Bekenntnißschrift eingeliefert hatten, in einer Entgegnung ausgesprochen, die am 17. October zum Vortrag kam.

Nach der Abreise des Kurfürsten, welcher Bevollmächtigte und Theologen zurückgelassen hatte, suchte der Kaiser noch einmal die Protestanten einzuschrecken. Er ließ am Ende des October alle zu Augsburg anwesenden Gesandten der Reichsstädte in den Fürstenrath rufen, ihnen den Religions-Artikel des künftigen Reichstags-Abschied, der dem Kurfürsten mitgetheilt worden war, vorlegen und sie zu einer Erklärung über denselben auffordern. Als sie sich eine Bedenkzeit ausbaten, sagte man ihnen geradezu, daß der Kaiser entschlossen sei, den im Reiche entstandenen Irrthum gegen den heiligen Glauben, was es auch kosten möge, auszurotten und dazu jedes Mittel, das in seiner Hand sei, zu gebrauchen. Die Sache ward freilich durch alles dies nicht anders; denn alles sollte vorerst bis zum April 1531 so bleiben, wie es war. Geschreckt wurden daher die evangelischen Stände nicht; sie wurden vielmehr ernstlich erinnert, sich zu rüsten. Auch reiste die ganze sächsische Gesandtschaft ab, ehe der Reichstags-Abschied bekannt gemacht worden war. Dies geschah am 22. November 1530, und zwar in solchen Ausdrücken, daß die Protestanten ganz gerechtfertigt schienen, als sie gleich darauf Anstalt machten, um sich im Nothfall gegen Kaiser und Reich ihrer Haut wehren zu können, so ungern auch Luther seine Zustimmung dazu gab. In dem Reichstags-Abschiede ward nämlich jede Abweichung vom römischen Glauben verdammt, das Glaubensbekenntniß der Protestanten nebst den von ihnen vorgenommenen Neuerungen verworfen und geschmäht und der ganz bestimmte Befehl gegeben, daß sogleich Alles ohne Ausnahme in seinen alten Zustand zurückgeführt werden solle. Im Falle des Ungehorsams aber wurde aufs bestimmteste die schwerste kaiserliche Ahndung angedroht.

Es schien damals, als wenn ein Krieg bevorstände, weil der Kaiser mit Zurückweisung aller dagegen erhobenen Einwendungen unter dem Beistande des Papstes seinen Plan durchsetzte, das deutsche Reich auf dieselbe Weise, wie die Capetinger in Frankreich gethan hatten, in seiner Familie erblich zu machen und das republikanische Reichs-Regiment durch einen römischen König zu verdrängen. Die Einsetzung eines mit entschiedenem Ansehen ausgestatteten Stellvertreters war allerdings unumgänglich nöthig. Während des Reichstages zu Augsburg

hatte Karl seinen Bruder Ferdinand auf offenem Felde bei dem Schloß Wellenburg mit den deutschen Erbländern belehnt (5. September 1530) und nun traf er die Verabredung, daß derselbe am 29. December zum römischen König erwählt werden sollte, und zwar nicht in dem ungehorsamen Frankfurt (wo überdies eine Epidemie herrschte), sondern in Köln. Er gewann für diesen Plan die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz durch große Geldsummen; den Kurfürsten von Sachsen aber lud er zur Erwählung Ferdinand's anfangs gar nicht ein, und als dies später geschah und der Kurfürst sich gegen die Wahl erklärte, ward der gegen ihn ausgeschriebene päpstliche Bann zum Vorwande genommen, um ihn ausschließen zu können. Landgraf Philipp war jedoch unaufhörlich thätig, und bewog, während der sächsische Kurprinz im December 1530 in Köln gegen die vorzunehmende Wahl Ferdinand's protestirte, den schläfrigen Vater desselben zu einem in Schmalkalden, wo man schon früher sich besprochen hatte, abzuhaltenden Congreß; denn selbst Luther hatte um diese Zeit endlich in seiner Schrift: „Warnung an die lieben Deutschen" erklärt, daß er jetzt über den Begriff der Nothwehr anders denke als vorher. Der Kurfürst von Sachsen entbot also die protestantischen Fürsten und Städte auf den 22. December nach Schmalkalden. Dort fand sich außerdem zunächst der Landgraf ein, welcher am 1. December für den Fall eines Angriffes sein besonderes Bündniß mit Zürich, Basel und Straßburg geschlossen hatte. Außerdem erschienen zu Schmalkalden Herzog Ernst von Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, von denen der Letztere zugleich eine Vollmacht des Herzogs Philipp von Braunschweig-Grubenhagen hatte, in eigener Person; Georg von Brandenburg aber und die Städte Straßburg, Nürnberg, Constanz, Ulm, Bremen, Reutlingen, Heilbronn, Memmingen, Lindau, Kempten, Isny, Biberach, Windsheim, Weißenburg im Nordgau und Magdeburg schickten Gesandte. Die Herbeiziehung der vier Städte, welche des Irrglaubens in der Lehre vom Abendmahl beschuldigt wurden, hatte Landgraf Philipp von Hessen bewirkt. Uebrigens erscheint Bremen damals zum ersten Male unter den freien Städten. Diese Anmaaßung des reichsstädtischen Rechtes konnte der Erzbischof Christoph von Bremen, ein Bruder des wilden und in Betreff des Glaubens und der Moral ganz gleichgültigen Herzogs Heinrich von Braunschweig, nicht hindern, weil er verarmt war.

Die Absicht des Schmalkaldischen Congresses war eine Verabredung wegen des gemeinschaftlichen Widerstandes gegen die Wahl Ferdinand's zum römischen Könige, welche gerade damals von den Feinden der Protestanten in Köln vorgenommen werden sollte. Ein förmliches Bündniß ward vorerst nicht abgeschlossen. Auch die nöthigen Rüstungen

verabredete man nicht, weil viele Städte und einige Herren vorgaben, daß sie keine Instructionen hätten; man setzte daher eine neue Versammlung an, welche im Februar 1531 zu Schmalkalden gehalten werden sollte. Dagegen kam man auf der ersten über verschiedene Schritte überein. Man verabredete eine Erklärung über die Religions-Sache und über die Wahl Ferdinand's, und es wurde am 31. December nicht nur eine Protestation gegen diese Wahl von allen Anwesenden unterschrieben und nach Köln geschickt, sondern auch durch ein anderes Schreiben der Kaiser ersucht, daß er dem Reichs-Fiskal und dem Reichs-Kammergerichte verbieten möge, Processe in Religions-Sachen gegen die Protestanten anzunehmen. Außerdem ward beschlossen, daß eine neue allgemeine protestantische Kirchenordnung gemacht und eine Protestation gegen den letzten Reichstags-Abschied, sowie eine Vertheidigung der protestantischen Grundsätze aufgestellt werden sollte, um dieselben nicht allein dem Kaiser und dem Reichs-Kammergericht, sondern auch allen fremden Mächten, besonders den Königen von Frankreich und England, mitzutheilen. Endlich sollte auch ein Concilium, auf welchem der Papst die bisherigen Anmaaßungen nicht üben dürfe, gefordert werden.

Der Kaiser nahm weder auf die Protestation, welche der Kurprinz von Sachsen in Köln persönlich eingelegt hatte, noch auf die Vorstellungen der zu Schmalkalden versammelten Reichsstände die geringste Rücksicht. Er hatte sich von Augsburg nach Köln begeben, um dort seinen Bruder Ferdinand zum römischen König erwählen zu lassen; diese Wahl fand wirklich am 5. Januar 1531 statt und am 11. Januar wurde Ferdinand in Aachen feierlich gekrönt. Nachdem dies geschehen war, reiste Karl nach Brüssel, wo er dann seine Schwester Maria, die verwittwete Königin von Ungarn, an die Stelle seiner verstorbenen Tante Margaretha zur Statthalterin der Niederlande einsetzte. Sein Bruder blieb als Regent in Deutschland zurück. Beide hatten vorher in den Niederlanden ein Heer geworben, welches nach dem Dafürhalten Einiger gegen die Türken, nach der Meinung Anderer zur Wiedereinsetzung von Karl's Schwager, Christian II. von Dänemark, bestimmt war, von welchem aber Viele behaupteten, man wolle mit demselben die Ausführung des Augsburger Reichstags-Abschieds militärisch durchsetzen. Der Kaiser hatte jedoch zum Kriegführen in Deutschland kein Geld und seine Verbündeten, die Katholiken, mußten, wenn sie sich regten, Alles von dem raschen Landgrafen von Hessen befürchten.

Landgraf Philipp und der Kurfürst von Sachsen hielten im Februar 1531 den verabredeten Congreß zu Schmalkalden. Hier wurde dann endlich am 27. Februar ein förmliches Bündniß auf sechs Jahre abgeschlossen, um sich, wenn einer der Verbündeten wegen der Religion angegriffen werden sollte, mit gemeinschaftlichen Kräften zu vertheidi-

gen. Dieser Schmalkaldische Bund ward anfangs von sechs Fürsten, zwei Grafen und 11 Städten und nachher von sieben Fürsten, zwei Grafen und 24 Städten geschlossen. Zu den nachträglich beigetretenen Städten gehörte auch Frankfurt, weil der Kaiser verschmäht hatte, in dieser von ihm für ketzerisch erklärten Stadt die römische Königswahl halten zu lassen, wie das Gesetz forderte. In Folge des Schmalkaldischen Bundes war Deutschland fortan in zwei einander feindliche Theile gespalten, von welchen der eine dem andern stets mißtraute, ihn ängstlich beobachtete und im Begriff war, über ihn herzufallen. Zu Oberhauptleuten des Bundes wurden vorerst der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ernannt, und ihnen ward ein Kriegsrath beigegeben, welcher nach Ehre und Gewissen die von den Einzelnen zu stellende Kriegshülfe bestimmen und über die Verwendung derselben entscheiden sollte. Die eine Hälfte aller Lasten sollte von den Fürsten, die andere von den Städten übernommen werden; dagegen erhielten die Letzteren von den 9 Stimmen im Rath, welche anfangs beschlossen wurden, vier und von den späteren 13 sechs. Die Leitung der Dinge wäre unstreitig besser gewesen, wenn sie dem Landgrafen allein übertragen worden wäre; denn der Kurfürst von Sachsen baute in einer Angelegenheit, die jetzt ganz allein der weltlichen Macht und Klugheit anheim gefallen war, zu viel auf besondere göttliche Hülfe und folgte zu blindlings seinen Theologen, welche auf gleiche Weise wie die päpstlichen dafür hielten, daß jeder, der anders glaube als sie, von Gottes Hülfe ausgeschlossen sei und folglich auch von ihrem Bunde fern gehalten werden müsse. Der Kurfürst bestand aus diesem Grunde darauf, daß die oben genannten vier Städte vom Bunde ausgeschlossen bleiben sollten, wenn sie nicht die Augsburgische Confession annähmen. Er allein war Schuld daran, daß, als die Verbündeten im Jahre 1531 sich wieder in Frankfurt versammelten und die früheren Beschlüsse bestätigten, die protestantischen Eidgenossen nicht durch ein enges Band mit den deutschen Protestanten verbunden wurden. Auf dieser Versammlung ließ der Kurfürst die Ansicht aussprechen, „da die Eidgenossen in der Lehre vom Abendmahl abwichen, so könne er keine Verbindung mit ihnen eingehen; auf ihre weltliche Macht müsse man nicht sehen; denn die heilige Schrift verkünde denen, welche sich auf solche Stützen verließen, einen unglücklichen Ausgang."

Die Anstalten der Protestanten verfehlten, als man sah, daß es Ernst sei, ihren Zweck nicht; denn der Kaiser und sein Bruder waren auf einen deutschen Krieg nicht gefaßt; Baiern wollte gar nichts von einem solchen Kriege hören und conspirirte mit den Franzosen und mit derjenigen Partei in Ungarn, welche dem König Ferdinand gegenüber stand. Ja am 24. October schlossen die baierischen Fürsten mit den

Verbündeten von Schmalkalden, ihren entschiedensten Gegnern in Kirchensachen, ein förmliches Bündniß, die deutsche Freiheit gegen die Wahl des neuen römischen Königs aufrecht zu erhalten. Ludwig V. von der Pfalz aber und Albrecht von Mainz hatten schon lange vor der Frankfurter Versammlung mit Philipp von Hessen und Johann von Sachsen vermittelnd unterhandelt. Nach jener Versammlung billigte der Kaiser Ludwig's und Albrecht's Bemühungen und ging auf die Sache ein. Zu einem Reichstage kam es nicht, weil die Protestanten nur über politische Punkte, nicht über religiöse eine Vermittelung zulassen wollten; es ward jedoch das ganze Jahr hindurch unterhandelt. Im December fand eine neue Versammlung der protestantischen Verbündeten statt. Auf dieser wurde das Bundeswesen vollends geordnet, die Städte Goslar und Eimbeck ebenso, wie vorher Eßlingen, in den Bund aufgenommen, ferner der Kurfürst und der Landgraf als Häupter desselben anerkannt. Hierauf eilte der Pfalzgraf Friedrich, welcher immer ein Werkzeug und Spielzeug von Karl's Politik war, selbst nach Brüssel und setzte hier durch seinen Bericht den Kaiser so in Schrecken, daß derselbe gestand, er sehe die Nothwendigkeit ein, mit den Protestanten eine Abkunft zu treffen, um nicht zwischen ihnen und den Türken in die Klemme zu gerathen. Als Karl nachher im Januar 1532 durch Deutschland reiste, gab er zu Mainz den beiden vermittelnden Kurfürsten solche Vollmachten, daß sie, wenigstens vorerst, die Protestanten beruhigen konnten. Der Landgraf, dem es Luther sehr übel nahm, daß er auch die vier Städte, welche von den 15 Artikeln seines Glaubensbekenntnisses nur 14 unterschreiben wollten, in den Bund zugelassen hatte, leitete die Unterhandlungen als wahrhaftiger Staatsmann. Er brachte es auch endlich dahin, daß man schon im Mai zu Schweinfurt die Hauptpunkte der Aussöhnung ausmachen konnte. Luther, der damals zur Nachgiebigkeit rieth, hatte dabei noch einen Grund edlerer Art, als die Abneigung gegen Aufnahme von Zwinglianern; die Verabredungen mit dem Ausland und die gefährliche Anlehnung an Frankreich, deren die Schmalkaldner ebenso wie die Herzoge von Baiern sich schuldig machten, waren seinem vaterländischen Sinne zuwider.

Im Jahre 1532 starb Kurfürst Johann der Beständige zu Wittenberg, am 16. August, sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich übernahm die Leitung der Unterhandlungen. Zur schnelleren Beendigung derselben trug es nicht wenig bei, daß Baiern mit den Franzosen in Verbindung getreten war. Es konnten die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz, welche zu Schweinfurt mit dem Landgrafen von Hessen und dem Kurprinzen von Sachsen unterhandelten, leicht eine Uebereinkunft zu Stande bringen, durch welche der Kaiser im Grunde nur auf höchstens ein Jahr sich verbindlich machte. Der Name

des Friedensstifters, welchen Ludwig von der Pfalz wegen dieses am 23. Juli zu Nürnberg von beiden Parteien unterzeichneten Friedens erhielt, war also wohlfeil erworben. Der Kaiser bestätigte die getroffene Uebereinkunft und machte sie, ohne vorher den Papst oder die Stände darüber zu befragen, am 2. und 3. August 1532 zu Nürnberg bekannt. Diese Uebereinkunft, welche den Namen des ersten oder des Nürnberger Religionsfriedens trägt, hat dazu gedient, den Frieden zwischen beiden Bekenntnissen bis 1544 nothdürftig zu erhalten; da aber das in der Uebereinkunft binnen Jahresfrist in Aussicht gestellte Concilium nicht zu Stande kam, so nahmen Haß und Feindseligkeit von Jahr zu Jahr zu. Eine unbeschreibliche Wuth über den Nürnberger Frieden bewiesen Kurfürst Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, der römische König Ferdinand und der Papst; aber auch der Landgraf von Hessen sprach sich aufs Heftigste gegen den „löcherigen" Vertrag aus und erklärte dem Kurfürsten noch kurz vor dessen Tod, auf Luthers Bedenken in dieser Sache halte er gar nichts und Melanchthon habe sich schon zu Augsburg offenkundig zaghaft erwiesen; auch hielt er drei Wochen lang mit seiner Unterschrift zurück. Der Hauptinhalt des Vertrages war das Versprechen, daß bis zur Abhaltung eines Conciliums oder bis zu einem neuen Reichstags-Abschiede keine Partei die andere wegen des Glaubens vergewaltigen, und daß alle fiscalischen und anderen Processe, welche den Glauben berührten, eingestellt werden sollten. —

In der Schweiz war es damals zwischen den Anhängern der päpstlichen Religion und den rein Evangelischen schon zum offenen Kriege gekommen, weil sich nach dem Frieden, welcher von dem Straßburger Stadtmeister zwischen Zürich und den katholischen Kantonen vermittelt worden war, neue Streitigkeiten erhoben hatten. Die Züricher hatten sich mit dem Landgrafen von Hessen verbündet; sie hatten ferner in St. Gallen nach Entfernung des Abtes das neue Kirchenwesen und eine weltliche Verwaltung eingerichtet. Die Berner hatten nicht nur im Waadtlande, welches damals noch nicht zu Bern gehörte, predigen lassen, sondern sie hatten auch die Genfer, welche noch unter dem Herzoge von Savoyen standen, insgeheim gegen diesen und den Bischof unterstützt. Auch Neufchatel war von den Bernern bekehrt worden. Im Kanton Solothurn hatte Berthold Haller eine bedeutende Zahl von Gemeinden für die neue Lehre und für die mit ihr verbundenen Veränderungen der äußeren Zustände gewonnen, während die Stadt Solothurn selbst größtentheils der alten Lehre treu blieb. Auch in Sargans, im Thurgau, in Baden und noch in anderen gemeinschaftlich regierten Gegenden, sowie in den Städten Kaiserstuhl und Zurzach waren Lehre und Cultus geändert worden. Der Abfall vieler Orte

von der alten Kirche that den Kantonen politisch Eintrag; denn nach den Verhältnissen und Einrichtungen der Schweiz führte jede Veränderung in Religions-Sachen auch politische Veränderungen herbei.

Hierüber beschwerten sich Luzern, Zug und die drei Urkantone, und als sie kein Gehör fanden und man vielmehr beschloß, ihnen die Zufuhr von Wein, Korn, Salz und Eisen abzuschneiden, stellten sie im Nachsommer 1531 ein Heer ins Feld, um die durch Zürich ihrem politischen Einflusse entzogenen Orte wieder zu besetzen. Zürich bot hierauf seinen Landsturm auf, suchte aber zu seinem Unglück bald ein Treffen zu liefern, ohne vorher heranziehende Hülfe erwartet zu haben. Auf diese Weise traf am 12. Oktober 1531 das aus 8000 Mann bestehende Heer der vier kleinen Kantone und der Luzerner bei **Kappel** auf die vom Ersteigen des Albis ermüdeten Züricher, während die Berner Truppen noch zögernd bei Lenzburg standen. Es stürzten sich nämlich einige hundert Mann der katholischen Kantone, welchen alsdann die übrigen folgten, wüthend auf die Züricher, deren Hauptheer zu spät und zu ermüdet den Albis heraufkam, und es entspann sich darauf ein blutiges Treffen, in welchem die Letzteren nach einem heftigen Gefechte geschlagen wurden und 510 Mann verloren. Die von fanatischen Geistlichen erbitterten Sieger benahmen sich nach der Schlacht so unbarmherzig, daß sie die feindlichen Verwundeten, wenn sie nicht beichten wollten, ermordeten. Auch den Reformator Zwingli ließen sie im Tode für dasjenige büßen, was er im Leben gesündigt haben sollte. Er war mit dem Heere der Züricher als Prediger ausgezogen, hatte sich aber im Augenblick der Gefahr mit in die Reihen gestellt und war von einem Unterwaldner getödtet worden, da er sich weigerte, die heilige Jungfrau anzurufen. Sein Leichnam wurde vom Henker geviertheilt und nachher verbrannt, die Asche aber unter die Asche von verbrannten Thieren gemischt.

Nach der Schlacht bei Kappel halfen zwar die Berner und andere Verbündeten den Zürichern, aber ohne Nachdruck. Man vergalt hie und da die von den Feinden erlittene Verheerung mit Verheerung; die Uebermacht war und blieb jedoch bei denen, welche bei Kappel gesiegt hatten. Diese hielt nämlich ihr Fanatismus enge verbunden und außerdem bestand ihr Heer zum Theil aus Miethlingen, welche in den französischen und italienischen Kriegen geübt worden waren, während die Evangelischen unter sich uneinig waren und keinen Fanatismus hatten. Durch eine neue Niederlage, welche die Verbündeten der Züricher bei Menzingen am 21. Oktober erlitten, und durch die Weigerung der Berner, ihr Heer in die Ferne zu senden, wurde das Landvolk der Evangelischen gänzlich entmuthigt und diese ließen sich deshalb die Vermittelung der Abgeordneten von Frankreich, Savoyen, Hoch-

berg-Röteln, Neuenburg, Glarus, Freiburg und Appenzell gern gefallen. Am 16. November 1531 kam zu Dietikon bei Baar ein Friede zu Stande, den man in mehrfacher Beziehung mit dem Nürnberger Religionsfrieden vergleichen kann. Dieser Friede wurde anfangs blos mit dem Heere der Züricher ausgemacht oder eigentlich demselben von dem Heere der fünf Orte vorgeschrieben. Der Landschreiber von Schwyz hatte denselben zu Papier gebracht und als die Gesandten der Stadt Zürich eintrafen, wurden nur noch einige Zusätze gemacht, worauf dann am 24. November der Friedensvertrag zwischen Bern und Zürich auf der einen und den fünf Orten auf der anderen Seite zu Häglingen unterschrieben ward. Dieser Vertrag gab den katholischen Kantonen das Uebergewicht in der Eidgenossenschaft. Sie durften die freien Aemter Bremgarten und Mellingen strafen; die Berner aber mußten den Schaden, den sie gethan hatten, ersetzen und nebst den Zürichern 5000 Kronen für die Kriegskosten zahlen. Basel mußte seine Aufnahme in diesen Frieden mit 1000 Gulden bezahlen. Die Solothurner bewiesen bei dieser Gelegenheit auf eine originelle Weise ihre Liebe zum Geld; da sie nämlich den Bernern Hülfe geschickt hatten, so forderten die fünf Orte, um dies an ihnen zu rächen, entweder die Bezahlung von 1000 Goldgulden Bußgeld oder die Rückkehr zur katholischen Kirche, und 34 Gemeinden, welche seit 1523 protestantisch gewesen waren, wählten das Letztere. Auch der Abt von St. Gallen wurde seitdem in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Die Ausbreitung der evangelischen Lehre blieb nicht blos in den gemeinschaftlichen Amtsbezirken für immer gehemmt, sondern die Katholiken durften es auch wagen, ihre Art des Gottesdienstes in verschiedenen Theilen derselben mit Gewalt wieder einzuführen.

SBN614496

Biblioteca Nazionale V. E. III. NAPOLI

Inhalt des neunten Bandes.

Geschichte der neueren Zeit.

Seite

I. Die Hauptstaaten Europas beim Eintritte des sechszehnten Jahrhunderts 3

I. Italien bis auf die Zeit des Einfalles der Franzosen unter Karl VIII.

1. Venedig um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts . . 5
2. Italien um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts . . 13
3. Italien in der Zeit von 1464 bis 1476 21
4. Italien vom Jahre 1477 an bis zum Zuge Karl's VIII. . 33

II. Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Frankreich, Deutschland und die Niederlande vom Tode Ludwigs XI. an bis zum Tode des letzten Herzogs der Bretagne 57
2. Frankreich, Deutschland und die Niederlande unmittelbar nach dem Tode des letzten Herzogs der Bretagne 75
3. Karl VIII. von Frankreich und Maximilian I. von Deutschland in den Jahren 1490 bis 1493 84
4. Verhältnisse, welche mit Karl's VIII. Zug nach Italien in unmittelbarer Beziehung stehen 97
5. Karl's VIII. Zug nach Italien 104
6. Neapel nach dem Abzuge Karl's VIII. 116
7. Florenz zur Zeit Savonarola's 121
8. Savonarola und die Familie Borgia 125
9. Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Castilien 129
10. Ludwig XII. von Frankreich und sein Zug gegen Mailand . 137
11. Eroberungskrieg der Franzosen und Spanier gegen Neapel . 147
13. Letzte Zeit Alexanders VI. und Cäsar Borgia's und Ausgang des Krieges der Franzosen und Spanier in Italien . 155

III. Deutschland, Spanien und Italien vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts bis auf Maximilian's I. Tod.

1. Deutsche Angelegenheiten unter Maximilian I. bis zum Jahre 1504 161
2. Portugal; die Umsegelung der Südspitze Afrika's 167
3. Entdeckung von Amerika, Christoph Columbus . . . 170
4. Portugal unter König Emanuel dem Großen; Eroberungen in Indien 184
5. Spanien, Italien und Deutschland bis auf den Frieden von Blois 188
6. Geschichte der Zeit von dem Frieden von Blois bis zur Ligue von Cambray 197
7. Von dem durch die Ligue von Cambray veranlaßten Kriege bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen 212
8. Franz I. von Frankreich bis zum Frieden von Noyon . . 260
9. Spanien vom Tode der Isabella bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen 273
10. Spanien und die Niederlande in der ersten Zeit Karl's V. . 278

II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

I. Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Italien in der ersten Zeit der Reformation.

1. Politische Angelegenheiten Deutschlands in den letzten Jahren Maximilian's I. . . . 287
2. Geschichte des Herzogs Ulrich von Würtemberg bis zum Jahre 1519 300
3. Die Hildesheimische Stiftsfehde . . . 309
4. Reuchlin und Ulrich von Hutten und ihre Freunde im Kampfe mit Barbarei, Unwissenheit und Fanatismus . . . 312
5. Reformations-Angelegenheit bis zur Ankunft Karl's V. in Deutschland . . . 334
6. Karl V. in der ersten Zeit nach seiner Erwählung zum deutschen Kaiser . . . 353
7. Karl V. und die Reformation bis zum Schlusse des Wormser Reichstages . . . 362
8. Verhältnisse Karl's V. zu Frankreich, England und Italien bis zum Ende des Jahres 1522 . . . 374
9. Der Aufstand der castilianischen Städte gegen König Karl I. (V.) 387
10. Kriege Karl's V. und Franz I. von 1523 bis 1529 . . . 392

II. Litteratur und Bildung der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

1. Einleitende Bemerkungen . . . 414
2. Italienische Litteratur.
   - a. Poesie . . . 415
   - b. Lionardo da Vinci, Rafael, Michel Angelo . . . 427
   - c. Geschichte . . . 432
3. Deutsche Litteratur und Bildung . . . 443
4. Uebergang des klassischen Studiums von Italien nach Frankreich und erste Schritte zu einer neuen französischen Nationallitteratur
   - a. Allgemeines . . . 459
   - b. Studium des Alterthums vor Franz I. . . . 460
   - c. Großartige Anstalten des Königs Franz I. zur Reform aller Studien . . . 462
   - d. Erste Schritte zur Vermischung der alterthümlichen Bildung mit echt französischen nationalen Elementen . . . 468

III. Deutsche Angelegenheiten vom Wormser Reichstag bis zum ersten Religionsfrieden (1532).

1. Einleitung. Der Friede von Cambray und die italienischen Verhältnisse im Jahre 1529 . . . 473
2. Spaltung der heftigen und der gemäßigten Anhänger Luther's und Krieg der Ritterschaft mit den Fürsten oder Sickingische Fehde . . . 481
3. Der Bauernkrieg . . . 490
4. Fortschritte der Reformation. Thomas Münzer und die Schwärmer in Thüringen . . . 499
5. Zwingli's erstes Auftreten . . . 509
6. Gang der Reformation in Deutschland von 1524 bis auf den Reichstag zu Speier (1529) . . . 511
7. Trennung der Evangelischen in zwei Secten und Spaltung der deutschen Nation in Lutheraner und Katholiken bis auf den Religionsfrieden von 1532 . . . 520

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google